ORPHEUS

musikalisches

TASCHENBUCH

für das Jahr

1840

herausgegeben

von

AUGUST SCHMIDT

Erster Jahrgang

Eigenthum der Verleger.
Eingetragen in den Vereins-Archiv.

WIEN
bey Franz Riedl's Wittwe's Sohn
Leipzig bey Liebeskind.

(1
351 1

Ihrer

kaiserlich königlichen Hoheit,

der durchlauchtigsten

Frau Frau Erzherzogin

SOPHIE

in tiefster Ehrfurcht

geweiht

vom

Verleger.

Goethe-Schiller-
Archiv

Vom Himmel ſprüht ein kalter Regenſchauer,
Ein gäher Reif bedeckt das grüne Thal;
Die Roſe ſenkt den Kelch mit ſtummer Trauer,
Und harrt voll Sehnſucht auf den Morgenſtrahl.
Da glänzt die Sonne von der Alpenfirne,
Und blau, und ſüdlich warm wird rings die Luft,
Und dankbar ſchickt dem hohen Tagsgeſtirne
Die fromme Roſe ihren ſüßen Duft.

Die Nacht iſt finſter; Wetterwolken jagen
Geſpenſtern ähnlich durch die ſtille Nacht,
Und ſcheu beginnt die Nachtigall zu klagen:
„Die Angſt hat meine Kehle rauh gemacht.“

Da naht der Mond den dunklen Waldesräumen,
Da ſingt wie neubelebt die Nachtigall
Ein Lied ſo ſüß, wie nur in ſchönen Träumen
Vom Paradies herüberklingt der Schall.

Die Perle ſchläft in ihrer Muſchelwiege,
Die Flut des Meeres thürmt ſich Bergen gleich,
Daß Niemand ahnt, daß hier verborgen liege
Ein Kleinod, werth ein halbes Kaiſerreich.
Da kommt ein Taucher raſch herangezogen,
Und raubt, vom Senkblei tief hinabgedrückt,
Mit kühner Hand das ſchönſte Kind der Wogen,
Das nun den Schwanenhals der Fürſtin ſchmückt.

Sprich hohe Frau, soll ich die Rose nennen,
Die Nachtigall, das bleiche Muschelkind?
Auch ohne Dolmetsch wirst Du leicht erkennen,
Daß sie die Töchter einer Mutter sind.
Die Mutter ist die Kunst; in süßen Tönen,
In Farben klopft sie an das Menschenherz,
Und zeigt ihm ernst das Ideal des Schönen,
Und weis't den Staubgebornen himmelwärts.

Doch will am höchsten sie den Geist erheben,
So öffnet sie die Muschel: Fantasie,
Und hohe Worte der Begeist'rung beben
Wie Perlen hin in schöner Harmonie. —

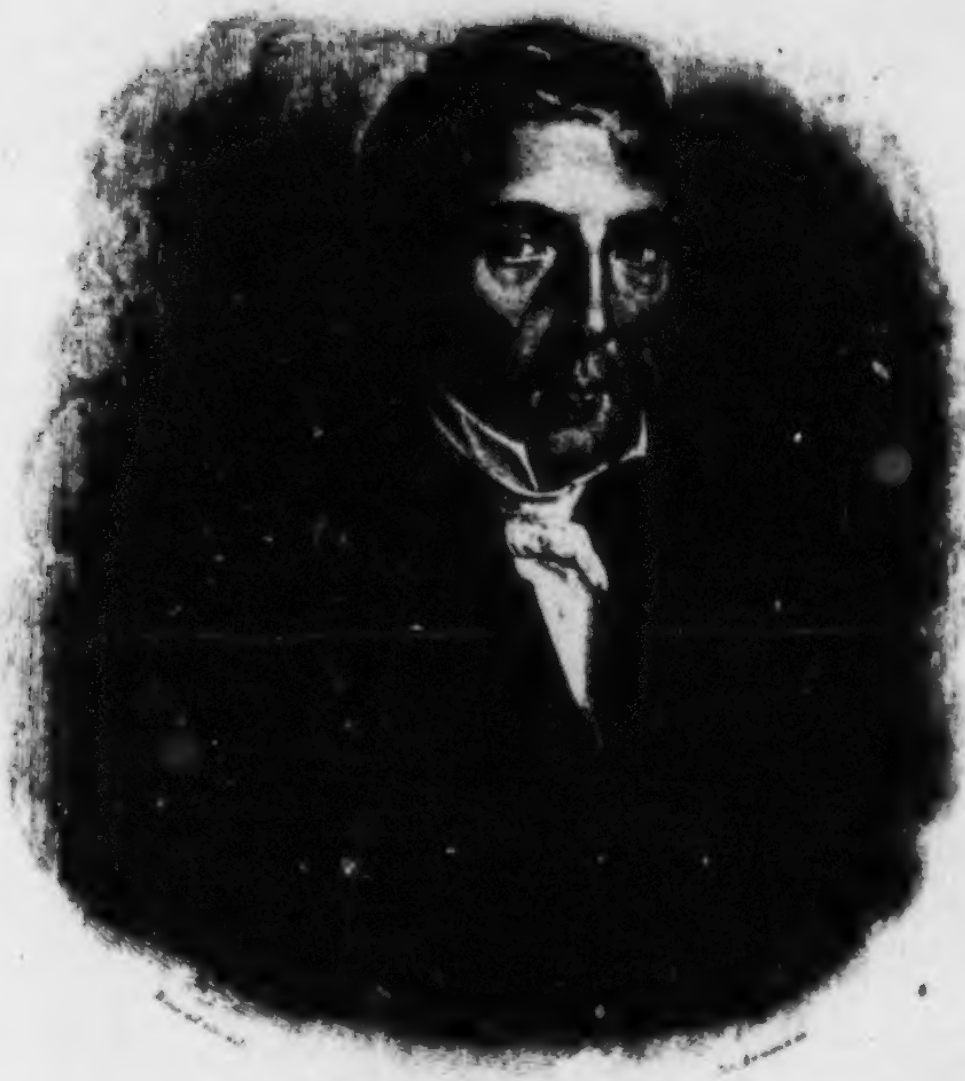
Doch ohne Heimat wird die Kunſt verderben,
Auf Heimatloſen liegt des Himmels Fluch;
Sie muß ſich wo das Bürgerrecht erwerben
Durch eines hohen Gönners Gnadenſpruch.

D'rum, hohe Frau, entſchuld'ge mild die Bitte,
Mit der die Kunſt ſich Deinem Schutz empfiehlt;
Iſt's doch des Epheu's weltbekannte Sitte,
Daß er ſich gern in Eichennähe fühlt.
D'rum woll' ihr gnädig Deinen Schirm verleihen,
Dann findet ſie die liebe Heimat hier,
Dann wird ſie jeder Richtung nach gedeihen,
Denn Sonne, Mond und Taucher warſt Du ihr.

ORPHEUS.

Der Mann, der nicht Muſik hat in ihm ſelbſt,
Den nicht die Eintracht ſüßer Töne rührt,
Taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücken,
Die Regung ſeines Sinn's iſt dumpf wie Nacht,
Sein Trachten düſter wie der Erebus;
Trau' keinem Solchen! —

W. Shakspear. „Marchand of Venice."



Louis Spohr

Louis Spohr.

Biographische Skizze.

Louis Spohr, churfürstlicher Hofkapellmeister zu Kassel, Ritter des hessischen Löwenordens, Doktor der Tonkunst ꝛc., der größte deutsche Violinspieler des letzten Jahrhunderts, einer der ausgezeichnetsten und originellsten Komponisten, ward zu Seesen im Braunschweigischen den 5. April 1784 — nicht 1783, wie allgemein angegeben wird — geboren, und ist der Sohn eines Arztes. Nur das ausgezeichnete Talent, das Spohr schon als Knabe für die Tonkunst offenbarte, bewog den für die Zukunft seines Kindes besorgten Vater zu der Erlaubniß, die freie Kunst zu seinem eigentlichsten Berufe wählen zu dürfen, ohne jedoch die übrige gründliche scientifische Bildung zu vernachlässigen. Hierin liegt auch der Grund der hohen, geistigen Ueberlegenheit, welche Spohr über so viele seiner Mitgenossen erhebt. Sein erster Lehrer im Violinspiele war Maucourt. Die Entwicklung seines Talentes ging so rasch von Statten, daß er in Bälde als Kammermusikus in der Kapelle des Herzogs von Braunschweig angestellt wurde. Ein paar Jahre später reis'te er mit seinem zweiten Lehrer, dem berühmten Violinspieler Eck, in fremde Lande, und besuchte auf diesem Ausfluge Rußland. Erst im Jahre 1804 machte er seine erste, selbstständige Kunstreise durch Deutschland, und erwarb sich damals schon den Beifall und die Bewunderung aller Kunstverständigen. Im Jahre 1805 brachte ihm sein bedeutender Ruf die Anstellung als herzoglicher Konzertmeister zu Gotha. Er komponirte zu jener Zeit mehre Konzerte für die Violine und Klarinette (letztere namentlich für seinen Freund Hermstedt), Quartetten, Quintetten, Duo's für die Vio-

Der Mann, der nicht Muſik hat in ihm ſelbſt,
Den nicht die Eintracht ſüßer Töne rührt,
Taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücken,
Die Regung ſeines Sinn's iſt dumpf wie Nacht,
Sein Trachten düſter wie der Erebus;
Traun' ſeinem Weichen! —

W. Shakespear. „Marchand of Venice."

line, Variationen, Sonaten und Potpourri's mit Begleitung der Harfe, einige Ouverturen, eine Sammlung wundervoller Lieder mit Klavierbegleitung, das große Oratorium: „das jüngste Gericht" und die Oper: „der Zweikampf der Geliebten." Er verheirathete sich mit der genialen Schülerin des berühmten Harfenisten Backofen, der liebenswürdigen Dorette Schindler, Tochter eines gothaischen Kammermusikus, welche ihn später auf allen seinen Reisen begleitete und seine Lorbeern theilte. Sie war eine der gefeiertesten Harfenspielerinnen, und in spätern Tagen, als sie sich während ihres Aufenthaltes zu London durch die Behandlung einer neuen Erhardischen Harfe, à double main, zu stark angegriffen fühlte, um dieses Instrument ohne Gefahr für ihre Gesundheit fortwährend handhaben zu können, eine geschätzte Klaviervirtuosin. Leider starb sie am 10. November 1831, beweint von ihrem trostlosen Gatten, und von aller Welt als Weib und Künstlerin gepriesen und betrauert.

Im Jahre 1813 wurde Spohr als Kapellmeister bei dem Theater an der Wien, in der alten Kaiserstadt an der Donau, angestellt und erweckte in seinen Konzerten, während des Kongresses im Jahre 1814, allgemeine Sensation unter dem musikalischen Publikum, welche selbst der berühmte Violinheros Rode nicht zu beschränken vermochte. In diesem Jahre schrieb Spohr auch seinen genialen „Faust," seine erste Sinfonie und das Oratorium: „das befreite Deutschland." Im Jahre 1817 durchzog er mit seiner Gattin, als musikalischer Triumphator, den Garten von Europa, das warme Italien. Nach seiner Rückkehr wurde er als Musikdirektor bei dem Theater in Frankfurt a. M. angestellt, welche Anstellung er aber 1819 niederlegte und nach England reiste. Der große Deutsche wurde in London im vollen Sinne des Wortes vergöttert, und der Zudrang zu seinen Konzerten blieb trotz der selbst für England enormen Eintrittspreise fortwährend ein uner-

hörter. Eben so glänzend wurde er bei dem Hofe zu St. James aufgenommen; aber trotz aller lockenden Anerbietungen trieb ihn die Heimatsliebe auf das Festland zurück. Hier privatisirte Spohr einen Winter in Dresden, und ging dann nach Kassel, um in seinen dermaligen Wirkungskreis zu treten. In dieser Periode schrieb er seine schönsten und herrlichsten Instrumentalstücke, klassische Konzerte für die Violine — darunter vorzüglich das Konzert, in Form einer Gesangsszene, das berühmte Notturno, das Sonett, das Doppelquartett, Meisterwerke genannt zu werden verdienen, — ferner die Musik zu »Macbeth," die prachtvolle Sinfonie: »die Weihe der Töne" und die Oper: »Zemire und Azor," voll des tiefsten, rührendsten Ausdruckes. Das grünste Blatt in seinem reichen Lorbeerkranze wand ihm aber die Oper: »Jessonda," in welcher sich seine edle Manier am gediegensten aussprach. Minder gefielen „der Berggeist" und „Peter von Abano", welche letztere Oper, nach unserem Wissen, nur in Kassel gegeben wurde, so wie wir auch den »Alchymisten" nur in dem 1832 erschienenen Klavierauszuge kennen. Für die Kirche komponirte Spohr unter vielen andern, eine sehr schwer ausführbare Vokalmesse, das unvergleichlich schöne Oratorium: „die letzten Dinge" (1826), welches an mehren Orten, vorzüglich in Düsseldorf, mit unendlichem Beifalle gegeben wurde; »das jüngste Gericht" (1812), »des Heilands letzte Stunde" (1834), und das »Vater unser" für Männerstimmen (1838). Als Violinspieler dürfte der geniale Meister durch die beispiellose Reinheit, Fertigkeit, Bestimmtheit und Sicherheit seines Spieles, durch die wahrhaft wunderbare Kraft und Seele seines Bogens, die große Mannigfaltigkeit seines Vortrages, durch die Würde, Innigkeit und Anmuth, welche er seinen Tönen einzuhauchen weiß, so wie durch seine tiefe Musikkenntniß, seinen feingebildeten Geschmack, seine Fähigkeit, in den Geist der verschiedenen Kompositionen einzudringen, und endlich durch

ſein, alle Notenkünſtelei als Nebenſache betrachtendes Gefühl dem größten Virtuoſen der neueſten Zeit würdig an die Seite geſetzt werden.

Sein Hauptkarakterzug als Komponiſt iſt Adel und begeiſternde Hoheit. Ein gründlicher Muſikkenner ſagte von ihm: das Edle ſeiner Manieren verläugne ſich nirgends und ſtelle ihn in Ernſt und Würde dem Schwane von Salzburg an die Seite. Aus allen ſeinen Werken ſpreche eine zarte Sehnſucht, eine Sehnſucht nach dem Ueberirdiſchen; er ſei durchwegs elegiſch, und wolle daher nur erfaßt ſein im Momente der Begeiſterung. Spohr, — geht dieſes Urtheil weiter, — liebt fremde Tonarten; kein Komponiſt hat ſo viele Kreuze und b auf dem Papiere vorgezeichnet, und doch geſchah dies nie aus ſchnöder Eitelkeit auf Schwierigkeiten, dieſe Modulationen ſind natürlich begründet in ſeiner künſtleriſchen Individualität. Als Kirchenkomponiſt geht Spohr von der ganz richtigen Ueberzeugung aus, daß die wahre Wirkung nur durch die Maſſe erzielt werden könne; daher die ſchönen Chöre in ſeinen Oratorien und Meſſen, und die Gediegenheit, das Maß und die weiſe Vertheilung im Uebrigen. Als dramatiſchen Tonſetzer karakteriſirt ihn zunächſt ein geniales, aber ſicheres Treffen des muſikaliſchen Ausdruckes, und das Zuſammenhalten der einzelnen Theile zu einem künſtleriſchen Ganzen. Abgeſehen von ſeiner bis in das Kleinſte mit aller Sorgfalt behandelten Harmonie, zeichnen ihn die deutlichen und doch großartigen Verwebungen einer ſchönen Melodik aus. Von ſeinen Muſikſtücken ſind bereits nahe an hundert erſchienen. Die Klavierauszüge von ſeinen Orcheſterwerken, welche gedruckt wurden, hat größtentheils ſein Bruder und Schüler auf der Violine, Ferdinand Spohr, beſorgt, welcher leider als Mitglied der Kapelle zu Kaſſel 1831 ſtarb.

Fluch und Segen in der Kunſt.

Vier Akte nach dem Leben.

Von

Franz Dingelſtedt.

— The best in this kind are but shadows, and the worst are no worse, if imagination amend them.
Shakespeare.

I.

Eine der ſchlechteſten Künſtlergeſellſchaften, die jemals auf dem gebrechlichen Thespis-Karren die Landſtädtchen des luſtigen Alt-Englands befahren, und in Scheunen, Reitſtällen oder Rathhäuſern Shakſpeare und Sheridan verunglimpft haben, war unſtreitig die Geſellſchaft des ſehr ehrenwerthen Mr. Vat, die im Winter des Jahres 18** in Yorkſhire umherzog. Mr. Vat ſelbſt, das anſehnliche Haupt dieſes aus allen Himmelsgegenden zuſammengeblaſenen Körpers, ſpielte edle Väter, Tirannen, Intriguants, Karakterrollen, und man that ihm keineswegs zu viel, wenn man behauptete, daß in ſeinen Darſtellungen immer eine wahrhaft „trunkene" Begeiſterung waltete. Der erſte Liebhaber war ein durchgegangener Schneidergeſelle aus Kork in Irland, der (außer einer an ſein Vaterland ſtark erinnernden Ausſprache) in jeder Bewegung ſeine ehemalige Kunſt mit der jetzigen zu vereinigen trachtete. Den Komiker hatte Mr. Vat auf einem Jahrmarkt akquirirt, indem er ihn von dem ſchwanken Seile einer Gauklerbande, worauf er Schiebkarren fuhr und Windbüchſen abfeuerte, auf eine feſtere Laufbahn,

die der weltbedeutenden Vreter, berief. Das ſind nur einige Elemente, die hervorſtechendſten, aus jenem Chaos von Menſchen und Thieren, über welchem Mr. Vat's Geiſt, wie der göttliche über der Fläche der Waſſer, ordnend und regierend ſchwebte.

Wie kam es aber, daß, trotz dieſer wenig verheißenden Kräfte, jeder Abend dennoch das Haus und die Kaſſe Mr. Vat's über alles Erwarten füllte? woher jenes Gedränge um die beſcheidenen Pforten der Scheune oder des Reitſtalles, ſchier eben ſo dicht und eben ſo laut als die Flut an der Schwelle von Drury-Lane? Und warum kamen ſelbſt Reiter und Wagen von York herüber, in die kleinen Provinzialörter, ſobald die Kunde erſcholl, Mr. Vat habe ſich hier oder da mit ſeinen Nomaden angeſiedelt? —

Das Geheimniß war, daß Mr. Vat einen unwiderſtehlichen Magnet beſaß, eine Perle im Kothe, die er ſelbſt und ſeine rohen Geſellen kaum zu ſchätzen wußten. Aber die jungen Männer aus York verſtanden ſich beſſer auf ihren Werth, und darum, ſobald Miß Ellinor (man nannte das Mädchen allgemein bei ihrem Vornamen, obwohl der häusliche, Drummond, nicht minder guten Klang hatte) aus den Couliſſen getreten war, erſchütterte ein Beifallsſturm das ſchwankende Gerüſt, und tauſend klopfende Herzen, zweitauſend glühende Blicke flogen ihr aus allen Ecken und Enden entgegen, ſo daß ſelbſt John Bull auf der Tip-Top-Gallerie in ein unendliches Händeklatſchen und Fußſtampfen losbrach. Könnte ich auch nun mit treuen Zügen das Bild des ſechzehnjährigen Kindes auf das blaſſe Papier werfen in all' jener namenloſen Anmuth und Leichtigkeit, womit es, armſelig beleuchtet von einigen Pfenniglichtern, auf den ſchmutzigen Vretern ſchwebte! — Aber keine Feder iſt im Stande, jenen Hauch der reinſten und naivſten Jungfräulichkeit, den Blütenſtaub auf den Flügeln des ſchönen Nachtfalters, jene gleitende, gaukelnde Beweglichkeit der

Elfe, jenes ſinnig-innige Weben und Leben in dem beſchränkten Kreiſe ihrer Kunſt wiederzugeben. Und kein Wort hallt den Wohllaut des ſilbernen Stimmleins nach, wenn es im Geſange auf der hellen Leiter der Töne, traumgleich, minder ſicher als lieblich, empor- und niederkletterte, oder wenn es in der Rede, noch halber Geſang, die reinſten Tauchergloken aller Leidenſchaften, der Liebe, der Furcht, der Hoffnung, der Trauer, bewußt und dennoch unbewußt anklingen ließ.

Aber ich mühe mich eben vergebens. Ellinor war eines jener ſeltenen Wunder, die die Natur ſchon bei der Geburt eintaucht in den Quell der Kunſt, denen ſie das Siegel einer artiſtiſchen Vollendung auf die glänzende Stirn drükt, um ſie zu befähigen, zu ſchaffen, wie ſie ſelbſt, die Natur, ſchafft, unmittelbar und aus unergründlicher Lebensfülle. Wo hätte denn Ellinor, das Kind einer armen Wäſcherin, Gelegenheit gehabt, über Akzentuation und Deklamation Vorleſungen anzuhören? Welches Buch hätte ihr jemals die Myſterien einer treuen Menſchenkarakteriſtik enthüllt und ſie eingeführt in die tauſend Schlupfwinkel und Schleichwege, worauf die profeſſionirte Kunſt, die Spekulation, zu ihren Reſultaten gelangt? — Ellinor entdeckte in ſich nur die kindiſche Fähigkeit, fremden Leuten allerlei nachzuahmen, Geberden, Stellungen, Sprache, und ihre Mutter, die Waſchfrau, fand dazu in dem Kinde eine unerklärliche Reizbarkeit, die von der höchſten und tobendſten Luſt in einem Augenblick zu Thränen und Verzweiflungen herabſtürzen konnte. Von einem Berufe zur Kunſt war keine Rede, bis Ellinor im zehnten Jahre die erſte reiſende Geſellſchaft elender Gaukler geſehen hatte. So wie der ſchmuzige und zerlumpte Vorhang vor ihren Augen in die Höhe flog, zerriß auch der innere, und ſie kehrte mit der tiefen Ueberzeugung in dem fieberiſch pulſirenden Herzen heim, daß dort, auf den Bretern, hinter den qualmenden Lampen, ihre Heimat ſei, oder nirgends. Nun

ſpielte ſie ſelbſt Komödie, die Waſchbutten ihrer Mutter wurden ihr erſtes Proſzenium, eine Schürze der Rittermantel, das Mangelholz die Streitart. Doch vier Jahre, und Ellinor ſpielte Kinder, dann Soubretten, endlich Liebhaberinnen bei Mr. Bat; im ſechzehnten hatte ſie Mrs. Bat, welche höchſtens dreimal ſo alt war, aus dem erſten Fach an die Kaſſe gedrängt und ſtand nun als Prima Donna, ſowohl in der Oper als im rezitirenden Schauſpiel, an einem Ziele, das ihr noch kurz zuvor ein entzückendes, ein höchſtes, wenn nicht unerreichbares geſchienen hatte.

Mag es unglaublich klingen, daß Ellinor eben ſo wenig von der Reinheit und Jungfräulichkeit ihres Weſens außer der Bühne einbüßte, als von ihrem Enthuſiasmus für die Kunſt auf derſelben: es iſt desungeachtet wahr und ein feſter Beweis, wie in ihre Seele die Lichter eines echten Kunſtſinnes gefallen waren, nicht blos eine vorüberrauſchende Luſt am Neuen oder Freien. Ellinor ſpielte noch mit derſelben Hingabe, mit der ſie zum erſten Male ihre Juliet einſtudiert hatte; das gewöhnliche, ſchmutzige Treiben um ſie her berührte ſie nur perſönlich widrig, ohne abzufärben an ihrem Karakter oder an ihrer Kunſt. Wie eine Königin, wie eine Heilige, mit der ihr allein unſichtbaren Gloria um die blonden Locken, ſtand ſie unter dem niedrigen Geſindel, das ſie ſchweigend und doch neidlos, ja mit Liebe ſelbſt umringte. Der Schneider aus Kork faßte minder derb zu, wenn er ſie im Spiele umſchlingen mußte, der Komiker ſetzte ſeinen Lazzi's einen Dämpfer auf, ſo oft Ellinor mit den klaren blauen Augen ihm gegenüberſtand, und Mr. Bat, obwohl der Direktor und Tirann auf den Bretern, wie im Wirthshauſe, beugte ſich unwillkürlich, wenn ſie an ihm vorüberſchritt. Die Kunſt hat ihren Zauber, ihre Allmacht allüberall; den Arion trägt ſie ſchützend durch Meeresungeheuer, jenes Mädchen hüllt ſie in ihre ſieben Schleier mit-

ten unter den Barbaren, die ſchlimmer ſind, als die Thrazier für Orpheus.

So ging Ellinor, ohne zu ſtraucheln, ihre ſchlüpfrige Bahn, den Gott im Herzen, ſicher und friedlich fort. Die Dornen derſelben, die Armuth und die klägliche Beſchränkung eines vagirenden Lebens, alle Entbehrungen und alle Opfer, die Verachtung von Seiten einer vorurtheilsvollen Welt, der falſche Glanz und das übertünchte Elend der heimatloſen Muſe — ſie waren für Ellinor nicht vorhanden; der glückliche Leichtſinn der Jugend führte ihren Fuß unverwundet hinüber, wenn nicht gar die blinde Liebe für den gewählten Beruf ihr die Augen gänzlich ſchloß. Nur wenn in dieſem Streben ihr Hemmungen entgegentraten, wenn ihr Eifer an dem Stumpfſinn oder an der Gewöhnlichkeit ihrer Genoſſen ſcheiterte, nur dann ſcheute das edle Flügelpferd, mit dem wiederkäuenden Stier an einen Pflug geſpannt, und ihre Blicke flohen ſehnſüchtig einem höhern Ziele entgegen, das ſie immerdar zu ahnen begann, ſobald ſie ein früheres erreicht hatte.

Daß Miß Drummond mit ſolchen Vorzügen allen Stutzern der Landſtädte in Yorkſhire eine eben ſo gefährliche Größe ward, als den Pfarrers- und Krämerstöchtern, die vor ihrer Erſcheinung ohne Widerrede erſte Liebhaberinnen geſpielt hatten, dieſes bedarf wohl keiner Erwähnung. Iſt es doch bekannt, daß die junge Männerwelt, von dem tonangebenden Offizier der Landmiliz im Sperrſitze bis hinab zu dem, keineswegs gefühlloſen, Zettelträger, die erſten Liebhaberinnen durch eine unverkennbar freundſchaftliche Theilnahme an ihrer Perſönlichkeit zu entſchädigen ſuchte für den Haß oder die geringſchätzende, ſchnippiſche Vornehmthuerei, womit die Weibſen und alte Ehehelden auf eine geſchminkte Theaterprinzeſſin herabblitzen. Ellinor erfuhr dies in demſelben Grade, wie ihres Gleichen es überall erfahren wird, nur daß ſie ſich weit weniger darum kum-

merte; leichten Herzens zog ſie in ihre Proben, nicht darauf achtend, ob Kaufmannslehrlinge und Gerichtsſchreiber unterwegs mit verdrehten Augen ihr begegneten, ſeufzten, grüßten, nachſchielten, an ihre Bruſt ſchlugen. Und leichten Herzens trat ſie aus den Couliſſen, ſich anmuthig verneigend, wenn der gewohnte Empfang ſie wiederum anjauchzte, ehe ſie noch die Lippen geöffnet, und während des Spiels hatte ſie für das volle, athemlos horchende Haus nur dann einen Blick, wenn es ihre Rolle vorſchrieb. War aber der Vorhang Abends gefallen und ſie noch einmal auf ſtürmiſches Verlangen mit erröthender Freude vor dem ſehnſüchtigen Publikum erſchienen, dann hüpfte ſie ſingend in das kleine Garderobenwinkelchen, packte ihren Flitterſtaat ſorgfältig in ein Körblein, und ſchritt dann an der Seite ihrer Mutter, welche mit der Tochter gezogen war, ruhig nach Haus, ihre kleine Laterne ſelber tragend, luſtig mit der Waſchfrau plaudernd, ohne Acht zu haben auf die vermummten Geſtalten, welche um ſie her ſchlichen und ihr ein ungebetenes Geleit gaben bis an den „halben Mond", worin ſie mit der Mutter wohnte, als Mr. Bat mit ſeiner Geſellſchaft zu ****, ſechs Meilen von York, ſein Zelt aufgeſchlagen hatte.

War es die Unbefangenheit der Jugend und der weibliche Sinn Ellinor's oder ihre gänzliche Hingabe an die erwählte Kunſt, wodurch alle Pfeile fremder Huldigung für ſie abgeſtumpft wurden? Verſtand ſie Liebe nur darzuſtellen, nicht zu empfinden? —

Ein Blick in das Erkerſtüblein »zum halben Mond" gibt Antwort auf die Frage. Es war Sonnabends in der Scheuer des Pächters wiederum „Romeo und Juliet" gegeben worden, bei gedrängt vollem Hauſe. Ellinor hatte entzückt auf dem Balken und im Sarge, woraus ſie der ungeheure Applaus ihres Publikums noch eher erweckte, als die Seufzer des Korker Romeo. Erſt gegen neun Uhr kehrte ſie heim, allein die-

ſes Mal ohne die Mutter, welche vorangegangen war, das Abendbrot zu beſchicken. Wie ein Reh ſchwebte die zierliche Geſtalt durch die beſchneite, mondhelle Gaſſe, in drei Sprüngen war ſie oben in dem Zimmerlein, wo die alte Wäſcherin huſtend und blaſend vor dem Kamine ſaß.

„Mutter!“ rief ſie, „wirf eine Handvoll Thee mehr in die Maſchine! Wir haben einen guten Abend gehabt. Sieh nur, ſechzehn Schilling allein auf meinen Antheil!“— Und mit freudeglänzenden Blicken kramte ſie aus dem wachstuchenen Arbeitsbeutel die bunten Silbermünzen, tanzte im Zimmer umher, warf ihre Schuhe in die eine Ecke und das Halstuch in die andere, ſo daß die Mutter nun ſcheltend hinter ihr drein gehen konnte, um Alles wieder fein zuſammen zu leſen und gehörigen Ortes aufzuheben. Zuletzt rieb ſie ſich vor dem zerbrochenen Spiegel die letzte, grobe Zinnoberſchminke von der zarten Wange und ſtrich das blonde, an jeder Seite in einer natürlichen Locke herabfallende Haar mit lächelndem Wohlbehagen glatt.

Die beiden Frauen ſaßen aber kaum am Theetiſch, als auf der Straße eine helle Stimme erſcholl, den Wachtelſchlag täuſchend nachahmend. „Da iſt Frank!“ ſchrie Ellinor jauchzend auf und wußte nicht, ob ſie an's Fenſter oder an die Thür zuerſt ſpringen ſollte. Noch eine Minute, ſo wußte ſie es; ſie fiel einem hereinſtürmenden, hübſchen, ſchlanken Burſchen in die offenen Arme, und das Herzen, das Küſſen, das Umfaſſen machte ſie noch viel reizender, als Romeo's und Julia's Wiederſehen vor Mr. Bat's zerlöcherten Couliſſen.

Da haben wir den Schlüſſel zu Ellinor's Gleichgiltigkeit gegen alle Bewerbungen und Huldigungen zehn Meilen im Umkreiſe.

Frank war des Friedensrichters Sohn. Sein Vater wohnte nur zwei Häuſer vom „halben Mond“ entfernt. Als er eines Morgens an der Thür ſtand und den Kirchgängern

zuſah, die heimkehrten, bemerkte er auch die alte Drummond, welche, allein und zitternd vor Schwäche und vor Froſt, die glatte Straße heraufgewankt kam. Ihn dauerte das fremde, verlaſſene Weib; wie er ſie nun gar ausgleiten und hart niederfallen ſah, eilte er, unbekümmert um ſeines Vaters, des Friedensrichters und erſten Kaufherrn, Rang, hinzu, hob ſie auf, ſtützte ihre Schritte und geleitete ſie hilfreich in das Erkerſtüblein des »halben Mondes", dort ſaß juſt Ellinor und ſtudierte eine neue Rolle ein, und beſetzte — trotz des Sonntags! — einen Schlepp von altem Sammtmanchester mit Rauſchgold und dicken Papierblumen. Frank hatte ſein Leben lang nichts Aehnliches erblickt. Das hübſche, lächelnde Kind im leichten Morgenanzuge, inmitten ihres Krames, nähend, trällernd, deklamirend; die Erkerſtube, ein ganzes Bild einer reizenden, unbewußten Verwirrung; — er ſtand lange Zeit ſtarr und wußte nicht, was er dazu ſagen ſollte. Nun erzählte die Alte; da weinte Ellinor mit einem Auge, während das andere ihm, dem Samariter, freundlichen Dank zuſtrahlte, und eine Hand ſtreichelte die arme, bedauerte Mutter, während die linke ſich herzlich nach ihm ausſtreckte.

Frank, des Friedensrichters Sohn, blieb, bis ihn die zweite Nachmittagsſtunde daran mahnte, daß er nun zu ſpät zum Eſſen kommen und vom Vater gezankt werden würde. „Wahrhaftig!" rief Ellinor aus, „Eſſen! Ich habe mit keiner Silbe daran gedacht." Ihre Mutter aber ſtand am Kamin und röſtete Brotſchnitten, immer wartend, aber ohne Aerger, bis der ſchlanke Junker fortgehen ſollte.

Er ging, jedoch um wieder zu kommen. Auf allen Schritten und Tritten ſah Ellinor in das treue, hellbraune Auge Frank's, ſelbſt im Theater mußte ihr erſter Blick immer auf ihn fallen, da er regelmäßig ſeit jenem Morgen auf der vorderſten Bank ſaß, dicht hinter der Baßgeige des dicken Vierfiedlers. Nur wunderte es die Schauſpie-

lerin, daß Frank nicht, wie die Uebrigen, klatſchte, ſobald ſie auftrat oder abging, daß er ſie blos unverwandt anblickte, die Hände über der Bruſt gefaltet, ſtarr und unbeweglich daſaß. Bald wunderte ſie ſich deſſen nicht mehr, ſie freute ſich, und bald —

Nun, bald liebten ſich die Beiden; er ein ſechzehnjähriger Knabe, ohne Falſch und Arg, ſie ſiebenzehn alt, Schauſpielerin, und dennoch zum erſten Male liebend, inniger, treuer, reiner als die Ideale, welche ſie auf die Bretter zauberte; er des Friedensrichters und reichſten Kaufmannes Sohn, ſie das Kind einer Waſchfrau und die Magd eines umherziehenden Komödianten.

Was wollt Ihr? Sie liebten ſich. Läßt ſich Liebe gebieten? Und wenn ſie es thut, iſt ſie Liebe? Sie liebten ſich eben. Jeden Abend, wenn der Friedensrichter auf den Klubb ſteuerte, ſchlüpfte Frank von ſeinen Büchern weg, unter die hellen Erkerſchößchen des »halben Mondes«. Er lockte dann mit ſeinem Wachtelſchlag, und wenn Ellinor auf dies Zeichen nicht ein weißes Tuch aus dem Fenſter wehen ließ, ſtürmte er die morſchen Stiegen hinauf, ſtürzte in die Thüre, küßte, jubelte, war ſelig — Alles gerade wie an jenem Abend, da er ſein Mädchen erſt als Giulietta angebetet und hernach als Ellinor im grauen Hauskleidchen an ſein treues Herz gedrückt.

Noch ſaßen aber die Drei bei ihrem Thee, wozu Frank köſtliches Backwerk mitbrachte für ſeine kleine Näſcherin, als es auf der Treppe abermals von Männerſchritten ſcholl. Wer konnte das ſein? Die Wäſcherin zitterte, Frank dachte erbleichend an den Vater Friedensrichter, Ellinor lachte. „Entfliehen kannſt du nicht,“ ſagte ſie, in dem einzigen Zimmerlein mit liſtigen Blicken umſchauend, »es ſei denn, du kröcheſt unter unſer Bett.«

Mittlerweile waren die Schritte langſam und ſtolpernd näher gekommen. Der Hausknecht ſtieß barſch die

Thüre auf. „Nur hier herein, Sir!“ rief er einem Nachtappenden zu, „da wohnt das Volk!“

Ein hagerer, fremder Mann in einem weißen Ueberrock, den Hut tief in die Augen gedrückt, ſtampfte gebückten Leibes in die Stube, mit der Hand nur die Krämpe ſeines Filzes leiſe berührend. Die Frauen ſtanden verwundert auf, Mrs. Drummond mit einem höflichen Knix, Ellinor ihren Geliebten lachend am Arme zupfend. An ſie wandte ſich der ſpäte Beſuch.

„Sie ſind die Drummond? Juliet geſpielt, recht brav, Talent, mangelt nur Ausbildung. Ha!“ Mit dieſen abgeriſſenen Worten wollte er die Schauſpielerin herablaſſend in die Wange kneipen, ſie aber entwich ihm raſch und ſah ihn mit einem ſo ſtolzen Blick vom Kopfe bis zu den Ferſen an, daß er ſich verlegen die Hände rieb, um ſie nachher wieder in ſeinen weiten Rocktaſchen zu verſtecken. Frank ſandte ihm ebenfalls einen glühenden Zornesſtrahl aus den braunen Augen zu, wagte aber nicht, ſich einzumiſchen.

„Entſchuldigen!“ murmelte hierauf, um ein Geringes höflicher, der Fremde und ging mit großen Schritten in dem engen Raum umher, den Hut immer noch auf dem Kopfe, die Finger in der Seitentaſche und bisweilen mit Geld hörbar klingend. „Entſchuldigen! Ich komme, ja ich komme, um was für Sie zu thun.“ Er ſah ſpähend in den ärmlichen Umgebungen ſich um.

„Und wer ſind Sie, Sir?“ Ellinor hatte gefragt.

„Sie kennen mich nicht, he? — Sonderbar! Waren noch nicht in Drury-Lane? Ich hatte früher Drury-Lane, jetzt habe ich die Italian-Opera in der Seaſon zu London. Ich bin Mr. Pike.“ Der Gaſt ſah ſtolz auf ſeine drei erſtaunten Zuhörer herab und warf ſich, die Beine lang ausgeſtreckt, auf einen der gebrechlichen Stühle, der unter ſeiner Laſt gefährlich ſtöhnte.

„Sie wiſſen,“ fuhr er abgebrochen fort, nur das eine

Wort, das Ich, ſtets voll betonend, „Sie wiſſen, ich habe Ihre Juliet geſehen. Recht brav, auf meine Ehre! Keine Schule, natürlich nicht ein Bischen davon, aber Natur, gutes Organ, gewiſſe Grazie, nur nicht in den Ellenbogen, die Sie zu weit vorbringen. He?" — Ellinor lächelte.

„Was denken Sie von mir? Ich hätte Luſt, das heißt, ich könnte Luſt haben, vielleicht, verſtehen mich, ich könnte ſie heranbilden, gute Schule, beſſeres Leben, feſtes Engagement, denn Ihre Bande hier, Sie wiſſen, und Ihr Kaſten, das iſt ja Bettelei!" —

Ellinor zitterte vor Entrüſtung und ſchleuderte ihren Grimm in einigen heißen Worten dem groben Gaſte in das ſteinerne, blaſſe, in ſich gekehrte Geſicht. Die Wäſcherin wollte begütigen, allein der Fremde hieß ſie ſtille ſein. „Guter Kopf," ſagte er, Ellinor von der Seite meſſend, „auch heißes Blut und ein Endchen von Künſtlerſtolz, deſto beſſer! Wie Miß?" —

Die Unterredung ging in dieſem ſeltſamen Wege noch eine geraume Weile fort. Mr. Pike's Worte, die er über den Glanz ſeiner Italian-Opera und den Bettelkram des Maſter Bat hinwarf, fingen Feuer in Ellinor's Herzen. Die Wäſcherin ſchürte nach, weil ſie an das feſte Engagement dachte, Frank ſchwieg und ſtarrte regungslos zu Boden. Endlich rückte Mr. Pike mit einem Antrage ſtotternd heraus: „Sehen Sie, Kind! für das erſte Jahr achtzig Pfund Sterling, unentgeltlichen Unterricht im Singen, Deklamiren, Tanzen, Gehen, Sprechen, Aktion, Mimik. Ja, Kind! und nur mit dem Chor herausgehen, niemals mitſingen, bis ich's geſagt, bei den Andern ſtehen, ſich an die Lichter gewöhnen! Achtzig Pfund, he?" — Er klimperte mit den Geldſtücken.

Das Mädchen beſann ſich, die Mutter nickte und zupfte emſig. Plötzlich fiel ihr Auge auf Frank. „Frank!" flüſterte ſie ihm aufgeregt in's Ohr, „Frank, ſoll ich?" — Er

ſah ſie wehmüthig an, aber ohne ein Wort zu erwidern. »Frank, ſag' mir, mein Junge, was ſinnſt du?" —

»Ich freue mich über dein Glück, Elly!" ſprach er, und die hellen Thränen ſtanden ihm in den Augen.

»Ich kann nicht," entgegnete ſie hierauf feſt dem Fremden, »nein, Sir! ich kann nicht, oder ich will nicht; wie Sie wollen, Herr!" Mr. Pike ſah hierauf den jungen Mann pfiffig blinzelnd an. »Ich weiß," greinte er, »aber Burſche! Ihr könnt ja nachkommen. Ziemliche Figur, paßt vielleicht 'mal, daß man Euch auch ſo mitlaufen läßt."

»Der iſt des Friedensrichters Sohn!" — ſagte Ellinor, ſtolz für ihren Geliebten, und ſtrich ihm die Haare aus der Stirne. Frank war aber bei den letzten Worten des Mr. Pike haſtig aufgeſprungen, und, ihn feſt an den Knöpfen des weißen Ueberrockes faſſend, fragte er: »Ich kann wahrhaftig nachkommen, Sir? — Kann ich?" Pike lachte und nickte ſtumm. Da reichte der Jüngling Ellinor ſeine Rechte, und ſagte wie begeiſtert: »Elly, du mußt gehen! hörſt du, Elly?" — Darauf ſchloß er ſie laut weinend in die Arme, und eilte hinaus.

Eine Stunde darauf hatte Mr. Pike ausgefeilſcht; man war Handels einig worden. Um drei Viertel auf zwei Uhr in der Nacht hielt eine Poſtchaiſe an dem Thore des »halben Mondes", und zwei Frauen ſtiegen ein, ſammt einem, in Mantel und Pelz vermummten, langen Manne. Das Gepäck der Frauen, aus einer ſchmalen Kiſte beſtehend, ſtieß Mr. Pike verächtlich unter den Kutſchenſitz. Der Hausknecht ſteckte die Laternen am Wagen an, der Poſtillon blies in ſeine Trompete, und fort ging's zu Nacht und Nebel hinein. Als der Wagen am großen Hauſe des Friedensrichters vorüberrollte, war eben in einer Dachkammer noch Licht. Ellinor blickte, das Tuch vor den Augen, durch Thränen hinauf; da ſah ſie, wie eine liebe Geſtalt mit ausgebreiteten Armen herniederwinkte, und durch Rädergeräuſch

klang heller Wachtelſchlag an ihr bebendes Herz. Sie lehnte ſich zurück und ſah nichts weiter. Mr. Pike ſchnarchte bereits, und ihre Mutter zog vorſichtig die müden Füße an ſich und hielt ſich ſtill, trotz der übervollen Seele, um den ſchlafenden Machthaber nicht zu ſtören. Hatte ſie doch auch der Freude genug an dem glänzenden Wagen mit Glasfenſtern und weichen Polſtern, und dankte Gott mit gefalteten Händen, daß ſie nicht mehr, wie ehedem, auf einem Karren, unter einem zerlumpten Verdecke, auf Couliſſen und Stangen zu ſitzen brauchte, wenn's an eine Reiſe ging! —

Das aber weiß Keiner, wie es dem armen Frank zu Muthe war, als er am nächſten Morgen erwachte, Keiner, als wer ſelbſt Gleiches erfahren. Er konnte den »halben Mond« und ſeine Erkerfenſter nicht anſehen, auch ſeine Bücher in des Vaters Komptoir ekelten ihn an; am liebſten hätte er ſich in einen Winkel geſetzt, um über Elly zu weinen, die er nun auf ewig verloren wähnte, oder um ſich das ſchöne Haar auszuraufen, wie Mr. Bat das ſeiner Perrücke ausraufte, als ihm die Nachricht wurde, die Drummond ſei durchgegangen. »Mein Ruin iſt da!« ſchrie er. »Ich ſtürze mich in's Waſſer!« Auch ſtürzte er — in der Zerſtreuung vermuthlich — das Waſſer, gebranntes nämlich, in ſich. »Die undankbare Brut! wie ein Kind hab' ich ſie gehalten! Geſtern fünfzehn Schilling, drei Pence, und heute durchgegangen! Ich bin ein unglücklicher Mann!« —

Maſter Samuel Bat, tröſte dich, denn Einer iſt noch unglücklicher, als du, der arme, verlaſſene Frank! —

II.

Wer hätte — etwa drei Jahre ſpäter — in der ſtolzen und gebieteriſchen Schönheit, welche, ſtrahlend von dem Feuer echter Brillanten, rauſchend in Seide und Atlas, duftend von allen Schönheitswaſſern, aller Royal perfumers

der City, in dem Rout der Herzogin von **** die erſte Rolle noch entſchiedener ſpielte, als Abends zuvor in der großen Oper; wer hätte in ihr Ellinor, das Kind der Wäſcherin, und die Heldin der Scheunen innerhalb Yorkſhire, wieder erkannt? —

Es war eilf Uhr Abends, als ihr Wagen am Portal des herzoglichen Hôtels vorfuhr. »Donna Ellena,« fliſterte, ziſchelte, rieſelte es durch alle Säle, worin das high Ton von London eine, wenn nicht attiſche, doch engliſche Nacht feierte. Die Damen entfärbten ſich trotz Karmin, die Herren ſprangen von ihren Whiſttiſchen auf, die Tänzer vergaßen anzutreten, Alles eilte an die Thüre, wo die Dame des Hauſes, die Herzogin, welche die Mehrzahl ihrer Gäſte kaum geſehen hatte, die Eintretende eben empfing, umarmte, küßte. »Sie Böſe, ſo ſpät!« ſagte ſie, und Ellena (denn ſo war ihr »Ellinor« bühnengerecht gemacht worden) beklagte, daß ſie erſt bei zwei andern Soiréen hätte anfahren müſſen, um ſich wenigſtens zu zeigen.

Nun umringte das ſchöne Weib ein Kreis von Planeten und Trabanten, den ſie, als ob es ſein müßte, zu lenken und zu halten wußte. Die Damen fragten nach ihrer letzten Garderobe, und wer ihr die allerliebſte Coiffure angegeben; die Herren prieſen ihre letzte Rolle. Alle hatten nur für ſie Augen, um zu ſehen; Ohren, um auf ihre leiſeſten, leicht hingeworfenen Worte zu hören; Lippen, um den Saum ihres Shawls zu küſſen; Rücken, um ganz orientaliſch zur Erde zu ſtürzen, wenn ihre Finger den blitzenden Fächer einmal fallen ließen.

Und Ellena?

Sie ſchien dieſen Triumph eben ſo gewohnt zu ſein, ſie nahm dieſe Huldigungen eben ſo gleichgiltig hin, als ehedem die der Land-Edelleute und Kaufmannsdiener in Yorkſhire. Ja, als ſie kaum eine halbe Stunde in dem Rout umhergeſeſſen, gegangen, geplaudert, gähnte ſie ganz unverho-

len und ſuchte mit müden Augen die Thüre. Ihr Geſicht war bleich, aber ſchön; das rothe Roſenknöſpchen von früher war aufgeſchloſſen, nicht zu einer glühenden Zentifolie, ſondern zu einer zartweißen, nur mit lindem Roth angehauchten Blüte. Die Augen waren noch blau und groß, wie ehedem, hatten ſie auch an Glanz und an heiterem kindlichen Ausdruck verloren. Um die feingeſchnittenen Lippen, mit deren Tönen ſie jezt die ganze faſhionable Welt von Alt-England begeiſterte, ſpielten, wie blaue Schlangen im Paradieſe, einzelne Fältlein und verſteckte Züge der Ueberſättigung, des Hohnes und des Stolzes, — Furchen, welche nicht das Alter, ſondern das Leben, — nicht Mangel, ſondern Fülle gegraben.

So ſtand Ellena, einen Augenblick nachdenklich und ſtumm, in dem Kreiſe ihrer Verehrer da. Was ſie umgab, hatte ſie ſcheinbar vergeſſen; die Augen ſtarrten gedankenlos in den lauten Menſchenknäuel hinein, der Kopf ſenkte ſich in anmuthiger Neigung zur linken Schulter herab, ſo daß die funkelnden Geſchmeide des Ohres die entblößte Achſel flammend zu küſſen ſchienen, und mit der einen Hand zerpflückte ſie ſpielend den weißen, koket abgeſtreiften Handſchuh der anderen. Ein ehrfurchtsvolles Schweigen begleitete die Träumereien der Angebeteten, Keiner wagte, ſie zu ſtören, wie angelegentlich man ſich auch noch jüngſt um ein Wort von ihr gemüht hatte; Ellena konnte ſich allein wähnen mitten im Geräuſch der großen Welt.

Auf einmal, gerade in dieſer Meeresſtille, klang ein Ton, dem Wachtelſchlage täuſchend ähnlich, von der Straße zu dem Fenſter herauf, an welchem Ellena mit dem ſchönen Rücken lehnte. Niemand, außer ihr, hatte den bedeutungsloſen Klang gehört, Niemand beachtet; am wenigſten aber hätte Jemand ahnen mögen, daß dieſer Wachtelſchlag der Grund der tiefen Ohnmacht war, in die Ellena mit einem Mal verfiel.

Ein leiſer, nur halb unterdrückter Angſtſchrei bebte aus ihrem Munde, die ganze Geſtalt glitt zuſammen, um ſie rief es nach Hilfe, nach Waſſer, nach Wagen; die ganze Geſellſchaft drängte ſich an die Niſche heran, worin einige Glückliche die Beſinnungsloſe getragen hatten.

»Ein plötzliches Unwohlſein!" hieß es, »deſſen Veranlaſſung man nicht wiſſe, vielleicht ein Schwindel, ein Nervenanfall." Ellena ward nur noch intereſſanter durch dieſe Unpäßlichkeit, wie durch ihre zeitweiligen Zerſtreuungen in großen Zirkeln. Die Männer fanden darin pikante Räthſel ihrer künſtleriſchen und originellen Natur, und die Frauen ärgerten ſich, daß ſie es mit der beſtvorbereiteten und regelrecht durchgeführten Ohnmacht nicht ſo weit bringen konnten, als die Theaterprinzeſſin durch einen ganz natürlichen Zufall.

Als Ellena die Augen matt wieder aufſchlug, begegnete ihr erſter Blick dem eines jungen, ſchönen Mannes, welcher angſtvoll ihr Antlitz zu bewachen ſchien. Er kniete dem Fauteuil zunächſt, wohin man ſie geführt hatte, und ſeine Hand hatte die ihrige ergriffen, um die ſtockenden Pulſe mit ſtärkenden Waſſern zu reiben. Ellena's nächſte Bewegung war, ihren Arm aus der Hand des Dienſtfertigen zu reißen; geſtärkt ſtand ſie auf und ſprach, mit einem ſtrengen Blicke auf den ſich tief vor ihr Neigenden: »Ich danke Ihnen, Sir Charles! Sie ſehen, ich bedarf Ihrer Hilfe nicht mehr. Laſſen Sie mich!" — Ohne ſich weiter zu verabſchieden, rauſchte ſie zum Zimmer hinaus und ſaß in wenig Augenblicken in ihrem Wagen.

Sie hatte nicht bemerken können, daß außer dem Lakai noch ein Mann hinten auf den Tritt des Wagens ſprang. Als ſie ausſtieg, öffnete er den Schlag, das Licht der Gaslaterne fiel gerade auf ſein Geſicht, wie ſehr er es auch zu verſtecken befliſſen war. Ellena erkannte wiederum Sir Charles und ſagte ſehr beſtimmt zu dem Lakai: »John,

Ihr verlaßt morgen mein Haus!" dann, zu dem demüthig aufblickenden Verehrer gewandt, fügte sie hinzu, die Treppe hinaufeilend: »Ich möchte Ihnen, Sir Charles, den Abschied damit auch gegeben haben!" — Die Thür fiel hinter ihr zu, Sir Charles ſtand beſtürzt da und rannte, als er ſich beſann, heftig gegen einen jungen Mann, welcher unter Ellena's Fenſter auf- und niederging. »Entſchuldigen Sie!" ſagte Sir Charles zu dem Fremden; dieſer ſchwieg und hüllte ſich tiefer in ſeinen Mantel.

Während am Morgen, nach dem Rout der Herzogin, in allen Häuſern von der Ohnmacht der Donna Ellena geſprochen wurde, dehnte ſich dieſe noch gemächlich in ihrem Bette aus, die verſchlafenen Augen reibend und wie nach einem böſen Traum um ſich herſchauend. »Er kann es nicht geweſen ſein," ſagte ſie beſchwichtigend zu ſich ſelbſt, »wie käme der arme, blöde Junge hierher? — Es gibt ja der Wachteln in Käfigen genug. Ich habe eine ſolche gehört, oder auch nur zu hören geglaubt. Er kann's nicht ſein."

Mit dieſem tröſtlichen Reſultate ſchob ſie die rothſeidenen Gardinen zurück und griff nach der Klingel auf dem Nachttiſch. Sie zankte mit dem Kammermädchen wegen der Unordnung in ihrem Schlafzimmer; auf dem Bärenfell vor dem Bette ſtanden, in der Haſt abgeworfen, zertreten, verknittert die weißen Atlasſchuhe, alle Schiebladen ihrer Tiſche und Kommoden waren ausgezogen, Kleider auf den Stühlen zerſtreut, Flakons umgeſtoßen, kurz, das Boudoir ſah ganz ſo aus, wie das einer Dame vom Stande nach einer Ballnacht. Das Kammermädchen meldete, ein junger Menſch ſei ſchon ein dutzendmal dageweſen, und zwar um neun Uhr, da ſie ſelbſt eben aufgeſtanden, zum erſten Mal; ſeinen Namen habe er nicht abgeben wollen. Ellena zitterte: »Wie ſah er aus?" — »»Nicht übel, Donna Ellena! Schlank, wohlgebaut.«« — »Viel Farbe?" — »»Im Gegentheil, bleich und lei-

dend.“ — »Der Anzug?“ — „»Etwas abgeriſſen.“ — »Er iſt es nicht!“ ſeufzte die Erleichterte, und hieß das Kammermädchen den Fremden abweiſen bis zu einer beſſeren Zeit.

Ellena trank Chokolate und ließ ſich dabei zum erſten Mal ankleiden, als Mr. Pike gemeldet wurde. Verdrießlich begrüßte ſie den mit tiefer Verbeugung Eintretenden. »Wieder Noten?“ rief ſie ihm barſch entgegen, auf einen Stoß Papier unter ſeinem Arme deutend. „»Eine glänzende Partie, Madonna! Ganz für Sie gemacht! Anna Bolena! Geht in vier Wochen in die Szene. Fehlt nur noch an Ihnen.“ — »Vier Wochen?! Pike, ſind Sie raſend? den Stoß in vier Wochen? Nicht in eben ſo viel Monaten, ſage ich Ihnen.“ — „»Aber, Madonna, unſer Kontrakt?“ — »Iſt aufgehoben, ſobald Sie anders wollen, als ich will; verſtanden, Mr. Pike?“ — Er ſchwieg und ſpielte verlegen mit ſeinem Hut, den er, demüthig an der Thür ſtehend, in den Händen drehte. »Lieber als Magd in einem Kuhſtalle dienen, oder als Gouvernante bei einer reiſenden Familie, ja, bei Gott! lieber einen alten Ehekrüppel in Aſthma und Podagra verpflegen, als ſich an Sie vermiethen, Pike! das iſt ſchlimmer, als Arbeit in den Bergwerken von Cornwallis, ſchlimmer als Rudern auf der Galeere!“ — Sie ſchwieg erſchöpft. — »Madonna werden ſich erinnern,“ hub der Direktor wehmüthig an, »was Sie vor drei Jahren, indem ich, weil Sie —“

Ellena war langſam aufgeſtanden. »Pike!“ ſagte ſie, dem Erſchrockenen zornbleich und bebend in's Auge blickend, »Pike! Noch ein Wort von jener Zeit, und mein Name hat zum letzten Mal auf Ihren Zetteln geſtanden. Ja, ich war ein elender Rekrut, als Sie mich in einer böſen Stunde liſtig und um ein Sündengeld anwarben. Aber, Mann des Jammers, wenn Du wüßteſt —“ Sie brach ab, um im kalten, ſtolzen Tone hinzuzuſetzen: »Wer hat meine

Carrièren gemacht, ich, Sir, oder Sie? — Suchen Sie ſich eine Andere, die in einem Jahre Ihre Prima Donna wird aus einer umherziehenden Komödiantin. Sie haben mich lehren laſſen, es iſt wahr, aber wer pflückt auch die Früchte meiner Kunſt? Gehen Sie, Pike, verſuchen Sie es mit der Miß Myrtle, der ſteifen, engliſchen Theaterſcheuche, oder mit der verſchmitzten, ausgeſungenen Italienerin, oder mit wem ſie ſonſt wollen, verſuchen Sie es — b Sie auf „Desdemona" wieder ihre ſechstauſend Franks einnehmen! Gehen Sie!" —

Sie wandte ſich von dem Zerknirſchten ab und trat an ihre Toilette, das lange, goldene Haar liebkoſend, ſo daß es in vollen Wellen um das weiße Negligée flutete. Pike verſuchte noch einige Redensarten, allein die Sängerin that, als wiſſe ſie nichts von ſeiner Anweſenheit. Nur, als er, den Notenſtoß leiſe auf ein Marmortiſchchen ſchiebend, mit vielen vergeblichen Verbeugungen davon ſchleichen wollte, drehte ſich Ellena plötzlich um, welche ihn in dem Toilettenſpiegel genau beobachtet hatte. »Pike!" rief ſie, jedoch ohne ihn anzuſehen, »die Anna Polena dort nehmen Sie mit, ſie wird in dieſer Season nicht mehr ſein, hören Sie!" — Der Theaterunternehmer verbeugte ſich tief. »Außerdem ſetzen Sie auf Morgen ein anderes Stück an, ich bin unwohl und kann die Camilla nicht ſingen. Nehmen Sie auch meinetwegen die Sophy ſtatt meiner, und ſagen Sie dem Publikum, es ſei auf meine Bitte geſchehen." Sie winkte mit der Hand. Seufzend und mit einem giftigen Blick auf das Kind der Wäſcherin ſteckte Mr. Pike die Anna Polena wieder in die Seitentaſche ſeines langen, weißen Ueberrockes und ſchied.

Ellena lachte ihm nach, und blätterte in den Karten und Billets, die ſeit dem Morgen abgegeben worden waren. »Mylord Fitz-Allan beehrt ſich anzufragen, wie Donna Ellena —" Sie warf das duftende Billet gähnend auf die

Erde; ein Dutzend desselben Inhaltes folgten, noch einmal so viele Einladungen, desgleichen noch dreimal so viel Visitekarten, alle mit männlichen Namen, die Ecken eingebogen, um das veraltete »E. P.« zu ersetzen, machten den Beschluß. Nur eine goldgeränderte, weiße, bescheidene, behielt die Ueberhäufte sinnend in der Hand. Auf der einen stand Sir Charles' Name, ein Name, der der Sängerin eben so viel Stoff zum Nachdenken gab, als jedem Mädchen derjenige, welcher ein fremder ist und doch der ihrige einmal werden kann. Die Karte fiel in ihren Schooß, Ellena starrte wieder träumend vor sich hin. Sein oder Nichtsein? Sängerin oder Mylady? Pike's Sklavin oder Sir Charles' Despotin? Ellena wog beide Schalen mit unparteiischem Auge ab. Ihn lieben — unmöglich; ihn heirathen — leicht. Sie war entschlossen und wollte deshalb, wie Weiber pflegen, nun auch eine Andere um Rath fragen.

In diesem gelegenen Augenblicke erschien Miß Sophy, die Sängerin des zweiten Faches bei Mr. Pike, eine hübsche, aber unbedeutende Erscheinung neben Donna Ellena, ihr Ersatz, wenn es ihr selbst beliebte, krank zu sein, oder in eine Abendpartie zu fahren, statt in's Theater, ihre Vertraute auf den Bretern und im Boudoir. In ihren treuen Busen schüttete Ellena ihre Bekümmernisse und Zweifel aus; Beide klagten einander ihr Leid über das Lästige ihres Berufes, die langweiligen Proben am Morgen, wo man, zitternd vor Frost und frühem Aufstehen, unter den dunklen Coulissen umherwankt, die Rollen und Noten, zur Hälfte albern, des einmaligen Lernens kaum werth, und zur andern Hälfte über eine menschliche Kraft hinausgehend; die Spielabende selbst, da der Künstler vor einer unbekannten und ungeliebten Masse steht, ob mit oder ohne Laune zur Darstellung, der Willkür jedes Matrosen auf der Gallerie preisgegeben, den Pfeilen einer parteiischen Kritik einerseits

ausgeſetzt und andererſeits den Zudringlichkeiten verlauter, anmaßender Wüſtlinge.

Ellena ſchauderte. »Und dann,« ſo malte ſie weiter aus, »nach dem Theater, erſchöpft und angegriffen, in die Soirée irgend eines abgeſchmackten, alten Weibes gezwungen und den Gäſten als Rarität gezeigt werden, wie eine lachende Hiäne, Kunſtſtücke machen, wie der Papagei auf ſeiner Stange, wie das auf den Hinterbeinen tanzende Känguruh!« —

»Ja,« fuhr Sophy fort, »und Nachts um zwei Uhr heimkehren, mit Kopfweh und Migräne, auf dem Tiſch eine neue Rolle finden und eine peremtoriſche Note vom Direktor, eine boshafte Kritik obendrein, die ein ungebildeter Junge geſchrieben hat, weil wir ihn zur Thüre hinauswieſen, wie ein unverſchämter Bettler es verdient — o nein, meine theuerſte Ellena, du biſt zu gut für ſolch' ein Leben, zu ſchön für ſolche Strapazen, zu edel für ſolche Erniedrigungen!« —

»Du ſchmeicheſt, Sophy! Aber erſt ihre Liebe! Was kann entſetzlicher ſein, als überſchüttet werden mit ihren Anträgen! Da ſieh!« — Sie kramte aus ihrer Schatulle einen ganzen Stoß von Briefen aller Formen und Farben.

»Ein ruinirter Perrückenmacher bietet mir ſeine Hand, um mich als lebendiges Aushängeſchild in ſein Kabinet zu ſetzen, das war Nummer eins, als ich eben meine erſten Lorbeeren erntete; Nummer zwei: ein Kaufmannslehrling aus dem tiefſten und ſchmutzigſten Gewölbe von White-Chapel droht, im Tone Werthers ſich zu erſchießen, wenn ich ihn nicht erhöre. Nummer drei, vier, fünf: desgleichen von ruinirten Wüſtlingen. Nummer zehn: von einem Schriftſteller, der Hungers ſterben will, und mir Unſterblichkeit durch ſeinen Gänſekiel zuſchwört, wenn ich ihm Brot gebe durch meine Stimme. Nummer zwanzig: Land-Edelmann,

zwischen fünfzig und sechzig, seinem eigenen Geständnisse nach, behaftet mit einem, wie er sagt, gefahrlosen Husten, und einer fortwährenden Flanelljacke. — O meine liebe Sophy, laß mich aufhören!" Schwankend zwischen Weinen und Lachen schleuderte Ellena die Papiere alle in den Kamin; nur ein weißes Blatt flog aus dem Stoße der übrigen heraus und fiel zu Sophy's Füßen. »Sieh da!" rief diese lebendig aus, »das Schicksal spricht!" — Sie bückte sich, hielt das gerettete Billet Ellena entgegen, und diese las am Schlusse mit einem halbfreudigen Erröthen den Namen »Sir Charles." Ihre Freundin klatschte jubelnd in die Hände: »Ja, das ist ein Mann für dich. Ein Herz, das dich anbetet, und sechzehntausend Pfund Revenuen!" —

Sophy brach in ein übertriebenes Lob des Anbeters aus, malte mit glänzenden Lichtern das Bild eines bequemen, ruhigen, sorglosen Lebens, die Reisen in Frankreich, Italien, Deutschland, das Glück, in einer vierspännigen Kutsche zu fahren, im Theater selbst eine Loge zu bewohnen, statt des abscheulichen green room *). »Nimm diese Feder, jetzt, im Augenblicke!" Also drängte sie die schwach Widerstrebende. »Schreib' eine Antwort an Sir Charles! Laß' dich zu deinem Glücke zwingen!" —

Ellena ging zögernd an den Schreibtisch; sie setzte sich, zerstampfte drei Federn, zerriß sechs Bogen des glattesten Bath-Papiers, und kam am Ende mit einigen Zeilen, die natürlich als »in Eile hingeworfen" bezeichnet wurden, zu Stande.

Ihre Freundin Sophy aber hatte die Schreibende mit Blicken eines endlich errungenen Triumphes von der Seite betrachtet, die Wangen glühten der schlauen Rednerin. Nun hatte sie es ja erreicht, Ellena trat von der Bühne

---

*) So heißt das Garderobezimmer mit dem Kunstausdrucke des englischen Theaters.

ab, die Sonne verschwand, da war es Zeit für den Mond aufzugehen: das falsche Herz schlug ihr vor erwartender Freude, und mit einem verstellten Beileid, daß sie nun nicht nur ihre beste Freundin, sondern auch ihr erhabenes Vorbild in der Kunst verliere, empfing Sophy das entscheidende Billet aus den Händen der Verrathenen. Die Würfel lagen. Binnen einer halben Stunde flog Sir Charles zu den Füßen der jungen Sängerin, die ihr Schwanenlied in dem Briefe an ihn angestimmt hatte. Die Verlobung ward geschlossen, und während der entzückte Bräutigam in allen Läden und Gewölben der City umherstürmte, um Hochzeitsgeschenke einzukaufen, saß die Braut allein und stumm an ihrem Mittagsmahl. Sie berührte die silbernen Schüsseln kaum, ein Wink gebot dem Diener abzuräumen, und Ellena fiel, den heißen Kopf fest in die Hände gepreßt, in ihren Divan, um Ruhe in einem unruhigen Schlummer, oder Abkühlung in heißen Thränen zu finden.

Wie verwundert war aber Donna Ellena, als sie, nach kurzer Rast die Augen wieder öffnend, zu ihren Füßen einen fremden Mann sitzen sah, der den Rücken ihr zukehrte! Sie fuhr erschreckt auf, und der seltsame Gast, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, wandte sich um: »Guten Abend, Elly!« sagte eine Stimme, wie aus der Gruft an ihr Ohr dringend. »Um Gotteswillen, Frank! du hier? Wie kommst du hierher?« schrie sie auf. Der ehemals Geliebte lächelte zur Antwort bitter; sein Gesicht, so weit es die im Zimmer waltende Dämmerung erkennen ließ, war bleich, eingefallen, vor der Zeit gealtert. Ellinor ward bange in seiner Nähe, sie wollte ihre Zofe und Licht herbeiklingeln, allein Frank drückte sie mit festem Arm zurück in den Divan. »Fürchte dich nicht vor mir!« sagte er, »du meinst, ich sei wahnsinnig? — Noch lange nicht! ich komme nur, um Abschied von dir zu nehmen, da du eine weite Reise auf den Kontinent vor hast, wie ich höre.«

Ellen wußte kein Wort zu erwidern. »Wie geht's deinem Vater, Frank?" fragte sie, um eine andere Saite anzuschlagen. — »Weiß nicht," war seine Antwort, »habe den Friedensrichter nicht gesehen, seit ich vor einem Jahre seine Schwelle zum letzten Male überschritt."

»Du bist nicht mehr daheim, Frank?"

»»Meinst du, ich hätte in dem Neste verschimmeln sollen? Ich bin Künstler geworden, Elly! Ein Jahr lang hab' ich mich bei wandernden Bühnen umhergetrieben, auch bei Mr. Bat spielte ich einige Male, weil der Komiker gestohlen hatte und deswegen fest saß. Gestern Abend aber habe ich im Convent-Garden debutirt.««

Ellinor wußte nicht, ob der Irrsinn aus dem Menschen redete oder die Wahrheit. Sie wagte es nicht, zu fragen, und nach einer unheimlichen Pause fuhr Frank fort: »Nicht alle Menschen haben dein Glück, Elly! Ich ward im ersten Akt ausgelacht, was ich aber für ein günstig' Zeichen hielt, da ich den Fallstaff hatte; im zweiten Akt pfiffen sie, im dritten mußte ich aufhören, weil eine Kartoffel mir gerade an die Nase flog, daß sie auflief und stark blutete. Der Unternehmer sagte mir in's Gesicht, ich sei ein Tölpel ohne das mindeste Talent, ich sollte Stiefelputzer werden, oder Hausknecht in einer Vorstadt-Schenke."

Ellinor war in der peinlichsten Lage. Allein mit dem seltsamen Menschen im dunkelnden Zimmer, während Sir Charles jede Minute zurückkommen konnte, wußte sie nicht, was sie in ihrer Verwirrung beginnen sollte. »Frank," sagte sie endlich sehr weich, ihm die Hand darreichend, »hast du denn auch an mich gedacht und an die alten Tage?" —

Der Unglückliche schüttelte mit dem Kopf. »O nein, Elly!" sagte er, »so mußt du nicht fragen. Du wirst ja nun eine Lady, du gehst ab von den Bretern, die ich deinetwegen betrat, o meine Elly! — Aber," fügte er abbrechend dann hinzu: »wo ist deine Mutter, Elly?" —

Verlegen ſtammelte ſie: »Ich habe ihr ein Häuschen in ihrer Heimat angekauft, da lebt ſie. Die alte Frau paßte nicht in die Welt, ſie verlangte ſelbſt zurück, darum gab ich nach.«

Frank ſchwieg. — »Du heißeſt nun nicht mehr Elly,« hob er ſpäter wieder an, »jetzt biſt du Donna Ellena, und binnen Kurzem titulirt man dich Your Ladiſhyp.« Er fuhr heftig auf, ſie am Arme emporreißend, daß ſie ſchreiend ſich an ihn klammerte. »Weib!« ſagte er zähneknirſchend, »daß du mich und in mir die heilige Liebe verrathen, verzeihe ich dir; daß du deine alte, hilfloſe Mutter aus dem Hauſe geſtoßen, möge dir Gott verzeihen. Aber, Weib! daß du nun auch deine Kunſt, deine göttliche Kunſt verrathen haſt, nicht um der Liebe willen, ſondern aus ſchnödem Egoismus, das verzeihe ich dir nicht, das kann dir Gott noch weniger verzeihen!« —

Jammernd warf ſich die Entſetzte zu den Füßen Frank's, als ob ſein Fluch ſie getroffen. Er ſah ſtarr auf ſie herab und hielt ſie an beiden Armen feſt. »Sträube dich nicht,« ſagte er, »rufe auch nicht nach deinen Kreaturen, es würde nichts frommen. Ich habe den Vorſaal zugeriegelt!« —

»Allmächtiger Gott, ich bin verloren!« ſtöhnte Ellena unter ſeinen Händen. Dann aber kam ihr wie ein Blitzſtrahl eine rettende Idee. Sie richtete ſich leiſe auf und flüſterte, ganz mit dem Tone aus der alten Zeit, ihm in's Ohr: »Frank, wenn das Theater aus iſt, ich warte am Brunnen.« Dieſe Worte hatten eine magiſche Gewalt auf ſeine zerſtörte Seele. Er lachte, er weinte, plötzlich gab er ſogar ſein altes Zeichen, den Wachtelſchlag, von ſich, und als träte er den Augenblick in das Erkerſtüblein des »halben Mondes«, warf er ſich, laut ſchluchzend, an ihren Hals, ſie mit Küſſen und Thränen überſtrömend.

In dieſem kritiſchen Augenblicke tönte Sir Charles' Stimme draußen auf dem Gange, die Zofe klopfte an die

Thür des Vorzimmers. »Frank,« flüsterte Ellena, in ihrer Besinnungslosigkeit erfinderisch, »Mr. Bat ist draußen, mir meine Gage zu bringen. Schleiche dich weg, morgen Abend wieder!« —

Der Unglückliche nickte, küßte sie noch einmal und ging auf den Zehen hinaus. Er riegelte den Vorsaal auf, schlüpfte wie ein Schatten an dem verwunderten Sir Charles vorüber und war in drei Sätzen die Stiege hinab.

Sir Charles trat befremdet, aber mit dem seligsten Bräutigamsgefühle im Herzen, und alle Hände voll Kartons und Schachteln, in Ellena's Zimmer. »Wie, meine Theure! ohne Licht!« fragte er. Keine Antwort. Erschrocken sah der Baronet umher, Ellena war verschwunden. Erst als das Kammermädchen mit dem Armleuchter kam, fand man sie leblos auf dem Teppich ausgestreckt, die schönen Hände krampfhaft auf der Brust gefaltet.

III.

Ein Zwischenakt von drei Jahren. Während dessen war Ellinor oder Ellena Lady *** geworden, war am Bord des französischen Packetbootes, war in Paris, mit englischer Geschwindigkeit über die Alpen, durch die üppige Lombardei, im Mailänder Dom, in den Marmorpalästen von Firenze, unter den Trümmern des Kapitols, am Golf von Neapel, in der Unterwelt sogar bei den Todten zu Herkulanum und Pompeji, — ehe ihr Kopf aufhören konnte, sich, schwindelnd von allem Neuen, zu drehen.

Sie erwachte in der ländlichen Einsamkeit eines reizenden Landgutes am Genfer See. Jeraney, die Gletscher im Mondlicht, eine Fahrt auf den blauen Wellen, ein Blick in die dichten, von reifen Trauben schwellenden Rebhügel vermochten sie nicht wieder einzuwiegen, — ihr Traum war vorüber.

Es gibt — erfahrene Leute wiſſen das — zwei Welten, eine wirkliche und eine eingebildete. Das junge Ehepaar kehrte im ſelben Augenblicke aus jener in dieſe zurück, aber während ſie in ihren Viſionen Eins geweſen waren, verloren ſie ſich in den feſten Kreiſen des Lebens, die für Beide nicht mehr konzentriſch liefen. Sir Charles war edel, zart, freigebig, aufmerkſam, wie zuvor. Aber ſeine Pferde, ſeine Jagden, ſein Klubb, ſeine Politik theilten ſich in die Seele, welche während jenes Traumes die Liebe allein beſeſſen hatte. Alle regelmäßigen Grade der Leidenſchaft waren von ihm durchgemacht worden, er befand ſich jetzt gerade in der gemäßigſten Temperatur, die einen vortrefflichen Ehemann abgibt.

Seine Gemahlin hing ihm treu an, wie in den erſten Tagen ihrer Ehe; desungeachtet welkte ſie ab. Die Roſen ihrer Wangen bleichten inmitten aller Genüſſe, und an der reichſten Lebensquelle war ſie, unbewußt vielleicht, mißvergnügt.

Eines Abends ſaß ſie in einem mit Pracht und Geſchmack gleichmäßig ausgeſtatteten Gartenſaal, deſſen Flügelthüren eine reizende Fernſicht in die vom Abendrothe ſtrahlende Herbſtlandſchaft öffneten. Ein mildes Wehen und der erotiſche Duft von tauſend Blüten ſtrömte durch die hohen Räume des Gemaches, worin außer der Lady, welche auf dem Divan ausgeſtreckt lag, ſich noch Eugenia, eine junge Verwandte von Sir Charles, befand. Ein unwillkürlicher Seufzer aus dem Munde der Erſteren zog Eugenia's Aufmerkſamkeit an, verwundert ließ das junge Mädchen ihre Stickerei in den Schooß fallen und betrachtete theilnehmend ein Geſicht, auf welchem der Ausdruck des tiefen und innigen Seelenſchmerzes ſeltſam mit den höchſten Reizen kontraſtirte. Die untergehende Sonne warf einen ſchwachen Schimmer auf die zarten Wangen, ſchier wie angeſtrahlte Pfirſiche anzuſchauen, und ſpielte in den Lichtern

des reichen blonden Haares; die Lippen blaß, das Auge erloschen und halb geschlossen, die Hand, welche die Stirne stützte, feucht und durchsichtig, — so saß die Lady da! —

Erschrocken flog Eugenia auf sie zu, um zu fragen, ob sie sich unwohl fühle?

»Nein,« war die Antwort, »niemals im Leben war ich von eigentlicher Krankheit freier als jetzt.«

»Hat Sir Charles Ihnen wehgethan?« —

»Er ist der beste aller guten Ehemänner; und doch, Eugenia, fühle ich tief in mir eine unbeschreibliche Müdigkeit, eine Schwere aller Glieder, einen gänzlichen Mangel an Theilnahme für alles Aeußere. Ich glaube, Eugenia, ich werde bald sterben.«

Das Mädchen faßte in höchster Angst die Hand der Kranken und meinte tröstend, deren wilde aber schwache Pulse wären nur eine Folge des heißen Tages. »Mylady müßten sich auch mehr zerstreuen,« rieth sie, »Gesellschaft bei sich sehen lassen —«

Die Lady winkte abwehrend mit der Hand. Mehr für sich, als zu ihrer jungen Freundin, sagte sie: »Die letzten sechs Jahre hatte ich das heiterste Leben auf der Welt, kein Weib war glücklicher als ich. Ich kannte das Gewicht eines Augenblickes nicht, ich wußte kaum dem Namen nach, was Langeweile sei, so lange ich —« hier stockte die Stimme — »so lange ich auf der Bühne war.«

Eugenia entgegnete: »Mylady überraschen mich, der Stand mag sein Angenehmes haben, allein die stete Mühe, die Arbeit —«

»Gar keine, gutes Kind! oder wenn eine, nur die kleinste; durch stete Gewohnheit leicht gemachte Originalität ist gerade nicht die stärkste Seite unserer dramatischen Dichter, mit einen Typus reicht man für ein ganzes Rollenfach aus. Ich kenne das ja.«

»Aber die lästigen Proben früh Morgens, wo man

zitternd vor Froſt auf den dunklen Bretern umherſteht, dann Abends das Erſcheinen vor einer unbekannten, ungeliebten Maſſe, die unnennbare Angſt vor dem öffentlichen Auftreten, die Gefahr des Fiasko-Machens, die hämiſchen Pfeile einer parteiiſchen, unfähigen Kritik! Ich bitte Sie, Mylady, ſind das nicht der Schatten genug?" —

»Die Weiber ſind in der Regel die muthigſten Kreaturen," entgegnete, mit einem halben Lächeln, die Kranke, »oder meinen Sie, es gehöre mehr Courage dazu, öffentlich auf die Bretter zu treten, welche die Welt nur bedeuten, als auf die, welche ſie wirklich ſind? In dem Tanzſaal z. B. um unerſchrocken und ſtandhaft einen Mann zu erjagen, in dem Geſellſchaftszimmer, um ſich den Lorgnetten der Bösartigſten aller Kritiker, den neidiſchen Frauen, auszuſetzen? Außerdem iſt die Schauſpielerin ja viel zu ſehr mit ihrer Rolle beſchäftigt, als daß ſie der Operngucker aus dem erſten Range groß Acht haben könnte. Die Proben aber ſind intereſſante, originelle Szenen, voll eines Humors, wovon in keiner andern Sphäre eine Ahnung iſt, Stücke al Fresco mit den ergötzlichſten Zerrbildern, lebendige Sommernachtsträume. Und der Fiasko, und die Kritik nun gar! Jener kommt ja immer auf Rechnung des Dichters und Komponiſten, wenn man dieſe durch einige Schillinge auf ſeine Seite gezogen hat. Die Hunde bellen nur, wenn ſie kein Brot haben; beißen aber thun ſie niemals!" —

»Allein Mylady vergeſſen, wie unangenehm es ſein mag, immer unter Schauſpielern leben zu müſſen, in einem widerwärtigen Netz von Kabale, Neid, Intrigue, am Rande der Gemeinheit und Lächerlichkeit, ausgeſchloſſen von der privilegirten Geſellſchaft, ſobald dieſe nicht des Künſtlers zu einem Schauſpiele bedarf!" —

»Welche Geſellſchaft, Miß Eugenia, nennen Sie die privilegirte?" — So fragte mit einem Anfluge von Hohn auf den ſchönen Lippen die ehemalige Schauſpielerin. »Jene

langweilige, ausgefahrene, werthloſe, geiſtloſe, herzloſe Welt, wozu wir jetzt verdammt ſind?" —

Die Lady war aufgeſtanden und ging mit groſſen, heftigen Schritten im Saale auf und nieder; ihre junge Freundin verfolgte ſie mit ſcheuen Blicken, als ob ſie noch etwas auf dem Herzen hätte. Mit halber Stimme hob ſie darauf an: »Aber würden nicht für die zarte und reizbare Natur von Mylady ein ſo anſtrengender Beruf, der Geſang in den Proben, das Spiel in ſchlecht verwahrten Häuſern, die ſpäten Nachtwachen auf die Dauer rein unerträglich geweſen ſein?"

»Ich habe nie gewußt, wie läſtig ſpäte Stunden ſind, als bis ich es in der Welt der Herzoginnen lernen mußte," erwiderte mit einem leiſen Gähnen die hartnäckige Vertheidigerin der Muſen. »Gewöhnlich war ich, wenn es mir ſonſt beliebte, in einen geſunden Schlaf verſunken, ehe noch irgend eine Dame vom Stande in London den erſten Karmin für die erſte Soirée auf ihre vergilbte Wange ſtrich. Ach, Eugenia! Mein Schlummer ſelbſt war Wonne. Die Bilder und Geſpenſter der groſſen Welt umringten ihn nicht, kein Gedanke an eine verlorene Wette, an geheime Schulden, an Bankerott, — die Klänge der Bühne hallten noch melodiſch in meinen Ohren nach. Die Geſtalten der Kunſt, geſchmückt mit allem Flitter und allem Duft, die ihnen der Schlaf doppelt gab, umſchwebten mich. Und ich ſelbſt mitten unter ihnen eine Königin, eine Silphe, in einer blühenden Roſenlaube oder auf einem Thron von Elfenbein, die Huldigungen von tauſend knienden Menſchen hinnehmend, die ich bezaubert hatte."

Die lebendige Fantaſie der Redenden zündete auf ihren Wangen und in den matten Augen das alte Feuer für einen Augenblick wieder an; wie eine Königin wirklich, oder eine Silphe, verklärt im Licht ihrer Herrlichkeit, ſtand das Weib da, ſo ſchön und ſo groß, wie ſie in ihren Frühlingstagen kaum geweſen.

»Ich muß den Streit aufgeben,« ſagte darum Eugenia, ihr lächelnd die Hand küſſend; »denn wenn Sie auf der Bühne ſo gefährlich ausſahen, als hier und in dieſem Augenblick, ſo glaube ich gern, daß Sie von tauſend Knienden und Bezauberten verfolgt wurden.«

Die Geſchmeichelte warf einen ſtillen Blick in den Spiegel, und ein noch glühenderes Erröthen, der Widerſchein einer innerlichen Freude an ſich ſelbſt, malte ihre Wangen. Sie küßte Eugenia die Stirne und erwiderte, halb verſchämt, halb drohend: »Wiſſen Sie denn nicht, liebes Kind! daß noch Keine unſeres Geſchlechtes am Uebermaße fremder Huldigungen geſtorben iſt? Allein, glauben Sie mir, der donnernde Applaus eines vollen Hauſes, Lorbeerkränze, Gedichte, Bänder, die auf die Lieblinge des Publikums herabregnen, die Schmeicheleien verliebter Weiſen und Thoren, alle dieſe äußerlichen Triumphe der Kunſt wiegen ja den Augenblick nicht auf, wo man ſich ſelbſt zufrieden ſagen kann: Du haſt etwas Rechtes geleiſtet! Die Freude am Schaffen, das Fortſchreiten in der Kunſt, die Erhebung und Erweiterung des ganzen innern Horizontes, der Aufſchwung über eine karge, in allerlei Hemmniſſen befangene Welt, — ſehen Sie, meine theure Freundin, das ſind Reſultate, die in keinem andern Leben zur Reife kommen, als in dem des Künſtlers, des Künſtlers im echten und vollen Sinne. Wahrlich, das ſind Hesperidenfrüchte, deren Keime auch meine Seele trieb, als ich noch das Kind der Wäſcherin und Prima Donna einer vagirenden Komödiantenbande war, Früchte, die ich eigenſinnig wegſtieß an jenem unſeligen Abend —«

Die Lady verſtummte, bemerkend, daß ſie in der Gegenwart einer nahen Verwandtin ihres Gemahls zu weit gegangen war. Eine verlegene Pauſe trat ein, welche Eugenia dadurch unterbrach, daß ſie ihrer Freundin gezwungen ſcherzend den Sieg zugeſtand und ſich empfahl, um

noch Toilette für eine Soirée zu machen, die gemeinſchaftlich verabredet war. »Wollen ſich Mylady ſo lange beſchäftigen,« ſagte ſie im Weggehen, »ſo dürfen Sie nur nach den engliſchen Zeitungen greifen, die der Bediente eben gebracht hat, unſtreitig voll von Wundern, Moden, Opern, Ankünften, Abreiſen und den welthiſtoriſchen Intereſſen der modernen Politik. Ich ſende Ihnen die Blätter.« Eugenia ging.

Wie erſtaunte ſie, bei ihrer Rückkehr Mylady in einem ganz veränderten Zuſtande wieder zu finden! Bleich, mit thränenfeuchten Wangen, die Verzweiflung des höchſten Schmerzes aus allen Zügen redend, ſo ſaß ſie da und ſtarrte mit glanzloſen Augen auf ein rieſengroßes Zeitungsblatt, welches vor ihr auf dem Tiſche lag.

Beſorgt und erſchrocken eilte Eugenia zu der Beklagenswerthen, ſie um den Grund dieſer neuen Aufregung zu befragen. Statt aller Antwort wies die Lady auf eine Stelle des Papiers in ihrer Hand, und ihre Freundin erkannte, als ſie ſich begierig darüber beugte —

Was? — Nicht die Nachricht einer Schlacht, eines Schiffbruches, nicht gefallene Aktien oder Moden, nein, einige Worte in einem kaum ſichtbaren Winkel des großen Tageblattes, gedruckt mit kaum ſichtbarer Petitſchrift, hatten die Lady in jenen Zuſtand verſetzt.

— „Geſtern Abend ward ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder „Romeo und Julia“ gegeben. Die liebenswürdige Miß Sorby Turner ſpielte und ſang die Heldin der Oper mit dem allgemeinen Beifall des zum Brechen vollen Hauſes. Wenn ſchon nichts unſer Andenken an ihre früheren, in jeder Hinſicht vollendeten Leiſtungen bei uns verdunkeln kann, ſo iſt namentlich ohne Widerrede jene letztere das hellſte Blatt in dem Lorbeer, der die ſchöne Stirn der erhabenen Bühnenkünſtlerin ziert.“

»Da, da!“ rief die Lady aus, von Neuem unter einem heftigen Thränenſchauer, indem ſie der Leſenden das giftige Blatt aus den Händen riß, es zu Boden warf und in heftigſter Wuth mit Füßen trat, »da ſieh ein Beiſpiel des nie-

drigſten Verrathes! Welch' eine abſcheuliche Kreatur! Ich ſehe jetzt klar ein, was ihre Abſicht war, als ſie mir den liſtigen Rath ertheilte. Gemeine Dirne! Im Wege ſtand ich ihr, los werden mußte ſie mich — o ich unglückſeliges Weib!" — Sie warf ſich erſchöpft auf den Divan und überließ ſich den Ausbrüchen des ſchrankenloſeſten Zornes gegen die falſche Freundin von ehedem.

Vergebens ſuchte Eugenia Alles hervor, ſie zu beſänftigen. Als Sir Charles kam, die Damen zum Soirée abzuholen, fand er ſeine Gemahlin noch aufgelöst in Thränen, einer Ohnmacht nahe.

»Geht Ihr, alle Beide," rief ſie eigenſinnig aus, »ich bleibe daheim; kann ich in einem ſolchen Zuſtande in der Welt erſcheinen?" Es half nichts, daß Sir Charles und Eugenia ſich erboten, zu ihrer Unterhaltung ebenfalls daheim zu bleiben. »Wenn Euch mein Leben werth iſt," gebot ſie, »ſo fahrt im Augenblicke und überlaßt mich mir ſelbſt; Ihr ſeht ja, daß ich faſt erſticke."

Die Lady ward ruhiger, als ſie ſich allein ſah. Je länger ſie über ihre Gegenwart und Zukunft nachdachte, deſto mehr traten dieſe in den Schatten gegen eine, in bitter-ſüßer Erinnerung verklärte Vergangenheit. Alle Bilder der letzteren tauchten lockend wieder empor; Frank, ihre erſte Liebe, ihr ſtilles Glück, die Tage bei Mr. Bat, der ſchnell aufwuchernde Ruhm, der ihre Schritte begleitet hatte — Alles, Alles drängte ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt der zerriſſenen Seele auf, und aus dieſen Wirren trat ein einziger Gedanke, ein feſter Entſchluß leuchtend vor ſie hin.

Es war noch nicht zehn Uhr Abends, als eine Poſtchaiſe an dem Hinterthore der Villa hielt. Mylady's Kammermädchen trug eben weinend die letzten Schachteln und Kartons in den Wagen. Die andere Dienerſchaft war auſſer dem Hauſe, zum Theil um Mylord und Eugenia zu erwarten. Alles begünſtigte den Plan des ſeltſamen Weibes;

binnen einer Stunde hatte ſie ihr Eigenthum, Preziosen, Garderobe u. dgl. zuſammengerafft, und ſaß, als ihr die Zofe meldete, es ſei Alles zu ihren Befehlen bereit, ſchon im vollſtändigen Reiſeanzug am Schreibtiſch, um für ihren Gatten ein Wort der Aufklärung zurückzulaſſen. Ihre Pulſe flogen, während die Feder über das glatte Papier tanzte. Ein raſcher Blick über das Hingeworfene, keiner zum Abſchiede in die noch jüngſt ſo geliebten Umgebungen, zuletzt ein Sprung in den Wagen, — und Mylady war entflohen! —

Erſt am andern Morgen fand Sir Charles, ſpät heimgekehrt, noch ſpäter erwacht, und durch Eugenia's Geſchrei herbeigerufen, folgende Zeilen auf dem Tiſche ſeiner bislang noch nicht vermißten Gemahlin:

»Ich gehe von Ihnen mit Wehmuth, allein entſchieden. Die Kette iſt zerriſſen, mit der Sie mich umſchlungen und in eine Sphäre gezogen hatten, welche niemals die meinige war und es niemals werden wird. Alles, was Ihrer Gemahlin gehörte, laſſ' ich zurück; den echten Glanz und die Herrlichkeit der Lady vertauſche ich freiwillig wieder mit der Schminke und einem falſchen Namen einer Komödiantin. Ich danke Ihnen nicht für Ihre Liebe, weil ſie weder Sie noch mich glücklich gemacht hat. Träume nie eine Künſtlerin von einem andern Glück, einem andern Ziel, als dem innerhalb ihres Talents, ihres Berufes, ihrer Gewohnheit liegenden! Es iſt ein höchſter Fluch, aber auch ein höchſter Segen der Kunſt, daß ſie allmächtig iſt, allein bindet und auf ewig; ſie will ein ganzes Leben, nicht ein getheiltes. Ich verſuche, ob ſie eine entflohene, reuig zurückkehrende Tochter wieder annehmen will. Vollende ſich ihr Segen an mir, oder — den ſie einſt durch den geliebten Mund eines Wahnſinnigen auf mein ſchuldiges Haupt ſchleuderte — ihr Fluch!

Ellinor.«

IV.

Und wiederum drei Jahre ſind vergangen. Da — es war juſt zu Anfang der Sommer-Stagione der italieniſchen Oper in London, in den erſten Tagen der Seaſon, wo aus allen Theilen der drei britanniſchen Königreiche die vornehme Welt in den engen Bienenkorb an der Themſe zurückkehrte, um ſich zu amuſiren oder zu ruiniren, wie es gerade fiel — da ward eines Vormittags bei Mr. Pike, dem Unternehmer der Italian-Opera, eine fremde Dame gemeldet, welche ihn, in Angelegenheit der Bühne, allein unter vier Augen zu ſprechen wünſchte.

Mr. Pike ſaß, wiederum in ſeinem unſterblichen, weiſſen Ueberrock, der jetzt zum Morgennegligée degradirt war, am Frühſtücke. »Warten!« ſchnauzte er dem Bedienten zu, ein groſſes Stück kalten Roſtbeefs haſtig hinunterſchluckend, und fuhr, nach einem Zug aus dem mit funkelnden Portwein gefüllten Kriſtallbecher, murmelnd fort: »Vier Augen! Wird eine Choriſtin ſein! Stimme probiren laſſen!« Nachdem er hierauf ſein Dejeuner gemächlich beendigt hatte, lehnte er ſich, wohlgefällig mit den verſchwollenen Augen blinzelnd und die Hände über den ſichtlich geſegneten Leib gekreuzt, in den Fauteuil zurück und rief dem harrenden Bedienten zu: »Soll herein kommen!«

Es erſchien eine verſchleierte Dame von ſchlankem Wuchs, ſo viel die ſchwarze Hülle erkennen ließ, ſehr bleich, ſich mit Anſtand verneigend. Mr. Pike blickte ſie von der Seite an, wie Kenner thun, wenn ihnen ein Pferd zum Verkaufe angeboten wird. »Näher!« ſchnob er.

Das Frauenzimmer trat einen Schritt zurück und eine ſchwache, aber wohllautende Stimme ſagte mit einer faſt ſtolz zu nennenden Betonung: »Ich habe, ſo ſcheint es, nicht mehr die Ehre, von Mr. Pike gekannt zu werden?« Der Theaterunternehmer legte gleichgiltig die Serviette weg und maß die Fragende von Kopf bis zu den Zehen;

ſeine einzige Antwort war ein unverſtändliches Grunzen, welches nur die ſchüttelnde Bewegung der fleiſchigen Wangen und ein halbes Achſelzucken als eine Verneinung erklärten.

Hierauf ſchlug die Dame ihren Schleier zurück. Eine fliegende Röthe überaoß, aber nur eine Sekunde lang, die leichenblaſſen Züge, und in den eingefallenen Augen loderte ein heftiger Blitz des Unmuthes. Sie ſchritt raſch auf Mr. Pike zu, und ihre Hand auf deſſen Schulter legend, fliſterte ſie ihm in's Ohr: »Ich bin Ellinor!«

Wie elektriſirt fuhr die lange Geſtalt Mr. Pike's aus dem Armſeſſel in die Höhe. »Gott verd — Sie wären — in der That, Mylady?« — Er wuſte nicht, ob er der kaum Wiedererkannten einen Stuhl bieten, oder ſie aus der Thüre weiſen ſollte, denn noch konnte er ja nicht ahnen, ob ſie ihn oder er ſie brauchen würde.

»Nicht mehr dieſen Titel,« unterbrach Ellinor den Stammelnden. »Das Weib, welches Sie vor ſich ſehen, iſt nicht die Gattin Sir Charles', ſie iſt die Schauſpielerin, die Sängerin, die umherziehende Komödiantin, welche Sie vor neun Jahren aus dem »halben Mond« entführten.«

Mr. Pike hatte ihr mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört, zugleich ihr Aeuſeres, den Ausdruck ihrer Züge, die faſt mehr als einfache Kleidung mit Späherblicken durchmuſtert. »So, ſo!« ſagte er nach einer langen Pauſe, die Daumen ſinnreich um einander drehend. »Dieſelbe, denke ich, die vor ſechs Jahren Kontrakt brach, durchging, heirathete, he?«

»Mr. Pike!« entgegnete beſtimmt und ſcharf die Wiederkehrende, »ich erſuche Sie, nicht zu vergeſſen, daß Sir Charles damals Ihre Anſprüche an meine Perſon Ihnen auf eine mehr als großmüthige Weiſe abkaufte.«

Der Direktor wiegte ſich ausweichend auf beiden Füſen. »Alles Eins!« ſagte er, »wiſſen Sie, daß ich um's Haar Bankerott gemacht hätte, Ihretwegen, he? Und daß ich mich nur dadurch hielt, daß ich von Wien aus einen Affen

und einen Freſch für meine Oper verſchrieb? Wiſſen Sie das, he?" —

Elliner lächelte höhniſch, als ſie ihm erwiderte: »Sie ſcheinen, mein guter Mr. Pike, dadurch eben nicht herunter gekommen zu ſein, daß Sie von den Menſchen ſich zum Thierreich wandten." Mr. Pike ſah ſchmunzelnd auf ſeine allerdings ſichtlich geſtiegene Fülle, und ſchwieg. »Laſſen wir die Vergangenheit!" fuhr hierauf Elliner fort. »Ich komme, um mich Ihnen von Neuem anzubieten." (Wie ſpitzten ſich aber hier des Direktors Ohren!) »Sir Charles habe ich im Frieden Lebewohl geſagt, vor drei Jahren ſchon. Ich konnte nicht — die Kunſt hatte — genug, Mr. Pike, denn Ihnen würde ich meine Gründe doch nie deutlich machen können, genug, ich fühlte, daß die Rückkehr auf die Breter Bedingung meines Lebens, meines Glückes ſei. Aus der Schweiz wollte ich im Fluge nach England zurückkehren, als mich in Hamburg eine hitzige Krankheit, die in ein ſchleichendes Fieber endete, überfiel. Pike! drei Jahre lang habe ich unter fremden Menſchen mit einem erborgten Namen gelebt, von dem Ertrage meiner Juwelen, meiner Garderobe."

Elliner ſtockte; eine brennende Röthe, ob Scham, ob Stolz? übergoß ihre Wangen und ſie ſchloß: »Ich kehre arm zu Ihnen zurück, Pike! arm, wie Sie mich einſt gefunden. Können unſere Wege wieder zuſammen gehen?"

Mr. Pike gab ihr keine Silbe zurück. Die Hände auf dem Hintertheile des weißen Ueberrockes gekreuzt, ſtieg er in langen Schritten im Zimmer auf und ab, die Erwartungsvolle von Zeit zu Zeit feſt anſehend, dann wieder in ſich gekehrt, unverſtändliche Worte in den Bart murmelnd. Um ſeine Lippen ſpielte ein ſchlauer Calcul. »Sechs Jahre fort, drei Jahre krank, herunter gekommen, wenig Aeußeres mehr, geſunkene Stimme, vergeſſen beim Publikum . . . Arme Elliner, deine Schale ſteg hoch auf! Aber: Gattin eines Sir Charles, dem Manne durchgegangen, altes Renommée,

geheimnißvolles Verſchwinden, Skandal, Neuigkeit des Tages" — er war entſchloſſen. Gedehnt und doch abgeriſſen warf er an Ellinor, die vor Entrüſtung zitterte, folgende Phraſen hin: »Erſtes Fach, ſehr gut beſetzt. Miß Sophy Turner, alle Zeitungen voll. Achtmal vorgeſtern gerufen."

»Pike!" unterbrach ihn Ellinor, »nennen Sie mir den verhaßten Namen nicht, ich weiß Alles. Ein Wort, ja oder nein, kann ich in nächſter Woche die Julia ſpielen?" —

»Gemach, gemach!" erwiderte der Unerſchütterliche und ſetzte ſeine Gänge lange ſchweigend fort. »Ich will Ihnen 'was ſagen," hob er hierauf wieder an, »Nothing like trying, ſagt das Sprichwort, he? wir probiren's. Mittwoch die Oper. Sie ſpielen. Fiasko gemacht, keinen Penny Spielhonorar; Furore, wieder Prima Donna. Mittelweg — nichts. Was ſagen Sie? Antworten! He?" —

Ellinor ſagte nichts. Sie hielt ihre Hand hin, von der ſie die weißen Glacéhandſchuh abgezogen hatte. — Ach, aber wie dünn und wie bleich und wie kalt waren die Finger geworden, dieſelben, welche vor ſechs Jahren ein ganzes Heer alter und junger Gecken begeiſtert hatten, als ſie auf dem Rout der Herzogin von *** aus der glänzenden Hülle geflogen kamen, wie weiße, weiche Tauben aus ihrem weißen Hauſe. — Mr. Pike ſchlug ein mit einem derben »Topp," woraus eine mühſam verhehlte Freude emporblitzte.

Der Mittwoch kam. Aber ſchon am Montag, am Dinſtag und am Morgen des verhängnißvollen Mittwochs ſtand in allen Zeitungen, an allen Straßenecken, in allen Café's, vor jedem Laden, in Buchſtaben aller Größen und aller Farben, die Nachricht: »daß Mittwoch, den 5. Mai, Donna Ellena, ſeit Jahren der Kunſt und einem verehrlichen Publikum entfremdet, in der Rolle der Julia wieder debutiren werde." Worauf die Bilderkrämer das Portrait der »erſten Künſtlerin" ſammt Facſimile, die Modiſtinnen ihre Blonden à la Donna Ellena, die Muſikalienbuden ihre Ellena-Fantaſien aus

dem alten Fache der Ladenhüter wieder emſiglich an's Licht zogen.

Als Ellinor um acht Uhr Abends in das Theater fuhr, war noch kein Portrait verkauft. Ein böſes Zeichen! Aber nicht dieſes beklemmte ihr das Herz, denn ſie wußte es ja nicht; nur der Tag hatte ſie ſeltſam erſchüttert. Der fünfte Mai! An demſelben — dreizehn Jahre früher — beſchritt ſie zum erſten Male die Bühne in der Scheune, wo Mr. Bat »die verlorene, aber glücklich wiedergefundene Tochter, Melodram aus dem Franzöſiſchen, mit ſieben Verwandlungen und einer bengaliſchen Flamme zum Beſchluß,« vor einem entzückten Publikum, von Bierbrauern und Viehhändlern, aufführen ließ. Damals hatten die Bierbrauer, wie die Viehhändler, ihres Beifalls kein Ende finden können, als die bengaliſche Flamme, woran das enge und überfüllte Haus um ein Kleines erſtickt wäre, das engelſchöne Kindergeſicht Ellinor's hell beſtrahlte, denn damals war Ellinor eben dreizehn Jahre alt geworden. Heute zählte ſie deren mehr als ſechs und zwanzig; aber ſchwerer als deren Wucht fielen ihre Leiden, ihre Kämpfe, ihre Schmerzen in's Gewicht, die Roſen waren erblichen, der Schmelz der ſilbernen Stimme abgeſtreift, die Grazie der Jugend verdrängt von dem geſchulten Anſtande, — wehe dir, Ellinor!

Mr. Pike lugte durch das Loch, welches ſehr künſtlich in der auf den Vorhang gemalten Lira angebracht war. Seine Stirne zog ſich in finſtere Falten. »Schlechtes Haus!« murmelte er, die Einnahme flüchtig überſchlagend. »Iſt nichts mit ihr!« —

Die Ouverture fing an, der Vorhang rauſchte auf, die erſten Szenen des Chores gingen vorüber, Romeo kam, ward mit Applaus empfangen, Romeo ging, ward mit Applaus begleitet; Tebalde kam, ward mit Applaus empfangen, Tebalde ging, ward mit Applaus begleitet. Der Souffleur klingelt zur Verwandlung, der Hintergrund trennt ſich —

da ſteht Giulietta — Ellena, bleich unter der Schminke, keinen Athemzug in der Bruſt, ſchwindelnd bei den Lampen, den Menſchen, den Orcheſtertönen, da ſteht ſie . . .

Im Hauſe eine Todtenſtille! Die groſſe Arie beginnt — Todtenſtille! Die groſſe Arie endet, Julia ſchwankt in die Couliſſe — Todtenſtille!

Dort bricht ſie ohnmächtig zuſammen. Der Regiſſeur muß hinaustreten: „Ein verehrungswürdiges Publikum wird höflichſt gebeten, eine kleine Unterbrechung, veranlaßt durch plötzliches Unwohlſein der Donna Ellena, geneigteſt zu entſchuldigen.“ Ein kaum unterdrücktes Murmeln läuft durch die Gallerien, von der höchſten ſchrillt ſogar, hell und ſcharf, ein Pfennigspfeifchen, deſſen Klang Ellena, die zum Bewußtſein allmälig zurückkehrende, gaſtlich begrüßte.

Sie lächelte — o mit einer unausſprechlichen Bitterkeit lächelte ſie; als die Arme ihres Kammermädchens ſie hilfreich aufrichteten. Alle Uebrigen hatten ſie verlaſſen. Den Schauſpielern und Schauſpielerinnen war ſie perſönlich nicht bekannt, da Mr. Pike ſeine Oper ſeit den ſechs Jahren ihrer Abweſenheit ganz neu rekrutirt hatte. Der einzige Name aus alter Zeit war ein von ihr unſäglich gehaßter, und ſeine Beſitzerin hatte Ellinor mit dem erſten Blick, den ſie von der Bühne auf das Publikum warf, in einer Loge des erſten Ranges bemerkt. Sie erkannte, wie Miß Sophy Turner, als ihr Operngucker den Augen der „Freundin“ begegnete, das ſtolze, mit wehenden Federn und funkelnden Diamanten geſchmückte Haupt gleichgültig abwendete und, den Rücken der Bühne zugekehrt, ein ziemlich lautes Geſpräch mit den um ſie gaukelnden Gentlemen anſpann.

Sechs Jahre! Binnen dieſen ſechs Jahren war das Publikum der erſten Logen ein anderes geworden; vielleicht daß kaum ein Dutzend von den da droben dich einſt gekannt hatten. Und wenn auch, ändert denn ein Publikum ſeinen Geſchmack nicht, ſeine Moden, ſeine Vergnügungen, ſeine

Lieblinge? Der Künſtler, welcher ihm Zeit und Kraft, und Geiſt und Blut, und Jugend und Leben hinwirft, um einen ſeiner müßigen Augenblicke auszufüllen, hat er ein weiteres Recht, als das auf einen flüchtigen Namen, den die Welle einer Woche verwäſcht, wenn ihn nicht am zweiten Tage ſchon ein anderer verdrängt? — Zudem, es ſaßen ja vertheilt im ganzen Hauſe, wie Scharfſchützen im grünen Buſch, die »Pappenheimer" der Miß Sophy Turner, ihre geſchworene Garde, angeworben durch Geld auf der höchſten Gallerie, durch Geſang auf der mittleren, durch etwas noch Koſtbareres im Parquet, von ihr genau beordert, nicht zum Losſchlagen bei dem erſten Auftreten einer wie ein Geſpenſt gefürchteten Nebenbuhlerin, ſondern zu jener viel tiefer dringenden Stille eines Leichenhauſes, welche ſich dann im umgekehrten Verhältniß mit dem Verdienſt der Singenden zum Murmeln, Lächeln, Ziſchen, Stampfen, Brüllen, Werfen ſteigern ſollte.

Ellinor, und du wunderſt dich? Du weinſt, daß die beißende Lauge deiner Thränen den Karmin anfrißt, du ſinkſt ohnmächtig nieder, obgleich kein Arm bereit iſt — ſtatt der Tauſend von ehedem — dich aufzufangen?

Ellinor, biſt du denn wirklich geweſen, was man eine Künſtlerin nennt, haſt bei Mr. Bat und Mr. Pike die Kunſt gelernt und geübt, und wunderſt dich bei ihren alleralltäglichſten Erſcheinungen? —

Aber nein, ſie wunderte ſich nicht mehr. Eine ganz Andere, raffte ſie ſich vom Boden auf, die Augen funkelten, der Buſen flog, und ſo trat ſie hinaus auf den Kampfplatz. Und wie vor der Sonne (ein altes Gleichniß, aber laßt es mir hier!) die Nebel fliehen, einer nach dem andern, geballt, zerriſſen, ſich ſcheu in Klüften verkriechend, ſo flohen vor ihrer Kunſt, der allmälig wiedergebornen, die Schatten der letzten ſechs Jahre. Sie war wieder jung, ihre Stimme klang wieder in alter Friſche, ein Blick nach dem

andern flog, magnetiſch angezogen, von allen Seiten des überraſchten Publikums auf die Bühne, und Miß Sophy's Geſicht ward immer dunkler, Mr. Pike's Antlitz immer ſtrahlender, je höher ſich der Schwan Ellena ſchwang. Mit einem donnernden »Da capo!" begrüßte man das Finale des zweiten Aktes; Ellena lächelte und gehorchte. Ihre Arie des dritten und die Prachtſzene mit dem Vater ward rauſchend beklatſcht, und abermals „Da capo!" Ellena lächelte und gehorchte. Daß ihr die Kraft innerlich zuſammenbrach, wie ſie dem unbilligen Enthuſiasmus des engliſchen Kunſtpöbels dies Opfer brachte, das gewahrte ſie kaum; ſie fühlte ſich recht frei, ſtark und ſelig.

»Pike!" ſagte ſie, als der Vorhang hinter dem dritten Akte gefallen und ſie zweimal gerufen worden war, »Pike! wünſchen Sie mir Glück! ich habe mich wieder!"

Das Geſicht des Direktors ſah ungefähr aus, als ob er ſich ſelbſt eben nicht Glück wünſchen möchte, daß er ſie wieder hätte; indeſſen begnügte er ſich, ihr in ſeiner Weiſe zu ſagen: »Denken Sie an den Kontrakt! Fiasko — keinen Penny, Furore — Prima Donna! He?" —

Der vierte Akt begann. Giulietta lag im Sarge, eine täuſchend wahre, ſchöne Leiche, das lange, blonde Haar in alter Fülle um die bleichen Züge flutend, von einem Mirtenkranz freundlich durchſchnitten. Romeo erſchien: »O Giulietta, o mia Giulietta, ove sei tu?" Und Giulietta erwachte; aber mit ihren erſten Tönen auch die erneuerten Angriffe der erbitterten Freundin im erſten Range. Während der vorhergehenden Szenen hatten ihre Kreaturen nicht gegen den Strom des allgemeinen Beifalls anſchwimmen können, und ihr Ziſchen verſcholl ungehört. Deswegen war Miß Sophy im Zwiſchenakte hinausgeeilt und hatte ihre Garde, diesmal die ſchwer bewaffneten Veteranen auf der höchſten Gallerie durch den erſten Klaqueur, den ſie ſelbſt wüthend harangnirte, anfeuern laſſen. »Menſch!" befahl ſie, mit

dem Fuſie ingrimmig ſtampfend, »ihr müßt ſie vernichten! Verſprich deinen Kerlen dreifache Löhnung, reißt die Latten der Gallerie ab und werft ſie hinunter, brüllt, jauchzt, macht alle Stimmen von Menſchen und Thieren nach, daß ihr nur ein Lachen, nur den Schein eines Lachens, nur eine erbärmliche Störung in der Hauptſzene zu Wege bringt! Fort!«

Wie eine Furie kehrte ſie an ihren Platz zurück, holdſelig lächelnd, ſobald ſie ſich unter ihren merklich abgekühlten Anbetern niedergeſetzt. Ein mitleidiges Kopfſchütteln bezeugte, wie ſehr ſie empört war, als bei Giulietta's erſten Lauten die Pöbelhaftigkeiten der Gallerie wieder anfingen. »Das arme Weib!« ſagte ſie, Ellena mit einem giftigen Blicke beſchieſend. Dieſe aber ſchien der Störungen wenig Acht zu haben, ihre Kunſt hatte ſie der Außenwelt entrückt. Sie ſchwieg, bis die Kämpfe zwiſchen ihren Feinden und Freunden ihr geſtatteten, mit der Stimme durchzudringen, dann hub ſie an, unbekümmert, ob von oben herab die täuſchend nachgebildeten Mißlaute junger Hunde oder verliebter Kater ſie unterbrachen. Vielleicht, daß ſie dieſelben nicht einmal vernahm. Aber plötzlich, als ſie eben mit einer ſchmeichelnden Kadenz ſich in Romeo's Arme werfen will, da plötzlich dringt aus einem Winkel der Gallerie ihr ein Ton in's Ohr, ein unbedeutender Ton, von Wenigen nur vernommen, ihr aber in das tiefſte Herz ſchneidend — ein Wachtelſchlag! —

Ein zerreißender Schrei aus ihrem Munde bebte durch das entſetzte Haus. »Frank!« kreiſchte ſie noch einmal auf und ſtürzte beſinnungslos ganz vorne auf dem Preſzenium nieder.

Nein, Elliner! Frank war es nicht; denn Frank war vielleicht ſeit Jahren ſchon auf dem Streh eines Kerkers oder am Galgen oder im Lazareth geſtorben, wenn er ſein Leid geduldig an allen Tiefen der engliſchen Flüſſe und Seen hatte vorbeiſchleppen können. Nein, Frank war es nicht: es war ein Gott der Gerechtigkeit, oder der Zufall — er

redete aus dem Munde eines rußigen Schornsteinfeger-Jungen, der für sein Sixpence-Stück auch seinen Theil zu Miß Sophy's Konzert gab. Er traf gut. Ellinor fiel, hinter ihr der Vorhang. Der Regisseur mußte wiederum erscheinen: »Ein verehrungswürdiges Publikum wird höflichst gebeten, geneigtest zu entschuldigen, wenn der vierte Akt nicht vollendet werden kann, dermalen Donna Ellena — gefährlich erkrankt ist.» Warum stockte denn der Alte, und warum brach seine Stimme fast schluchzend bei dieser ihm nicht ungewöhnlichen Anzeige? Blos darum, weil er Donna Ellena drinnen hatte liegen sehen, todtenblaß, in Krämpfen, dem wahrscheinlichen Ende nahe, und weil er sie zufällig auch vor sechs Jahren kannte, als sie noch Prima Donna war und er noch — Logenthürsteher.

Die Meisten im Hause lachten, Viele murrten, Einige nur beklagten, Eines weinte — nämlich eine Kindermagd, die um ihren Schilling Entrée sich nun betrogen glaubte. — Keiner eilte auf die Bühne, um nach der gefährlich Erkrankten zu sehen.

Diese war mittlerweile in das green room hinabgeschafft und dort auf dem alten, ledernen Divan niedergelegt worden. Mr. Pike verließ mit einem gleichgiltigen Blick auf sie das Haus, nachdem er ihrer Zofe zugerufen hatte, sie möge der Miß Ellinor sagen, es wäre nichts. Die Zofe hörte ihn nicht, sie kniete weinend an dem Lager Ellena's, ihre einzige Leidtragende. Der Theaterarzt und der Theaterdiener standen ihr zu Häupten, jener den Puls der Kranken fühlend, dieser im stumpfen Blödsinn ihr in das starre Gesicht blickend.

»James!» sagte endlich nach einer tiefen Pause der Doktor, zugleich eine Prise Tabak sich in die superfeine Nase reibend, »James! ich will dir 'was sagen, mein Junge! die da ist morgen entweder todt oder in Bedlam. Gewiß kann ich's noch nicht bestimmen.»

Posthornklänge.

Liederkranz

von

Johann Nep. Vogl.

1.

Das Posthorn tönt
Vom Straßenrain,
O luſt'ger Klang
Durch Wald und Hain!

Er reißt mit ſich
Mich fort im Ring,
Wie Stromes Flucht,
Wie Wolkenzug.

Fort über Berg
Und Thal und Feld,
Hinaus, hinaus
In alle Welt.

Als Reiſ'genoß
Den muntern Schall,
Mit Radgebraus
Und Peitſchenknall.

So geht es fort,
Von Luſt beſeelt,
Hinaus, hinaus
In alle Welt.

Denn ach, von mir
So weit, ſo weit,
Mein Liebchen wohnt,
O tiefes Leid!

Das fährt wohl oft
Erſchreckt empor,
Berührt der Schall
Nur leiſ' ihr Ohr.

Es ſpringt zur Thür
Mit frohem Schrei,
Doch raſſelnd fliegt
Die Poſt vorbei.

Vorbei, vorbei,
So wie der Klang,
Der eben jetzt
In's Ohr mir drang.

Ach, wann nur führt
Doch mich einmal
Zu dir, zu dir,
Solch' munt'rer Schall?!

9.

Blaſe, Schwager *), blaſe, blaſe,
In die Welt nun geht's hinaus,
Daß es ſchmett're, daß es raſe
Nah' und fern durch jedes Haus.

Flieht vorüber, Triften, Felder,
Die erfaßt das Aug' noch kaum,
Häuſer, Thürme, Flüſſe, Wälder,
Flieh vorbei, du bunter Traum!

*) Schwager wird in Oeſterreich gewöhnlich der Poſtillon genannt.

Schneller noch als dein Geſchmetter,
Schwager, fliegt mein Herz voraus,
Wie ein ſturmgejagtes Wetter
Sucht's in Eil' ein fernes Haus.

Ach, das Haus iſt bald gefunden,
Wenn ein liebend' Herz es ſucht,
Aber viele, viele Stunden
Hängen an des Staubes Wucht.

Darum blaſe, Schwager, blaſe,
Iſt ſo wuſt doch Feld und Hag,
Und ſo fern noch die Oaſe,
Wo ich ruhen kann und mag!

8.

Behaglich iſt's zu lauſchen
Dem muntern Poſthornſchall,
Wenn ſo vorüberrauſchen
Die bunten Bilder all.

Man meint auf Zauberklängen
Zu ſchweben durch die Luft,
Befreit von Kerkerengen,
In Sonnenſchein und Duft.

Man meint dahin zu ziehen
Auf einem glatten See,
Umhaucht von Melodien,
Die d'runten ſingt die Fee.

Dann wieder fortzujagen
Als Sieger, hoch zu Roß,
Vor ſich in Angſt und Zagen
Der Feinde flücht'gen Troß.

Dann glaubt man wieder d'rinnen
Sich tief im Wunderberg,
Wo zu der Brönnlein Rinnen
Aufſpielet Gnom' und Zwerg.

O ſling', o ſling' nur immer,
Du lieber Poſthornſchall,
So ſüß ja träumt ſich's nimmer
Im bunten Menſchenſchwall.

4.

Vor der Schenke hielt der Wagen,
Morgenluft durchwühlt das Korn,
So wie nie noch blies der Schwager
Da, auf ſeinem kleinen Horn.

Lieblicher als Flöt' und Harfe
Scholl zum Schenkenhaus der Klang,
Daß es in die tiefſte Seele
Mir wie ſüßer Zauber drang.

Doch nicht ſtaunt' ich, hatt' ich früher
Auch ein Gleiches nie gehört,
Sagte mir's doch eine Stimme,
Daß die Liebe ihm's gelehrt.

5.

Und weißt du, was das Poſthorn ſagt,
Wenn's früh am Morgen klingt?
»Hinaus, hinaus, nur unverzagt,
So lang's noch blüht und ſingt!«

Und weißt du, was das Poſthorn ſagt,
Sengt dich des Mittags Glut?
»Wer nie ſich müht, wer niemals wagt,
Erringt kein theures Gut!«

Und weißt du, was das Poſthorn ſagt,
Hüllt Nacht der Erde Rund?
»Vielleicht, wenn's dort im Oſten tagt
Liegſt du im kühlen Grund!«

6.

Einſam, im engen Raum,
Sitz' ich in halbem Traum,
  Schaurige Nacht ringsum,
  Alles ſo grabesſtumm.

Fern nur ein Lichtlein blinkt,
Gaſtlich zur Einkehr winkt,
  Raſtlos auf dieſes zu
  Geht's ohne Raſt und Ruh.

Lichtlein, du kleiner Stern,
Wie nur ſo fern, ſo fern,
  Wie nur ſo ſchwarz und leer,
  Alles im Ring umher.

Horch, jetzt erſchallt das Horn
Luſtig durch Buſch und Dorn,
  Luſtig durch Feld und Nacht,
  Leute nun aufgewacht!

Siehe, da iſt's erreicht,
Riegel und Thüre weicht,
  Und auf das Kiesgeſtein
  Poltert's zur Poſt hinein.

Poltert bei luſt'gem Klang
Dröhnend den Hof entlang,
  Doch ſchon zu neuem Lauf
  Macht ſich mein Sehnen auf.

7.

»Was ſpielſt du nur ſo traurig auf,
  Du luſt'ger Poſtillon,
Und bliefeſt doch, hinab, hinauf,
  Nur ſtets im frohen Ton?«

»Ach, Herr, das bin ich ſo gewohnt
Am Kirchhof immerdar,
Weil dort mein Kamerade wohnt
Bereits ſeit manchem Jahr.«

Und wieder blies der Poſtillon,
Von Wehmuth angefacht,
Faſt ſchauerlich erklang der Ton
Hinüber durch die Nacht.

Doch horch — da ſchell's von fern — gerad'
Wie ſanft verklang der Schluß,
Als gäb' der todte Kamerad
Ihm leiſ' zurück den Gruß.

8.

Nun, Schwager, blaſ' dein letztes Stück,
Das ſchönſte, das du kannſt,
Denn wieder naht ſich mir das Glück,
Ein Glück, das du nicht ahn'ſt.

Stoß' jetzt in's Horn mit aller Kraft,
Mit deiner ganzen Kunſt,
Denn mit dem Schluß der Pilgerſchaft
Zerfließt mein Leid wie Dunſt.

D'rum tön' das Horn, d'rum ſchall' ſein Klang
So hell, als wie noch nie,
Wie Harfenton, wie Elfenſang,
Wie Sphärenharmonie.

Daß man's vernehm' allüberall,
Die Fahrt iſt nun gemacht,
Und zur Geliebten hat dein Schall
Für immer mich gebracht.

Lieder

von

O. L. B. Wolff.

Gefeſſelt.

Ich bin vom Thal hinaufgeflogen
Bis zu dem hohen Felſenſchloß,
Wo ſich die jungen Adler wiegen
Im Mooſe, das dem Stein entſproß.

Hinunter blickt' ich in die Tiefen
In's grüne, ſtromdurchrauſchte Thal;
Mir war, als ob mich mahnend riefen
Herab die alte Angſt und Qual.

Dort unten iſt mir wehgeſchehen,
Dort unten ſtarb mir Lieb und Luſt;
Hier kann ſich frei der Sinn ergehen,
Und weit ſich dehnen darf die Bruſt.

Ruft mich nur nicht! Ich muß ja wieder
Zu euch hinab, ſo wie ich kam,
Und trage treu in's Thal hernieder,
Das alte Leid, den alten Gram.

Wiederhall.

Wie die Roſe, die verblühet,
Süßen Duft noch von ſich gibt,
Ob ſie gleich längſt nicht mehr glühet,
So ein Herz, das einſt geliebt.

So auch fühl' ich, Mädchen! wieder,
Wenn du liebend mich umfängſt. —
Gleich der Roſe duft' ich — Lieder —
Doch verwelket bin ich längſt.

Mach' es nicht zum Quell der Schmerzen,
Laſſ' die Blätter mich verſtreu'n. —
Kann ich doch noch tief im Herzen,
Mich an deinem Lieben freu'n.

Herbſtnebel.

Die Nebel ſchwärmen in den Bergen
Und drängen ſich um Kluft und Stein,
Als ob ein raſtlos Heer von Zwergen
Sich mühe, heimiſch dort zu ſein.

Sie hängen feſt an Aeſt und Bäumen,
Und breiten ihre Zelte aus;
Aufdämmernd wie in flücht'gen Träumen,
Blickt duftumflort das Land heraus.

Da bricht die Sonne durch die Ritzen
Und ſchleudert Lanzen, Stoß auf Stoß;
Es fliehen Jene vor den Spitzen,
Doch laſſen Thau im Blumenſchoß.

So ging es auch mit meinem Herzen,
Des Nebels Decke lag darauf,
Es bargen unter ihr ſich Schmerzen
Und drangen quälend oft herauf.

Da beugteſt du dich zu mir wieder,
Voll Liebe, ſonnengleiche Frau!
Urplötzlich ſinkt der Nebel nieder
Und mir im Auge perlt der Thau.

Bleich und einſam.

Die Sonne taucht ſich in die Wogen
  Und reißt voll Glut mit ſich den Tag;
Es kommt der Mond heraufgezogen
  Und blicket trüb und ſtill ihr nach. —

So mußteſt du dich von mir wenden
  Und achteteſt nicht meiner Pein;
Wie er muß ich den Lauf vollenden,
  Und ewig bleich und einſam ſein.

Ruhe.

Wie der Baum in Mittagsſchwüle
Ruhig ſteht und unbewegt,
Aber ſich in ſeinem Laube
Tauſendfaches Leben regt;

So hat ſich nach langen Schmerzen
Aeuß're Ruhe mir geſellt,
Aber tief im heißen Herzen
Regt ſich eine ganze Welt.

Wünſche ſind es und Gedanken,
Glühend' Sehnen, wilder Traum;
Doch ſo ſtumm ſind meine Züge,
Wie kein Blatt ſich rührt am Baum.

Kalte Frühlingsnacht.

Frühling grüßte mild die Fluren,
Doch der Winter kam zurücke,
Als hätt' er hier was vergeſſen,
Schlug von Neuem ſeine Brücke.

Traurig kommt die Nacht gezogen,
Wolken heben an zu regnen,
Frühling zögert noch so ängstlich,
Will dem Winter nicht begegnen.

Südsturm grüßt ihn ſtarr und ſchaurig,
Aber küßt den Glanz vom Eiſe;
Durch die weiße Decke ſchüchtern
Bohren ſich Schneeglöckchen leiſe.

Als der Morgen angebrochen,
Sehen ſie ſich um verlegen;
Doch es wirket hold die Sonne,
Und es tröſtet ſie der Regen.

Die zweite Stunde.

Natur durchſchau'nde Aerzte kunden,
Es habe nach der Mitternacht
Die zweite Stunde eine tiefe,
Geheimnißvolle Zaubermacht.

Sie ſei es, die das Wachen ſcheide
Zuerſt vom feſten, ſtarren Schlaf,
Und die den Geiſt vom Körper trenne,
Wenn ſie im Kampfe Beide traf.

O, als du treulos mich verlaſſen,
Und mich geſtürzt in dunkle Nacht,
Da ſchlug auch meine zweite Stunde, —
Zu ew'gem Schmerz bin ich erwacht!

Herr und Diener.

Novelle

von

Emanuel Straube.

An ſeinem Klavier ſitzend, ſchrieb der Meiſter emſig in einem Hefte, von welchem er nur zuweilen ſeine Augen erhob, um ſie nachdenkend zur Decke emporzuſchlagen, oder wovon er etwa die Finger beſeitigte, um ſie in den Taſten des Inſtrumentes bald herumirren, bald die Töne chaotiſch durcheinander wühlen zu laſſen, je nachdem ſeine Ideen ſich geſtalteten. Von Zeit zu Zeit ſtampfte er ärgerlich mit dem Fuße, als ob er unzufrieden wäre, ſtrich aus, brummte in den Bart, zauſte ſeine Mütze ungeſtüm, oder äußerte ſonſt ſeine Verſtimmung; dann wieder leuchtete ihm ein verklärender Strahl aus den Augen über das Antlitz, daß man wohl entnehmen konnte, der Geiſt habe ihn überwältigt und er lebe in höheren Sphären ein ſchöneres, beglücktes Leben. In ſolchen Momenten gewann ſein vom Alter bereits gefurchtes und nicht eben angenehmes Geſicht einen edlen, ſchwärmeriſchen, wahrhaft liebenswürdigen Ausdruck; es ſchien, als durchzucke ihn Feuer des Himmels, deſſen heilige Glut ihm die Wangen mit Purpur übergoß, ihm die Lippen küßlich wölbte und den Zügen jenes eigenthümliche Etwas gab, welches den Genius über die Nichtberufenen emporhebt und ſeine Erſcheinung adelt. Und je länger der Künſtler arbeitete, deſto klarer trat der geiſtige Typus in ſeinem Geſichte heraus, deſto reſigner färbten ſich ihm die Wangen, deſto zündender ſtrahlte das Auge, deſto

rascher, feuriger, siegreicher meisterte seine Feder das Papier, welchem ein unsterbliches Werk entsteigen sollte, Wien und die ganze musikalische Welt zu entzücken.

Wer den Meister also sah, wie ihm die Pulse flogen, das Antlitz flammte, die Augen leuchteten, und wie sein ganzes Wesen in unendlicher Begeisterung zu verschmelzen schien, der mußte wohl glauben, einen Gottbegabten zu erblicken, dem das irdische Gewicht des Körpers abgenommen worden, auf daß sein Geist ungehindert sich emporschwingen möge zu den Regionen der herrlichen Kunst; allein leicht mochte ihn auch Bangen ergreifen, daß die schwache Hülle dem gewaltigen Kampf erliegen möchte, in welchem sie rang; denn übel vertragen sich die materiellen mit den geistigen Potenzen und bereiten ihnen gerne ein frühes Grab!

Endlich warf der Meister die Feder hin, überblickte flüchtig sein Werk, lächelte zufrieden, und flüsterte halblaut vor sich hin, als gewännen seine innersten Gedanken Worte:

»Ei ja, das wäre ihnen eben recht, den Herren Tonkünstlern, wenn ich sie in die Werkstätte meines Schaffens die dreiste Nase stecken und mir die unvergänglichen Geheimnisse der Kunst hinwegschnüffeln ließe! — Sie haben mir's oft genug zu verstehen gegeben und mich einen Neidhard, einen Mißgünstigen gescholten! Aber prosit die Mahlzeit; wir sind viel zu klug, als daß wir den Schlüssel zu dem Schatzkästlein aus der Hand gäben, in welchem die holdselige Musika ihre besten Kleinodien verbarg, die nur ein Tropf so schlechthin verschleudern kann! — Meine Landsleute in Italien haben mir den schmeichelhaften Namen eines »Patriarchen der Melodie" beigelegt, und ich habe wenig Lust, mir hierin einen Nebenbuhler zu erziehen oder mir mein Geheimniß ablauschen zu lassen! — Die Thoren! wenn sie ein offenes Ohr hätten für die himmlische Kunst, sie würden gar leicht von selbst herausfinden, was es mit dem Grundtone, mit dem Rhytmus, mit der Benützung

der diatoniſchen Leiter, dem Ausdrucke und dergleichen für eine Bewandtniß habe, und ſie würden nicht verlangen, daß ein alter, armer Mann freiwillig ſein Herzblut abzapfe, um ſich Schüler aufzufüttern, die es ihm hinterdrein an ſeinem Einkommen und an ſeinem Ruhme abſtehlen! — Auf Schritten und Tritten belauern ſie mich, des Nachts klettern ſie an meinem Fenſter herauf, wer weiß, ob ſie ſich nicht gar einmal durch den Rauchfang in den Kamin herablaſſen, um mich in den Momenten der Begeiſterung auszukundſchaften und ſich in mein Verfahren einzudrängen; ja ſelbſt meine Diener ziehen ſie in ihr Netz und betriegen mich um das Sündengeld, was ſo ein Schurke koſtet — erſt heute kam ich hinter eine ſolche Gaunerei; — oder ſie umſtellen mich mit Spürhunden und Lauerern, damit ſie ſo oder ſo mein Geheimniß aufſchnappen, das ſie wie ein Orakel anſehen; allein ich werde mich hüten, meine werthvollſte Habe zu verſchleudern und mir ſelbſt den Tiger zu erziehen, welcher nachträglich, zum Danke, mein Bischen ſauer erworbenen Ruhm abwürgt! — Kontrapunktiſten mögen ſie haben, ſo viel ſie wollen; doch einen Tonſetzer, einen Kompoſiteur werden ſie aus meiner Schule nie empfangen!" —

Wie klein und engherzig den Leſer auch die ſo eben entwickelte Geſinnung bedünken mag, ſo wolle er immerhin berückſichtigen, daß die Künſtlernaturen ſelten ſind, und ſtets ſelten waren, denen das höhere Gedeihen der Kunſt über ihre perſönlichen Angelegenheiten, über ihre handwerksmäßige Schelſucht und über ihr phiſiſches Intereſſe ging. Es werden nicht viel über hundert Jahre her ſein, — und etwa um dieſe Zeit ereignete ſich die hier vorgetragene Begebenheit — nicht länger, wie geſagt, iſt es, daß noch die Geweihten irgend eines Faches ſtets deſſen Geheimniſſe mit ängſtlicher Sorgfalt bewahrten und vor dem Tempel der Kunſt wie biſſige Hunde Wache hielten, die einen unterirdiſchen Schatz zu hüten haben: ſie

ſperrten ſich vor Mittheilungen ab, wie vor der Peſt. — Eine völlige Abhilfe iſt auch kaum zu erwarten, denn ſo lange nicht die Sympathie der Menſchen für den Künſtler ſo weit gediehen iſt, daß ſein Talent als der Laufpaß zu allen Genüſſen, zu allen Ehren des Daſeins dient: ſo lange werden Neid und Eiferſucht alles Fortſchreiten kreuzen und es wird in der Künſtler-Republik ſein, wie in jeder andern: daß nämlich Jeder der erſte ſein, Jeder als der vorgezogenſte wird erkannt ſein wollen! — Schwachheit, dein Name iſt Künſtler! —

Der Meiſter legte ſeine Papiere in Ordnung, verſchloß ſie ſorgfältig in einen Schrank und griff nach dem Hute, um auszugehen; plötzlich riß es an der Klingel von Außen, und eine Stimme ließ ſich vernehmen, welche nach dem berühmten Maeſtro, Nikolo Porpora, fragte.

Aengſtlich ſchaute unſer Künſtler noch einmal im Zimmer umher, ob kein verrätheriſches Blättchen irgendwo zurückgeblieben ſei, auf das man Jagd machen könne; dann legte er brummend den Hut bei Seite und öffnete die Thür.

Schüchtern zeigte ſich ein junger Mann, etwa von 18 Jahren, mit einem gutmüthigen, aber etwas plattem Geſicht, auf der Schwelle und lispelte mit einer dünnen, ſchneidenden Stimme die frühere Frage: ob hier der berühmte Maeſtro Porpora wohne? —

»Ich bin's!« ſchnarchte unſer Meiſter den Fremdling an; »was ſoll's weiter?« —

»Ich habe gehört« — flüſterte jener beſcheiden, faſt demüthig, — »es iſt mir geſagt worden, daß Euer Edlen einen — einen Diener — — —«

»Daß ich einen Diener ſuche? — So iſt's; aber der Lügenteufel führt mir lauter Spione, faule Rangen oder nichtsnutzige Subjekte zu, die ich nicht brauchen kann. Ich habe ihrer ſchon heute drei zum Hauſe hinausgejagt, und laſſe mich nicht ſo leicht vom erſten beſten Straßenläufer breitſchlagen. Wo hat er ſeine Zeugniſſe?«

»Euer Edlen, verzeihen — ich habe noch nie gedient — bin armer Leute Sohn aus — Ungarn, und möchte erſt irgend ein Unterkommen finden, um meinen Eltern die Laſt meiner Erhaltung abzunehmen.«

»Iſt er muſikaliſch?«

»Mein Gott — Euer Edlen werden doch nicht etwa einen Muſikanten brauchen? Dann ſtünd' es freilich mit mir ſchlecht!« —

»Im Gegentheile; nicht einen Ton ſoll er verſtehen, und je ärger ihm die Muſik verhaßt iſt, um deſto willkommener wird er mir ſein. Bringe er mir, wie geſagt, ſeine Zeugniſſe von der Herrſchaft, ſeinen Paß und ſeine Schultestimonia, ſo will ich wohl ſehen, was ſich machen läßt.«

Der junge Menſch machte einen linkiſchen Bückling, wendete ſich und ſchritt ganz traurig wieder gegen die Thür; aber in ſeiner Angſt oder Scheu ſtolperte er, ſtieß an einen trefflichen Kontrabaß, welcher an der Wand lehnte, warf ihn um, fiel darauf — und ſchlug ihm den Boden entzwei.

Erſchrocken ſprang Porpora hinzu, ſtieß den Jüngling zurück und ſchrie:

»Verruchter Dummkopf! — meinen unvergleichlichen Stradivario!«

Der arme Tropf hatte mittlerweile das Inſtrument aufgehoben, blickte zuerſt den Künſtler, dann den Schaden an, und wimmerte kläglich:

»Ach, verehrter Herr Kapellmeiſter! Entziehen Sie mir darum Ihre Gnade nicht! — Ich will den alten Rumpelkaſten gleich zum Tiſchler tragen, und ihn für mein Geld leimen laſſen!« —

Porpora lachte, ungeachtet ſeines Aergers, über ſeine Albernheit laut auf; es fiel ihm bei, daß ein ſolcher Pinſel wenigſtens die üblichen Kniffe der Dienſtboten nicht verſtehen werde, er beſann ſich eine Weile, klopfte den Jüngling auf die Achſel und ſchmunzelte:

»Laß er das nur gut sein; sein Tischler-würde damit doch nicht zu Stande kommen! — Aber er gefällt mir, er scheint eine ehrliche Haut zu sein; von ihm hab' ich offenbar nichts zu besorgen. Er mag da bleiben und meine Bedienung übernehmen!«

Der Fremde machte bei diesen Worten einen Rundsprung vor Seligkeit, und würde die übrigen Instrumente des Meisters in gleiche Gefahr mit dem Stradivario gebracht haben, wenn ihm Porpora nicht gewehrt hätte, indem er ihm auftrug, vorerst das Zimmer aufzuräumen, und dann sein Mittagsessen zu holen.

Unser musikalischer Attila, die Geißel der Instrumente, ward, von dem Augenblicke seines Eintrittes an, der erklärte Liebling seines Herrn, welcher seinerseits den großen Wurf für gelungen hielt, endlich einen treuen, verläßlichen Diener erworben zu haben.

Das erste Geschäft, welches Joseph, so hieß die neue Akquisizion, zu verrichten hatte, war, den Staub vom Ameublement zu wischen, welches durch die mehrtägige Entbehrung einer säubernden Hand gleichsam wie mit einem Nebelschleier überdeckt schien. Als er dabei an das Klavier kam, ging er mit dem Fegelappen so unglimpflich gegen die Tasten zu Werke, daß augenblicklich sechs Saiten zersprangen, und der Maestro, dessen Geiz von dem Gedanken der bevorstehenden Auslage noch mehr, als sein Ohr von dem gellenden Mistone affizirt ward, vor Aerger schier aus der Haut fuhr. Mit genauer Noth beruhigte er sich wieder; allein seine heutigen Prüfungen waren damit noch nicht überstanden. Um ein Stück Kolofonium einzuwickeln, riß Joseph später ein Blatt aus einem Hefte, welches eines der schönsten Schöpfungen Porpora's enthielt, und entschuldigte diesen Akt von Vandalismus mit der nai-

ven Antwort, daß man ja dergleichen Schmiererei für ein paar Kreuzer in jedem Käſeladen die Hülle und Fülle haben könne.

Wie ſehr unſer Meiſter auch durch die Tölpelhaftigkeit ſeines Dieners geärgert wurde, ſo dankte er doch im Stillen dem Himmel, daß er ihm endlich einen Menſchen beſchert habe, vor welchem er mit ſeinen Kunſtangelegenheiten nicht ewig hinter dem Berge zu halten brauchte, wollte er nicht hintergangen und beraubt werden. Er hielt alle weiteren Vorſichtsmaßregeln, gegenüber dieſes eingefleiſchten Pinſels, für entbehrlich, und da er ſich in Kürze überzeugt hatte, daß Joſeph mit einem unerſchütterlichen Dienſteifer die makelloſeſte Treue verband, ſo überließ er ſich ganz ſeiner argloſeſten Offenheit, und verſperrte, falls er ausging, weder ſeine neuen Arbeiten, wie er es ſonſt zu thun gewohnt geweſen, noch auch verbarg er jene tiefſinnigen, originellen und geiſtreichen Erörterungen, welche er über ſeine Kunſt zu verfaſſen liebte, und welche ſeinem Namen nicht minder als ſeine Kompoſizionen einen wohlverdienten und bleibenden Ruhm erworben haben; er arbeitete ohne Beſorgniß vor Hinterliſt und bedurfte auch keiner Quarantaine für Schränke und Pult.

Joſeph's Exiſtenz im Hauſe des Meiſters war übrigens keineswegs die angenehmſte, denn ſein Lohn war höchſt ſchmal bemeſſen, und in der Beſtreitung der Lebensbedürfniſſe ging Porpora mit einer Kargheit zu Werke, die eben nur das Unentbehrlichſte ſtatthaft finden mochte; Schmalhanns war Küchenmeiſter und Fadenſchein Garderobier bei ihm. Das Beſte an Joſeph's Verhältniſſen war, daß er nicht mit Porpora zuſammen im Hauſe zu wohnen brauchte, denn die Lokalität war zu eng, um für ihn eine Schlafſtätte zu gewähren, und folglich hatte er wenigſtens für die Nacht Freiheit und jene Ruhe, wozu ſich im Laufe des Tages wenig Gelegenheit darbot. Zwar blieb er wegen der Stun-

den, welche Porpora ertheilte, den größten Theil seiner Dienstzeit bei Tag in der Wohnung allein. Doch an Arbeit ließ es der Meister nie fehlen. Nicht nur mußte Joseph die sämmtlichen Obliegenheiten einer Köchin, eines Laufburschen, einer Stubenmagd und eines Kleiderputzers besorgen, auch das Zutragen von Holz, Wasser und sonstigem Bedarf war ihm zugewiesen; er mußte außerdem heitzen, Holz spalten, den Boden scheuern, einkaufen und tausend Nebenpflichten üben, welche sonst von verschiedenen Branchen der Dienstbotenschaft verrichtet werden; ja selbst als Sekretär mußte er aushelfen, da er eine gute Hand schrieb und Porpora mit dem deutschen Style niemals recht fertig wurde: Joseph war im eigentlichsten Sinne das Faktotum des Italieners, und bezog seinen Lohn wahrlich nicht umsonst. Zum Glücke besaß er ein heiteres, harmloses Gemüth, und war von Kindheit an gewöhnt an unverdrossene Thätigkeit; deshalb fiel ihm auch seine ausgebreitete Dienstsphäre niemals schwer und er zeigte weder über die Strenge seines Brotherrn, noch über dessen weltbekannte Filzigkeit irgend ein Bekümmerniß, sondern war stets wohlgemuth, stets geschäftig, und Porpora gratulirte sich von Tag zu Tag mehr zu diesem seinem Muster von Bedienten.

Eine interessante Abwechslung in sein einförmiges Leben ergab sich für unsern Joseph durch den Besuch einer entfernten Verwandten des Maestro, welche von Zeit zu Zeit in dessen Wohnung kam und, wenn sie den alten Herrn eben nicht zu Hause fand, mit dem Diener, dessen Werth sie zu schätzen wußte, auf eine kindliche, süße, spielende und doch bedeutungsvolle Weise Zwiesprache führte.

Nalaja war ein junges Geschöpf von kaum 14 Jahren, sehr zart geformt, und von einer Anmuth in Haltung und Bewegung, welche sie fast wie ein körperloses Wesen erscheinen machte. Obgleich voll tändelnden Muthwillens,

äußerte sie doch wieder häufig eine tiefsinnige, gewaltige Natur, und in ihren Ansichten sprach sie nicht selten eine Hoheit, eine Energie aus, die wie Zündstoff in Joseph's Seele brannte, seiner Haltung etwas Ausgezeichnetes verlieh, und ihn seinem Herrn bisweilen, wenn er ihn noch von der Nachwirkung des lieben Besuches ergriffen fand, fast als ein Wesen von höherem Berufe darstellte.

»Mein lieber Freund Joseph,« sagte die Kleine eines Tages zu dem Diener Porpora's, nachdem dieser gesprächsweise einige Andeutungen von des Meisters kleinlicher Gesinnung hatte verlauten lassen, »glaube mir, der Oheim gleicht hierin all' seinen Kollegen, denn es ist ein wunderliches Ding um diese Künstler! Sie besitzen so selten jenen edlen Stolz, welcher die eigentliche Schwungfeder alles Großen sein muß — sie werden meistentheils blos von leerer Eitelkeit beherrscht, und opfern dieser, wie einem unersättlichen Götzen; der Eitle aber handelt, um zu glänzen, während der Stolze wirkt, um zu nützen; jener will Andere, dieser will nur sich befriedigen, und darum sind so wenige Künstler gute Menschen, die in ihrem Innern Stoffhältigkeit genug besitzen, um die Wirkung nach Außen allenfalls entbehren zu können. Ruhm ist den Meisten nur ein glänzender Name für Eitelkeit und ihre höhere Vokazion ihnen fremd. Wenn du z. B. ein Künstler zu werden Lust in dir verspürtest, so würde ich dich vor Allem bitten, stets dein Denken hinaufwärts zu richten, damit der Firlefanz von da unten keine Gewalt über dich haben könne, und damit du immer das Höchste und Heiligste vor Augen trügest, welches irdische Eitelkeit nicht zu beirren vermag. Wäre ich ein Musiker, wie mein Oheim Porpora, ich würde längst mein ganzes Streben auf ein hohes, erhabenes Werk gerichtet haben, auf die Schöpfung der Welt, auf das Leiden unseres Erlösers und dergl., denn dann wäre ich gewiß, daß nichts Sündiges, keine Hinterlist und

kein Trug mehr in meiner Seele Raum fände! Das Göttliche im Künſtler muß vorzüglich ſein Herz bewahren, wenn er des ihm angeſtammten Genius würdig ſein ſoll!"

Joſeph erröthete über dieſe Rede des jungen Mädchens, antwortete aber nichts; vielleicht, weil er gar nicht verſtand, was ſie ihm eigentlich zu Gemüthe führen wollte; indeſſen wurzelten dergleichen Geſpräche tief in ſeiner Seele, und gaben ſeinem ganzen Weſen eine fromme, religiöſe, lautere Richtung, welche ſich immer mehr offenbarte, je öfter Aglaja ihn mit ihrer Unterhaltung erfreute. Zugleich ſchloß er ſich mit einer Innigkeit an ſie, welche man für Liebe hätte halten können, wäre nicht der Abſtand zwiſchen Beiden ſo groß, und wären nicht Beide ſo unverderbene, reine, ſpiegelklare Seelen geweſen, zu deren Bruſt der Dämon keine Pforte fand. Indeſſen ſchwebte das Bild der Kleinen ſtets vor Joſeph's Fantaſie, und in den einſamen Nachtſtunden war es ihm oft, als träte ſie wie eine geiſtige Viſion vor ihn hin und flüſterte ihm zu: »Joſeph, bleibe treu, bleibe gut, bleibe fromm, und du wirſt nicht fehl gehen vom Ziele!"

Dann fühlte er ſich wie neu geſtärkt in ſeiner miſslichen Stellung, die Zukunft leuchtete ihm entgegen, als ein roſiges Meteor und freudig duldete er Entbehrungen jeder Art, duldete ſeines Meiſters Härte und Knauſerei, duldete die unbillige Anſtrengung, welche jener ihm auflegte und war jederzeit gleich ſanftmüthig, redlich und unverdroſſen. Das Vertrauen Porpora's nahm aber auch immer mehr zu, und er bewies dies ſeinem Schildknappen durch die unbeſchränkteſte Vollmacht, im innerſten Heiligthume ſeiner Bücher, Schränke und Schriften herumzuſtöbern, wie in ſeinem Eigenthume, und damit zu hantieren nach Herzensluſt. Tauſend Spaß hatte der alte Kompoſiteur bisweilen mit der unverbeſſerlichen Abneigung Joſeph's vor aller Muſik, und wollte ſich manchmal vor Lachen ausſchütten, wenn

der Junge über ſein Spiel auf dem Klavier in den begeiſtertſten Momenten geradezu davon lief, als ob eine Katzenſerenade ihm die Ohren folterte, und dagegen wieder die ſchneidendſten Disharmonien mit einer Freude vernahm, als ob es Klänge der Sphären wären: dies ſchien in der That ein böotiſches Ohr par excellence.

Die Kämpfe, welche Porpora einſt mit Händl gehabt hatte, verbitterten dem Alten noch in der Erinnerung das Leben, und oft geſchah es, daß er mit krauſer Stirne heimkehrte, wenn ihm Kunde von einer Auszeichnung ſeines Widerſachers geworden war, oder irgendwo ſich eine Diskuſſion ergeben hatte, die ſich auf Prinzipien des ſächſiſchen Aars ſtützte. Dann fand er ein wahres Labſal darin, in ſeinem Joſeph einen Ableiter für dieſen Unmuth zu beſitzen, oder er ergetzte ſich daran, wie der Jüngling den Namen Händel immer in der Lokal-Bedeutung auffaßte und um keinen Preis von ſeiner Meinung abzubringen war, Händel hätten mit der Muſik durchaus nichts zu ſchaffen: kurz, der junge Menſch wurde dem Meiſter täglich unentbehrlicher und der Letztere dachte mit Schrecken daran, daß Joſeph endlich allenfalls ſeines kärglichen Platzes überdrüſſig werden und ſich vielleicht um ein anderes Brot bewerben möchte. Die augenſcheinliche Zufriedenheit des guten Jungen beſchwichtigte zwar ſeine Angſt, aber wirklich nahm ſich Porpora vor, ihm ſeine Lage zu verbeſſern, um einem ſolchen Aeußerſten zuvorzukommen. Nur ſchade, daß es, wie bei allen Geizhälſen, ſtets bei dem bloßen Vorſatze ſein Bewenden hatte.

Zwei volle Jahre waren vergangen, ſeit Joſeph in Porpora's Dienſte getreten; da kam der Maeſtro eines Tages in der übelſten Laune nach Hauſe, und zeigte eine ſo herbe Stimmung, wie er ſie in der Regel nur dann an

den Tag legte, wenn es irgend einmal auf ein bedeutendes Geldopfer ablief, welches ſeiner Knauſerei natürlicher Weiſe ſehr ſchwer ankam.

Joſeph ließ ihn eine Zeitlang gewähren, denn er wußte aus Erfahrung, daß mit dem Künſtler übel zu ſprechen war, wenn er, wie man es in Wien zu nennen pflegt, bluten ſollte; um aber das Ungewitter ſo unſchädlich als möglich zu entladen, verſuchte er es, ſeinen Herrn auf andere Gedanken zu bringen, und begann daher nach einer Weile, die er für genügend gehalten hatte, um den erſten Groll niederzuſchlagen, wie hingeworfen zu fragen:

»Erlauben Sie, Herr Kapellmeiſter, daß ich mich einmal um Ihre Mamſell Nichte erkundige. Sie iſt ſchon ſo lange nicht hier geweſen, daß ich beſorge, ſie ſei vielleicht krank.«

»Das dumme Ding!« polterte der Komponiſt, »hab' ich dir's denn noch nicht geſagt? Geſtorben iſt ſie. Und ich, als ihr einziger Angehöriger in Wien, muß die Leichenkoſten bezahlen: — 's iſt zum Todtärgern!« —

Bei dieſer plötzlichen Kunde vom Tode eines Weſens, das unſerem Joſeph ſtets gleichſam wie Porpora's Muſe, wie ein höherer Genius der Kunſt vorgekommen war, erblaßte der Jüngling, Thränen drängten ſich ihm unwillkürlich in die Augen, ein Schwindel bewältigte ſeinen Kopf, und er ſtand eine Zeitlang wie beſinnungslos. — So jung, ſo liebenswürdig, ſo hehr und — nun todt; er vermochte den Gedanken nicht zu faſſen — er konnte, er wollte es nicht glauben, daß dies ſchöne Herz aufgehört habe zu ſchlagen; ſchien es ihm doch, als ob nun eben der Sonne ihr Glanz, der Erde ihr Grün, dem Vergnügen ſeine Seele, den Blumen ihr Duft, der Kunſt ihre Weihe entriſſen worden wäre, als ob die Welt nicht mehr fortbeſtehen könne, da ihr die ſchönſte Zierde genommen worden! — Und dennoch fühlte er wieder in ſeiner tiefſten Bruſt, gleichſam

durch die instinktmäßige Ahnung eines tugendhaften, befreundeten Gemüthes, daß die Jungfrau nun erst vollendet worden sei, nun erst, da sie die Hülle abstreifte, welche ihre himmlische Natur drücken, auf ihrem engelähnlichen Wesen lasten mußte, und er gönnte ihr das Glück, so ihr geworden, weil er empfand, daß sie, einem solchen Verwandten zur Seite, an dem Leben keine Freude, in der Zukunft keinen Gewinn hoffen konnte; nur stieg es ihm in der Brust empor wie herbe Entrüstung, als er die lieblose Aeußerung seines Brotherrn vernahm, und die Kälte sah, mit welcher dieser das Trauerereigniß hinnahm, und die knickerigsten Anstalten zu Aglaja's Beerdigung treffen ließ; es bedünkte ihn, als habe man eine Rose der Obhut eines Währwolfs anvertraut, der noch den entblätterten Kelch mit ekelm Geifer besudelt. Er fühlte sein mildes, empfängliches Herz empört, und fürchtete, bei längerem Weilen in der Nähe des Harpagons, in einer heftigen Aufwallung gegen ihn auszuarten, weil es ihm auf den Lippen brannte, diese Niedrigkeit bitter zu rügen.

Darum erbat er sich lieber Urlaub für den heutigen Tag, einen elterlichen Auftrag vorschützend, und entfernte sich eiligst, nachdem Porpera ihn noch geheißen hatte, alle nöhigen Gänge zum Behufe des Begräbnisses zu thun, und die Zeremonien anzuordnen, wobei er ihm Sparsamkeit wiederholt einschärfte; es war ihm, da er aus dem Hause trat, als träte er aus einer starren Winterlandschaft in südlich-laue Regionen! —

Porpera ging, wie gewöhnlich, seinen Geschäften nach, als ob nicht der leiseste Anlaß sein Herz berührt hätte; er würde vermuthlich nicht einmal dem Leichenbegängnisse beigewohnt haben, hätte ihn nicht die Scheu vor dem tadelnden Leumunde abgehalten, welcher daraus entstehen konnte, indem er wohl wußte, daß gewiß viele seiner Bekannten oder Freunde dabei erscheinen würden, die von dem Dasein

des Mädchens gewuſst, und ſich für ſie intereſſirt hatten. Er warf ſich daher gegen Abend in ein abgetragenes Trauerkleid, und machte ſich nach der Kirche von St. Stephan auf den Weg, wo die unerquickliche Zeremonie gefeiert werden ſollte.

Nicht wenig überraſchte es ihn, als er die Kapelle, in welcher der Sarg ſtand, erleuchtet, dieſen mit Blumen geſchmückt, und vier Männer in ſchwarzen Mänteln, mit Notenblättern in der Hand, daneben gereiht ſah, welche Letztere, ehe die Bahre, nach der Einſegnung, aufgehoben wurde, ein Vokalquartett anſtimmten, deſſen Kompoſizion der Meiſter zwar nie gehört hatte, die aber in einem ſo vortrefflichen, genialen Style gehalten war, daſs Porpora ſie mit wahrer Bewunderung anhörte und ſich daran, ſo wie an dem meiſterhaften Geſange ungemein vergnügte.

Der Text, auf welchen die Muſik geſetzt war, lautete folgendermaßen:

»In dem Frühling deines Lebens
Hat der Tod dich abgepflückt,
Eh' noch deines reinen Strebens
Holde Blüte uns entzückt'.
Schlumm're ſanft im Grabeshügel,
Warſt ja einſam und verwaiſt,
Und der Tod gab dir die Flügel,
Aufzuſchwingen deinen Geiſt.
Deine Seele eilt zur Ruh',
Eilt der Kunſt des Himmels zu!« —

Porpora blickte, als der Geſang zu Ende war, im Kreiſe der Anweſenden umher, um zu ſehen, wer allenfalls dieſe ſtille, aber rührende Feier veranſtaltet haben könne; doch er bemerkte Niemanden, welchem er ſo viel Aufmerkſamkeit, vor Allem ſo viel uneigennützige Aufopferung von Koſten zugetraut hätte: denn der ſtille Vorwurf im Texte, ſo wie die Fremdartigkeit der muſikaliſchen Bearbeitung lie-

ſien keinen Zweifel, daß Gedicht und Kompoſizion eigens für dieſe Gelegenheit gemacht worden ſeien. Eben war er mit ſich in's Reine gekommen, daß er zwar die Abſicht rügen wolle, aber ſich in keinem Falle zur Beitragsleiſtung auf die Koſten entſchlieſſen werde, als man von allen Seiten auf ihn zukam, und ihn mit Komplimenten über die wunderſchöne Kompoſizion des Trauergeſanges beſtürmte, die man zu dem Vorzüglichſten rechnete, was noch in dieſer Art vorhanden ſei. Aergerlich wies der Meiſter dieſe Ehre zurück, und drang ſeinerſeits heftig in die Freunde, um zu erfahren, von wem das Ganze eingeleitet ſei, und vorzüglich, wer dieſe Muſik geſetzt habe, welche ſo viel Senſation erregte; denn immer klarer war ihm die Ueberzeugung aufgedämmert, daß nur aus ſeiner eigenen Schule die Grundſätze geſchöpft ſein könnten, welche jener trefflichen Arbeit Seele und Bedeutung gaben, und ſchon ſprudelte er im Geiſte Tod und Verderben gegen den Dieb, welcher ihm ſeine Geheimniſſe, ſein Glück, ſein Alles geſtohlen hatte, um es nun zur Waffe gegen ihn ſelbſt zu brauchen. Wüthend rannte er von Einem zum Andern, fragte, ſchrie, fluchte, ſchäumte und vergaß darüber ganz, daß es am einfachſten geweſen wäre, die Sänger ſelbſt zur Rede zu ſtellen und aus ihnen herauszubringen, wer ſie hieher beſchieden habe, und von wem ſie jenes Quartett empfangen hätten. Als man ihn endlich darauf verwies, leuchtete ihm die Richtigkeit der Bemerkung alſogleich ein, und er wendete ſich, wie ein Wahnſinniger, nach dem Platze, welchen die Sänger inne gehabt hatten; doch dieſe waren — verſchwunden; — als die Funkzion zu Ende gegangen, hatten ſie ſich ſtill zurückgezogen, und man hatte nicht einmal bemerkt, in welcher Richtung ſie aus der Kirche gegangen waren.

Sobald Porpora dies gewahrte, ſtürzte er, wie beſeſſen, zur Thüre hinaus, blickte mit Adleraugen nach allen Seiten und gewahrte wirklich in geringer Entfernung die

Vier, welche langſam die Straße hinaufſchlenderten und im Geſpräche verſunken ſchienen.

„Schurken! Diebe!“ ſchrie der Erzürnte und rannte ihnen mit der höchſten Eilfertigkeit nach, die ganze Hölle ihnen an den Hals ſchwörend. Da ſahen Jene zurück: Einer von ihnen flüſterte den Uebrigen etwas zu, und alsbald ihre Schritte beſchleunigend, verſchwanden ſie ſämmtlich um eine nahe Straßenecke. Als Porpora keuchend dahin gelangte, ſah er keine Spur mehr von ihnen.

Kochend vor Zorn, irrte der Alte noch lange in der Stadt umher, um vielleicht doch noch die Fährte des ruchloſen Quartetts zu erſpüren, doch es war umſonſt, und er mußte ſich endlich entſchließen, mit der doppelten Laſt von Sorgen heimzukehren, nämlich mit der Befürchtung, daß vielleicht ihm ein beträchtliches **Laus Deo** über die Koſten der Leichenzeremonien zukommen möchte, und daß er jedenfalls entweder um ſeine muſikaliſchen Myſterien bethört, oder doch von einem Nebenbuhler bedroht ſei, deſſen Talent eine gefährliche Höhe zu erreichen berufen ſchien; denn dieſe Arbeit, er mußte es ſich geſtehen, war eine Klaue, welche den werdenden Löwen erkennen ließ. Und in der That lag ihm der letztere Kummer ſo gewaltig am Herzen, daß er, ungeachtet ſeines ſchmutzigen Geizes, willig ein Erkleckliches gezahlt haben würde, um nur zu erſehen, wer den Klaggeſang komponirt habe; ſo wahr iſt es, daß künſtleriſche Rivalität der nagendſte Geier des Menſchen ſei, gegen deſſen ſcharfen Schnabel ſelbſt die gepanzerte Bruſt der enghergigſten Leidenſchaften nicht ſichern kann.

Ein neuer Verdruß erwartete unſern Kapellmeiſter zu Hauſe; Joſeph war nicht daheim, ungeachtet ihm ausdrücklich bedeutet worden war, daß er noch heute über den Erfolg ſeiner Kommiſſionen zu berichten haben werde. Nie hatte ſich dieſer Fall von Ungehorſam ergeben, und Nachſicht wäre daher ganz an ihrem Platze geweſen; allein den-

noch würde der junge Mensch einen harten Stand gehabt haben, wenn er sich nachträglich eingefunden hätte, denn Porpora war in einer Stimmung, die für seinen Diener, den gewöhnlichen Sündenbock des Maestro, höchst empfindlich ausgefallen wäre, und der Ergrimmte behielt es sich auch vor, am andern Tage gegen Joseph mit der ganzen Schärfe seines Aergers zu verfahren. Glücklicherweise für den Jüngling blieb dieser Entschluß ohne Folge, denn Joseph, welcher ohne Zweifel sich nach dem Quartett, im Auftrage seines Meisters, hätte die Füße kurz laufen müssen, kam auch des andern Tages, und überhaupt in diesem Hause gar nicht wieder zum Vorschein.

Im Palais des Fürsten von Esterhazy, in der Wallnerstraße zu Wien, war große Gesellschaft. Die Elite der feinen Welt, der Künstler und Gebildeten Wiens war geladen, und ein glänzender Kreis von Damen und Herren bewegte sich durch die schimmernden Säle, denn der Fürst, ein berühmter Kenner und Beförderer der Musik, wollte heute durch seine Hofkapelle mehrere neue, auf seine Bestellung entstandene Kompositionen zum ersten Male vor das Urtheil der Oeffentlichkeit bringen lassen. Der hohe Kavalier hatte seit kurzer Zeit einen jungen Künstler in seinen Diensten angestellt, dessen Name zwar bisher nur den Geweihten aufgefallen war, welche das seinen Leistungen aufgedrückte Stigma des Genie's herausfanden, von dem man aber allgemein außerordentliche, fast unglaubliche Dinge erzählte. Man versicherte nämlich, daß seine Arbeiten in eine neue Bahn einschlügen, welche vor ihm noch kein Meister gewandelt hatte, daß sein Talent alle Zeitgenossen überflügle und daß insbesondere eine Keuschheit der Konzeption, eine heilige Würde über seinen Schöpfungen schwebe, welche die Hörer zugleich entzücke und erhebe. Rücksichtlich der letztgenannten

Eigenſchaft blieb es zwar von Seite mancher Perſonen nicht ohne Naſenrümpfen, denn leider war es von jeher der Fall, daß ſelbſt Menſchen von Bildung jede Leiſtung in der Kunſt, welche den Karakter frommer Weihe oder religiöſer Erhebung an ſich trägt, als altfränkiſch und langweilig verſchreien; allein da der Künſtler ein Schützling des allverehrten Magnaten war, in deſſen Hauſe Muſik mit unbeſchränkter Vorliebe betrieben wurde, ſo wagte es Niemand, dieſe Anſicht laut werden zu laſſen, durch welche man den Mäzenaten zu beleidigen fürchtete; ja man ſtellte ſich ſogar an, als ob man der Produkzion mit dem geſpannteſten Intereſſe beiwohne, und den heutigen Abend als einen Hochgenuß der edelſten Sorte betrachte. Neugierde trug natürlich zu der allgemeinen Spannung ebenfalls ihr Schärflein bei.

Auch Porpora war unter den Geladenen, da man ihn mit Recht als eine artiſtiſche Autorität anſah, deren Urtheil entſcheidend ſei, und der Fürſt bat ihn eigens, die heute vorzutragenden Muſikſtücke mit voller Aufmerkſamkeit zu beachten und ihm unumwunden ſeine Meinung darüber zu eröffnen. Der Alte ſchmunzelte hämiſch über dieſe Aufforderung und nahm ſich insgeheim vor, den ſtrengſten Spruch zu fällen, zu welchem er ſich veranlaßt finden würde; denn ſein Neid gegen jüngere Mitſtrebende (er nannte ihn Feuereifer gegen die Profanateren der Kunſt) war ſo groß, daß er ſich nur ſelten zu einer nachſichtigen Stimmung bewogen fühlte, eigentliches Lob aber gar niemals verlauten ließ. Zudem machte der junge Kapellmeiſter des Fürſten, deſſen Name erwähntermaßen vorher in der muſikaliſchen Welt kaum genannt worden war, ſeit Kurzem ſo ungewöhnliches Aufſehen, daß Porpora ſich um deſto geneigter fühlte, dieſen Nebenbuhler ein für allemal zu beſchämen, und wo möglich zu vernichten, denn er empfand aus der Einſicht des Wenigen, was er von Jenem bis nun geſehen hatte, nur zu gut, daß er hier mit einem Genius höchſter Größe zu thun habe, deſſen erſtem Auf-

ſchwunge man gleich die Fittiche lähmen mußte, ſollten ſie ihn nicht hoch über alle Zeitgenoſſen desſelben Faches emportragen.

Er hatte den jungen Künſtler nie geſehen, ja er gab ſich die Miene, als hörte er von etwas völlig Fremdem, da der Fürſt ihm von den bisherigen Arbeiten des hoffnungsvollen Kunſtjüngers erzählte; als daher die Muſik begann, wendete er der Eſtrade des Orcheſters mit vornehmer Geringſchätzung den Rücken zu und würdigte deſſen Leiter nicht eines Blickes. Doch ſchon nach den erſten Takten der Sinfonie wurde er wider Willen aufmerkſam, richtete ſeinen Seſſel in eine beſſere Stellung und begleitete den ganzen Verlauf der Kompoſizion mit hohem, ſteigendem Intereſſe; ſeine Augen funkelten; mechaniſch, gleichſam taktmäßig, nickte er mit dem Kopfe und in ſeinen Zügen malte ſich jenes unbewußte Vergnügen, deſſen ſich kein wahrer Künſtler bei einer gelungenen Schöpfung erwehren kann, wäre der Gegenſtand ſeiner Theilnahme auch das Werk ſeines bitterſten Feindes; — im Momente des Genuſſes hört der Künſtler gleichſam auf, Menſch zu ſein.

Als das erſte Stück zum Ende gediehen war, und die Hörer ihre Befriedigung darüber lebendig äußerten, näherte ſich der Fürſt unſerem Maeſtro und fragte ihn ausholend:

„Nun, was ſagen Sie zu der Sinfonie?"

„Nicht übel," erwiderte Porpora, die Lippen aufwerfend „gar nicht übel; aber ich will mein Urtheil noch zurückbehalten: wir werden ja weiter hören."

„Allerdings, und ich denke, daß ſie meinem Protegé noch recht vom Herzen werden Gerechtigkeit widerfahren laſſen."

„Das ſoll in der That von ganzem Herzen geſchehen, wenn die Folge dieſen etwas hoch geſpannten Erwartungen entſpricht."

Sie entſprach aber nicht nur allen Erwartungen, ſondern der weitere Verlauf des Konzertes übertraf ſie bei

Weitem, und es herrſchte im weiten Saale nur Eine Stimme der Bewunderung und des Entzückens; die Zuhörerſchaft erhob ſich am Schluß in Maſſe, den jugendlichen Vorſteher der fürſtlichen Kapelle mit Enthuſiasmus zu bekomplimentiren und zu gleicher Zeit dem hochgeſinnten Magnaten Glück zu wünſchen, deſſen warmer Eifer für die Kunſt hier offenbar durch den Beſitz eines Talentes belohnt war, deſſen Zukunft — hierüber waren alle Stimmen einig — eine groſſe, eine glänzende werden und den fürſtlichen Beſchützer in ihren Nimbus mitziehen muſte. Selbſt die anweſenden Muſiker vergaßen den altherkömmlichen Neid, welcher kleine Seelen, im Konflikt mit einem überlegenen Genius, heimzuſuchen pflegt, und drückten dem jungen Kapellmeiſter mit mehr oder minder aufrichtiger Wärme die Hand, ſich freuend, daß dem Vaterlande und der Kunſt wieder ein aufſteigendes Geſtirn erſter Größe gewonnen ſei.

Porpora allein ſtand abſeits und hielt ſich dem tumultuariſchen Gedränge fern, denn in ſeiner Bruſt gährten die Wechſelgluten von Neid, Beſtürzung und Erbitterung; denn abermals glaubte er in dem Karakter der Kompoſizionen, welche exekutirt worden waren, ſeine und nur ſeine eigene Schule wieder zu finden; die Gedanken von Hinterliſt, Diebſtahl und Uebervortheilung wogten heftiger als je in ſeiner Seele auf und nieder; eine entſetzliche Ahnung beſchlich ihn und wie eine Harpye auf ihren Raub, — ſtürzte er plötzlich nach der Erhöhung hin, wo die Muſiker ſtanden, ſuchte den Direktor der Kapelle mit flammendem Auge, ſchaute, erblaßte, traute ſeinen Augen nicht, zitterte am ganzen Leibe fieberhaft, ſchaute wieder, und wagte es nicht, ſich die Wahrheit einzugeſtehen.

»Nun, Porpora,« tönte mit einem Male die Stimme des Fürſten an ſein Ohr; »aufrichtig geſprochen: wie waren Sie zufrieden? — Das Urtheil der Anweſenden gilt nicht, ſo lange Sie es nicht beſtätigten!«

Der Alte hörte nicht; Augen und Ohren vergingen ihm, er ſchien von einem Starrkrampfe befallen.

»Was iſt Ihnen, lieber Maeſtro?« fragte der Fürſt weiter, »Sie ſind doch nicht krank?« —

Abermals erhielt er keine Antwort; doch ſtarrte Porpora fortwährend, mit offenem Munde und verglaſten Augen, nach dem Standpunkte des Orcheſters, als wäre er von einem Zauber gebannt, wie das Vöglein, welches die Klapperſchlange mit ihren Blicken umſtrickt hat. Endlich faßte ihn der Fürſt am Arme, ſchüttelte ihn und rief ihm in's Ohr:

»So reden Sie doch; — ſoll ich vielleicht um einen Arzt ſenden?«

Jetzt wendete Porpora ſein Geſicht gegen den durchlauchtigen Wirth, glotzte ihn eine Weile fremd an, dann fuhr er ihm plötzlich mit der Hand an die Bruſt, faßte ihn wie ein Raſender beim Kleide und ſchrie:

»Wie heißt der Satan, der Räuber, der Beutelſchneider, der Mörder? — nennen Sie ihn mir — Sie müſſen es wiſſen!«

»Wen, um's Himmelswillen, meinen Sie denn, mein Freund? — Beſinnen Sie ſich, ſehen Sie mich an und ſprechen Sie vernünftig!« —

Mittlerweile hatte dies Intermezzo mehre der Anweſenden herbeigezogen; verwundert umſtanden ſie das Paar, und einer von Porpora's vertrauteſten Freunden neigte ſich zu ihm und flüſterte ihm in's Ohr:

»Ma che cosa fate, Maëstro? Guardate intorno e pensate, dove siamo!«

Die vaterländiſchen Klänge brachten den alten Meiſter wieder zur Beſinnung: er rieb ſich die Stirne, ſah im Kreiſe umher, ſtotterte einige entſchuldigende Worte und erinnerte ſich für den Augenblick faſt gar nicht mehr, was mit ihm vorgegangen ſei. Aber der Ton eines Inſtrumentes, wel-

ches so eben gestimmt wurde, versetzte ihn alsogleich wieder in seine vorige Erregung, neuerdings warf er einen Blick nach den Musikern, und nur mit großer Anstrengung blieb er seiner in so ferne mächtig, daß er nicht wieder in Toben gegen den Fürsten ausbrach.

„Sagen Sie gütigst, Durchlaucht," stammelte er endlich, sich zu dem Fürsten wendend, von welchem ihn sein Freund weggeführt hatte, »wie nennt man Ihren hoffnungsvollen Kapellmeister?"

»Haydn."

„Haydn? — und weiter?"

»Joseph Haydn."

„Joseph? Joseph Haydn?" zeterte Porpora, welchem über den Taufnamen jedes Wölkchen von Zweifel verschwand, »er ist's, er ist's, der Räuber, der Satan, der Belialssohn! — Hol' ihn der Teufel!" —

Und ohne weiter Antwort zu geben, oder irgend zu hören, was man ihm sagte, rannte er spornstreichs davon und schlug die Thüre gellend hinter sich in die Angeln.

Haydn erklärte der Gesellschaft ganz einfach den Zusammenhang dieses räthselhaften Ereignisses, indem er ehrlich gestand, welche schmähliche Knechtschaft er in Porpora's Hause erlitten habe aus Liebe zur Kunst, und daß es ihn nun aufrichtig schmerze, dem Meister dadurch so tiefen Gram gemacht zu haben. „Nicht seinen Ruhm wollt' ich ihm schmälern oder gar entwenden," bemerkte der junge Künstler; »der Himmel bewahre mich vor so sträflichen und unbescheidenen Gedanken, aber ich glaubte, weiß Gott, recht zu thun, wenn ich mich, da die Herren Theoretiker mir nur Tadel, keine Belehrung zu geben vermochten, in Geheimnisse drängte, welche Niemand befugt sein kann, als ein Monopol ausschließend für sich zu behalten, denn alle Kunst ist Fortschreiten, und wer dies erschwert oder hindert, verfällt dem Arme der Wiedervergeltung, die ihm das gleiche Loos be-

reitet, welches ſie über alle Neider und Engherzigen verhängt! — Der Meiſter iſt ſein Wiſſen der Welt ſchuldig; will er es ihr vorenthalten, ſo muß er es ſich gefallen laſſen, wenn ſie ihre Tücken an ihm übt und ſie ihm ablauſcht wider Willen. Gerne bekenne ich mich übrigens für ſchuldig, und wer in gleicher Lage nicht gehandelt hätte, wie ich, der werfe den erſten Stein auf mich!" —

Die Kronik beſagt nicht weiter, welche Politik Porpora fernerhin gegen ſeine Bedienten beobachtet, und ob er überhaupt, nach der letzten Erfahrung, noch dieſen Luxusartikel beibehalten habe; ſo viel aber iſt gewiß, daß es ihm ſeit dieſer Zeit in Wien immer weniger behagte und er in einiger Zeit wieder nach Italien zurückkehrte, wo er in hohem Alter und in mißlichen Verhältniſſen ſtarb.

Geſang

von

Ant. X. Schurz.

Geſang, Lichtſohn mit ſilberhellem Munde,
Der liebreich ſchon am Eingangsthore wacht, —
Mit holdem Gruß die erſte Freudenkunde
Bringſt du dem Kind noch früher, als es lacht.

Sein Häuptlein ſenkt's hinein ſanft in die runde
Vorwolle Bruſt, und trinkt mit aller Macht, —
Da nahſt du mild, und innehält's zur Stunde,
Und horcht und ſtaunt, und ſinkt in ſüße Nacht. — —

Und wenn dann ſpät das Kind im weißen Haare,
Nach tiefern Schlafe, zur Ausgangspforte zieht, —
Voran ſchwebſt du dem Träumer auf der Bahre,
Wehmüthig tönt dein leiſes Ruhelied,
Doch hört man d'rin das ferne Wachauf! klingen,
Bei deſſen Ruf die Gräber einſt zerſpringen.

Die letzte Fee.

Romantisches Gedicht

von

Ritter von Levitschnigg.

Hoch blickt der Mond auf's grüne Thalgefilde,
Das silberhell der Nebelnacht durchrauscht —
Ein frommes Mutterauge, das voll Milde
Des Säuglings träumerischen Schlaf belauscht.
Die Blumen hauchen ihre süßen Düfte,
Nachtfalter gaukeln durch die Frühlingslüfte —
Ein Kinderschwarm, der süße Beeren sucht.
Der Zedernwald rauscht dumpf mit seinen Zweigen —
Ein fuß'rer Greis, der Freude wünscht zu zeigen,
Doch heimlich seinen steifen Gliedern flucht.

Die Nachtigall beginnt im Dorngestrippe
Das letzte Lied vor ihrem Südlandszug —
So seufzt nur eine blasse Menschenlippe,
Wenn man des Herzens Glück zu Grabe trug!
Vom nahen Hügel stürzt die Silberquelle —
Wie kommt's, daß ihre sonst so rasche Welle
Im Blumenthale träg und langsam fließt?
Es mag ihr wohl wie einem Wand'rer gehen,
Der irgendwo ein schönes Kind gesehen,
Und d'rüber seiner Reise Hast vergißt.

Was regt sich dort im Schatten der Platane?
Ein Jägertroß, der vor dem Panther flieht?
Ist's eine frommgesinnte Karavane,
Die vom Prophetengrabe heimwärts zieht?

Nein, das ſind keine pantherſcheuen Jäger,
Kein Pilgerzug ſtillheil'rer Turbanträger,
Der ſeine Schuld in Mekka hat beweint —
Das Flügelpaar, die Pracht der Goldgewande
Verräth die Kinder aus dem Feenlande,
Die hier die Luft zum Tanze hat vereint.

Wer kennt ſie nicht, die holden Lichtgeſtalten —
Im Mondenſchein durchrauſchen ſie die Luft,
Auf ſtiller Flur den Reigentanz zu halten,
Und einzuſchlürfen Thau und Roſenduft.
Doch ungeneſſen glänzt zum erſten Male
Der Honigtrank in duft'ger Roſenſchale,
Denn tiefer Schmerz verſtimmt die Elfenſchar.
Ein Nachtgebet berief ſie aus der Ferne
Zum letzten Stelldichein auf dieſem Sterne,
Der ihrer Spiele liebſte Stätte war.

»Die Zeit iſt um, und unſ're Herrſchaft endet,«
Spricht Almahar, die Fürſtin der Peri's,
»Der Glaube, der uns in die Welt geſendet
»Als Liebesboten aus dem Paradies,
»Iſt wie ein Lehmling landesflüchtig worden,
»Sein Reich zerfiel im Süden wie im Norden,
»Und Niemand weiß, wohin er ſich gewandt?
»Der Zweifel hat das Menſchenherz beſchlichen,
»Und ſchonungslos den Sendungsbrief durchſtrichen,
»Der mich als Herold in die Welt geſandt.

»Die Menſchenherzen wurden Krämerbuden,
»D'rin Geiz mit allem Heil'gen Handel treibt.
»Sprecht, wünſcht ihr, daß man euch als Schacherjuden
»Der feilen Mäklerinnung einverleibt?
»Sprecht, wollt ihr euch als Luftballons verdingen,
»Und Warenbälle auf die Märkte bringen
»Als Nebenbuhler einer Eiſenbahn?
»Der Stäublig wird euch raſch in Ketten ſchlagen,
»Im gold'nen Käfig durch die Straßen tragen,
»Und rufen: Seht das Thier aus Sinnifan!« —

Ein raſches Nein durchläuft die Elfenrunde,
Doch manches naſſe Auge kündet frei,
Das Herz empfinde in der Abſchiedsſtunde
Erſt ganz, wie ſchön die grüne Erde ſei.
Schon rüſtet ſich die trübe Schar zum Fluge,
Doch langſam, ähnlich einem Sklavenzuge,
Der ſeine Heimat und ſein Glück verlor;
Da ſtürzt ein ſchlankes Weib aus ihrer Mitte,
Von ſeinen Lippen rauſcht die ſchwere Bitte
Der wärmſten Liebe an der Fürſtin Ohr.

Ich habe nie ein ſchön'res Weib geſehen —
Die Augen ſchwarz, wie einer Mutter Angſt,
Die ihrem Kindlein troſtlos muß geſtehen:
»Die Frucht war giftig, welche du verſchlangſt!«
Die Lippen rot, die Zähne Perlenſtangen,
Wie Sammt ſo weich die ſchwachgefärbten Wangen —
Ein Lilienbeet, d'raus eine Roſe lacht.
Ein Lockenwald umwogt die Marmorſtirne —
Auf eine ſchneebedeckte Alpenfirne
Sank ſchwärzer nie die ſtille Mitternacht.

Die Fee beginnt: »Im Süden wie im Norden,
»So weit bis jetzt die Länderkunde reicht,
»Iſt's leider längſt zur Redensart geworden,
»Daß frommer Glaube teller Narrheit gleicht.
»Der Glaube kann dies Schimpfwort leicht verſchmerzen,
»Sein Altar ſteht in jedem Menſchenherzen,
»Wie oft ihn auch verläugnen mag der Mund.
»Die Sonne, die am Frühlingshimmel funkelt,
»Bleibt, wenn auch eine Wolke ſie verdunkelt,
»Noch ſtets des warmen Lenzes letzter Grund!

»Er hat mich ausgeſandt als Liebesboten,
»Ich habe froh die ſchöne Welt durchſchwirrt,
»Und wirft mich auch der Stündling zu den Todten,
»Ich mag ihn nicht verlaſſen, weil er irrt.
»Wie eine Mutter auf dem Sterbelager
»Zum Himmel ſtreckt die Hand ſo weiß und hager,

„Und ſchmerzlich fleht: „Mein Gott, vergönne mir,
„Daß ich als Geiſt umſchwebe meine Kleinen,
„Sie würden ſich aus Angſt zu Tode weinen,
„So bitt' ich dich, laſſ' mich verweilen hier!"

Die Elfe ſchweigt erſchöpft. Nach langem Sinnen
Verſetzt mit naſſen Augen Almahar:
„Mein Kind, ich will nicht hindern dein Beginnen,
„Verweile denn auf dieſem Rund' ein Jahr;
„Doch wenn verronnen ſeine letzte Stunde,
„Und bleibt mir aus von dir die frohe Kunde,
„Daß dreimal ward dein Urſprung'anerkannt:
„Dann raub' ich Flügel dir und Geldgewande,
„Dann bleibſt du als ein blaſſes Kind der Schande
„Für alle Zeit aus Ginniſtan verbannt."

Ein dichter Nebel ſinkt auf's Thalgefilde,
Das ſilberhell der Refnabad durchrauſcht.
Iſt's doch, als fürchte ſich die Elfengilde,
Daß ein Spion ihr Lebewohl belauſcht!
Ein Meer von Duft entwallt den jungen Roſen;
Iſt's doch, als fühlten ſelbſt die Ahnungloſen,
Daß Lenz und Jugend raſch zu Grabe geh'n!
Die Nachtigall ſchlägt dumpf im Roſenhage;
Iſt's doch, als ob ein Herz verblutend klage:
Leb' wohl mein Lieb' — auf Nimmerwiederſeh'n!

Den Reiter ruft zum Sattein die Trompete,
Die Trommel weckt den braunen Lanzenknecht;
Wie eine Lerche fliegt die Brandrakete
Zum Himmel als Signal zum Mordgefecht.
Doch nimmer ſingt ſie Lerchenfreiheitslieder —
Ein Volk wie ſeine Ahnen fromm und bieder,
Zufrieden mit des Lebens Nothbedarf
Kämpft muthig auf den ſchneebedeckten Bergen
Für ſeine Freiheit mit den rothen Schergen,
Die ein Grob'rer in die Alpen warf.

Schon rüſtet ſich zum Sturme die Kolonne,
Die Trommel wirbelt, die Muskete kracht;
Durch Pulverdampf und Nebel wirft die Sonne
Den rothen Strahl auf's blut'ge Feld der Schlacht —
Wie eine Mutter, die mit trüben Augen,
Die rothgeweint zum Sehen wenig taugen,
Auf ihre kampferhitzten Söhne blickt.
Der trüben Seele fällt es ſchwer, zu faſſen,
Daß ſich zwei Menſchen tödtlich ſollen haſſen,
Die eine Mutter in die Welt geſchickt.

Ein ſchwarzer Adler droht vom Fahnentuche,
Das um des Feindes Goldſtandarte fliegt,
Und ſchreckt die Aelpler mit dem ſtolzen Spruche:
»In allen Zonen hat mein Heer geſiegt!«
Ein gelbes Banner trägt das Heer der Hirten,
Und deutſam ſpricht ſein Schmuck von grünen Myrten:
»Des Aelplers Braut heißt Freiheit oder Tod!«
D'rauf, Kinder, d'rauf! In Bälde iſt's entſchieden;
Auch iſt's noch Zeit, ein Lobgedicht zu ſchmieden,
Wenn euer Stahl vom Blut des Feindes roth.

Brav, Aelpler, brav! Des Feindes Eiſenmaſſe
Stürzt blutend, ſchmachbedeckt in's Thal zurück.
D'rauf, Aelpler, d'rauf! — Der Freiheit eine Gaſſe,
Und ihre Fahne kränze Sieg und Glück!
Halt! Nicht zu weit, ihr unverſucht'gen Schützen!
Seht ihr den Wald von ſchwarzen Bärenmützen?
Die alte Garde bricht zum Sturme vor.
Vergebens trifft ſie euer Kugelregen,
Grau ward ſie auf des Ruhmes blut'gen Wegen,
Und wenig ſchreckt ſie ein geſpanntes Rohr!

Schon ſinkt von mancher Mütze die Kokarde —
»Auch jeder Memme, die um Gnade wirbt!
»D'rauf, Brüder in den Feind! Die alte Garde
»Ergibt ſich nicht, die alte Garde ſtirbt!«
Die Hirten weichen, ihre Glieder wanken,
Zerbrochen ſind die ſtarren Eiſenſchranken,

Und in die Augen braust der Reiterschock.
Entschieden iſt's! Die Freiheit iſt bezwungen,
Und ihre Fechter eilen angſtdurchdrungen
Wie Gemſen flüchtig über Stein und Stock.

Da naht ein Weib auf gold'nem Wolkenwagen,
Und blickt ſtolzlächelnd durch die Pulvernacht.
Iſt's noch, als wollte ſie dem Aelpler ſagen:
»Ich bin bei dir, und ſieh', es ſteht die Schlacht!«
Sie ſchwebt im raſchen Flug zum Klippenrande,
Von dem ſich eben ſtürzt die flücht'ge Bande,
Und winkt geheimnißvoll mit ihrem Stab.
Da faßt die Bande Fuß am Rand der Klüfte,
Kuhreigentöne rauſchen durch die Lüfte,
Und hallen wehmuthsvoll in's Thal hinab.

Die Töne klingen ſüß wie Wiegenlieder,
Die man vergaß im Kampf mit Noth und Schmerz,
Die aber, hört man ſie nach Jahren wieder,
In Thränen rühren das verwelkte Herz.
Sie rauſchen dumpf wie eines Weibes Klage:
»Vorüber ſind der Freiheit blaue Tage,
»Ich ſoll der Fremden ſchnöde Liebſchaft ſein!«
Sie hallen ernſt wie eines Wand'rers Eide,
Der an der Grenze ſchwört: »Auch wenn ich ſcheide,
»Durch alles Leben denk' ich, Heimat, dein!«

Da preßt der Aelpler krampfhaft ſeine Wehre,
Und wendet ſich mit Pantherſchlauheit um —
Kurz währt der Kampf der Freiheit mit der Ehre,
Der Heimatsliebe mit dem Durſt nach Ruhm!
Vergebens kämpft die unerſchrock'ne Garde;
Die Bajonete bricht die Hellebarde,
Und ſtürzt die Träger in ihr wärmſtes Blut.
Felsblöcke ſauſen nieder in die Thale,
Und thürmen ſich zu einem Leichenmale,
Darunter eines Kaiſers Hoffnung ruht!

So wie im Sturze wachſen die Lavinen,
Und Wälder brechen durch des Eiſes Wucht,
So ſtürzt das Kerresheer mit bleichen Mienen
In's Thal hinab in regelloſer Flucht.
Die Fahne ſinkt, auf deren weißem Tuche
Die Eitelkeit ſich prahlte mit dem Spruche:
»In allen Zonen hat mein Heer geſiegt!«
Der Aetyler tritt das Sieg'esſymbol mit Füßen,
Und ſpottet: »Mit dem Leben muß es büßen
»Der Aar, der über unſ're Alpen fliegt!«

Am Felſen liegt ein Dörfler. Seine Stirne
Umblüh'n Vergißmeinnichte, halbgeknickt —
Vielleicht Gedanken, die er von der Dirne
An ſeine Liebe ſterbend hat geſchickt!
Noch einmal ſtrecken ſich die ſtarken Glieder,
Noch einmal öffnen ſich die Augenlieder,
Doch aus dem müden Blicke ſprüht kein Zorn;
Denn wie auch ſchmerzlich brennen mag die Wunde,
Siegesfreudig tönt's vom eingeſtürzten Munde:
»Frei blieb die Heimat! Hoch das Alpenhorn!«

Was glänzt dort zwiſchen jenen Tamarinden?
Ein hochgethürmtes, erzbeſchlag'nes Dach;
Hier iſt gewiß viel Glanz und Prunk zu finden,
So deckt man keines Bettlers Schlafgemach.
Man ſieht's am goldverzierten Prachtaltane,
D'rauf ſtolz im Winde ſchwankt die grüne Fahne,
Daß hier der Sitz des Paſchaliks ſei.
Doch Stille herrſcht in ſeinen Marmorhallen;
Mir will die tiefe Ruhe nicht gefallen —
Sonſt iſt der Freude Schauplatz ein Serai.

Man hat dort wahrlich wenig Zeit zum Schlafe —
Sobald der Paſcha ſeinen Divan ſucht,
Vergißt die Odaliske, wie der Sklave
Der Liebe Leid, der ſchweren Kette Wucht.
Dann wird getanzt, geſpielt, Scherbet getrunken,
Bis jeder Stern am Himmel iſt verſunken,
Und mit dem Tage Zwang und Knechtſchaft kehrt.
Doch heute hör' ich keine Lieder tönen;
Die Freude floh in's Schlafgemach der Schönen,
Die im Harem als Herrin wird geehrt.

Ein hoher Jüngling liegt zu ihren Füßen,
Die Zither ſinkt aus ſeiner heißen Hand,
Denn längſt vergaß er unter ihren Küſſen
Die Weiſen, welche ſeine Kunſt erfand.
Da flüſtert Ahnung dumpf in ſeine Ohren:
„Der Liebe Himmel geht ſo leicht verloren,
„Wer weiß, wie bald, wie raſch ſich keiner ſchließt?"
Da faßt er ſeine Zither ſturmiſch wieder,
Und ſingt die alten, träumeriſchen Lieder,
Die man als Greis belacht, doch nie vergißt:

„Leb' wohl, mein grünes Heimatland,
Ich ſende dir vom fernen Strand
Den Scheidegruß für alles Leben!
Ich bleibe fern für alles Leben
Dem Land, wo meine Wiege ſtand.

Mein blödes, freiheitmüdes Herz
Veſſel der Liebe ſüßer Schmerz;
Mich halten weiche Roſenbande,
Mich laſſen duftgewob'ne Bande
Nicht fürder wandern heimatwärts.

Und trifft mich auch des Paſcha's Stahl
Zu Tod im fernen Perſerthal,
Ich ſterbe gern für meine Liebe,
Für jene träumeriſche Liebe,
Die mir des Herzens Ruhe ſtahl!"

Der Jüngling ſchweigt. Die Schöne blickt mit Zagen
Auf ihn herab. Des Auges feuchter Strahl
Verräth, ihr Herrſcher habe Grund zu klagen,
Daß ihm ein Fremder ſeinen Himmel ſtahl.
Wer iſt der Minſtrel, der dich hält umfangen?
Man ſieht's an ſeinen ungebräunten Wangen,
Der Orient ſei nicht ſein Heimatland.
Verweg'ner Franke, kaum gereifter Knabe,
Es war das Leichenlied an deinem Grabe,
Als Leïla ihre Liebe dir geſtand!

Sprich', hörſt du nicht den Lärm im Vorgemache?
Längſt weiß die Welt, daß du zu glücklich warſt.
Mit raſchen Schritten naht die Mohrenwache,
Und bildet drohend einen Lanzenbarſt.
An ihrer Spitze ſchwingt ein wilder Leue,
Der blut'ge Rächer ſchlimmgebroch'ner Treue,
Der Paſcha ſeinen Damaszenerſtahl.
Weſtländer, raſch hinaus auf die Terraſſe,
Und ſtürze häuptlings auf die Kieſelſtraße!
Als Strang benütze Leïla deinen Shawl!

Was zaudert ihr? Was nützt die feige Klage?
Ihr ſeid dem Tode rettungslos geweiht!
Eh' wird die Winternacht zum Sommertage,
Bevor ein Perſer ſolche Schmach verzeiht!
Dort ſteht auch eine giftgefüllte Doſe,
Sie bleicht zur Lilje jede Wangenroſe —
Schlingt dieſes Gift, und ſterbt am letzten Kuß!
Schon ſpringt die ſchlechtverwahrte gold'ne Pforte,
Und vorwärts ſtürmt die ſchwarze Wachtkohorte;
Sie bringt euch wahrlich keinen Friedensgruß.

Da naht ein Weib auf gold'nem Wolkenwagen,
Und blickt verächtlich auf die Schergen hin,
Iſt's doch, als wollte ſie ſanft tröſtend ſagen:
»Was zagſt du, blaſſe Morgenländerin,
»Als ob kein Ausweg, keine Hilfe bliebe?
»Für deines Herzens träumeriſche Liebe

»Stirb muthig, Weib! Kein Tod mag ſüßer ſein!
»Dann faßt den Mörder namenloſe Reue,
»Auf deinen Grabſtein aber ſchreibt die Treue:
»Hier grub man meine frömmſte Tochter ein!«

Was ſinnſt du, Leïla? Deine Augen blitzen,
Als wäre Mummenſchanz, was euch bedroht!
Raſch ſpringt ſie vor, drückt ſieben Lanzenſpitzen
In ihre Bruſt als einen Armvoll Tod. —
Sie ſchwankt — ſie ſtürzt — mit ihr die halbe Wache.
»Ich ſpotte,« ſtöhnt ſie, »Paſcha, deiner Rache!
»Du aber, Franke, ſorge nicht um mich;
»Brich' flüchtig durch die blut'ge Leïla'sgaſſe,
»Und weine nicht, daß ich ſo früh erblaſſe —
»Ich ſterbe gern den ſüßen Tod für dich!«

Der Jüngling flieht. Der Paſcha ſinkt erbittert
In's warme Blut, das Leïla's Bruſt entfloß,
Wie eine Zeder, die der Blitz zerſplittert,
Der unverwarnt aus blauem Himmel ſchoß.
In ſeinen bleichen Zügen iſt's zu leſen,
Wie lieb die todte Schönheit ihm geweſen,
Daß jetzt ſchon tiefer Schmerz den Groll bezwingt.
Geduldе dich! In wenig kurzen Tagen
Wird deines Weibes Rächerſtunde ſchlagen,
Die einen Ferman und die Schnur dir bringt.

Schlaf ruhig, Weib, das kühn für ſeine Liebe
Wie ein Monarch für ſeine Krone fiel.
Wenn auch dein Grabſtein ohne Inſchrift bliebe,
Er ſagt auch ungeſchmückt unendlich viel.
Doch hoffe nicht, daß dieſe Welt dich preiſe;
Verbuhlte Weiber, abgelebte Greiſe
Verkehrten Opfer, die das Herz gebracht.
Sie werden ſpotten über dieſe Sage —
Nur Einer wird dein denken alle Tage,
Und ſchmerzlich um dich weinen jede Nacht!

Ein Mörder ſchreitet düſter durch die Auen:
Wie frühlingsheiter auch die Sonne lacht,
Den Wand'rer faßt das namenloſe Grauen,
Das oft das Herz beſchleicht um Mitternacht.
Ihm iſt, als ſperrten ihm die Angſtgedanken
Der Opfer, welche ſeinem Dolche ſanken
Als fangbereite Häſcher Pfad und Steg.
Ihm iſt, als ſtik're ſein Gewiſſen traurig
Das Sterbelied, das ſchaurig, ach wie ſchaurig
Den Sünder weckt zu ſeinem letzten Weg.

Er zieht vorbei an einem Liljenbeete —
Wie ſeine Unſchuld war, ſo weiß, ſo rein —
Und ſtürmt mit Haſt hinweg — ihn dünkt, er trete
Auf ſeiner ſchwachen Jugend Leichenſtein.
Das Grün der Bäume macht ihn ängſtlich beben —
Gedenkt er doch an manches grüne Leben,
Das unter ſeiner frummen Klinge ſank.
Er flieht, vor Durſt verſchmachtend, jede Quelle,
Gedenkt er doch an jene Silberwelle,
Die warmes Blut von ſeinen Händen trank.

Er wandelt todesmüde durch's Gefilde,
Und Niemand theilt des Flüchtlings Angſt und Schmerz,
Und kaum die ſtille, fromme Blumengilde
Spricht Duftgebete für ſein ſchwarzes Herz.
Dann ſinkt er lautlos in die Halme nieder,
Und ſchließt das Auge, dem es längſt zuwider,
Zu ſpähen, ob kein raſcher Scherge nah'.
Dann denkt der Mann des Blutes ſcheu und zage
An ſeiner Unſchuld längſtverrauſchte Tage,
Wo er noch Küſſe in jedes Auge ſah.

Ihm iſt, als nahe ſich am Krückenſtabe
Ein eingeſchrumpftes, trübes Mütterlein,
Das ſeinen Sohn geleiten will zum Grabe,
Und weinen über ſeinen Leichenſtein.

Die Sterbeglocke läut — die Henker lachen —
Die ſchwarze Leiter fällt — die Knorpeln krachen —
Ein tiefer Seufzer noch — — dann wird es ſtill.
Da reißt's den Mörder aus dem Blumenbeete —
Er keucht, er ſtöhnt, als ob er zum Gebete
Die Zunge zwinge, die nicht ſtammeln will.

Da naht ein Weib auf gold'nem Wolkenwagen,
Und blickt frommlächelnd auf den blaſſen Mann.
Iſt's doch, als wollte ſie dem Sünder ſagen:
»Verzweifelſt du, daß Gott vergeihen kann?
»Wer zählt die Tropfen, die vom Himmel fallen,
»Wenn Sommerwetter durch die Wälder hallen,
»Das Meer von Strahlen, wenn die Sonne ſcheint?
»Doch eher wirſt du dieſe Zahl ergründen,
»Als das, was Gott vergeben mag an Sünden,
»Wenn Reuethränen eine Seele weint!«

Sie ſchwebt voran, der Sünder folgt beklommen;
Zum nahen Dome zieht die ſchöne Fei.
Dort eilt zum Hochaltar die Schar der Frommen,
Und kehrt zurück, von Angſt und Sünden frei.
Die Orgel brauſt, die Pſalmen David's ſchallen
Wie Reuefeufzer durch die Kloſterhallen,
Und heil'ge Andacht zieht in jedes Herz.
Iſt's doch, als ſei der hohe Dom geſprungen,
Und in die Tiefe riefen Engelszungen:
»Die Himmelspforte öffnet David's Schmerz!«

Die Töne klingen ſüß wie Wiegenlieder,
Die man vergaß, berauſcht von Luſt und Scherz,
Die aber, hört man ſie im Elend wieder,
Zu Thränen rühren das verzagte Herz.
Sie rauſchen dumpf wie eines Sünders Klage,
Der ſich geſteht am Ende ſeiner Tage:
»Im lichten Himmel iſt kein Platz für dich!«
Sie hallen weich wie jene letzten Worte
Auf Golgatha: »Die Paradiesespforte
»Erſchließt ſich heute noch für dich und mich!«

Da hemmt der Mörder wenig ſeine Schritte,
Und faltet fromm die Hände zum Gebet,
Und ſpricht gerührt die ſiebenfache Bitte,
Die einſt gepredigt ward in Nazareth.
Und als er ſpricht: »Vergib mir meine Schulden,
Und Schmach und Strafe will ich gern erdulden,«
Erſtickt ein Thränenſtrom der Stimme Schall.
Er ſtöhnte »Kann Reue dich, mein Gott, verſöhnen?«
Da hallt's vom Chor in langgehalt'nen Tönen:
Halleluja! — „Ja!“ ruft der Wiederhall.

Das Sterbeglöcklein wimmert dumpf vom Thurme,
Der Mörder wandelt ſtumm zum Hochgericht;
Doch kühner eilt kein Lanzenknecht zum Sturme
Wie dieſer Mann mit blaſſem Angeſicht.
Er ſchreitet raſch hinauf die ſchwarze Leiter,
Neigt ſchnell ſein ſchuld'ges Haupt, und flüſtert heiter:
»Nimm' meinen Dank, du Frömmſte der Peri's,
»Habt gleichfalls Dank, ihr ſüßen Pſalmenlieder —
»Ihr gabt dem Sünder ſeinen Glauben wieder
»Und ſeine Thränen und ſein Paradies!«

Hold blickt der Mond auf's grüne Thalgefilde,
Das ſilberhell der Aetnabad durchrauſcht
Ein frommes Mutterauge, das voll Milde
Des Säuglings träumeriſchen Schlaf belauſcht.
Die Blumen hauchen ihre ſüßen Düfte,
Nachtfalter gaukeln durch die Frühlingsluft —
Ein Kinderſchwarm, der ſüße Beeren ſucht.
Der Zedernwald rauſcht dumpf mit ſeinen Zweigen —
Ein finſt'rer Greis, der Freude wünſcht zu zeigen,
Doch heimlich ſeinen ſteifen Gliedern flucht.

Was regt ſich dort im Schatten der Platane?
Ein Jägertroß, der vor dem Panther flieht?
Iſt's eine frommgeſinnte Karavane,
Die vom Prophetengrabe heimwärts zieht?

Nein, das sind keine pantherscheuen Jäger,
Kein Pilgerzug stillheil'rer Turbanträger,
Der seine Schuld in Mekka hat beweint —
Das Flügelpaar, die Pracht der Goldgewande
Verräth die Kinder aus dem Feenlande,
Die hier die Luft zum Tanze hat vereint.

Wer kennt sie nicht die holden Lichtgestalten?
Im Mondenschein durchrauschen sie die Luft,
Auf stiller Flur den Reigentanz zu halten,
Und einzuschlürfen Thau und Rosenduft.
Doch ungenossen glänzt zum zweiten Male
Der Honigtrank in duft'ger Rosenschale,
Denn trübe Pflicht verstimmt die Elfenschar.
Ein Machtgebot berief sie aus der Ferne,
Gericht zu halten auf dem grünen Sterne,
Der ihrer Spiele liebste Stätte war.

»Die Zeit ist um, und deine Sendung endet,«
Spricht Almahar zur Letzten der Peri's,
»Ich habe dich auf diese Welt gesendet
»Als Liebesboten aus dem Paradies.
»Verronnen ist des Jahres letzte Stunde,
»Und bleibt mir aus von dir die frohe Kunde,
»Daß dreimal ward dein Ursprung anerkannt:
»So raub' ich Flügel dir und Goldgewande,
»Dann bleibst du als ein blasses Kind der Schande
Für alle Zeit aus Ginnistan verbannt!«

»Was du verlangt im letzten Machtbefehle,«
Versetzt die blasse Elfe, »ist vollbracht.
Das Krankenlied, die persische Ghaselle
Besingt in allen Zonen meine Macht.
Ich zog zur Schlacht — die Freiheit ging zu Grabe;
Da blies mein Lied ein frommer Hirtenknabe,
Da fiel lawinenschwer des Kelpiers Hand!
Die Söldner sanken unter ihren Streichen,
Und auf der Brücke blutbespritzter Leichen
Zog stolz die Freiheit in das Alpenland!

Ich ſang mein Lied in Odaliskenarmen,
Da hat den Sinnenrauſch ein heißes Herz
Als Ketzerglauben wenig abgeſchworen,
Da rief ein blaſſes Weib im Todesſchmerz:
»Ach iſt ſo ſüß, für ſeine Liebe fallen!« —
D'rauf führt' ich in des Kloſters ernſte Hallen
Den Mann, den Blutſchuld in den Wald verwies;
Da ſang ich meine weichen Pſalmenlieder,
Und gab dem Sünder ſeinen Glauben wieder
Und ſeine Thränen und ſein Paradies!« —

Die ſchöne Elſe ſchweigt. Mit heitern Mienen
Verſetzt nach kurzem Sinnen Almahar:
»Wer ſo wie du der Menſchheit weiß zu dienen,
»Der baut des Glaubens heil'gen Hochaltar
»In jedem Herzen auf, und ihn bewundert,
»Und preist auch dieſes ſchachernde Jahrhundert
»Als Liebesboten, der vom Himmel kam.
»So weile, frommes Kind, auf dieſem Runde,
»Und träufle Balſam in die tiefe Wunde
»Des Herzens, das vom Glücke Abſchied nahm.« —

Poſaunentöne hallen durch die Lüfte;
Die Elfenſchar ſchwebt langſam himmelan,
Als trügen ſie der Roſe Moſchusdüfte
In's ferne, glanzumfloſſ'ne Sinniſtan.
Die letzte Fee ſinkt naſſen Auges nieder,
Den Hain durchrauſchen Nachtigallenlieder,
Als mahnten ſie die ſchluchzende Peri:
Erliege nicht den eignen, tiefen Schmerzen —
Verblutend rufen tauſend bleiche Herzen
Nach deinem ſüßen Balſam: Melodie!

Liedchen

von

Karoline Leonhardt Lyſer.

Wenn im Lenz die Knoſpen ſpringen
Und die gold'ne Sonne glüht,
Hört man alle Vögel ſingen
Und der Lerche lieblich' Lied.

Wem im Herzen Liebe lebet
Spricht zur Theuerſten im Sang,
Durch die Abendſtille bebet
Gold'ner Zither Saitenklang.

Will das ſüße Kind nicht ſchlafen
Und iſt doch ſchon lange müd',
Singt man ihm von weißen Schafen
Und es ſchließt ſein Augenlied.

Doch die Lieder ſind nur Lieder,
Tönen ſie ganz unbewußt,
Und zum Herzen ſpricht nur wieder
Was entflieg der freien Bruſt!

Giuſeppe Tartini.

Hiſtoriſche Novelle

von

Auguſta Karol. Meurich.

Es war um die Stunde der Mitternacht, als ein furchtbares Unwetter über das freundliche Peſaro losbrach. Schwarzes Gewölk, das wie rieſige Berge am Horizonte ſich gethürmt, hatte die ſternhelle Nacht des italiſchen Himmels in dichte Finſterniß gewandelt, die nur von Zeit zu Zeit durch kreuzende Blitze erhellt ward. Laut brüllte der Donner, begleitet von dem Heulen des Sturmes, der wie ein Orkan von der See über das Land hereinbrach, und den in Strömen herabſtürzenden Regen durch die Straßen des Städtchens peitſchte. In dieſem Aufruhre der Natur ſuchte Alles, was Leben und Odem hatte, ein ſchützendes Obdach zu gewinnen, und Stadt und Flur glich einer Einöde, wo alles Leben erſtorben. Und doch ließ ein gewaltiger Blitzſtrahl, der für einige Sekunden die Rabennacht zertheilte, auf der Straße vor Peſaro die Geſtalt eines Pilgers erblicken, der in grobhärenem Gewande, den Stab in der Hand, muthig gegen Sturm und Regen kämpfte. Er ſchritt auf ein Licht zu, das, einer Oſteria angehörend, wie ein leitendes Geſtirn dem Wanderer vorzuleuchten und ihn einzuladen ſchien, gegen die Wuth der Elemente Schutz zu ſuchen. Als er nach ſchwerem Kampfe endlich das erleuchtete Haus erreicht, hielt es nicht leicht, ſich Einlaß zu ver-

ſchaffen. Dreimal mußte der Schwergeprüfte ſein Pochen an dem wohlverriegelten Thore wiederholen, immer wurde der hilfeſuchende Laut von dem Rollen des Donners und dem Heulen des Sturmes übertäubt. Endlich hörte er Tritte und Schlüſſelaeraſſel; knarrend öffneten ſich die Thorflügel, um den Harrenden einzulaſſen.

»Darf ich hoffen,« ſprach der Pilger mit wohltönender Stimme zu dem Oſtiere, der ihm geöffnet, »in Euerm Hauſe Schutz gegen das wüthende Unwetter zu finden?« —

»Warum nicht, frommer Bruder,« antwortete ehrerbietig der Wirth, »bequem werdet Ihr's freilich nicht haben, denn mein Haus iſt von den Leuten Sr. Eminenz Georgio Cornaro, des Biſchofs von Padua, gefüllt; doch tretet immer ein, ein leeres Plätzchen wird ſich wohl noch finden.«

»Weiſt mir den einſamſten Winkel Eures Hauſes an; ein Mann meines Standes läßt ſich an Allem genügen, und taugt nicht für die Geſellſchaft luſtiger Gäſte,« ſprach mit bebender Stimme der Mönch.

»Wenn es Euch ſo gefällt, ſo führe ich Euch in ein Dachſtübchen, das zwar etwas beſchränkt, aber für einen genügſamen Mann immer groß genug iſt.« Mit dieſen Worten leuchtete der Wirth ſeinem Gaſte ein paar Treppen hinan, öffnete ein enges Kämmerlein, erſuchte ihn, hier einzutreten, und es ſich ſo bequem als möglich zu machen.

»Cornaro, Cornaro!« murmelte der Pilger, indem er ſich auf einen Seſſel warf, »verhaßter Name, der mich wie ein Dämon hetzt, das ſchönſte Glück meines Lebens zerſtörte, und ſelbſt dem Flüchtigen, von Hunger und Durſt und dem Kampfe mit den Elementen Erſchöpften, keine Ruhe gönnt. Und doch,« fuhr er nach einer Pauſe ſtillen Nachdenkens fort, »was kann ich beginnen? Soll ich, erſchöpft wie ich bin, in dem furchtbaren Unwetter meine Flucht fortſetzen? Würde ich nicht dadurch den Argwohn der Häſcher, die mir auf der Spur ſind, erwecken? Nein, ich muß, ich will blei-

den; ſcheinbar ſorglos will ich mich zur Ruhe begeben, wenn ich zuerſt euch, meine einzigen Vertrauten, die ihr an mir zu Verräthern werden könntet, in Sicherheit gebracht habe.“ Mit dieſen Worten zog er unter dem durchnäßten Pilgergewande einen Degen und eine koſtbare Amati hervor, die er ſorgfältig in dem Bette vergrub, das die Kammer dem Ermüdeten darbot. Nachdem er den Riegel der Thüre vorgeſchoben, warf er ſich neben ſeine Vertrauten auf das Lager hin, und bald verſcheuchte ein erquickender Schlummer das Sorgenheer, das ſeine jugendliche Stirne umlagerte. Nicht lange hatte er die Wohlthat der Ruhe genoſſen, als ein heftiges Pochen an der Thüre ihn aus dem Schlafe ſchreckte. Unwillkürlich fuhr die Hand des Aufgeſchreckten nach dem Degen; dann, auf dem Lager ſich aufrichtend, fragte er nach der Urſache der Störung.

»Verzeiht, frommer Bruder!“ ließ ſich des Wirthes ſchüchterne Stimme vernehmen, »die Leute Sr. Eminenz, trunkenen Muthes, wie ſie ſind, wollen durchaus Eure Bekanntſchaft machen, und beſtehen darauf, daß ich Euch in ihre Geſellſchaft einführe. Erzeugt mir alſo, um der Ruhe meines Hauſes willen, den Gefallen, und folget mir für einen Augenblick in das Gaſtzimmer.“

»Die Leute Sr. Eminenz,“ erwiderte der Pilger, »ſind ſehr neugierig und unhöflich, daß ſie einem müden Wanderer nicht ſein Bischen Ruhe gönnen; doch wenn es darauf ankommt, die Ruhe Eures Hauſes zu erhalten, ſo bin ich bereit, ihrem unziemlichen Begehren zu willfahren.“ Damit erhob er ſich von dem Lager, legte den Degen wieder zur Seite ſeiner Amati, als ſollte er in ſeiner Abweſenheit das koſtbare Kleinod bewachen, und befand ſich bald im Kreiſe der lärmenden Gäſte.

»Wir haben Euch fordern laſſen,“ riefen mehre Stimmen zugleich, »um zu erfahren, wer der Mann ſei, der die Geſellſchaft ehrlicher Leute verſchmäht; ſeid alſo ſo gut,

uns Euren Namen und Stand, ſo wie den Zweck Eurer Reiſe zu eröffnen.“ Unter dieſen Worten ſah ſich der Fremde von mehren trotzigen, herausfordernden Geſichtern umdrängt, die einen weniger herzhaften Mann leicht aus der Faſſung hätten bringen können.

„Nicht Mangel an Achtung, meine Freunde, ſondern das Bedürfniß der Ruhe bewog mich, auf das Vergnügen Eurer Geſellſchaft zu verzichten. Hätte ich vorausſetzen können, daß Ihr an meiner unbedeutenden Perſon einiges Intereſſe fändet, ſo würde ich Euch, ohne mich erſt dazu auffordern zu laſſen, geſagt haben, daß ich mich Franzesko Urbino nenne, ein Diener des heiligen Franziskus von Aſſiſi ſei, und eine Wallfahrt nach dem Grabe dieſes gotterleuchteten Mannes mache.“

„Das können wir glauben, wenn wir wollen, und für eine Lüge halten, wenn es uns beliebt,“ ſprach ein rieſenhafter Mann, welcher der Führer der Andern zu ſein ſchien; „könnt Ihr beweiſen, derjenige zu ſein, für den Ihr Euch ausgebet?“

„Hier iſt ein Schreiben von Sr. Eminenz Georgio Cornaro, das den Bruder Franzesko Urbino dem Abte der heiligen Brüderſchaft von Aſſiſi empfiehlt.“

Der Mann ſtierte das Blatt eine Zeitlang mit prüfenden Blicken an und gab es dann dem Fremden zurück mit den Worten: „Schon gut! Ihr könnt Euch wieder zur Ruhe begeben.“

Der Fremde wünſchte der Geſellſchaft eine gute Nacht, und kehrte mit erleichtertem Herzen in ſein Kämmerlein zurück.

So ſtürmiſch die Nacht geweſen, ſo heiter und mild zog der erwachende Morgen am Horizonte herauf. Mit fröhlichen Weiſen begrüßten ihn tauſend gefiederte Sänger, nicht mehr gedenkend der Noth, die das Unwetter der vergangenen Nacht ihnen bereitet. Nicht ſo heiter zog ein Sän-

ger höherer Art, Franzesko Urbino, dahin, deſſen Bruſt, ob auch der Kampf der Elemente ausgetobt, bange Beſorgniß erfüllte.

Zwei Stunden mochte er ungefähr gepilgert ſein, und ſchon begann die höher ſteigende Sonne brennende Strahlen zu entſenden, als er plötzlich ſeinen Namen rufen hörte. Erſtaunt blickte er zurück, und gewahrte mit nicht geringem Schrecken, daß eine gewaffnete Reiterſchar, in welcher er nur zu bald die unhöfliche Geſellſchaft der vergangenen Nacht erkannte, in aller Eile ihm folgte. Bevor er noch zu einem Entſchluſſe, wie er der drohenden Gefahr ſich entzöge, gekommen, ſah er ſich von den Reitern eingeholt und umringt.

»Vergebt,« rief ihm der Führer derſelben zu, »vergebt, Herr Franzesko Urbino, daß wir Euch neuerdings mit unſerer Gegenwart beläſtigen; aber in Eurem letzten Nachtlager habt Ihr ein Schreiben von ſchöner Hand an Giuſeppe T*** vergeſſen, das für Euch und uns von großem Werthe zu ſein ſcheint. Vermuthlich könnt Ihr uns über den Mann, der dieſen Namen führt, einigen Aufſchluß geben, denn wir haben von Sr. Eminenz, Georgio Cornaro, den Befehl, den Genannten, wo wir ihn immer treffen, feſtzunehmen.« Erbleichend hörte der Pilger des Reiters höhniſche Rede; doch im nächſten Augenblicke gewann er ſeine Faſſung wieder, riß unter dem Pilgergewande einen blanken Degen hervor, entſchloſſen, ſeine Freiheit gegen die überlegene Schar zu vertheidigen.

»Laßt das bleiben, mein Freund!« herrſchte ihm der Führer der Reiterſchar zu, »es führt zu unnützem Blutvergießen, und wird Euer Schickſal eher verſchlimmern als verbeſſern. Wir kennen Euch zwar als den tüchtigſten Fechter von Padua: aber Einer gegen Zehn iſt doch barer Unſinn.« Der Pilger, die Wahrheit dieſer Bemerkung nicht verkennend, überlieferte ſchweigend ſeinen Degen dem Führer, wurde ge-

bunden, auf ein Saumroß geſetzt, und zurück bewegte ſich der Zug gegen Padua hin.

Der Abend war gekommen, und ermattet von des Tages Hitze und dem beſchwerlichen Ritte hielt die Reiterſchar mit ihrem Gefangenen an einer Oſteria von Rimini. Giuſeppe ward in ein Gemach gebracht, deſſen Thüre und Fenſter ſo wohl verwahrt waren, daß ein Entkommen unmöglich ſchien. Man nahm alſo keinen Anſtand, den Gefangenen ſeiner Bande zu entledigen, ſetzte ihm ein einfaches Mahl vor, und empfahl ihm, durch einen geſunden Schlaf zum Ritte des folgenden Tages ſich zu ſtärken.

Während die Reiter, vergnügt über den gelungenen Fang, in der Gaſtſtube ſich gütlich thaten, ging der Gefangene trübſinnig in ſeinem einſamen Kerker auf und ab, und verwünſchte die Härte der Menſchen, die erſt ſein Glück vernichtet, und jetzt auch des einzigen Gutes, das ihm geblieben, der Freiheit ihn beraubt hatten. In dieſer trüben Stimmung fiel ſein Blick auf ſeine Amati, welche die gutmüthigen Reiter, als ein harmloſes Spielzeug, ihm gelaſſen.

»So ſei denn du meine Tröſterin im Ungemach, klage du den tauben Wänden dieſes Gemaches die Leiden eines liebenden, zerriſſenen Herzens!« Mit dieſen Worten ergriff er ſein Lieblingsinſtrument, und ergoß das überſtrömende Gefühl in die zärtlichſten, ſchwermüthigſten Melodien, die je ein Meiſter der Geige entlockte.

Doch nicht allein die gefühlloſen Wände, auch die gefühlvolle Marietta, die achtzehnjährige Tochter des Oſtiere, vernahm die rührenden Töne des Inſtrumentes. Schon bei der Ankunft der Reiterſchar hatte das blaſſe, jugendliche Geſicht des Gefangenen die Neugier und das Mitleid des Mädchens erregt; es hatte ſich um deſſen Schickſal erkundigt, und erfahren, daß ein Liebesverhältniß ihm den Zorn eines mächtigen Prälaten zugezogen, auf deſſen Be-

fehl der Flüchtige verhaftet worden, und nun einem traurigen Schickſale entgegen geführt werde. Mehr brauchte es nicht, um die Theilnahme einer gefühlvollen Jungfrau, wie Marietta war, auf den höchſten Grad zu ſteigern, was ſie auch antrieb, unter den Fenſtern des Gemaches, wo der Fremde eingekerkert war, zu weilen, um auf irgend eine Weiſe mit ihm in Berührung zu kommen. Hier war es, wo ſie die klagenden Töne des herrlichen Inſtrumentes vernahm; und hatte ſchon früher das traurige Loos des Gefangenen ihre Theilnahme auf das Höchſte geſteigert, ſo ging dieſe Theilnahme nun in den Entſchluß über, den Unglücklichen, durch welches Mittel immer, aus ſeiner Haft zu befreien. Auf dem gewöhnlichen Wege durch Thüre oder Fenſter war kein Entkommen möglich; denn die letzteren waren mit ſtarken eiſernen Stäben verwahrt, und vor der Thüre hielt ein bewaffneter Reiter Wache. Doch war noch ein Ausweg, der den ſpähenden Blicken der Reiter entgangen war. Eine Fallthüre, über welche man, da ſie nicht gebraucht wurde, ein Bett geſtellt, führte aus dem Gemache des Gefangenen in den Keller; durch dieſe wollte Marietta das Rettungswerk vollbringen.

Die Nacht war ſchon weit vorgerückt, und die luſtigen Reiter lagen, nachdem ſie ſich an Speiſe und Trank gütlich gethan, in tiefen Schlaf verſunken. Auch der Gefangene hatte ſeine Amati aus der Hand gelegt, und ſich auf ſein hartes Lager geworfen. Aber der Schlaf floh ſeine Augen; unſtät ſchweiften ſeine Gedanken umher, bis ſie ihn endlich nach Padua trugen, wo der bitterſte Haß und die zärtlichſte Liebe ihn erwarteten. Während bald düſtere, bald freundliche Bilder vor ſeiner Seele vorüberzogen, glaubte er ein leiſes Geräuſch in dem einſamen Zimmer zu vernehmen. Erſtaunt blickte er in dem monderleuchteten Raume umher; doch entdeckte er nichts, was das Geräuſch hätte verurſachen können. Indeß wurde der Laut immer vernehm-

licher, und ſchien unter dem Bette, auf welchem er lag, hervorzukommen. Er ſprang auf, ſtarrte unter das Bett, und gewahrte mit Entſetzen, daß eine Fallthüre leiſe ſich hob, und ein ſchwacher Lichtſtrahl durch die Oeffnung in das Gemach drang. Schon fürchtete er einen meuchleriſchen Ueberfall, und verwünſchte den feigen Entſchluß, ſeinen Degen den Häſchern ausgeliefert zu haben, als der ſchwarzgelockte Kopf einer Jungfrau zum Vorſchein kam, die mit aufgehobenem Finger zu ſchweigen und unverzüglich ihr zu folgen bedeutete. Voll Erſtaunen und Freude folgte der Gefangene ſeiner liebenswürdigen Retterin, und bald hatten Beide den freien Hofraum erreicht.

»Jetzt flieht, ſo ſchnell Eure Füße Euch tragen,« ſprach Marietta, »ein Führer wird Euch begleiten und ſicher zu meinen Verwandten im nächſten Dorfe bringen, wo Ihr ſo lange Euch bergen könnt, bis Eure Verfolger, des vergeblichen Suchens müde, die Gegend verlaſſen haben.«

»Edelmüthiges Mädchen!« rief der Befreite, »womit kann ich dieſen Dienſt dir lohnen?«

»Keine Worte!« flüſterte das Mädchen, »Euer unglückliches Schickſal und Eure göttliche Kunſt geben Euch Anſpruch auf die Theilnahme jedes gefühlvollen Herzens. — Aber die Nacht eilt mit ſchnellen Schritten zu Ende, flieht, um des Himmels willen, und verliert nicht die koſtbare Zeit mit unnützen Worten.«

»So lebe denn wohl!« ſprach der Scheidende und drückte einen dankbaren Kuß auf die erröthenden Wangen der Jungfrau. »Aber Gott! meine Amati, ich habe ſie in der Verwirrung in meinem Kerker vergeſſen.«

»Laßt ſie, denkt nur an Eure Rettung,« drängte das Mädchen, »Eure Geige ſoll bei uns nicht verloren ſein.«

»Nein, nein!« erwiderte der eigenſinnige Künſtler, »lieber mein Leben, als meine Amati!«

»So wartet denn und haltet Euch ruhig, böſer Mann, ich eile zurück, vielleicht gelingt auch das noch.« Sie verſchwand und kehrte in wenigen Augenblicken mit dem koſtbaren Inſtrumente zurück, preßte es mit Heftigkeit dem ängſtlich Harrenden in die Hand, und drängte ihn mit liebender Gewalt auf den Weg.

Das Abendgebet in der Kloſterkirche von Aſſiſi war geendet, und die Mönche kehrten in ihre einſamen Zellen zurück, als ein Pilger, der während des Gottesdienſtes, einem Steingebilde gleich, auf den Stufen eines Altares gelegen, ſich erhob, und einem der vorübergehenden Prieſter einen freundlichen Gruß zunickte. Verwundert über die Zutraulichkeit des Unbekannten ſtand der Mönch und betrachtete mit Wohlgefallen das ſchöne, ausdrucksvolle Geſicht, das nicht zu dem groben Gewande, das der Mann trug, zu paſſen ſchien.

»Ihr kennt mich wohl nicht mehr, guter Vater Ambroſio!« hub der Fremde an, mit einem herzlichen Drucke die Hand des Prieſters faſſend.

»Wohl ſcheinen mir Eure Züge bekannt,« erwiderte der Gefragte, doch kann ich mich nicht erinnern, wem ſie angehören, und wo ich Euch geſehen.«

»Erinnert Ihr Euch denn nicht mehr des Sohnes Eures Bruders, Giuſeppe?«

»Giuſeppe!« rief der Alte, den Pilger mit Heftigkeit an ſeine Bruſt drückend, »ja, du biſt Giuſeppe, die Züge meines Bruders ſtehen unverkennbar auf deinem Geſichte geſchrieben. Aber was in aller Welt führt dich nach Aſſiſi, dich, den ich in Padua wähnte?«

»Ein feindliches Schickſal, guter Oheim, das mir nicht einmal geſtattet, den ehrlichen Namen meines Vaters

zu führen. Doch iſt hier nicht der Ort, weiter davon zu ſprechen. Wenn ich, wie ich vertraue, in Eurer Zelle eine Freiſtätte gefunden habe, ſo ſollt Ihr Alles erfahren."

»Ich will hoffen, daß der Sohn meines Bruders ſich keines Verbrechens ſchuldig gemacht hat; iſt dies der Fall, ſo kannſt du mit Zuverſicht auf meinen und meiner geiſtlichen Brüder Schutz rechnen." Mit dieſen Worten führte der Alte ſeinen Neffen liebkoſend in ſeine Zelle, begierig zu erfahren, welcher Unſtern den hoffnungsvollen Jüngling in die Welt hinausgeſchleudert habe.

»Ihr wißt, lieber Oheim!" hub Giuſeppe an, nachdem die erſten Ausbrüche des freundſchaftlichen Wohlwollens von beiden Seiten vorüber waren, »daß ich von meinen Eltern, ein unerfahrener Jüngling von 18 Jahren, auf die hohe Schule nach Padua geſchickt ward, um mich daſelbſt dem Studium der Rechte zu weihen. Im Anfange that ich dies mit Eifer und Erfolg; doch als ich, nach dem Beiſpiele meiner Kameraden, mich auch in ritterlichen Künſten zu üben begann, zog mich der Fechtboden bald mehr an, als die Hörſäle der Profeſſoren, ſo daß ich den größeren Theil des Tages auf jenem mich herumtummelte. Dazu kam meine angeborne Neigung zur Muſik, die in Padua, wo ich ſo manchen ausgezeichneten Künſtler hörte, zur Leidenſchaft ſich ſteigerte. So theilte ich denn meine Zeit zwiſchen dem Degen und der Geige, und ſo kam es, daß ich in Padua bald für den beſten Fechter und Geiger galt: während ich der Wiſſenſchaft, um derenwillen ich die Hochſchule beſucht, immer mehr entfremdet wurde. Da es mir klar war, daß ich als Rechtsgelehrter nie eine erträgliche Rolle ſpielen würde, ſo faßte ich den Entſchluß, mich von der Rechtsgelehrſamkeit ganz loszuſagen, und die Fechtkunſt zu meinem Berufe zu wählen. Für dieſen Beruf ſchien mir Neapel oder Paris der angemeſſenſte Ort zu ſein, und ſchon war ich entſchloſſen, mich nach der letzten Stadt zu begeben, als die Liebe einen Strich

durch meine Rechnung zog, und mich in Padua zurückhielt.

»Das Jahrgeld, das meine Eltern zu meiner Unterstützung in Padua ausgesetzt hatten, konnte bei meinem Hange zu Unterhaltungen nicht hinreichen; ich sah mich also genöthigt, das Fehlende durch Unterricht, den ich in verschiedenen Gegenständen, besonders in der Musik ertheilte, einzubringen. Unter der Zahl meiner Schüler befand sich ein Mädchen, das zwar arm an Geld, aber überreich an geistigen und körperlichen Vorzügen war. Der vertraute Umgang in den Lehrstunden erzeugte bald gegenseitige Liebe, und unbekannt mit der Welt und ihren Rücksichten glaubten wir nichts Besseres thun zu können, als den Bund unserer Herzen durch den Segen des Priesters befestigen zu lassen. Doch kaum war dies geschehen, als ein doppeltes Ungewitter über uns losbrach. Meine Eltern, die durch diesen Schritt ihre glänzenden Aussichten mit mir auf einmal vernichtet sahen, entzogen mir ihre Unterstützung, und nicht minder war der mächtige Bischof von Padua, Georgio Cornaro, dessen Familie meine Costanza angehörte, über mich entrüstet. Der Prälat hatte mit seiner Verwandten wahrscheinlich andere Absichten, die durch unsere geheime Verbindung gleichfalls vereitelt wurden. Er erklärte mich für den Verführer des Mädchens, und drohte, mich das ganze Gewicht seiner Macht und Rache fühlen zu lassen. Was nun beginnen? Den Verlust der väterlichen Unterstützung hätte ich wohl durch Unterricht im Fechten und in der Musik ersetzen können, aber gegen den Zorn des gewaltigen Prälaten vermochte mich keine Macht in Padua zu schützen. Es blieb mir also nichts, als schleunige Flucht übrig. Costanza verschaffte mir durch den Kammerdiener Cornaro's ein Empfehlungsschreiben für den Bruder Franzesko Urbino an den Abt der frommen Bruderschaft in Assisi; ich riß mich aus den Armen des geliebten Weibes, und bevor der Bischof seine Drohung

in's Werk ſetzte, war ich im Pilgergewande auf dem Wege nach Aſſiſi. Indeß hatte Cornaro meine Flucht erfahren und ſandte mir Häſcher nach, denen ich jedoch durch den Beiſtand wohlwollender Menſchen glücklich entkommen bin. Und nun, lieber Oheim," fuhr Giuſeppe, als er ſeine Erzählung geendet, fort, »glaubt Ihr, daß ich in Eurem Kloſter unter fremdem Namen eine Freiſtätte gegen Cornaro's Nachſtellungen finden könne, ſo will ich meinen Wanderſtab hier niederlegen; wenn nicht, ſo werde ich mein Heil weiter ſuchen müſſen."

»Bleibe hier, mein Sohn!" ſprach der Oheim; »leicht werde ich von dem Oberhaupte unſerer Brüderſchaft, das mich mit ſeiner beſondern Gunſt beehrt, die Erlaubniß erhalten, einen Verwandten, der von einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande zurückkehrt, bei mir zu behalten. Nur muß ich dir rathen, dich innerhalb des Weichbildes unſers Kloſters zu halten: weil weitere Ausflüge leicht zu deiner Entdeckung führen, und uns in unangenehme Berührung mit Cornaro bringen könnten. An Beſchäftigung wird es dir nicht fehlen, und wenn du auch deine Fechtkunſt etwas verlernen ſollteſt, ſo kannſt du deſto mehr deiner Vorliebe für Muſik leben. Auch wird unſer Padre Boemo, der geſchickteſte Orgelſpieler der Umgegend, es nicht fehlen laſſen, mit ſeinen gründlichen Kenntniſſen in der Muſik dir an die Hand zu gehen."

Giuſeppe blieb alſo im Kloſter von Aſſiſi, und ward durch ſein gefälliges Weſen und ſein ausgezeichnetes Spiel bald der Liebling der geſammten Brüderſchaft. Der Padre Boemo, froh, einen ſo leidenſchaftlichen Verehrer ſeiner Kunſt, als Giuſeppe war, in den einſamen Kloſtermauern zu haben, unterrichtete ihn auf dem Flügel, und führte ihn in die Geheimniſſe der Kompoſizion ein. Unter ſolchen Beſchäftigungen floßen dem Flüchtlinge in ſeiner ſtillen Freiſtätte die Stunden heiter und ſchnell dahin, und nur die

Erinnerung an ſeine Coſtanza trübte das einfache, ganz der Kunſt geweihte Leben.

Eines Abends ſaß Giuſeppe an ſeinem Pulte, neben ihm Geige und Flügel, mit deren Hilfe er ein Solo für den nächſten Feſttag zu komponiren ſuchte. Doch vergebens; Coſtanza's Bild ſchwebte ihm immer vor der Seele, und ließ keinen muſikaliſchen Gedanken aufkommen. Die Nacht war ſchon weit vorgerückt, und noch war das Blatt, das vor ihm lag, leer; denn je mehr er die Sehnſucht nach dem theuren Weibe zu bannen ſuchte, deſto mächtiger wurden die Gefühle, die ſeine Seele beſtürmten. Ermattet von dem vergeblichen Ringen gegen eine übermächtige Leidenſchaft, verſank er um die Stunde der Mitternacht in leichten Schlummer. Da dünkte es ihn, als pochte Jemand mit Heftigkeit an. Alsbald öffnete ſich die verriegelte Thür, und herein trat eine ſonderbare Geſtalt. Es war ein kleines Männchen, in rothem Mantel, mit Grauen erregenden Zügen, einen unförmlichen Klumpfuß mit ſcheinbarer Mühe nachſchleppend.

»Verzeiht, Signor Giuſeppe!« krächzte der Kleine, »wenn ich Euch ſtöre; ich ſah Euch traurig, und kam, um Euch meine geringen Dienſte anzubieten.«

»Was ſollen mir deine Dienſte?« fragte Giuſeppe, den Mann mit Erſtaunen und nicht ohne Grauen betrachtend.

»O ſehr viel,« entgegnete grinſend der Alte, »wo kein Sterblicher zu helfen vermochte, habe ich ſchon geholfen. Auch rechne ich meine Dienſte gar nicht hoch an: nur zwei Tropfen von Eurem jungen Blute, und Ihr könnt' haben, was Euch gelüſtet.«

»Wohlan,« rief Giuſeppe mit Haſt, »ſo bringe mir augenblicklich meine geliebte und ſo lang entbehrte Coſtanza.«

Der Kleine ging zur Thüre, öffnete ſie, und alsbald flog Coſtanza herein, und lag an des überſeligen Gatten Bruſt.

»Haſt du ſonſt noch einen Wunſch?« fragte mit triumphirendem Hohnlächeln das Männchen.

»Ja wohl,« erwiderte Giuſeppe, »verſtehſt du auch etwas von Muſik?«

»Das will ich hoffen, und zwar ſo viel, daß Ihr, trotz Eurer Meiſterſchaft auf der Geige, noch manches Jahr bei mir in die Schule gehen könntet.«

»So nimm denn die Geige, die auf dem Flügel liegt, ſie iſt eines der köſtlichſten Inſtrumente, das aus Amati's Meiſterhand hervorgegangen iſt. Aber nimm dich in Acht, daß du dem herrlichen Inſtrumente nicht Schande machſt.«

Der Kleine ergriff die Geige; doch wer beſchreibt Giuſeppe's Staunen, als jener in die Saiten griff. Nachdem er in vierſtimmigen Akkorden das Griffbret von unten bis oben im ſchnellſten Tempo durchlaufen, als wollte er das Inſtrument auf die Probe ſtellen, begann er ein Adagio, voll der ſchmelzendſten Melodien und überraſchendſten Uebergänge, wie ſie die kühnſte Fantaſie eines ſterblichen Künſtlers nie zu erſinnen vermochte. Das Adagio ſchloß mit einer Fermate, an die ſich eine unendliche Trillerkette reihte, welche den Uebergang zu dem ausgelaſſenſten Allegro machte. Was Giuſeppe je von Schwierigkeiten auf ſeinem Inſtrumente verſucht, war nur Kinderſpiel gegen die ungeheuren Paſſagen und Sprünge, die der unheimliche Geiger mit einer Schnelligkeit und Reinheit ausführte, die alle Vorſtellung übertraf. Und als nun das Tonſtück ſeinem Ende nahte, ging das Allegro in ein ſolches Preſtiſſimo über, daß das erſtaunte Ohr den Tönen kaum mehr zu folgen vermochte. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, wollte Giuſeppe aufſpringen und dem übermenſchlichen Geiger ſich zu Füßen werfen, als er — aus ſeinem Traum erwachte. Er rieb ſich die Augen, blickte ſcheu in der engen Zelle umher, um ſich zu überzeugen, ob das Vernommene wirklich, oder ob nur ein Traum ihn geäfft habe. Aber Todtenſtille herrſchte

im ganzen Kloſter, die Thüre war verriegelt, ſeine Amati lag ruhig an derſelben Stelle, wohin er ſie gelegt, und es blieb kein Zweifel, daß die Wunder, die er geſehen und gehört, nur ein ſchöner Traum geweſen. Doch die Töne, welche das grauenhafte Männchen dem Inſtrumente entlockt, waren Giuſeppe's Gedächtniß nicht ganz entſchwunden; ſchnell ergriff er die Geige und ſuchte das Gehörte nachzubilden: der Verſuch blieb zwar unendlich hinter dem Traumgebilde zurück, doch hatte er, bis der Morgen graute, eines der herrlichſten Tonſtücke geſchaffen.

Das Oſterfeſt war gekommen, und eine zahlloſe Menge gläubiger Chriſten ſtrömte zur heiligen Meſſe in die Kloſterkirche von Aſſiſi. Feierlich war der majeſtätiſche Dom erleuchtet, und von dem hohen Chore ertönten, wie aus höheren Sphären, die ergreifendſten Geſänge, geeignet, die Seele auf den Fittigen der Andacht zum Throne des Ewigen emporzutragen. Eben hatte man das Benediktus angeſtimmt, als ein Violinſolo erklang, das durch die höchſte Vollendung im Vortrage alle Anweſenden mit Bewunderung und Entzücken erfüllte. Unwillkürlich wendeten ſich Aller Blicke nach dem Chore, um den Meiſter zu ſehen, der ſolche Töne zu ſchaffen verſtand. Aber ein dichter Vorhang entzog den Chor den Augen der Neugierigen. Doch der Zufall wollte, daß der herrliche Künſtler nicht verborgen bliebe. Ein heftiger Windſtoß, der durch ein offenes Fenſter des Domes eindrang, faßte den Vorhang und lüftete ihn, ſo daß der ganze Chor, und mit ihm der bewunderte Soloſpieler den Augen der Verſammelten Preis gegeben wurde. Unter dieſen befand ſich ein Bewohner Padua's, den das treffliche Spiel vor Allen hingeriſſen hatte. Wie dieſer den Meiſter erblickt, glaubt er ſeinen Augen nicht trauen zu dürfen; denn es iſt ein Be-

kannter, es iſt Giuſeppe Tartini, der Flüchtling von Padua, der den bezauberten Bogen führt. Während er noch zweifelnd nach dem Chore hinſtarrt, ſinkt der Vorhang, und entzieht den räthſelhaften Mann ſeinen Blicken. Aber die ſchönen Züge ſchweben noch immer vor ſeiner Seele, und je mehr er nachſinnt, deſto mehr wird es ihm zur Gewiſſheit, daß er Tartini geſehen. Nur begreift er nicht, wie es möglich, in ſo kurzer Zeit zu ſolcher Meiſterſchaft auf dem ſchwierigſten der Inſtrumente ſich emporzuſchwingen. Er verläßt die Kirche mit dem Vorſatze, ungeſäumt nach Padua zurückzukehren, und Tartini's Gattin von dem, was er geſehen und gehört, Nachricht zu geben.

Auch wir verlaſſen den Helden unſerer Erzählung unter den Glückwünſchen, welche die frommen Väter von Aſſiſi über ſein ausgezeichnetes Spiel ihm darbringen, und wenden unſern Blick gleichfalls nach Padua, wo ein beſchränktes Stübchen unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Einfach, doch nicht ohne Geſchmack, iſt des Stübchens Geräthe, und ſeine einzige Zierde ein Bildniß, in welchem wir leicht Tartini's geiſtreiche Züge erkennen. Tiefe Stille herrſcht in dem engen Raume, die nur von Zeit zu Zeit durch leiſe Seufzer unterbrochen wird. Es ſind die Seufzer eines reizenden weiblichen Weſens, das, die Augen ſtarr auf das Bildniß gerichtet, auf einem Ruhebette lehnt. Coſtanza Tartini, denn ſie iſt es, ſitzt verſunken in Erinnerung der Vergangenheit: wie ſie nur wenige Tage der Wonne an des geliebten Gatten Seite verlebt, wie ein feindliches Geſchick ſie von einander geriſſen und noch kein Hoffnungsſtrahl der Wiedervereinigung ihre Einſamkeit erhelle. Aus dieſen trüben Gedanken wird ſie plötzlich durch ein Pochen an der Thüre aufgeſchreckt. Sie eilt, um zu öffnen, und wundert ſich, einen ihr wenig bekannten Bewohner Padua's eintreten zu ſehen.

„Verzeiht, Signora,“ hebt dieſer nach einem freund-

lichen Gruſſe an, »wenn ich mir die Freiheit nehme, Eure Einſamkeit zu ſtören; doch ich rechne auf Nachſicht, wenn ich Euch ſage, daß ich Nachricht von Eurem Gemahl bringe.«

»Nachricht von Giuſeppe!« ſtammelte Coſtanza, von Angſt und Freude zugleich ergriffen. »O, ſagt mir, beſter Signor, lebt er, iſt er wohl, gedenkt er noch meiner?« —

»Er lebt, befindet ſich wohl, und gedenkt ohne Zweifel auch ſeiner liebenswürdigen Gattin. Am verfloſſenen Oſterfeſte ſah und hörte ich ihn mit Staunen und Entzücken im Kloſter von Aſſiſi, und beeilte mich, Euch die angenehme Kunde mitzutheilen.«

Die Freude des liebenden Weibes kannte keine Grenzen; drei Jahre waren, ihr ſo viele Jahrhunderte, dahingeſchlichen, ohne daß ſie von dem entfernten Gatten irgend eine Nachricht erhalten, und nun erfuhr ſie unvermuthet, er lebe, lebe mit ihr unter dem ſchönen italiſchen Himmel, und werde von den frommen Brüdern zu Aſſiſi geſchätzt und bewundert.

Doch wie keine irdiſche Wonne vollkommen iſt, alſo ward auch Coſtanza's Freude über des Gatten Wohlergehen bald getrübt durch den Gedanken an die Zukunft; denn noch immer zürnte der gewaltige Cornaro, und ſo lange er nicht den feindlichen Sinn geändert, war an keine Wiedervereinigung mit Tartini zu denken. Der Fremde bemerkte die Wolke des Trübſinns, die, nach den erſten Ausbrüchen der Freude, Coſtanza's Antlitz verdüſterte, und fragte theilnehmend nach der Urſache dieſer Veränderung.

»Edelmüthiger Signor,« erwiderte ſie ſeufzend, »ſo ſehr mich die Nachricht von meines Giuſeppe Wohlergehen entzückt hat, ſo ſehr ſchlägt mich der Gedanke an den fortdauernden Groll meines Verwandten, Cornaro, darnieder. Was ſoll ich nun beginnen? ſoll ich mich zu Cornaro's Füßen werfen, und ihn um Gnade für meinen Gemahl an-

flehen, oder ſoll ich nach Aſſiſi eilen, und vereint mit Giuſeppe in fremden Landen Zuflucht ſuchen?"

»Wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt," entgegnete der Fremde, »ſo geht zu Sr. Eminenz, und verſucht Euer Möglichſtes; doch hütet Euch, Eures Gatten Aufenthalt zu verrathen, bevor Ihr die Verzeihung des Prälaten erhalten; ſo wie auch ich keine Seele es offenbaren werde, wie und wo ich Tartini geſehen."

Der theilnehmende Fremde entfernte ſich, Coſtanza warf ihren Schleier über und eilte unverzüglich zu Cornaro. Aber ihr Flehen, ihre Thränen waren fruchtlos; der ſtolze Biſchof war unerbittlich, und der Verzweiflung nahe kehrte Coſtanza zurück in ihre einſame Wohnung. Doch was die Bitten des liebenden Weibes nicht vermocht, bewirkte nicht lange darauf der Zufall und das bezaubernde Spiel ihres Gatten.

Cornaro machte in Angelegenheiten der Kirche eine Reiſe nach Rom zum heiligen Vater, und beſuchte bei ſeiner Rückkehr das Oberhaupt des Kloſters von Aſſiſi, mit welchem er in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand. Die frommen Väter von Aſſiſi nahmen den Biſchof mit allen ſeinem hohen Range gebührenden Ehrenbezeigungen auf, und boten Alles auf, um dem Gaſte ſeinen Aufenthalt im Kloſter ſo angenehm als möglich zu machen.

Während Alles ſich in die Nähe des Biſchofs drängte und ſich ihm gefällig zu machen ſuchte, wich ein Bewohner des Kloſters, unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit, nicht von ſeiner Zelle. Es war Giuſeppe, den die Anweſenheit ſeines mächtigen Verfolgers in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Indeß leuchtete ihm doch ein Strahl der Hoffnung, daß er durch ſeine Kunſt einen günſtigen Eindruck bei dem gefürchteten Manne bewirken könnte. Am nächſten Sonntage las der Biſchof die Meſſe in der Kirche des Kloſters, und kaum vermochten die geräumigen Hallen die Menge der verſammelten Gläubigen zu faſſen.

Als es zum Benediktus gekommen, ertönte dasselbe Solo, das am verflossenen Osterfeste Alles zu Staunen und Entzücken hingerissen. Doch hatte schon damals der Künstler mit vollendeter Meisterschaft gespielt, so suchte er sich nun selbst zu überbieten, da es darauf ankam, seinen Verfolger zu rühren. Auch verfehlte das unübertreffliche Spiel den beabsichtigten Eindruck nicht. Die ganze Versammlung war entzückt, und selbst der greise, kalte Prälat fühlte sich durch die himmlischen Töne auf ungewöhnliche Weise erschüttert.

»Ich hätte nicht geahnt,« hob der Bischof bei der glänzenden Mittagstafel an, »daß das Kloster von Assisi einen Meister der Geige in seinen Mauern herberge, wie ich ihn weder in Padua, noch in der Hauptstadt der Christenheit, dem gesangreichen Rom, je gehört habe. Wie nennt sich der vortreffliche Künstler, um dessen Besitz, wenn ich aufrichtig sein will, ich das Kloster fast beneiden könnte?« —

»Es ist ein Verwandter unsers Bruders Ambrosio,« erwiderte der Abt, »und nennt sich Giuseppe Verdoni, ein vielgereister junger Mann, der vor ungefähr drei Jahren von einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande zurückgekommen ist.«

Mit wohlwollendem Blicke zu Ambrosio sich wendend, fuhr der Bischof fort, »ich wünsche Euch Glück, guter Bruder, zu einem solchen Verwandten, und wenn Ihr mir einen Gefallen erweisen wollt, so sagt dem trefflichen Künstler, daß mir sein Spiel so wohl gefallen habe, daß ich ihn nach aufgehobener Tafel noch einmal zu hören wünschte.«

Ambrosio dankte, und erhob sich, um den Auftrag des Bischofs auszurichten. Nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück und begann mit sichtbarer Verlegenheit: »Mein Verwandter findet sich unendlich geschmeichelt, daß sein geringes Talent die Aufmerksamkeit Eurer Eminenz in Anspruch genommen, und doch — verzeiht, Künstler haben ihre Grillen —, doch wagt er es, eine Bitte an Euch zu richten, von deren

Gewährung er versichert zu sein wünscht, bevor er sein Instrument zur Hand nimmt."

»Euer Verwandter ist in der That etwas launenhaft," erwiderte der Bischof, »und worin bestände denn die Bitte, deren Gewährung er so eifrig zu wünschen scheint?"

»Verzeihung! Giuseppe wagt es, um Eure Gnade und Euren väterlichen Segen zu bitten."

»Nun, wenn es nichts Anderes ist, die sollen ihm bei meinem Ring und Stabe zu Theil werden, sobald er gespielt hat."

Kaum war die Tafel aufgehoben, als aus einem Seitengemache des Speisesaales die wundervolle Geige, von einem Flügel begleitet, ertönte. So oft auch die Bewohner des Klosters Giuseppe's Kunst bewundert hatten, so gestanden sie doch mit Einem Munde, daß er noch nie mit solchem Gefühl und solcher Begeisterung gespielt habe. Das Tonstück war zu Ende, und noch saßen die Hörer regungslos in stummer Bewunderung da, als Ambrosio vor den Bischof trat, und schüchtern fragte, ob Giuseppe erscheinen und Se. Eminenz um den versprochenen Segen bitten dürfe?

»Laßt ihn kommen, mein bester Segen soll ihm zu Theil werden!" sprach der entzückte Greis, und in demselben Augenblicke sah er Tartini zu seinen Füßen liegen, und mit Thränen in dem großen begeisterten Künstlerauge um Gnade und Segen flehen.

»Wie," rief der Bischof erstaunt, »soll das Giuseppe Vordoni sein, das ist ja Tartini?" —

»Ja, mein Neffe, Tartini ist's," erwiderte bittend Ambrosio, »verweigert ihm nicht Eure Verzeihung und Euren Segen."

»Nun, beim Himmel, du hast mich schwer gekränkt, junger Mann, aber deine Kunst hat Alles ausgeglichen. So empfange denn im Angesichte dieser ehrwürdigen Versammlung meine Verzeihung und meinen väterlichen Segen."

Tartini und Ambrosio überschütteten die segnende Hand des Bischofs mit Küssen und Thränen, und durch die ganze Versammlung wurden Worte des Dankes und der Rührung laut.

Am folgenden Tage reiste der Bischof mit Tartini nach Padua ab. Mit tiefer Wehmuth verließ der Letztere das Kloster, in dessen Mauern er ganz der Kunst gelebt, und zu solcher Vollendung sie gefördert hatte.

Doch wessen Feder beschreibt sein und seiner Costanza Entzücken, als in Padua der Bischof die Hände der so innig liebenden und so lang getrennten Gatten in einander legte, und durch seinen Segen den früher geschlossenen Bund befestigte. Tartini weihte von nun an sein ganzes Leben der himmlischen Kunst, die ihm den Besitz des geliebten Weibes errungen, und ward bald von seinen Zeitgenossen als der größte Meister seines Instrumentes bewundert.

Gedichte

von

Joh. Gabr. Seidl.

Ständchen.

Zu des Mondes ſanftem Schimmer
Schickt ſich wohl ein ſanftes Lied,
Das mit ſeinem Lichtgeflimmer
Still in off'ne Herzen zieht!
Wenn die Strahlen freundlich fallen
Auf des Liebchens Fenſterlein,
Schleicht wohl auch des Liedes Schallen
Unbemerkt ſich mit hinein!

Licht und Klang ſoll ſich vereinen
In der Liebe leiſem Flieh'n,
Jenes hold ihr Haupt umſcheinen,
Dieſer mild ihr Ohr umweh'n.
Wenn ſie wacht, — ſo zaub're leiſe
Licht und Klang ihr Auge zu,
Und verweb' auf Wunderweiſe
Still mein Bild in ihre Ruh'.

Wenn ſie ſchläft, — ſo rufe leiſe
Licht und Klang ſie wieder wach,
Lock' auf wunderbare Weiſe
Ihr Gefühl ſich ſchmeichelnd nach;
Laſſe ſie ergriffen lauſchen,
Laſſe ſie den Vorhang zieh'n,
Zweifelnd, ob die Strahlen rauſchen,
Ob die Töne ſtrahlend glüh'n.

Locke ſie zum Fenſter wieder,
Unter dem ihr Sänger ſteht,
Bis von treuem Mund hernieder
Ihm ein Gruß der Liebe weht.
Noch ein Griff dann in die Saiten,
Noch ein Klang mit voller Macht,
Noch ein ſtiller Wink vom Weiten,
Und dann gute, gute Nacht!

Bitte an den Strom.

Wohin, wohin, mit deinen Fluten,
Du ſtiller Strom aus fernem Land?
Haſt du kein Glück mir mitzubringen,
Kein Freundeswort, kein Liebespfand?

Schlägt in den ſchönen Auen allen,
Die du beſpülſt, für mich kein Herz?
In allen Städten, die du ſpiegelſt,
Kein Puls, der mitfühlt meinen Schmerz?

Ich ſteh' umſonſt an deinem Ufer,
Ich blick' umſonſt hinein in dich,
So viele tauſend klare Wellen,
Und nicht ein Tropfen Luſt für mich!

So weit du ziehſt, ſo weit du wanderſt,
So viel du ſahſt an Lieb' und Glück,
Du rauſcheſt kalt an mir vorüber,
Und läſſeſt nichts, ach! nichts zurück!

O ſo beglücke mich denn anders,
Und weil du nichts für mich gebracht,
So nimm' von hinnen, was mich quälet,
Spül' es hinweg mit Wogenmacht!

Laß' meine Schmerzen mich verſenken
In deiner Waſſer tiefes Grab,
Und trage ſie mit raſcher Eile
Zum fernſten Meere mit hinab.

Cantilena fumigatoria.

Inter perula, quae stipas,
Adfer, puer, quoque pipas,
  Flammae quodque suppetat!
Mens, quae pressa jacet humi
Subito per nubes fumi,
  Tamquam Phoenix evolat!

Ergo laeti fumigemus,
Flammis atque fumo demus,
  Quidquid urget animos;
Imbres multi, pauci soles,
In diebus moestis dolos
  Praetermissos lucidos!

Neve propter fumigandum
Filum puta resecandum
  Potus et colloquii!
Nam cum fumo passu pari
Bibi solet et jocari,
  Imo plus, quam alibi.

Utinam, quicumque truci
Terret fronte nos, obduci
  Tali possit nubilo!
Orbibus, quos crispat fumus,
Quasi circumsepti simus,
  Mundo freti proprio!

Absit atra quisquis bile
Gaudium hoc credat vile;
  Non est, — imo serium!
Pipa, sic adhaerens ori,
Monet, ceu »Memento mori:
  »Nihil, nisi fumus sum!«

Rauchlied.

Statt nur Becher hier zu häufen,
Burſche, bring' uns lieber Pfeifen,
Feuer bring', was g'nügt, ſodann!
Auf des Rauches Wolkenwagen
Fährt die Seel' aus Dumpf und Zagen,
Wie ein Phönix, himmelan!

Laßt uns alſo freudig rauchen,
Und in Dampf und Glut verhauchen,
Was uns neckt und was uns nagt;
Oft iſt Regen, ſelten Sonne,
Und zum Vorwurf wird die Wonne,
Die wir thöricht uns verſagt!

Glaubt auch nicht, des Rauches wegen
Sei man um den Trunk verlegen
Und um's Wort; — es iſt nicht ſo!
Gleichen Schritt's geht mit dem Rauche
Trunk und Wort nach altem Brauche,
Friſcher nur, als anderswo.

Könnte man doch jeden ſtillen,
Trotzigen Philiſter hüllen
In ein ſolches Wolkenzelt!
Von des Rauches Kreis umrungen,
Bilden wir, zur Luft verſchlungen,
Unſ're eig'ne frohe Welt!

Fern' ſei, wer mit dürrem Herzen
Eitel nennet unſer Scherzen,
Es iſt ernſt, bedeutſam auch;
Denn die Pfeif', am Munde klebend,
Mahnt, den Baß zur Liebe gebend:
»Menſch, was biſt du? — Nichts, als Rauch!«

Der Ritter von der Rebe

(Feſtlied.)

Wir halten heute Ritterſchlag
  Vor edler Freundesrunde;
D'rum gibt von ſolchem frohen Tag
  Ein frohes Lied die Kunde.
Es iſt ein junger Sprudelgeiſt,
Der ſich durch Feuer werth erweiſ't,
  Daß man den Schlag ihm gebe:
  Als Ritter von der Rebe!

Er iſt von edlem, hohem Blut,
  Von echtem, reinem Adel,
Gewärmt von Gottes Sonnenglut,
  Und rein von Arg' und Tadel.
Beſcheiden ſah er lange zu,
Doch jetzt, verdroſſen träger Ruh',
  Empfand er, daß er lebe,
  Als Ritter von der Rebe.

D'rum ſtreift das Knappenkleid ihm los,
  Beſtimmt ihm ſeine Proben,
Und ſei'n ſie noch ſo ſchwer und groß,
  Er wird durch Muth ſich loben!
Wird willig dulden Drang und Druck,
Damit er bald im gold'nen Schmuck
  Sich rein und blank erhebe,
  Als Ritter von der Rebe!

Dann fängt ſein Lanzenbrechen an,
  Sein Fechten und Turnieren,
Dann mag er zeigen, was er kann,
  Und manchen Streich vollführen;

Dann ſei kein Leid, kein Schmerz, kein Gram,
So ſtark, daß er nicht lobeſam
Ihn zu bekämpfen ſtrebe,
Als Ritter von der Rebe!

Dann wird er manchem weiſen Kopf
Das Hirn gar weidlich ſäubern,
Und manchen wilden Draufekopf
Weich machen trotz den Weibern;
Und Manchem, dem er ſchwächlich däucht,
Beweiſen, daß er nicht ſo leicht
Sein altes Recht vergebe,
Als Ritter von der Rebe.

Die Jahre werden ihm ſo recht
Zur wahren Adelsprobe,
Wenn ihn der Enkel ſpät' Geſchlecht
Noch ehrt mit größer'm Lobe!
Ja, ſeht es an, dies junge Blut,
Es iſt beſtimmt, daß es voll Glut
Uns Alle überlebe,
Als Ritter von der Rebe!

Wenn wir ſchon längſt im Grabe ruhn,
Woran wir jetzt kaum denken,
Wird er, als Greis, noch jünger thun,
Als wir bei allen Schwänken.
Er ſtirbt gar nicht; nein — er verjüngt,
Von jüngern Brüdern weggeſpült!
Gebt ihm den Schlag! Es lebe
Der Ritter von der Rebe!

Jägers Qual.

(Mit Hornbegleitung.)

Auf, klinge, mein Horn, durch den Wald!
Du weißt ſchon, wer auf dich lauſcht,
Und wer, wenn du tönſt, gar bald
Durch's Dickicht entgegen rauſcht!
Es iſt kein Hirſchlein, es iſt kein Reh', —
Es iſt wohl mein Liebchen! —
O weh'!
Was mag's nur ſein?
Wie rieſſt du umſonſt in den Wald hinein!

Auf, klinge, mein Horn! — Hat vielleicht
Der Wind vertragen den Klang?
Und hat ſie der Ton nicht erreicht,
Auf den ſie ſchon harrt ſo bang?
Vorbei, du Hirſchlein, vorbei, du Reh!
Ich wart' auf mein Liebchen! —
O weh'!
Was mag's nur ſein?
Wie rieſſt du umſonſt in den Wald hinein!

Auf, klinge, mein Horn, nur recht hell,
Ihr Klüfte, tönt es zurück!
Wie rauſcht mir ſo bebend der Quell!
Was ſchwimmt mir ſo trüb vor'm Blick?
Es ſchallt vom Felſen, es brauſ't vom See,
Doch fern iſt mein Liebchen! —
O weh'!
Was mag's nur ſein?
Wie rieſſt du umſonſt in den Wald hinein!

Auf, klinge, mein Horn! — Wenn ſie lacht,
Und dich nicht hören mehr will,
Wenn Glauben und Treu' mich betrog,
Dann, Horn, ſei für immer ſtill!
Du tiefſt im Walde, da liegt ein See, —
Dann, treuloſes Liebchen —
Ade!
Was mag's nur ſein?
Wie riefſt du umſonſt in den Wald hinein!

Auf, klinge, mein Horn, durch den Wald!
Horch, horch, — was tönet zurück?
Es iſt ihre Stimme, die ſchallt!
Nicht täuſchet mich Herz und Blick!
Es iſt kein Hirſchlein, es iſt kein Reh,
Es iſt ja mein Liebchen!
Juhe!
Mein Horn, ſtimm' ein!
Wie riefſt du umſonſt in den Wald hinein!

Vöglein, mein Bote!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Flieg' zu der Liebſten hin,
Und ſetz' dich nieder;
Sieh, was ſie thut,
Ob ſie dem Fernen gut,
Ob ſie an mich gedacht, —
Vöglein, gib Acht!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Trag' zu der Liebſten Ohr
All' meine Lieder!

Sag': „Er iſt dein,
„Kann ohne dich nicht ſein,
„Lebt nur allein für dich!"
Vöglein, ſo ſprich!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Nimm ihren Liebesgruß
Auf dein Gefieder!
Wenn ſie dich fragt,
Und dir viel Schönes ſagt,
Bring' mir's in raſchem Flug, —
Vöglein, ſei klug!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Bring' mir ein Röschen nur
Von ihrem Mieder!
Iſt es auch klein,
Soll's mir willkommen ſein:
Was mir die Theu're zollt,
Vöglein, — iſt Gold!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Raſte vom Flug' ſodann,
Und ſetz' dich nieder,
Raſte bei mir,
Lab' dich am Futter hier,
Lab' dich am kühlen Trank,
Vöglein — ſchön' Dank!

Der Sänger und die Hirtin.

Der Sänger.

Du pflückeſt ſo ſchöne Blumen,
Du windeſt Kränze, mein Kind,
O ſage, für wen die Blumen,
Für wen die Kränze ſind?

Die Hirtin.

Ich pflücke ſie mir zur Freude,
Hab' keinen Zweck dabei,
Und wüßt' ich, wen ſie erfreuten,
Ich gäbe ſie ihm ohne Scheu.

Der Sänger.

So ſing' auch ich meine Lieder,
Wie's eben um's Herz mir iſt;
Iſt Niemand, den es erfreuet,
Iſt Niemand, den es verdrießt.

Die Hirtin.

Wohl ſchöner noch klängen die Lieder,
Verwandtem Herzen vermeint.

Der Sänger.

Wohl ſchöner noch ließen die Blumen,
Gewunden für einen Freund!

Die Hirtin.

Wem ſoll ich die Kränze winden?

Der Sänger.

O winde ſie, Kind, für — mich!

Die Hirtin.

Und wenn ich die Blumen dir pflücke —

Der Sänger.

So klingt meine Zither für — dich!

Beide:

Wohlan! ſo umſchlinge die Herzen
Ein Band denn zu Freud' und Leid;
Es ward aus Blumen gewunden,
Es ward durch Lieder geweiht!

See und Land.

Von

Ernſt Freih. v. Feuchtersleben.

Wenn, o See! die Lüfte ſchmeichelnd
Dir den glatten Buſen küſſen,
Und die Wellen, Frieden heuchelnd,
Fröhlich baumeln, ruhig fließen, —
O wer traute da nicht gern
Dieſem, eurem Stern!

Von der blauen Flut getragen,
Gleitet ſchnell die Barke hin;
Schiffers Luſt iſt kühnes Wagen,
Und die Hoffnung ſein Gewinn:
Feſtland, grüne, blühe zu!
Wenne gibſt nur — Woge du!

Was brauſet aus der Ferne?
Was birgt das Licht am Thurm?
Verliſcht ſind unſ're Sterne —
Weh' uns! das iſt der Sturm.

Beflügelt, gute Götter,
Des Schiffes ſcheuen Lauf, —
Nimm Land, beim Zorn der Wetter,
Den Ruhrerleſen auf!

Dank dem Gott, der mich gerettet,
Der auf's Lager, friſch beblümt,
Den Verzweifelnden gebettet,
Wo ſich ſanft das Bächlein krümmt;

Wo zum freundlichen Willkommen
Aus dem ſchattenreichen Wald,
Der mich ſchützend aufgenommen,
Mir der Vöglein Gruß erſchallt.

Und es däucht in Haines Mitte
Schäfers Loos mich nicht mehr gut:
Ach, der Kahn iſt ſeine Hütte,
Und ſein Acker iſt die Flut.

Bei dem Säuſeln der Platanen
Träum' ich nun in ſtiller Luft, —
Und ein wunderbares Ahnen
Füllt mit Ruhe meine Bruſt.

Wer am Morgen dich verachtet,
Heil'ges Feſtland, — ihm vergib!
Wenn es dämmert, wenn es nachtet,
Hat der Menſch die Erde lieb.

Das Lied.

Von

Karlopago.

Haucht auf allen unſren Wegen,
Im Gedräng', auf öder Flur,
Haucht uns Alles Tod entgegen,
Wie der Menſch ſo die Natur:

Nun wohlan! ſo ſoll entquellen
Unſrer tiefſten Bruſt das Lied,
Daß es mag mit Licht erhellen
Weit das nächtliche Gebiet.

Daß dem Hauch der Todesdüfte
Antwort ſei des Liedes Luft,
Und dem Moder dunkler Grüfte
Süßer, reiner Zauberduft.

Und die Fluren, die noch eben
Finſter brohten, leuchten grün;
Hymnen an das friſche Leben
Sieht man rings in Roſen glüh'n.

Und der Menſch, der hingewandelt
Bleich, als lebt' er nur zum Spott
Seiner ſelbſt, er iſt verwandelt,
Steht unſterblich da, ein Gott.

Wie einſt bei der Tuba Tönen
Wild die Mauern Jericho's
Brechend mußten niederdröhnen
Mit gewaltigem Getös:

So, wenn laut die Harfen hallen,
Muß, was ſchreckend uns bedroht,
Morſch und welk zuſammenfallen,
Wie die Gräber, ſo der Tod!

Die Zaubergeige.

Eine muſikaliſche Paraphraſe

von

Auguſt Schmidt.

1.

Das Ständchen.

Längſt war ſchon die Sonne hinabgeſunken und nur die einzelnen lichten Wölkchen, die hoch im dunklen Blau des Himmels ſchwebten, glänzten von ihren letzten Strahlen verklärt. Sie verſchwammen nach und nach in das tiefe Dunkel des Abends, gleich Erinnerungen an entſchwundene glückliche Tage, die in der Seele als lichte Punkte fortſchimmern, wenn auch längſt die Sonne unſeres Glückes verſchwunden, und erſt ſpät untergehen in der Nacht des Kummers. Gleichſam als habe die ſcheidende Sonne ſo der Freude als der Luſt ein Ende gemacht, lag tiefe Stille über die Gegend hingebreitet; das fröhliche Treiben auf den Plätzen war verſtummt, nur wenn der Wind die Gaſſen durchfegte, ſchrillerten die eiſernen Schilder, und der Hammer auf dem Glockenthurme verkündete träg in eintönigen Schlägen die enteilenden Stunden. Die Lichter, welche hie und da durch die Fenſter geblinkt, verlöſchten nach und nach; nur im erſten Stockwerke eines kleinen Hauſes flimmerte noch ein Lichtlein durch die Fenſtervorhänge, der einzige lichte Punkt im nächtlichen Dunkel. Mag wohl ein Kranker dort auf ſeinem Schmerzenlager ſich

wimmernd wälzen, der mit thränenfeuchtem Blicke nach dem Zeiger der Uhr hinstarrt, die zögernde Zeit verwünschend, die bei ihm allein zu rasten scheint. Oder ist's vielleicht ein Gelehrter, dem der Schein der düsteren Lampe durch die Nacht verworrener Hypothesen leuchtet, welcher Freund Morpheus, der mahnend an seiner Seite steht und ihm freundlich zur süßen Ruhe winket, mit zürnenden Blicken von sich weiset? —

Horch! — da ertönt plötzlich ein vollstimmiger Akkord einer Geige von der Straße herauf und hallt weithin durch die Nacht, als wolle er sie erwecken die Schläfer alle, damit sie aufhorchten den Tönen, die aus dem Instrumente heraussteigen, wie ehrfurchtgebietende riesige Fantome, und die Seelen der Zuhörer erschüttern durch die Zauberkraft harmonischer Gewalten. Doch nein — noch waren die Töne des Akkordes nicht ganz verklungen, so begann ein schmelzendes Adagio. Konnte man die früheren Klänge mit dem stahlbedeckten Recken des Mittelalters vergleichen, die mit unwiderstehlicher Gewalt, gleich dem stürzenden Bergstrome, die Gegner unterwarfen und in Fesseln schlugen: so waren die jetzigen zu sanften Engelsbildern umgeschaffen, die mit unschuldig frommen Blicken aufseufzen zum Himmel, und in wehmüthig frohen Weisen die Seele mit namenlosem Entzücken erfüllen. Jetzt weinten sie im piano, und des Herzens tiefster Schmerz, sein geheimstes Bangen, seine namenlosen Leiden wurden kund in der Sprache des Gefühles; doch bald lachte wieder im risoluto durch Thränen die Sonne der Freude. Nun stiegen sie wieder im schwellenden crescendo vom pianissimo des stillen Wehes heimlicher Sehnsucht zum fortissimo des Glutverlangens brünstiger Liebe, bis sie dann wieder im decrescendo zum mezzo forte frommer Zuversicht zurückkehrten und endlich mit der fermate des Treuschwures ewiger Liebe in der Stille der Nacht verschwammen.

Noch war das Musikstück lange nicht beendet, als sich eine Gestalt dem beleuchteten Fenster näherte, und an den Vorhängen zu lauschen schien. Dies hatte der Virtuose auf der Gasse nicht sobald bemerkt, als sein Spiel ausdrucksvoller, seine Fantasie feuriger, sein Vortrag schmelzender und inniger wurde. Ein beifälliges Kopfnicken der Gestalt am Fenster belohnte nach dem Schlusse des Adagio sein Spiel. Da ergriff er neubefeuert sein Instrument und jauchzte die Freude seines Herzens in einem glühenden Rondino aus. Laut jubelnd, gleich freigelass'nen Sklaven durchwogten die Töne die Lüfte; bald kosten sie im süßen Getändel mit einander, bald schwangen sie sich wie neckende Falter empor zum luftigen Reigen, bis sie sich zuletzt in einen dreistimmigen Jubelgesang mit einfacher Melodie voll glühender Empfindung vereinigten. Da flogen die Vorhänge am Fenster zurück und ein üppig gelockter Mädchenkopf ward sichtbar; eine kleine weiße Hand öffnete das Fenster, aus dem eine halbentknospte Zentifolie zu den Füßen des nächtlichen Künstlers niederfiel.

Die Töne waren verstummt, die ungestörte Ruhe von früher herrschte auf den Straßen, das Licht am Fenster war verloschen und der Hammer auf dem Glockenthurme hatte sich eben zum zwölften Schlage erhoben, als der Wind mit erneuerter Wuth durch die Straßen brauste, daß knarrend die Aushängschilder im Winde tanzten und das Fähnlein am Thurme schrillernd akkompagnirte. Durch diese Mißtöne aufgeschreckt, raffte sich die Gestalt eines jungen Mannes empor, der in Träumen versunken an einer Ecke lehnte, und, nachdem er eine Violine, die vor ihm am Boden lag, aufgehoben, den Hut sich tief in's Gesicht gedrückt hatte, preßte er endlich, bestürmt von verschiedenen Gefühlen, welche kämpfend sein Inneres durchwogten, eine Rose an die brennenden Lippen und verschwand im Dunkel der Nacht. —

2.

Das Konzert.

Der Konzertſaal war beleuchtet und bereits mit Zuhörern angefüllt. Ein neu angekommener Künſtler gab heute ſein Antrittskonzert. Ein großer Ruf ging ihm voran; auswärtige Zeitungen hatten ihn als das non plus ultra der Kunſt angerühmt, und ſelbſt in der Stadt war bereits ſein Name theils durch die Anempfehlungen mächtiger Mäzene, theils durch die pomphaften Ankündigungen marktſchreieriſcher Zeitungsſchreiber, mehr noch durch hundert von Spekulanten und Neuigkeitskrämern, welche bei dem Erſcheinen eines Künſtlers ſich reichen Gewinn oder Stoff zu pikanten Neuigkeiten, Bonmots und wunderlichen Künſtlerbizarrerien verſprachen, zum Stadtgeſpräch geworden, ſo, daß Künſtler und Laien herbeiſtrömten, um den Wundermann zu hören.

Die Kunſtverſtändigen, oder vielmehr Jene, welche ſich das Anſehen gaben, als ſei ihnen in Euterpens Tempel vom Piedeſtal bis zur Kuppel kein Schnörkelchen unbekannt, ſtanden gedrängt in dichten Reihen am Orcheſter und ſtudierten im vorhinein die Mienen, hinter welchen ſie entweder ihren Enthuſiasmus verbergen, oder mit welchen ſie als Tonangeber das Signal zum allgemeinen Beifallsſturme zu geben geſonnen waren. Die Muſiker, welchen in dieſen Räumen früher ſo mancher Beifall zu Theil geworden, verbargen ſich mit bangem Herzen in dem weniger beleuchteten Hintergrunde des Saales, und warteten unter Zittern, ob ihnen der Fremde die mühſam errungenen Palmen ſiegreich aus den ſchwachen Händen ringen würde. Die nicht kleine Zahl der Rezenſenten ſtand mit ſuperklugen Mienen unter der Menge vertheilt, ſie ſchauten mit herausfordernden Blicken im Kreiſe herum in dem ſtolzen Bewußtſein, daß der Geſchmack des Publikums zu ihren Füßen liege, ſie ſelbſt aber mit Wage und Schwert in dem Tempel

der Kunſt zu Gericht ſäßen. Die gedungenen Lobhudler aber kauten verlegen an den Nägeln und mühten ſich vergebens ab, neue Leuchtkugeln von Lobesphraſen und knallenden Vergleichungsraketen zu erfinden, mit welchen ſie ihren Schützling zur Unſterblichkeit zu verhelfen gedachten; denn ſie hatten bereits all' ihren Vorrath bei früheren Gelegenheiten erſchöpft. Ein dumpfes Geflüſter erfüllte den Saal, und gleichwie vor dem Sturme die Luft ſchwer und dick auf dem Meere liegt, ſo erhielt die Erwartung die Gemüther der Verſammlung in dem Gefühle einer drückenden Spannung.

Jetzt begann die Eingangs-Ouverture. Ernſt und kräftig, gleich alten ſchlachterprobten Kämpfern durchſchritten die gewaltigen Tonmaſſen den weiten Raum; allein heute forderten ſie vergebens die geſpannte Menge zum wohlverdienten Beifall auf, vergebens ſuchten ſie durch die ſonſt jubelnd begrüßten Enſembles ihre ſo oft bewährte Kraft auf die Gemüther neuerdings zu erproben, vergebens mahnten ſie in kräftigen Schlußakkorden die Zuhörer an die vielen Siege, — die Herzen ſchlugen dem fremden Meiſter erwartungsvoll entgegen und die alte Garde ward überſehen. Grollend zogen ſie daher kaum beachtet von hinnen; denn der Künſtler erſchien und ein tobender Willkommnungsgruß der undankbaren Menge empfing den Fremdling.

Das Vorſpiel hatte geendet und nun begann mit einem kühnen Laufe in Doppelgriffen, der von der Tiefe der G-Saite bis zur ſchwindelnden Höhe des Sattels auf der E-Saite ſich hinaufwand, das eigentliche Solo des Konzertiſten. Die Töne marſchirten wie niedliche Drahtpuppen auf dem Griffbrete auf und nieder, und hüpften und tanzten nach dem Takte in allen Tonarten: jetzt ſprangen einzelne über alle vier Saiten hinweg, und gleich einer geſcheuchten Herde Schafe ſprangen die andern nach. Nun kletterten ſie auf der Tonleiter hinauf, und purzelten von der letzten Stufe

kopfüber in die Tiefe in hundert poſſirlichen Sprüngen. Bald weinten und lachten ſie unter einander wie die Kinder, bald tobten ſie wieder wie der Sturmwind einher, und heulten in den fürchterlichſten Diſſonanzen. Endlich ſchien es, als wollten ſie, ſich ordnend, den getragenen Geſang eines Andante beginnen, und wirklich prunkten ſie einige Takte hindurch mit dem erborgten Schimmer des Gefühles, doch bald vergaßen ſie ihre Rollen und humpelten wieder vier Mann hoch fort, und affektirten, unter und über einander kollernd, den vierſtimmigen Satz. Jetzt ſchien ſich der Karakter des Tonſtückes zu ändern, denn im myſtiſchen Flageolet tauchten die Töne wie geſpenſterhafte Gnomen und Erdgeiſter vor den erſtaunten Zuhörern auf, und ſchwebten hohl und gedehnt über die Saiten; allein bald fiel ihnen die Geiſtermaske von den linkiſchen Geſichtern, und ſtatt zu ſchrecken, konnten ſie dem Kunſtkenner nur ein mitleidiges Lächeln entlocken. Wetterſturm und Donnerſchläge, Windesheulen und Waſſerſturz, ja alle Aggregate menſchlicher Leidenſchaften ſuchte der Konzertiſt auf ſeinem Inſtrumente zu verwirklichen. Allein es war nur albernes Poſſenſpiel, ein Maskenball bunt durch einander gewürfelter Karaktere, auf dem die Königin der Nacht mit dem Hanswurſte ein pas-de-deux tanzte, und Apollo mit einem Zigeuner im die Wette muſizirte. Wüſt und unbeſorgt lag das Feld des Kunſtgemüthes, die Fantaſie war eine herz- und geiſtloſe Poſſenreißerin geworden; denn das nächtliche Dunkel hatte noch kein Sonnenblick des Kunſtgenius erhellt. Lautlos ſtand die Menge und horchte geſpannt, vergebens ſehnte ſie ſich nach mildem Licht und Einklang in dieſem Wirrſal der Töne, immer bunter ward das Treiben; der Mann auf der Tribune hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, mit den heiligſten Empfindungen für Kunſt und Gefühl zu ſcherzen, immer neue Täuſchungen mußten die Zuhörer belehren, daß ſie hier vergebens der Entfaltung künſtleriſchen Genie's ent-

gegenſähen. Endlich hatte er geendet; eine lautloſe Stille herrſchte in dem Saale, das Publikum, wie aus einem Traume erwacht, konnte nicht zu einem allgemeinen Entſchluſſe kommen. Da applaudirten die ſogenannten Kunſtrichter, wohl einſehend, daß eine Unentſchloſſenheit ſie um ihr Anſehen brächte, und nach applaudirten die Gedungenen, bis zuletzt die Künſtler, um ſich von dem Verdachte niedrigen Kaſtenneides befreit zu wiſſen, mit zitternden Händen und bleichen Lippen in den Beifall einſtimmten. Die Rezenſenten winkten mit kluger Miene, welche, wie der Ausſpruch des delfiſchen Orakels für pro und contra gelten konnte, einander geheimnißvoll zu, die gläubige Menge aber — die tobte und raste, daß der Konzertſaal in ſeinen Grundfeſten erbebte.

Da drängte ſich ein Jüngling durch die dichten Maſſen der Zuhörer und ſtürzte durch die halbgeöffnete Pforte des Konzertſaales. Im Freien angelangt, rannte er wie beſinnungslos in die Nacht hinein; der kalte Wind wühlte in ſeinen Locken und ſuchte vergebens die heiße Stirne zu kühlen, ſeine Hände waren krampfhaft ineinander gefaltet, und ſein ſtieres Auge blickte wild zum Himmel auf.

»Dies alſo iſt die Kunſt,« rief er in dem Tone des tiefſten Schmerzens und hielt plötzlich im Laufe inne, »die heilige, gottentſtammte Kunſt, die mit unendlicher Liebe das Menſchenherz umſchließt, die eine Perle aus der Tiefe der Seele auftaucht und mit mildem Schein das freudenleere Leben erhellt, die das Herz zu kühnen Thaten entflammt und im Sturme der Schickſale uns ermuthiget und befeuert im Kampfe gegen das Gemeine? — Nimmermehr. — Und doch werden dieſer Afterkunſt Altäre gebaut und gläubig opfert das Volk dem Götzen und ſtreuet Weihrauch ſeinem Standbilde. Lorbeerkränze flicht man ſeinen Prieſtern, und Ruhm und Ehre gibt ihnen die Welt, während der wahre Künſtler oft vergebens nach Anerkennung

ıget, und in Schmach und Entbehrung unerkannt
tergeht.

»O Muſik! du Inbegriff der Liebe, die du das Herz
t namenloſem Entzücken durchbebſt, und treu in Leid und
eud bei dem Sterblichen ausharreſt, die Vergangenheit
vorzauberſt aus ewiger Nacht, den Blick in die graue
kunft verklärſt und mit den anmuthigen Bildern einer
ig heiteren Fantaſie den Schleier durchwebſt, der ſie
diſch dem kurzſichtigen Blicke verhüllt; die du die
ühſal des Lebens in ein Meer von Wonne verſenkſt, und
Seele frei und entbürdet der Laſt der Kümmerniſſe und
orgen emporhebſt in die lichten Sphären göttlicher Me-
ien! der kurzſichtige Menſch ſucht dich, die freie Him-
elstochter, vergebens in die Feſſeln erklügelter Siſteme
ſchmieden und in die Formen engbegrenzter Regeln zu
ängen! — Er will dich auf dem geſpannten Seile ſeiner
itelkeit zum Gaukler erniedrigen und dich ſchale Kunſt-
icke lehren, die ſein verdorbener Geſchmack erſennen. —
ſt nicht in des Herzens Tiefe dein ewiger Thron, aus
r die ſanften Klänge frei und entbunden hervorquillen im
verſiegbaren Strome tief ergreifender Harmonien? —

»Mag auch die Welt mit deinem Namen die unwür-
ge Pſeudokunſt beehren, die mit Ameiſenſorgen einen Berg
n Schwierigkeiten aufhäufet und ſich in dem ſelbſtgeſchaffe-
n Mühen begräbt, unbekümmert um den allbelebenden Fun-
n des Genies, der beſeligend ſich und eine Welt beglückt:
ſie nicht das Prototyp des heiligſten Gefühles, das
e Bruſt erfüllt, kann ſie doch nimmer — Muſik ſein.“ —

Erſchöpft ſchwieg der Jüngling und lehnte ſich tief er-
iffen an die vorſpringende Mauer der Laubgänge, die den
eiten Platz begrenzen. Höher hob ſich ſeine Bruſt in un-
higen Schlägen, ſeine Knie zitterten und das ſorgen-
were Haupt war zur Erde geſenkt. Plötzlich raffte er
h auf und ſchüttelte unwillig die wirren Locken aus dem

bleichen Antlitze. Es ſchien, als ob er ein mit der Macht jugendlicher Erregſamkeit in ihm aufſteigendes Gefühl vergebens niederzukämpfen bemüht wäre. »Und doch führt nur dieſe Bahn zur Anerkennung vor der Menge, die das Gefühl des Herzens mitleidig belächelt!« rief er knirſchend in die Nacht hinaus.

»Ja, opfert den Götzen gemeiner Handkünſtelei, vergeudet die Zeit mit der Erlernung mazedoniſcher Kunſtſtücke, die Menge wird euch anſtaunen, und Ruhm und Ehre wird euch zu Theil werden. Wer fragt da noch nach der Kunſt, wer nach der Seele einer genialen Konzepzion! —

»O, warum habe ich nicht längſt die Ueberzeugung gewonnen, daß auch das Leben in der Kunſt eine fortwährende Täuſchung, nur dem ſeine Lorbeer beut, der klug genug iſt, dem Geſchmacke der Menge zu huldigen! Wie konnte ich ſo lange in dem eitlen Wahne leben, als Einzelner mich der Maſſe entgegenſtellen zu wollen! —

»Was ſind die Freuden, welche die Kunſt ihren treuen Jüngern bereitet! — Eitles Hirngeſpinſt, eine unerreichbare Märtirerkrone, ein welkes Blümlein, entkeimt dem dürren Boden einer mageren Anerkennung!« —

Kaum waren die letzten Worte, der Ausbruch des bitterſten Unmuthes, ſeinen Lippen entfahren, als ſein Blick auf die duftige Roſe fiel, die er vor ſeine Bruſt geſteckt hatte. Fieberſchauer ſchien ihn zu durchbeben; denn der Anblick dieſer Blume rief ihm die ſeligen Momente jener Nacht zurück, in der er ſie zum Lohn ſeines Künſtlerſtrebens erhalten. Er ſchwieg beklommen, und der Gedanke, daß er in jugendlicher Uebereilung zu viel geſagt habe, wollte in ihm aufkeimen, als er ſich plötzlich auf die Schulter geklopft fühlte, und erſchreckt ſich umwendend, die Geſtalt eines Männleins gewahrte, das vor ihm ſtand und ihn mit kleinen, blitzenden Augen fixirte. Ein unheimliches Lächeln verzog den Mund des Kleinen und gab dem bleichen Geſichte,

welchem ſo Freude als Luſt fremd zu ſein ſchien, den Anſtrich kalten Hohnes. Krampfhaft erfaßte er des Jünglings Hand und ſprach mit klangloſer Stimme: »Nach Euren Worten zu urtheilen, ſcheint Euch auf dem blumenreichen Pfade der Kunſt eben nicht die Blüte der Anerkennung entkeimt zu ſein? — Nun freilich wohl,“ ſetzte er nach einer Pauſe, in der er vergebens einer Antwort entgegengeſehen, gleichgiltig hinzu, „wird nicht jedem Künſtler die Anerkennung zu Theil, der ſich der Konzertiſt von heute erfreuen konnte; doch Muth gefaßt, junger Freund, die Gunſt des Publikums iſt eine ſpröde Schöne, die nur den Beharrlichen mit ihrer Liebe beglückt —“ — »Oder dem Charlatan ſich an den Hals wirft!“ ergänzte der Jüngling bitter.

Da verzog ſich das Geſicht des Kleinen zu einem ſpöttiſchen Hohnlächeln, und ſeine Augen, aus welchen ein unheimliches Feuer brannte, waren lange und unverwandt auf den Jüngling gerichtet: »Könnt Ihr,“ entgegnete er endlich, »die Marken der Kunſt ſo genau beſtimmen? — Haltet Ihr Euer Gefühl für den untrüglichen Maßſtab, künſtleriſche Vollkommenheit abzugrenzen? — Und doch iſt es Eurem Scharfſinne entgangen, daß die Kunſt gerade da zum Marktſchreier wird, wo ſie mit Eurem ſo geprieſenen Gefühle prangt. Habt Ihr vergeſſen, daß das Gefühl für Kunſt, welches in der Bruſt jedes Menſchen im Keime verborgen liegt, nur durch die energiſche Kraft des Einzelnen zum Aufkeimen gebracht wird, der es nicht verſchmäht, durch unverdroſſene Ausdauer in Erwerbung von Kunſtgriffen, die Ihr mit Unrecht Charlatanerie nennt, die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich zu leiten, ſie aufzurütteln aus dem letargiſchen Schlummer, und ſie zur Selbſterkenntniß zu bringen. — Glaubt Ihr wohl, daß die Kunſt nach Eurem Begriffe bei der Menge, die von den verſchiedenartigſten Intereſſen eingenommen, jemals Eingang fände, wenn ſie in dem ſchlichten Gewande des Gefühles vor ſie hin-

träte und in den einfachen Weiſen, die, weil ſie für Jeden verſtändlich, gerade deshalb für dieſelbe minder bedeutſam ſind, zu ihnen ſpräche? — Würde es jedem Künſtler gelingen, ſie zu ergreifen, wenn er nicht vorerſt durch techniſche Kunſtfertigkeit ſie zur Bewunderung hingeriſſen? — Die Technik iſt die Seele der Kunſt, das Gefühl ein Attribut, daß ſie verſchönert. Der Künſtler iſt der gewaltige Mann mit dem Feldherrnſtabe, er lenket mit kluger Berechnung die Gemüther ſeiner Zuhörer; kein Kunſtgriff, erſcheint er auch dem Laien noch ſo unwichtig, ja vielleicht gar unwürdig, iſt ihm zu unbedeutend, daß er ihn nicht gebrauchte, um die Aufmerkſamkeit vorerſt, dann die Bewunderung und endlich die Verehrung des Publikums zu erringen. Er fleht nicht in liebeskranken Liedern um das Mitgefühl der Zuhörer, durch den Zauber des Unnachahmlichen weiß er ſie zu retourdiren, und ſieghaft ſetzt er ſich dann ſelbſt den Kranz des Ruhmes auf ſein Haupt. Die Verehrung des Volkes, der Glanz des Ruhmes und zuletzt der unſterbliche Name eines Künſtlers iſt kein leerer Klang. — Doch das brauche ich Euch wohl nicht zu ſagen, greift nur in Eure eigene Bruſt, ſteht doch der Wunſch darnach mit Flammenſchrift in Eurem Herzen.“ — Der Kleine ſchwieg, erſchüttert ſtand der Jüngling an ſeiner Seite; die Rede des Alten hatte ihn tief ergriffen, ſtimmte auch ſo manche Anſicht mit der ſeinen nicht überein, ſo übte doch der Schluß ſeiner Rede eine unerklärliche Gewalt über ihn aus. Wer hatte dem Wunderbaren das ſtille Geheimniß ſeiner Bruſt enthüllt? — Wer ihm die glühenden Wünſche nach Ruhm und Unſterblichkeit vertraut, die tief verborgen in ſeiner Seele lagen, und welchen er ſelbſt nie Worte zu geben gewagt hatte? Noch ward er ſich's nicht bewußt, als der Kleine mit zutraulicher Miene ſich ihm näherte und mit gedämpfter Stimme ihm zuflüſterte: »Ich will dir das Schatzkäſtlein öffnen, welches den Talisman einſchließt,

der deine kühnsten Wünsche erfüllt, ich will über dich das Füllhorn meines Segens ausgießen und dich emporheben auf den Fittigen des Ruhmes aus dem Staube der Unbedeutendheit. Den Beifall einer halben Welt lege ich zu deinen Füßen, und ich will sehen, ob du ihn zurückweisest, ob deine felsenfesten Grundsätze, deine unwiderlegbaren Beweise auch dann sich erproben werden." — Nach diesen Worten zog er eine Geige hervor, die er unter seinem Mantel verborgen gehalten und zeigte sie dem erstaunten Jünglinge: »Hier in dieser Geige liegt das groste Geheimniß aller technischen Fertigkeit. Der Besitzer derselben überwindet leicht alle Hindernisse, welche die Handhabung dieses schwierigen Instrumentes nur immer bieten kann. Keine Passage ist zu halsbrechend, keine Doppelgriffe zu beschwerlich, keine Stakkato zu künstlich, kein Flageolet zu unausführbar, kein Lauf zu verworren, den er nicht mit Leichtem auf diesem Instrumente hervorbrächte. Diese Geige gebe ich dir und begehre zum Danke dafür nichts, als die halbverwelkte Rose von deiner Brust."—

Da zuckte es in den Adern des Jünglings, wie flüßiges Feuer durchströmte es sein Innerstes, er stand auf dem Punkte, durch die Gabe des Alten seine kühnsten Wünsche weit übertroffen zu sehen. Ruhm und Ehre vor der Welt, einen Namen, der eine Ewigkeit ausdauert, hatte ihm das Glück mit einem Wurfe beschieden. Noch kämpfte er einige Momente, denn wie ein schöner Traum zog die holde Rosenspenderin an seinem Gedächtnisse vorüber; war es doch, als mahnte die Huldgestalt trauernd den Jüngling von seinem sträflichen Beginnen ab; allein bald raffte er sich auf, riß sich gewaltsam von den süßen Träumen los, übergab dem Alten seine Rose und empfing dafür die Zaubergeige. Wehmüthige Klänge, wie die Klagen einer Mutter, die trostlos an dem Sarge ihres Kindes steht, hallten weinend durch die Nacht und verschwammen endlich in immer leiseren Akkorden. Der geheimnißvolle Alte aber war verschwunden.

3.

Das Konzert.

Eine Stunde vor Anfang des Konzertes ging es in den Straßen der Stadt sehr lebhaft zu. Die Straßenecken waren von Neugierigen umstellt, die sich drängten und streckten, um die angeheftete Konzertankündigung zu lesen; bis endlich einer der Zunächststehenden, der sich die hellste Stimme zutraute, oder vielmehr, ohne Berücksichtigung derselben, Nächstenliebe genug besaß, um seine Mitbürger nicht länger in der nagenden Spannung einer halbgehörten Neuigkeit zu lassen, es über sich nahm, die ganze Ankündigung mit lauter Stimme vorzulesen. Sie enthielt die Einladung zu dem Konzerte des in seine Vaterstadt zurückgekehrten Künstlerheros, der alle Siegespalmen und Lorbeerkränze, welche die halbe Welt zu seinen Füßen gelegt, seinen Landsleuten zur Schau aufstellte. Ein unbedeutender, unbeachteter Jüngling ging er aus diesen Mauern, ein weltberühmter Kunstpriester kehrt er zurück. Der Vorleser hatte geendet, ein unruhiges Murmeln erhob sich unter seinen Zuhörern. »O, ich entsinne mich genau auf ihn, wie er noch als Knabe in der St. Andreaskirche unter dem Kantor Schwarz den Sopran sang, und nach beendigtem Hochamte mir oft die Geige vom Chore heimtragen mußte.“ — »Wer hätte das damals gedacht?“ sagte ein ältlicher Mann. — „Der!“ rief ein Anderer, „ich kann's kaum glauben, daß der junge Mensch mit dem schlicht gescheitelten Haare und dem schwarzen, fadenscheinigen Röcklein, ein so großer Künstler geworden, hat er's doch trotz Fleiß und Anstrengung auf Mayer's Kegelbahn nie auf den Ersten bringen können.“ — »Und was mehr,“ rief ihm sein Nachbar zu, »er hatte damals noch gar kein Genie; denn wenn wir jungen Leute beim Kanter Räthsel aufgaben, errieth er's nie, wenn ihm gleich die Auflösung vor

der Naſe lag.“ — »Der kleine Johannes?“ ſchrie verwundert eine Alte, die ſich von einer gutmüthigen Nachbarin die Kundmachung wiederholen ließ, da altergeſchwächte Gehörorgane die frühere Vorleſung ihr nicht verſtändlich machten. »Habe ich's doch damals ſchon geſagt, daß aus dem Buben was Groſſes werden wird, als er mir die Aepfel von den Bäumen wegſtipitzte und die Gartenfenſter zerſchmiß!“ —

Beim Eingang des Konzertgebäudes ging es noch bunter zu. Alles drängte ſich, um zuerſt im Saale zu ſein; hatte man auch gleich die Lichter noch nicht aufgezündet, ſo waren doch die Räume bereits zum Zerplatzen angefüllt. Von weit und breit ſtrömten die Neugierigen herbei, und die Einheimiſchen verſäumten nicht, ihren Landsmann zu hören, um von dem Glanze ſeines Ruhmes auch für ſich ein Sonnenſtaubchen zu erhaſchen. Das Ausland hatte ihn zum Ritter in der Kunſt geſchlagen und ihn als Meiſter anerkannt, und ſo ſeine Mitburger der Mühe überhoben, über ihn ein kritiſches Urtheil zu fällen.

Ganz anders ſah es in dem Zimmer des Konzertiſten aus. Mit gefurchtem Antlitze und tiefliegenden Augen, welchen man es anſah, daß der ſanfte Schlummer ſie ſelten von ihrem mühevollen Tagwerke überhoben, ſtand der Künſtler an das Fenſter gelehnt, und ſah hinaus auf die in das Abenddunkel der Dämmerung gehüllte Straße. Seine Wangen waren bleich, Luſt und Freude ſchienen hier fremde Gäſte zu ſein, denn während die abgemagerten Finger mechaniſch auf den Fenſterſcheiben trommelten, wollte ſchier das Herz dem ſchmerzlichen Gefühle wehmüthiger Rückerinnerungen erliegen. »Wo ſeid ihr,“ rief er endlich im tiefſten Schmerze aus, »ihr alten Lieder meiner Luſt, ihr Weiſen längſt entſchwundenen Glückes! Einmal noch möchte ich ſie hören, nur einmal noch möchte ich ſie — ſpielen. Allein vergebens, die Klänge in meiner Bruſt gleichen Lebendigbe-

grabenen, der Fels eines böſen Zaubers liegt über ihnen, vergebens wollen ſie ſich herauspochen an das Licht des Tages, ſie müſſen ſich ſelbſt zerfleiſchen — ſelbſt verzehren!" —

Im ſtummen Schmerz ſchritt er im Zimmer auf und nieder, und nur die tiefen Seufzer, welche zeitweiſe der gramerfüllten Bruſt entfuhren, unterbrachen die Stille des einſamen Gemaches. Endlich fuhr er wie vom Schlafe auf, und ſtürzte wie ein Verzweifelnder auf ſeine Violine, ſchnell griff er nach dem Bogen und verſuchte die Lieder von einſt zu ſpielen. Kalt und hohl klangen die Töne, wie die Geiſter der Abgeſchiedenen ſtiegen ſie aus dem Inſtrumente hervor, und wandelten ernſt und traurig an ihm vorüber. Es waren wohl dieſelben Töne wie damals, nur das Gefühl — die Seele war von ihnen gewichen. Die traurigen Ueberreſte eines Menſchen, deſſen Körper den Geiſt überlebte. Da entſank die Geige der zitternden Hand, und vernichtet warf er ſich in einen Stuhl, bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht und ſchluchzte laut!

Eine Stunde darauf ſtand der Künſtler im Konzertſaale hoch auf einer Tribune, beleuchtet von dem hellen Glanze der Lampen. Seine Augen waren noch angeſchwollen vom Weinen, ſeine Wangen geröthet, denn die einmal freigelaſſene Flamme ſeines jahrelang in die Bruſt zurückgedrängten Wehes hatte auch ſie ergriffen und auf die vergilbten Blätter das falſche Siegel der Geſundheit und Lebensluſt gedrückt. Sein Blick war zu Boden geſchlagen, galt es ihm doch gleich, was er auch immer ſehen mochte. Das Solo begann. Das Höchſte, was die Technik je hervorgebracht, war Kinderſpiel gegen die Leiſtungen des Konzertiſten. Da war keine Schwierigkeit, die er nicht leicht und ſicher überwunden, das Unmögliche ſchien in ſeiner Hand zur Möglichkeit geworden. Ein undurchdringliches

Chaos von Tonmaſſen warf er zuſammen und entwirrte es in den künſtlichſten Auflöſungen, um ſogleich wieder mit den unerhörteſten Paſſagen unermüdet die Zuhörer zur Bewunderung hinzureißen. Seine Finger kannten keinen Fehlgriff, es war, als ob ſie von magnetiſcher Kraft angezogen, nur an den Ort hinfallen mußten, der ihnen vorgezeichnet war. Der Künſtler war der Sklave ſeines Inſtrumentes, jeder einfache Strich über die Saiten ſchien ganze Maſſen ſchlummernder Töne aus ihrem Zauberſchlafe zu erwecken, die aus der Geige in den verſchiedenartigſten Zuſammenſtellungen hohl herausklangen wie Geiſterſtimmen. Vergebens lechzten die Zuhörer nach einem einzigen Ruhepunkt, nach einem Atem von Gefühl, um von der Wucht der Schwierigkeiten nicht erdrückt zu werden. Das Spiel des Konzertiſten ſchien eine unabſehbare Wüſte, auf welche die Sonne ſenkrecht ihre glühenden Strahlen wirft, wo keine Oaſe, kein Baum, kein Fleckchen Grün, an dem ſich das Herz erlaben kann, wo es verzagen muß bei dem Anblicke des unabſehbaren, endloſen Feldes — herzloſer Technik.

Endlich war der erſte Satz beendet. Grabesſtille herrſchte in dem Saale, denn von Zaubernetzen umgarnt waren die Gemüther, und es dauerte lange, bis ſie ſich der drückenden Laſt entwinden konnten, welche der Künſtler auf ihre Seele geworfen; erſt als ſie nach einigen Minuten frei aufathmeten, brach ein Sturm des Beifalles los. Kalt und antheilslos verneigte ſich der Künſtler, um ſeinen Mund lagerte ein ſchmerzvolles Lächeln, aus welchem nur der tiefe Blick des Menſchenkenners erſehen konnte, daß ſich mehr darin der Schmerz, als die Freude über die beifällige Anerkennung der Menge abſpiegle. Während des Zwiſchenſpieles erhob er endlich den Blick und ſchaute auf in dem weiten Saale, antheilslos anfangs und ohne Intereſſe; doch wie ſein Auge umherſchweifte, da gewahrte er nach und nach bekannte Gegenſtände: die Säulen und Bogen im Hintergrunde, die

glänzenden Marmorwände, die Logen im Halbkreiſe, den Plafond des Saales, auf dem Apollo mit den neun Muſen gemalt war, Alles erinnerte ihn an die vergangene Zeit, an die Zeit der jugendlichen Träume, wo noch das Gefühl ſein einziger Leitſtern, ihm eine Welt voll Seligkeit in der Zukunft zeigte, wo er noch kindlich fromm an den Brüſten der Mutter Kunſt gelegen, und unbekümmert um die Meinung der Menge nur für ſie allein gelebt, wo ihm die Zufriedenheit ſeines Herzens für den höchſten Preis ſeines künſtleriſchen Strebens gegolten. Da kehrte auch die Erinnerung an jenen Abend in ſein Gedächtniß zurück, an den Abend, mit dem ſein freudenloſes Leben begonnen, und tief erſchüttert ſuchte ſein Auge jenen Platz, wo er damals geſtanden, und den Konzertiſten um den Beifall der Menge beneidet hatte. Doch — was zeigt ſich ſeinen Blicken? — In jenem Bogen? Täuſcht ihn ſein Blick? — Nein, ſie iſt's, es iſt die Angebetete, an der er zum Verräther ward. Iſt gleich ihr Blick getrübt, und ſpricht die Trauer aus ihren Mienen, ſo verklärt doch überirdiſche Schönheit ihre Zaubergeſtalt, und ein Glorienſchein, der von dem himmliſch reinen Antlitze ſtrahlend ausgeht, hüllt die ganze Geſtalt in einen Nimbus des klarſten Lichtes. Um die Wirkung dieſes Bildes der höchſten Vollkommenheit durch den Kontraſt noch zu erhöhen, ſteht die ſcheußliche Figur des Alten hohnlächelnd hinter ihrem Rücken. Die Unſchuld neben der Sünde, der Inbegriff der Vollkommenheit bei dem Prototyp verworfenſter Gemeinheit — Licht und Schatten. Triumphirend blickte dieſer bald auf den Künſtler, bald auf die trauernde Schöne nieder, an ſeiner Bruſt prangt noch die Roſe in üppiger Fülle, dieſelbe, die er in jener verhängnißvollen Nacht von dem Jünglinge erhalten. Ohnmächtig iſt die Zeit, die Alles vernichtende, an den jugendlichen Reizen der Huldgeſtalt, ſo wie an dem Blütenſchmelz der Roſe vorübergegangen; denn wie vor Jahren blühen noch beide

im ungeſchwächten Glanze. Wuthentbrannt will der Ueberraſchte ſchon hinſtürzen und dem Schändlichen den Preis entringen, für den er thöricht ſein ganzes Lebensglück hingegeben, als der Kapellmeiſter auf ſein Pult klopft und der zweite Theil des Konzertes beginnt. Unverwandten Auges ſchaut der Künſtler nach den Beiden, mechaniſch ergreift er ſeine Geige und ſpielt. Durch den Anblick des holden Weſens glaubt er ſich neugeſtärkt, und ermuthiget durch ihre Nähe, will er noch einmal es verſuchen, die Töne aus dem Innerſten ſeiner Seele hervorzulocken, und den Schmerz ſeines Herzens ihr, der Theuern, in den Klängen der Wehmuth zu klagen, er will es verſuchen, gegen die Gewalt des böſen Zaubers anzukämpfen. Allein vergebens, jeder Ton, der ſeinem Inſtrumente entſtrömt, iſt zum höhnenden Dämon geworden, und wie eine Schar entfeſſelter Furien toben ſie zuſammen einher im zügelloſen Sturmſchritt und drehen ſich wie wahnwitzig im Kreiſe herum; bald ſtürmen ſie fort, dichtgeſchart in regelloſer Flucht, gejagt von der entarteten Schweſter der Fantaſie, einem ſcheußlichen Ungethüme, mit Geiſiel und Stachel bewaffnet, das ſie überall verfolgt, bis ſie im fortissimo aufjammern und heulen, oder im pianissimo elendiglich dahinſterben. Immer noch ſtarrt ſein Auge nach den beiden Erſcheinungen, denn er will nicht alle Hoffnung aufgeben; allein je ärger er wüthet, deſto mehr verdüſtert ſich der Blick der Huldgeſtalt, der Kleine aber ſchaut triumphirend umher, der kalte Hohn des bleichen Antlitzes iſt zum teufliſchen Frohlocken geworden, er lacht der ohnmächtigen Wuth des Konzertiſten, die glühenden Aeuglein rollen mit hölliſcher Luſt über den Kreis der Zuhörer, welche erſchüttert und beklommen dieſen unheimlichen Zaubertönen zuhorchen, und je mehr er mit dem Kopfe nickt, deſto greller und fürchterlicher heult es im Saale; er ſcheint dieſen zauberhaften Tonmaſſen zu gebieten.

Wuth entbrennt nun in dem Herzen des Künſtlers über

die fruchtloſen Bemühungen, ſein Kampf iſt fürchterlich, er iſt der eines — Wahnſinnigen. Seiner kaum mehr bewußt, ſtreicht er nun, daß die Saiten kreiſchen, hölliſches Hohngelächter ſchallt durch den Saal, der Bogen iſt in ſeiner Hand zum Zauberſtabe geworden, der die Pforten der Hölle ſprengt, und alle Geiſter der Nacht herauspeitſcht aus den Wohnungen des Schreckens. Mit verhülltem Geſichte entſchwindet jetzt die weibliche Huldgeſtalt und flieht weinend den Schauplatz des Greuels. Auch der Kleine iſt ihr gefolgt, denn der Platz, wo Beide geſtanden, iſt leer, und vergebens ſucht in verzweifelter Angſt der Konzertiſt die Entflohenen unter dem verſammelten Volke. Da hält er nicht länger an ſich und ſtürzet, ohne ſein Solo zu beenden, ein Raſender, die Geige über ſeinem Haupte ſchwingend von der Tribune, verfolgt von dem Angſtrufe der Menge.

Unwiſſend wohin, rannte er fort durch die Nacht auf demſelben Wege, den er einſt eingeſchlagen, als er gerade mit den entgegengeſetzten Gefühlen aus dem Konzerte geflohen. Der Mauerverſprung des Laubgangs hemmte ſeine Schritte, rings um ihn her lagerte ſich die Ruhe des Grabes, der Mond erhellte auf Augenblicke das Dunkel der Nacht und ließ ihn den Ort erkennen, an dem er ſtand; da ward es licht in ſeinem Innern, die Erinnerung wirkte mächtig auf ihn, und bald erkannte er die Stelle, an der er einſt geſtanden, an der er das höchſte Gut des Künſtlers, Gemüth und Fantaſie für leere, herzloſe Technik verhandelt, und die duftende Roſe, einen Beweis der Gunſt, mit der ihn die Reine, Heilige belohnt, die in ſeinem Herzen lebte, und, das wußte er, ewig fortleben wird, für ſchnöden Sündenlohn dahingegeben. Alle freudenleer, in träger Einförmigkeit oder ſtillem Harme geſchiedenen Stunden kehrten in ſein Gedächtniß zurück, und fielen eine ſchwere

Bürde auf ſeine Seele. Die namenloſen Entbehrungen der ſeligſten Künſtlerfreuden, welche nur dem Gefühle reiner Seelenharmonie entkeimen, ſo wie die, im Taumel der Luſt, geblendet von dem falſchen Schimmer eines eitlen Ruhmes, verſchwelgten Jahre, welche Jugend und Frohſinn mit ſich fortriſſen in drängender Haſt, ſie quälten ſein Herz mit unendlichem Weh. Die goldene Zukunft, die ein Himmelsleben damals vor ſeinem Geiſte geſchwebt, die des Jünglings Fantaſie mit reizenden Bildern geſchmückt, ſie lag jetzt öde und verwüſtet, gehüllt in das Gewand der Trauer, ein bleicher Schatten hinter ihm.

»Und für was habe ich all' mein Glück thöricht hingegeben!« rief er in dem Ausbruche des tiefſten Schmerzes, »für die feile Gunſt der Menge, für einen ſcheinbaren Ruhm, der über Nacht verſchwindet, für das Bewußtſein eigener Erbärmlichkeit! — Und wenn ich jetzt noch umkehrte,« ſagte er nach einer Pauſe gefaßter zu ſich ſelbſt, und ein Strahl von Hoffnung erhellte ſeine Seele, doch der Gedanke, daß es zu ſpät ſein dürfte, warf ihn in die alte Troſtloſigkeit zurück. »Jetzt noch?« — wiederholte er für ſich und verſank in dumpfes Hinbrüten. Da ſchien plötzlich der Geiſt des beſſern Wollens in ihm wach zu werden, die letzten Kräfte der edleren Natur regten ſich gewaltſam, er raffte ſich auf, und das erſte Mal nach Jahren ſah ſein Auge frei zum Himmel auf. »Und wenn auch jetzt erſt,« rief er mit feſter Entſchloſſenheit, »kann es doch nie zu ſpät ſein, die unwürdigen Feſſel zu ſprengen und den böſen Zauber zu vernichten, der ſo lange mein Herz umgarnte.« Und die Geige, die er in ſeiner Rechten gehalten, warf er an einen Stein, daß ſie laut erdröhnte, bis er mit einem kräftigen Fußtritt ſie ganz vernichtete. Da heulte und jammerte es in gräßlichem Uniſono, da tobte es hin durch die Lüfte in raſendem Sturmgebraus, wie das wilde Heer, und in chromatiſchen Läufen wimmerte es durch die Nacht wie die Windsbraut im öden

Gemäuer, daß es widerhallte, die Luft ſchien in ein Meer von ſchrillenden, quikenden, zirpenden und heulenden Mißtönen aufgelöst zu ſein: aus den Trümmern der Geige aber ſtieg die Geſtalt des kleinen Alten geſpenſterhaft hervor, das bleiche Antlitz war glühendroth gefärbt von wildem Ingrimm, ſeine Züge waren von ohnmächtiger Wuth zur ſcheußlichen Fratze verzerrt, ſeine Augen aber ſprühten Feuer und leuchteten, nachdem die Geſtalt längſt verſchwunden, gleich Irrlichtern in der Nacht fort.

Allein dies Alles hörte und ſah der Künſtler nimmer, ſeine Kräfte waren von der ungeheuren Anſtrengung gebrochen, er lag auf den Boden hingeſtreckt, eine tiefe Ohnmacht hielt ſeine Sinne gefangen.

4.

Das Mädchen.

Der Abend lag verſöhnend über die Gegend hingebreitet, er überdeckte mit ſanftem Schleier die Kümmerniſſe des Tages. Der Erde, früher von der Sonne Glut verſengt, entſtiegen nun balſamiſche Düfte, und des Tages Schwüle war kühlenden Abendlüftchen gewichen, welche Baum und Strauch erquickend umfächelten. Ewig heiter blinkten die Sterne auf's Gefilde und funkelten ſo traulich auf die Erde nieder, als wären ſie Seelen längſt geſchiedener Freunde, die ſorgſam über den Häuptern ihrer Lieben Wache halten. Die Sichel war dem Schnitter, der Hammer der müden Fauſt des Bergmannes entſunken. Den Kranken erquickte heute wieder nach langem ſchmerzvollen Wachen der ſüße Schlummer, ja ſelbſt der Büchermann klappte, zufrieden mit den heute erbeuteten Schätzen für ſeinen grübelnden Geiſt, die ſtaubigen Folianten zu und warf ſich in Freund Morpheus' Arme, der ihn uneingedenk der oft unfreundlichen Zurückweiſungen liebevoll umſchloß. Die Laternen auf den

Straßen waren verstommen, damit sie ja durch ihr kleines Licht den Schlummer der Sorgensmüden nicht störten. Die Gegend rings umher athmete süßen Frieden. Da hallten plötzlich sanfte Klänge durch die stille Nacht, leise anfangs, als wagten sie es nicht, die heilige Ruhe zu unterbrechen, bis sie endlich sich emporschwangen und die Lüfte in harmonischem Einklange durchbebten. Still und ernst durchschwammen sie jetzt die stillen Luftschichten wie die Zugvögel auf der Reise in ihre südliche Heimat; jetzt jubelten sie wieder freudig auf, gleich einer Mutter, die ihr verlornes Kind wiederfindet und ihre Freude laut einer ganzen Welt verkündet. Allein gleich wieder ging der laute Jubel in ein Andante religioso über. Die langgezogenen Töne, welche bald einzeln fortklangen, bald wieder harmonisch sich vereinten, waren der Tiefe der Seele entstiegen, es schienen die Seufzer einer frommen Seele, die im heißen Gebete zum Himmel fleht um Verzeihung ihrer Schuld. Immer ergreifender waren die Klänge, dringender, inniger die Bitten, es waren die heißen Thränen eines verirrten Herzens, das reuevoll den Pfad zum Guten wieder eingeschlagen. Endlich verstummte der Gesang in immer leiserem pianissimo, ein halbunterdrücktes Schluchzen ward in der Stille der Nacht hörbar. Die Gestalt eines Mannes lehnte an einem der Häuser, den Kopf in beide Hände gesenkt, eine Geige lag zu ihren Füßen.

Da wuchs mit einem Male das Haus, an dem der nächtliche Wanderer stand, zum himmelhohen Dome hinan, die langen Bogenfenster waren erleuchtet und himmlische Harmonien in tief ergreifenden Akkorden erfüllten die Räume. Sie drangen durch die geschlossenen Pforten und erquickten die Seele des Hörers mit dem Balsam des Trostes, erhoben und ermuthigten sein Herz zum edlen, thatenvollen Wirken. Der nächtliche Virtuose lauschte tief ergriffen den Wunderklängen und blickte erwartungsvoll nach den Pfor-

ten des Tempels, der ſich nicht ſobald öffnete, als aus ihm die Geſtalt eines hohen Weibes trat, ſtrahlend in jugendlicher Schönheit und anmuthiger Würde. Langſam ſchritt ſie auf den Geiger zu, der, ſobald er in ihr die holde Roſenſpenderin erkannt, reuevoll auf die Knie geſunken war; verzeihend und ſegnend legte ſie die Hände auf ſein Haupt, hob ihn dann liebevoll empor und führte ihn in das Heiligthum des Tempels, aus welchem ihnen eine vollſtimmige Feſthymne melodiſch entgegentönte.

Unterwegs.

Sechs neue Stücklein

von

Franz Dingelſtedt.

Nicht kritiſchen Grillenfangern.
Nur Muſikern und Sängern!

1.

Gehab' dich wohl, du kleine Welle,
Von der ich zögernd ſcheiden ſoll,
Du, meiner Träume liebſte Stelle,
Für lange Tage lebe wohl!

Du raunſt mir zu, daheim zu bleiben,
Du blickſt mich wie verheißend an,
Und mußt doch ſelbſt hinuntertreiben,
Gejagt, wie ich, die enge Bahn.

So laſſ mich auch die meine ziehen,
Weit über Berg und Feld und Thal;
Doch ſie, von der ich ſtumm muß fliehen,
Die grüße mir viel tauſendmal!

Und kommt ſie morgen hergegangen —
Allein — an deiner Wellen Rand,
Den Blick mit ſehnlichem Verlangen
Hinab in deine Flut gebannt:

Dann zaub're aus dem hellen Grunde
Des fernen Freundes Bild empor,
Dann rauſche ihr mit leiſem Munde
Der Liebe beſten Gruß in's Ohr!

Und laſſ es ſie da d'runten leſen,
Was ich im Scheiden dir vermacht,
Daß ich zum letzten hier geweſen
Und ihrer bis zuletzt gedacht! —

II.

Verſtecke dich nur heute nicht,
Wenn ich des Weges geh',
Du liebes Frauenangeſicht,
Nur heut' verſtecke dich mir nicht,
Daß ich noch eins dich ſeh'.

Im Erkerfenſter, wohlbekannt,
Bleib' nur ein Veilchen ſteh'n,
Und grüß' mit deiner weißen Hand,
Die Aeugelein halb abgewandt,
Eh' wir von 'nander geh'n.

Denn dieſes letzte Grüßen dein
Empfing' ich gar zu gern;
Das ſollte in die Fremd' hinein
Mein beſter Reiſe-Engel ſein,
Geſandt von Gott dem Herrn!

III.

Sternlein in der Höhe,
Gold'nes Sternelein,
Sag', wo mag mein Mädchen
Wohl heut' Abend ſein?

Wär' ich doch ſo helle
Und ſo hoch wie du,
Säh' ich aus der Höhe
Ihr durch's Fenſter zu.

Wellen in der Tiefe,
Sagt mir, ob ihr wißt,
Wo mein treues Mädchen
Heute Abend iſt?

Wär' ich doch ſo flüchtig
Und ſo leicht, wie ihr,
Strömt' ich pfeilgeſchwinde
Hin zu ihrer Thür.

Wellen in der Tiefe,
Sternlein in der Höh',
Sagt mir, wie ich's mache,
Daß ich Liebchen ſeh'?!

IV.

Du Wolk' am Himmel d'roben,
Von Duft und Wind umſchnoben,
Weißt du, wohin du ziehſt,
Wo du dich niederſenkeſt
Und welches Thal du tränkeſt,
Und welchen Berg du fliehſt?

Du Schmetterling hier unten,
Mit deinem farbenbunten
Gefügel, ſprich zur Stell',
Wohin du treibſt und eileſt,
In welchem Kelch du weileſt,
Du flüchtiger Geſell!

Ihr ſchweigt und flattert weiter,
Wie windige Begleiter,
Wißt nicht, wo aus, noch ein!?
Ei, laßt doch alle Stunde
Den Dichter in ſolchem Bunde
Das leichte Drittel ſein!

V.

In die blaue Luft hinaus
Einen ſtillen Gruß nach Haus!
Allen, die bei Tag' und Nacht
Des Entfernten treu gedacht,
Bring' ihn, ſing' ihn,
Trag' ihn, ſag' ihn,
Well' und Wind,
Pfeilgeſchwind!

In die Ferne, blau und weit,
Einen lauten Gruß zu zweit'!
Fremden Flächen, fremden Höh'n,
Fremden Mädchen, wenn ſie ſchön,
Bring' ihn, ſing ihn,
Trag' ihn, ſag' ihn,
Well' und Wind,
Pfeilgeſchwind!

Und zum dritten Gruß und Kuß
Der, die um mich weinen muß,
Der, die als verwaiſte Braut
Herzlich traut und ſchmerzlich ſchaut,
Bring' ihn, ſing' ihn,
Trag' ihn, ſag' ihn,
Well' und Wind,
Ganz gelind!

VI.

Das Bündel auf, und wieder weiter,
Fort in die liebe Welt!
Den Fuß nur leicht, die Stirn nur heiter,
Und dann, wie's Gott gefällt!

Es findet ja jedwede Quelle
Ihr End' in einem Fluß,
Und jedes Bienlein ſeine Zelle,
Darein es niſten muß.

So find' ich dann am rechten Tage
Wohl auch noch meine Ruh',
Und ſei's auch, wo nach alter Sage
Die Welt mit Brettern zu.

So lange aber raſtlos weiter,
Fort in die liebe Welt!
Die Füße leicht, die Stirne heiter,
Zur Raſt' wann's Gott gefällt!

Balladen

von

Johann Nep. Vogl.

1.

Appell.

Hinziehen die Reiter, es bebet der Grund,
Wie blinkt in der Sonne der Stahl,
Der Trompeter voraus, die Trompete am Mund,
Das gibt einen herrlichen Schall.

Vernimmſt du die Klänge, du muthiges Herz,
Sie rufen zum Siege, zum Glück,
Hinein in die feindlichen Reihen von Erz,
Nicht denk' an die Deinen zurück.

Fort ſchallt die Trompete, mit werbendem Klang,
Schon knallen die Schüſſe darein,
Wie donnert's die dämm'rige Heide entlang,
Es zittert der Wald und der Hain.

So würget und tobet und brauſet die Schlacht,
Wer weiß es wohin und wie weit?
Da breitet den Mantel die ſchaurige Nacht
Und endet den blutigen Streit.

Der Mond aus den Wolken tritt lauſchend hervor,
Wie öde die Wahlſtatt nun liegt,
Wie ruhen ſo friedlich ſie Alle, die vor
So wüthend einander bekriegt.

Noch regt ſich ſo Mancher mit ſchwindender Kraft,
Und blickt zu dem nächtlichen Licht,
Bald hat er für immer der Qual ſich entrafft,
Es ſagt's wohl ſein bleiches Geſicht.

Und ſieh' dort am Hügel, aus Leichen erhöht,
Da liegt der Trompeter im Blut,
Der Nachtwind, der ſchauernd die Heide durchweht,
Erweckt auch in ihm noch die Glut.

»So ſtelt ihr anheim ſchon, o bitteres Leid,
Der Alles vernichtenden Macht:
So bin ich der Letzte, der hier auf der Heid'
Verathmet in einſamer Nacht!

»Und bin ich der Letzte, und rief doch hinaus
Euch zu dem entſcheidenden Tag,
Nun iſt's meine Pflicht, auch zu rufen nach Hauſ'
Euch wieder, ſo gut ich's vermag.«

Und einmal noch blicket der blutige Mann
Herum in dem lautloſen Rund,
Erhebt ſich und faßt die Trompete ſodann,
Und ſetzt ſie mit Müh' an den Mund.

Da ſchallt es noch einmal mit mächtigem Klang
Hin über die Leichen ſo roth,
Da klingt es ſo ſchaurig, ſo klagend und bang —
D'rauf aber iſt's ſtille und todt.

2.

Die vierte Stimme.

Es lebten einſt vier Freunde,
Die liebten ſich gar ſehr,
Sollt' einmal Einer fehlen
Ging's wohl den Andern ſchwer.

Die hielten aneinander,
Wie's immer mochte ſein,
Die ſangen miteinander
Im lieblichſten Verein.

Sie ſangen ſchon ſeit Jahren,
Erfaßt von inn'rem Drang,
Und manch' ein Herz erquickte,
Erhob ſchon ihr Geſang.

O weh', da kam den Vieren
Gar eine böſe Stund',
Denn Einer ward entriſſen
Für immer ihrem Bund.

Den trugen ſie zu Grabe,
Mit Thränennaß und Zier,
Und klagten, daß verloren
Für immer ihr Zenor.

D'rauf ſchwiegen wohl gar lange
Die ſchwerbetrübten Drei,
War doch die vierte Stimme
Nicht mehr wie ſonſt dabei.

Doch, als ſich nun gemildert
Ihr Schmerz um den Verluſt,
Und ſie nun wieder ſangen,
Voll Wehmuth in der Bruſt.

Da ward es einem Jeden,
Als töne wie zuvor
Des Vierten helle Stimme
Vernehmbar an das Ohr.

Wohl ſtarrten bleich und ſtaunend
Die Drei einander an,
Allein es ſcholl die Stimme
So oft ihr Lied begann.

Sie ſchell, als wär' der Tode
Entflogen ſeinem Bett,
Daß Jeder dachte zu hören
Ihr früheres Quartett.

Da ſanken in die Arme
Die Drei ſich ohne Wort;
Was recht zuſammgeklungen,
Das klingt für immer fort.

3.

Die verfallene Mühle.

Es reitet ſchweigend und allein
Der alte Graf zum Wald hinein.

Er reitet über Stein und Dorn,
Zur Seiten ſchlendert Schwert und Horn.

Und immer düſt'rer wird die Bahn,
Wie ragt Fels um Fels hinan.

In einer Mühle kommt er da,
Doch iſt kein Leben fern' und nah.

Zerfallen ſind die Gänge all',
Kein Mühlrad treibt des Waſſers Schwall.

Durch's off'ne Dach der Nebel thaut,
Getrümmer rings und Wucherkraut.

Nur eine Bank erblickt er d'rin,
D'rauf ſetzt der müd're Gaſt ſich hin.

Verſchränkt die Arme auf der Bruſt,
Und ſchließt das Auge unbewußt.

Da wird's lebendig um ihn her,
Die Werke poltern dumpf und ſchwer.

Das Waſſer brauſ't, es lebt der Hain,
Das Mühlrad klappert luſtig d'rein.

Und ſieh, mit Säcken ein und aus,
Kommt Knecht um Knecht durch Saus und Braus.

Vom Mühlgang, erſt noch leer und wüſt,
Der Müller freundlich niedergrüßt.

Jetzt fliegt den Steig herab im Sprung
Sein Töchterlein, gar friſch und jung.

Das Antlitz wie der Himmel klar,
In Flechten langt ihr ſchönes Haar.

Das naht dem Grafen und kredenzt
Das Glas, d'rin fluß'ges Gold erglänzt.

Wohl fällt da, wie in alter Zeit,
Ein Herz der Liebe Seligkeit.

Und auf das Kind den Blick gewandt,
Hinſtreckt er nach dem Glas die Hand.

Doch wie nach ihm er greift mit Haſt,
Da iſt's nur Luft, was er erfaßt.

Verſchwunden iſt ſo Glas als Wein,
Der Müller und ſein Töchterlein.

Kein Mühlrad geht, kein Waſſer brauſ't,
Der Wind nur durch's Gebälke ſauſ't.

Und wieder auf den Rappen dort
Wirft ſich der Graf, und reitet fort.

Er reitet ſtumm den Wald entlang,
Und ſtreift ein Thränlein von der Wang'.

Lieder

von

Ludwig August Frankl.

Asyl.

Wenn du ein tiefes Leid erfahren,
Tief ſchmerzlich, unergründlich bang,
Dann flüchte aus der Menſchen Scharen,
Zum Walde richte deinen Gang.

Die Felſen und die Bäume wiſſen
Ein Wort zu ſagen auch von Schmerz,
Der Sturm, der Blitz hat oft zerriſſen
Die Felſenbruſt, das Waldesherz.

Sie werden dir kein Troſtwort ſagen,
Wie hilfefreh die Menſchen thun;
Doch wird ihr Echo mit dir klagen,
Und wieder ſchweigend mit dir ruh'n!

Sonntag auf dem Meere.

Das Meer liegt glatt und athmet kaum
In heißer Sonnenglut,
Nur meine Barke weckt den Schaum
Der ſtillen, blauen Flut.

Sonſt iſt es ſtill, kein Windeshauch,
Kein ferner Ruderſchlag,
Denn Wind und Wellen feiern auch
Der Ruhe heil'gen Tag.

Vom Felſeneiland blaulich fern
Schaut ſtill ein Kirchlein her,
Das kündet jetzt den Dienſt des Herrn
Mit Glockenklang in's Meer.

In ſeinem Kahn der Schiffer kniet
In frommer Andachtsruh',
Des Meeres fromme Welle zieht
Dem Felſeneiland zu.

Der Kahn, den jetzt ſein Ruder ſchwenkt,
Der folgt demſelben Drang,
Die Welle ſelbſt zum Felſen lenkt,
Das thut im Meer der Klang.

Mahnung.

Dieſer Stunden Seligkeit
Trinke kühn mit durſt'gem Munde,
Nimm ſie auf die ſchöne Zeit
In dem tiefſten Herzensgrunde.

Nah' an Wonne grenzt das Leid —
Sollten Wandlung wir erfahren,
Tröſtet uns die ſchöne Zeit,
Wo wir einſt ſo glücklich waren.

Königstraum.

Mir träumt' — ich war ein König
Und herrſchte weit umher,
Und liebt' in Leid und Wonne
Die klingenden Harfen ſehr.

Und was ich an Schmerzen erfahren,
Und was ich erfahren an Glück,
Das brachte mein treuer Sänger
In Liedern mir zurück.

Die horchenden Ritter und Frauen
Bewegte so Lust als Schmerz,
Sie fühlten mit, was getroffen
Hat ihres Königs Herz.

Erwacht, bin selbst ich der König
Und bin sein Sänger zugleich,
Die Worte sind meine Harfen,
Das Menschenherz mein Reich.

Der Wüstenwanderer.

Das Kameel zieht langsam durch die Wüste,
Und ernährt sich kühlend von den Ruten,
Die es trank und wieder trinkt in Gluten,
Bis ihm winket der Oase Küste.

Und so trank auch ich, ein kühner Zecher,
Sel'ger Liebe träumerische Welle,
Süß aus ihrer Augen blauer Quelle,
Aus der Lippen zart geformten Becher.

Reißen muß' ich, trotz des Widerstrebens,
Mich von ihr, von meines Daseins Prunke,
Und so zieh' ich, geizend mit dem Trunke,
Langsam durch die Wüste jetzt des Lebens.

Verſchiedene Stimmen

von

F. Sauter.

Schön iſt's, wenn die Nachtigall
Flötet, und der Widerhall
In zwei losgeriſſnen Herzen
Weckt längſtvergeſſne Schmerzen.

Lieblich tönt der Droſſel Sang,
Schmelzend weich den Berg entlang,
Und der Wand'rer ſteigenwunde
Lauſcht in's Meer geſtreckt dem Liede.

Traulich rauſcht der Mirſenquell,
Wenn er über Kieſel ſchnell
Sich durch Blumenanger windet,
Bis er ſtill im Strom verſchwindet.

Zärtlich klingt der Flöte Ton,
Angeſtimmt vom Hirtenſohn,
Wenn des Mondes bleiche Strahlen
Wald und Auen ſilbern malen.

Bei der Geige Zauberſtrich
Zuckſt du weich und wunderlich
Dir's im tiefſten Herzen ſchlagen;
Sind es Wonnen, ſind es Klagen?

Und der Orgel gold'ner Strom
Wogt vom Ohr im goth'schen Dom;
Auf der Andacht Aetherschwingen
Laß die Gottheit dich durchdringen.

Doch ich weiß noch schönern Laut,
Wenn wie Bräutigam und Braut
Zwei verwandte Menschenstimmen
Liebevoll in Eins verschwimmen.

Händel's Born und Flucht.

Novelle

von

Leopold Schefer.

Zur Mittelſtimme bin ich nicht geboren!
Ich bin der König der Thoren.

Meiſter Händel ſchlief noch feſt in ſeinem Zimmer. Daneben im großen Saale ging Maſter Smith, Händel's Schüler, Freund, Kaſſenführer und Famulus, mit finſterm Geſichte ſorgenvoll leiſe auf und nieder. Jetzt kniete er zu dem offenen Koffer, und packte Partituren und Stimmen hinein. Dann ging er umher, blieb in Gedanken ſtehen, kniete, nahm die Noten wieder heraus, legte ſie auf die Erde und blieb auf den Ferſen ſitzen, indem er ſeinen Kaſſenzettel erwog, und noch finſterer auf das Blatt ſah, und endlich gar darüber hinweg. Und wie die Gedanken, ſo blieben ihm die Augen ſtehen. Da pochte es lauter als gewöhnlich an die Thüre von der Treppe des Palaſtes zum Vorzimmer. Es flüſterte darauf mit Händel's Diener Gram, der hier in London zu einem Graham ausgedehnt worden war; und Graham klopfte jetzt leis an die Thüre des Saales mit dem verabredeten Noth- oder Mußzeichen. Mr. Smith ging verdrießlich zu öffnen. Als er aber des Königs getreueſten und vertrauteſten Diener, den alten redlichen Hannoveraner Hebein erkannte, ward er ſo freundlich wie er konnte, und ſprach: Nur herein, nur herein! Aber ſtill. — Er ſchläft!

»Nun, wie geht es?" frug Hobein. »Se. Majeſtät ſchickt mich ausdrücklich, mich genau und ausführlich zu erkundigen, was der arme Händel macht? — — Ihr ſeht mich mit zuſammengepreßten Lippen an, — mein Gott, er iſt doch nicht todt? todtkrank?" —

»Darauf," verſetzte Mr. Smith, »kann ich Euch die erfreuliche Nachricht ſagen: er iſt nur geiſtesohnmächtig, faſt blind, durchgefallen, beutelbankerott! — und dann noch einmal herzensbankerott."

»Ein ſchönes Quartett oder gar Quintett für einen ſolchen Mann!" ſprach Hobein. »Nun, leider ja, der »Meſſias" iſt durchgefallen — doch Meiſter Händel noch immer nicht! In ſo einem Mann ſteckt viel! Blind iſt er ſchon einmal geweſen; bankerott? da könnt' Ihr doch nur den Beutel, die Kaſſe meinen — die ſpickt ſich wieder! Aber geiſtesohnmächtig ſagt Ihr! Spukt es etwa dahier, hinter der Stirn? Nur aufrichtig! Nichts verhehlt, noch beſchönigt! Se. Majeſtät will helfen, ſo weit er als Freund und König kann. Und auch dagegen iſt zu helfen, in Zeiten, in Zeiten, ehe ſich ſo etwas feſtſetzt, wie ehe das Podagra in den Leib tritt, aber hauptſächlich hilft man dem Haupt durch andere Gedanken, durch Arbeit und Luſt!"

»Wir leiden an vier Uebeln, aber wir haben auch vier Mittel, theurer Sir Hobein!"

»Maſter, Maſter! das wird es thun für mich!" ſprach Hobein dazwiſchen.

»Aber ſprechen wir in Ruhe!" meinte Smith. »Ein kleines Frühſtück!" — Er nahm ihm den Hut aus der Hand und ſtellte ihn auf dem Stecke wie einen hochſtieligen Pilz in die Ecke zum Contrabielen, deckte ein kleines Tiſchchen an der Wand, Händel's Zimmer wohl 60 Fuß weit gegenüber, und wohl wiſſend und bedenkend, welche wichtige Perſon für einen Regenten ein treuer, verſtändiger, redlicher Diener iſt, der ſeinen Herrn in ſeinem Zimmer pflegt und zu-

frieden hält, und durch den immer ſanft und gütig geſtimmten und freundlich erhaltenen Herrn dem ganzen Lande und einzelnen Freunden mehr Gutes erzeigt, als Unerfahrene glauben — brachte Smith das Beſte und Liebſte für Hobein: Braunſchweiger Mumme, Braunſchweiger Wurſt, feines weißes Nailbread, zwei Flaſchen Kapwein, den in Afrika geadelten Europäer, ſetzte ſich dann zu ihm und kredenzte.

Das Glas in der Hand, frug nun Maſter Hobein: »Nun ſagt auch Eure vier Mittel! damit ich bei den vier Uebeln ſchon immer dem Wähler in die Hand arbeite.«

»Unſere vier Mittel ſind, und zwar Nro. 1: Die Reiſe nach Dublin, um dort den »Meſſias« hören zu laſſen, wo er auf die Gläubigen ganz andere Wirkung machen ſollte! Wir müßten aber längſtens heut Abend fort, mit dem jetzt verheiratheten Engel — der widerſpenſtigen Signora Cuzzoni, und ihrem Manne, dem Organiſten Santoni, mit dem Sänger Caffarelli, mit einem gewaltigen Baßiſtreicher und einem tüchtigen Trompetenſtößer im Halleluja. Aber ſie tragen alle Bedenken! Leider! Und Meiſter Händel ſelbſt will, immer halsſtarrig, aber diesmal wirklich wie raſend, dem hier durchgefallenen »Meſſias« auch gerade wieder hier in London vor aller Welt auf die Beine helfen. Darum iſt das Mittel Nro. 2: eine Badereiſe nach Aachen. Sie wird des großen armen Mannes Kopf und Sinn und Muth und Geiſt, und auch ſeine Augen wieder herſtellen, wie ſchon vor einigen Jahren, gerade als ich zu ihm in die Lehre kam und ſeitdem die Ehre habe, Händel's einziger Schüler zu heißen. Aber ich habe noch keine einzige ordentliche Lehrſtunde gehabt, nur meine Verſuche ihm vor Augen gelegt, und nur Ohrfeigen bekommen, die von dem Rieſen etwas zu bedeuten haben, mein beſter Hobein! Niemals hat der Künſtler Zeit als für ſich, das ſehe ich ein; immer geht er wie von Geiſtern beſeſſen umher,

immer muß er die Augenblicke wahrnehmen, wo ihn die Begeiſterung befällt, wo ein Gedanke, ein Engel, wieder aus ihm in die Welt hinaus will. Der Künſtler, der die Stunden, wo ihm wie zu einer Krankheit weh iſt, nicht ergreift wie Schwalben, der wird vielleicht nichts Unrechtes, nichts Fades machen, wenn er noch ſonſt ein Mann iſt, aber gewiß nichts Großes, Hinreißendes je. Darum beſcheide ich mich immer aus Liebe zur Muſik, die Händel macht! Dafür lerne ich Kapellmeiſter! Direktor! ſeine ſchreckliche Qual und Arbeit; ich lerne beinahe Abſcheu vor der ausgeübten Muſik, die doch erſt die Sache iſt, und Meiſter Händel ſpricht: »Wer nicht ſtärker iſt, als alle Marter bei der Muſik, der bleibe davon! Nichts erbärmlicher als Noten ſchreiben, und wie wüthend-gelaſſen ſchreibe ich Noten, ich, George Friedrich Händel! Ich probire dich tüchtig, mein Smith! Doch das bei Seite, oder gerade paſſend mit geſagt. Denn als ich zu meinem Meiſter Händel kam, da befand er ſich in gleichem Elend wie jetzt. Er war nicht ſowohl damals mit ſeinen Opern durchgefallen; und doch! Als Komponiſt Händel war er durch die außerordentlichen Sänger, beſonders durch Farinelli beſiegt; und da Farinelli die Muſik vom Porpora ſang, ſo behauptete der freilich große Singmeiſter, aber doch lächerlicher und grundloſer Weiſe den Rang über ihn und behielt das Feld, und unſere Oper mußte, mit Schanden nicht, aber zum tödtlichen Aerger von Händel, geradezu eingehen, verſchwinden, und Händel mit ihr als Opernkomponiſt! Es war nicht anders! Vortrag und Virtuoſität hatte ſich von Kompoſizion geſchieden, ſelbſtſtändig gemacht, ja himmelhoch über ſie erheben, als erſt die wahre und rechte, alle Herzen hinreißende Muſik. Die Ehre, die Kunſt, die Herrſchaft ſtand in Gefahr. Aber wie war da Händel! Er ſah aus wie der König Lear, den ſeine Töchter im Sturm und Regen verſtoßen, wenn

Lear ſo ein Rieſe von Leibe war, wie Händel. Lear klagte aber laut — Händel ging vor Schmach ſtumm umher! Er ſchlug mit der aus der Taſche gezogenen Fauſt auf die Taſten des Flügels, daß die Rabenkiele hoch in die Luft flogen. Der Blutandrang nach dem Kopfe hatte ſich auf die Augen geworfen, ſo daß er manchmal im Nebel tappte, an den Wänden hin, wo er den Baß oder eine Poſaune fand und mit Krachen auf den Boden warf, wie den groſſen Violon hier, der erſt ſeit der Zeit, daß er aus lauter Stücken geleimt iſt, ſo laut und ſilberhell ſingt, wie ein Kaſtrat."

Hobein lächelte und trank ein Glas auf Händel's Geſundheit. Smith that ihm Beſcheid und fuhr dann fort: »Sein Verſtand fing auch damals an zu leiden, wie unter uns geſagt — jetzt! Welches gewaltige Verlangen lebt doch in einem wahren Künſtler! Was für ein Drang iſt das im Menſchenherzen, wie in der Sonne aufzugehen! wie in der Erde aufzublühen, zu duften, zu leuchten, zu erquicken, ja zu entzücken! Gewiß iſt es einer und derſelbe Drang, der Schöpferdrang, der unerſtickliche! Aber wie der Maler erſt wirklich im Auge zum Maler wird, ſo wird der Tonkünſtler erſt im Ohr; ſein Werk wird da erſt Alles, erſt recht, und alſo der Meiſter erſt recht Alles! Sähen nun die Menſchen nicht, ſo iſt der Maler Nichts! Hören ſie nicht, verſchmähen ſie zu hören, ſo iſt der Tonkünſtler aus! verloren! Und das iſt wohl zu verzweifeln! wahnſinnig zu werden! Ich kann es mir denken, und nun erſt von Händel, dem — verzeiht mir, aber ich ſoll ausführlich und aufrichtig ſein — dem Trotzkopf, dem unbeugſamen Enakskinde, dem Simſon, dem noch Niemand die Haare abgeſchnitten, der immer Glück, immer Erfolg gehabt, immer Bewunderung von Jugend auf! Denn als Knabe übertrifft er bald ſeinen Lehrer Zachau. Bald in Berlin den Attilio. In Hamburg ſtürzt er, fünfzehn Jahr jung, den

Keiſer, den Direktor, und wird es ſelbſt; ſeine Opern »Almeria,« »Nero,« »Florinda« floriren. In Italien wird er als ein halbentpupptes Wunderthier angeſtaunt. Bei dem Großherzog von Florenz hochgeſtellt. In Venedig bewundert ihn der große Scarlatti. Der brave Haſſe ſchleicht nur neben ihm ſo hin. Er wird nach Rom berufen! nach Neapel berufen! nach Hannover berufen von unſerem hochverehrten Herrn. Er bricht ſeinen Akkord — und entweicht nach London; das geht ihm hin, weil ſein »Rinaldo« der Liebling des engliſchen Volkes wird; ja als ſein Herr, als Georg I. den Thron von England beſteigt, verdreifacht er ihm ſeinen Gehalt.«

»Durch des Baron von Kielmannsegge's Gönnerſchaft,« ſchaltete Hobein ein.

»Er unterrichtet die Prinzeſſinnen. Alle Großen drängen ſich an ihn. Wie Shakſpeare in ſeines Grafen Hauſe, findet er im Hauſe des Grafen Barlington alle Bequemlichkeit, wie noch heut bei ſeinem Sohn. Er ſtoßt auch Den vor den Kopf und wird Direktor der Kapelle des Herzogs von Chandos; er verläßt auch den, um die große Londoner Oper zu ſtiften, die erſte größte in der Welt freilich. Er beſiegt ſeinen Nebenbuhler dabei, den Buononcini. Er komponirt den Porpora und Attilio zu Schanden. Aber da jagt er den Lieblingsſänger des Volkes, den köſtlichen Veneſino, ſogar wider Willen des Königs fort — denn Händel muß Herr ſein in ſeinem Reiche. Da hatte er einen Volks-Fehler, einen Direktor-Fehler gemacht! Der alte, fröhliche, allbeliebte, grundhäßliche Schweizergraf Heidegger half ihm nicht mehr! Auch Rich nicht! Ueber die Volksgunſt iſt Niemand Herr; und Beifall läßt ſich vollends gar nicht erzwingen. Farinelli ſang beim Porpora, und unſere Sänger hieß das wenige Volk im Theater zum Spott nur »Veneſino!« oder »Alle kein Veneſino!« So verſanken wir in Schulden! Händel mußte nachgeben,

— aber er gab wüthend nach, erzürnt, erbittert, mit ungeheuern, schönsten Werken dem Londoner — Volke, kann man sagen, — Rache drohend! So fiel er in Geisteszerrüttung! Und der Koloß ging, am Körper gebeugt, mit dem Stocke! Da gingen wir, wie gesagt, in's Bad — und brachten aus Aachen »das Alexanderfest" mit. Das machte im Lande London Furore! Es war etwas Altes, Kümmerliches aus Italien neu, groß, englisch gemacht — das Pflänzchen »Oratorium" war zum Riesenbaum gezaubert durch Händel. Da rief es »Haendel for ever!" Da war Beifall und Geldfall, Geld- und Goldregen! Die nur durch Händel's Feinde in die Luft gehobene Italienische Oper war verloschen. Unser lieber Lord Middlesex nahm Händel'n zum Neuerschaffer derselben. Das ging, das brachte immer tausend Guineen für eine Oper. Aber er wollte als deutscher Mann auch nicht mit Schande von der deutschen Oper getreten sein — aber da ließ ihn — — ohne Virtuosen, also ohne gewohnte Darsteller, also ohne nun gewohnte Musik — das Volk im Stiche! in Schaden! in Schanden! in Verzweiflung! Da faßte mein wieder derb gewordener Meister den felsenfesten Entschluß, nur zu schreiben Was er wolle und Wie er wolle, allen Ohren zum Trotz; ein freier Mann auf eigene Faust zu sein, und von keinen Menschen ohne alle Ausnahme sich mehr hudeln zu lassen."

»Und doch noch Musik zu machen?" frug Mr. Hobein.

»Freilich! und Oratorien! im Kolossalen! mit ruhigem Herzen ohne Sieger, ja ohne Nebenbuhler. Und nun denkt: länger als ein ganzes heiliges Jahr alle Tage und Nächte, wenn alle anderen Menschen sich fröhlich ergingen, Hochzeit machten, Kindtaufen ausrichteten, schmauseten, tranken, spielten, gewannen, verloren, starben, reiseten, ja ich möchte sagen, indem sie aßen, tranken und schliefen, schrieb mein unverwüstlicher Meister: Noten — den »Messias"! Und doch,

wer iſt je glücklicher geweſen, als er in ſeinen frommen, welttiefen Gefühlen, in ſeinen dabei geweinten Thränen, in der Freude über die Herrſchaft über ſeine Kunſt, in der Ahnung des höchſten Ruhms durch die erweckten ſeligſten Empfindungen! Doch ach, auch die Qual der Proben, die Marter mit den Einzelnen, die Wuth gegen Einen falſchen Ton in den Maſſen, das Verlangen nach reinſter Vollkommenheit — das Alles machte Fiasco! zwar nicht Gepfeif und Gezisch — aber ſtumme Fiſche! und gräßlich ſchreiende Tadler! Man mag ſagen, was man will: der Meiſter fällt mit ſeinem Werke!"

Smith hielt ſich die Hand vor die Augen, Mr. Hobein rieb ſich die Stirn, und frug dann: »Nun das dritte Mittel?"

»Graf Darlington," ſprach Smith ſeufzend, »will eine Muſikſchule in der Grafſchaft Durham ſtiften —"

»Und Meiſter Händel ſoll Lehrer werden, nicht wahr?" ſprach Mr. Hobein lachend. »Wenn ich da an Eure Backen denke, da thun mir erſt die kleinen und groſſen dummen Jungen wirklich leid!"

Und Mr. Smith verſetzte ernſt: »Und mir mein edler Händel; ein großer Meiſter lehrt durch ſeine Werke, und lehrt ganze Geſchlechter, ganze Völker, ja die Nachkommen immerfort; aber nicht Gaſſenjungen, die jeder Pfuſcher lehren kann, der Abends lernt, was er Morgens vorträgt. Und aus den Werken der Meiſter lernen ſelbſt die begabten Menſchen am klarſten, nicht aus Worten. So ein Werk iſt ja auch die Natur, die Alle Alles gut lehrt — mit ihrem eignen Verſtande!"

»Genug," ſprach Mr. Hobein, »ich weiß für die Stelle da meinen Schwager, den Herſchel in Hannover. Alſo das vierte Mittel iſt?" —

»Daß Händel das große Dintenfaß an die Wand wirft, — traut ihm das zu — wieder nach Halle geht, ſei-

nes Vaters Badſtube öffnet, die Barbierbecken heraushängt und Studenten und Halloren — —"

Hobein ſtand auf.

Smith ſagte: »Traut ihm Alles zu! Er iſt ein Eiſenkopf, wie iemals Cato, Karl XII., oder ſonſt ein Mann von »Alles oder Nichts"!"

»Er hätte ſollen eine Frau nehmen!" verſetzte Hobein aus aufrichtigem Herzen.

Darauf antwortete Smith nicht, ſondern holte in aller Stille eine große Schachtel und ein ſchönes Käſtchen herbei, öffnete Beides, und ließ den erſtaunten Hobein einen ſchönen Damenhut, und eine prachtvolle goldene Halskette, zwei koſtbare, ihn wie lächelnd anfunkelnde Ringe, und Ohrringe aus großen Perlen ſehen.

Hobein frug den Freund nur mit den Augen.

»Ja, ſo weit war es, das heißt, ſo weit war Meiſter Händel! Das war das fünfte Elend!"

»Wiederbekommen?" frug Hobein.

»Nein! Wiedergenommen! — gar nicht gegeben! Geſchenke und Liebe und Eheſtand, Frau und Kind und Kindeskinder, Alles im Stillen zurückgenommen, todt gemacht und todt gedacht."

»Da mag wohl der Haken ſitzen, nämlich im Herzen!" ſprach Mr. Hobein. »Aber, nimmt wohl ein Mann die zweite Frau, warum ſollte er in ſeinen rüſtigen Jahren nicht noch die Erſte nehmen?"

»Wenn ſie was taugt!" verſetzte Smith.

»Taugte ſie nicht? nichts? gar nichts? Etwas taugt immer jede Frau, freilich nicht Jede für Jeden. Aber dem Rechten gewiß. Dafür wählt man nach dem Herzen. Und was läßt man, oder ein Mann einer Frau wegen, Eines Kindes wegen ſchon gut ſein, geſchweige wegen ſieben Kindern! Da iſt Alles ſiebenmal gut, mein lieber Smith! Und läßt man acht lieben Menſchen ſchon Alles gut ſein, warum

nicht eben ſo Achtzigen, Achthunderten, Achtmalhunderttauſenden? Man trägt nur denſelben freundlichen Blick und Sinn auf Andere über! Und die Kunſt iſt leicht. Händel ſelber hätte ſie gelernt, und hätte die Sängerin Cuzzoni gewiß nicht zum Fenſter hinaus zu ſtürzen gedroht, weil ſie nicht ſingen gewollt, ſo wenig als ſein Töchterchen: weil es geſungen — ſo was man ſchreien nennt! Gerade jedem Künſtler rath' ich zur Frau, die ihm gewißlich beweist: er lebt bei Menſchen auf Erden. Eher kann jeder andere Mann eine Frau entbehren; denn die Andern ſind und leben von Hauſe aus ſchon nicht ſo abgeſchloſſen in ſich, und darum ſo eigenſinnig, grillig, ſo auf ein Pünktchen erpicht, und auf eine Fliege ſo böſe, die — mit Erlaubniß — noch ein Viertel zu einer halben Note punktirt. Mich ärgert keine Fliege! Ausgenommen wenn mein Kleines ſchläft. Da ſetz' ich ihr aber indeſſen Honig auf den Tiſch, oder ſtreue ihr Zucker hin, daß ſie mir das Kleine in Frieden ſchlummern läßt, mein lieber Mr. Smith! Lacht mich nicht aus! Ein einſamer Mann iſt ein Brummbär, und ein einſamer Künſtler kann verrückt werden ohne Frau! War die Perſon denn gar nicht darnach?"

»O ich habe ſie geſehen; ich mußte ſie ſehen, als mein theurer Meiſter ſeine Freude gar nicht verbergen konnte, zu mir trat, und mich mit fröhlichem Geſicht aus ſeinen groſſen ſchwarzen Augen ſo liebreich-liſtig anſah. Groſſe Freude brach da aus dem Blick! Ich freute mich ohne Urſache mit. Aber er brachte kein Wort über die Lippen. Endlich ſchickte er dieſer Tage mich einmal mit drei groſſen langen Allongen-Perrückenkaſten nach ſeinen Perrücken, und gab mir mit einem Wink die Adreſſe. Er war ſo ſcherzhaft geworden, daß ich ſogar unſeres Graham's Bedientenkleidung anziehen mußte. Ich fuhr mit den drei Kaſten ab."

»Alſo zum Perrückenmacher?" frug Hobein.

»Zum alten Bird bei des Königs Marſtall. Ich ließ halten, ich trug meine drei Kaſten in das Haus, wo mir

ſein Junge, der Georg, ſagte: Miß Cecilia iſt darin! Da ſah ich nun freilich ſeine ſchöne, reizend gebaute, große Tochter, die jeder Potentat ihrer Geſtalt wegen zur Frau machen konnte, wenn ihr verſchlagenes, ſchnippiſches, ſcheinniſches Weſen zu ihrer Geſtalt gepaßt. Sie packte mir die langen Alongenperrücken in die Kaſten, nachdem ſie dieſelben, und dabei auch mich, ſo tüchtig eingepudert hatte, daß ich ſelber kein Fenſter mehr ſah, und mir Luft blaſen mußte, worüber ſie ſich bald krank lachen wollte, ſo daß plötzlich aus dem Himmelbett im Alkoven wahrſcheinlich die mahnende Stimme des alten kranken — Schwiegervater Bird erſcholl, aber vor Huſten von dem Perrückenmacher-Pulverdampfe ſchwieg; bis er mir doch, wie er ſagte, von ſeinem Sterbebette noch tauſend Dank an meinen großen, berühmten, guten Herrn, den königlichen Kapellmeiſter und Direktor Händel auftrug, für das Glück: daß er vor einiger Zeit ohne Perrücke zu ſeiner Majeſtät gefahren ſei! für das Glück, daß der großartige Mann noch ſeinen leeren Kopf entdeckt, und ein Bereiter ihn in dieſer für einen Hofkavalier geradezu entſetzlichen Noth zu ſeiner lieben Tochter Miß Cecilie gewieſen — und für das Glück, daß ſie in dem alten großen Kaſten unter dem Rummel noch eine alte lange Perrücke gefunden; und für das Glück, daß ſie dem ehrwürdigen Herrn ſo ſchön gepaßt habe, ſo daß er ihr zwei Guineen für die alte Perrücke und eine Guinee für ſchnelle, ſuperbſte Inſtandſetzung verehrt, und durch ſein Rühmen dieſer Perrücke in ſeinem hohen, großen Kreiſe ihm ſo viele hohe und große Kunden zugewieſen, ſo daß er noch einmal ganz obenauf in die Mode gekommen und darum ſehr bedaure, nun bald in jene Welt zu ſcheiden, wo ſeine Meiſterſtücke vielleicht nicht gerade Mode wären! Nachdem ich dagegen dem Herrn — Schwiegervater in spe und im Bett, noch das ruhigſte, glücklichſte Leben bei einem ehrenfeſteſten Schwiegerſohne gewünſcht, und von — Mißriß Händel — verſchämt, ſchwei-

gend und errethet Abſchied genommen, brachte ich meine drei Ungeheuer glücklich in den Wagen, fuhr damit ab, und hielt ſie feſt, daß ſie nicht rüttelten und ſchüttelten. Der Meiſter las mir zu Hauſe nur in den Augen, und ich that und war ſo verlegen, ſo ehrbar wie ein ſtummer Hochzeitgaſt. Er aber ſtülpte ſich ſeine Cecilien-Perrücke mit ſichtbarer Freude auf den Kopf und ſchien ſich ſelbſt im Spiegel zu beſehen, während er gewiß nur die ſchöne Schöpferin ſeines Hauptſchmuckes hinter ſich ſtehen ſah, und hinter ſich wirklich vermuthete, denn er kehrte ſich lächelnd um und griff in die Luft. Er muß den Traum des Eheſtandglückes doch mehre Wochen geträumt haben, denn in Cecilia's Zimmer auf dem alten wacklichen Spinet fand ich von ſeiner eigenen Hand, ſo ſauber und ſo leicht als möglich wie für Kinder geſchrieben: den ſchönen Hirtengeſang aus dem »Meſſias", und das Zarte: »Iſt Gott für uns, wer kann uns ſchaden?" — Mir kommen die Thränen in die Augen, wenn ich das nun heut bedenke, da der theure, gute Meiſter nun weiß! da er krank nach Hauſe kam, ſich auf ſein Bett warf, in Träume verfiel, ich bei ihm wachte, auf jeden Athemzug horchte und er mit Thränen in den Augen laut lachte, den Vorfall bei Cecilia erzählte, und wieder, mit dazu geballten Fäuſten, lachte, daß er vor Zorn keinen Athem hatte."

Eben wollte Mr. Hobein fragen, wie Händel von Cecilia, oder nicht zu ihr gekommen ſei, als Graham ſie unterbrach, und von einem draußen harrenden Diener die ſchon quittirte Rechnung für den Schmuck brachte, weil Sir Händel abreiſen wolle, wie in der geſtrigen »Evening-Post" ſtehe.

»So muß man gewöhnlich von dem wenigen Gelde noch ſein altes Aergerniß bezahlen," ſeufzte Smith zu Hobein, und hatte ſo eben an Graham das Geld gegeben, als ſich auch noch der Perrückenmacherjunge, ohne Frage, mit ſeinem langen Kaſten durch die Thüre drängte, und die

längſt beſtellte, nun fertige Perrücke von Miß Cecilia, ohne Ein Todtenhaar, dem verdroſſenen Smith hinhielt, aber ſie ſchon fallen ließ, ehe dieſer noch recht zugegriffen hatte. Der freche Junge lachte. Smith griff ihm in die Haare und zog ſie auf dem Scheitel zuſammen, daß der Junge vor Schmerz ein wüthend Geſicht ſchnitt, aber nicht ſchrie. Er ließ ihn los, ſah nach dem Kleinode, und befahl ihm, ſie wieder in beſten Stand zu ſetzen.

»Für ein Trinkgeld ja!« verſetzte der Junge. »Es iſt die letzte! Ich werde Schiffsjunge; und da unſer alte Meiſter Bird aus ſeinem Neſt in den Himmel geflogen, und Miß Cecilie auch gern reiſen will, aber kein Geld hat, wie ich keins, ſo wird ſie zu einer Lady gehen, die reiſet. Hier iſt die Bill! — billigſt! — Uebrigens ſeid Ihr aus einem höflichen Bedienten gar bald ein grober Herr geworden!«

Nach ſeiner Arbeit verlangte er, noch den Friſeurkamm zwiſchen den Zähnen, ſein Geld. Da er das empfangen, auch ſein Redreſſur-Geld — Einen Schilling; und für das Zauſen an ſeiner Perrücke zwei Schillinge; und als ihm Smith eine Ohrfeige gegeben, verlangte er, bei Vermeidung des Spektakels aller Perrückenjungen d'runten auf der gepflaſterten Straße vor den Fenſtern, wohl zu merken, vor den gläſernen Fenſtern, für die Ohrfeige nun gar eine ſilberne Krone, billigſt.

Smith war im Begriff ihn hinauszuwerfen, als Mr. Hobein dem Jungen das Geld gab. »Ich weiß, du heißeſt Georg,« ſagte er zu ihm, »darum gehe in Frieden!«

»Ihr ſeid ein guter Herr,« ſprach der Junge luſtig und übermüthig; »ich weiß, Ihr verehrt mir auch noch das Glas Wein!« Er ergriff es, trank es aus, ſteckte die übrige halbe Wurſt ein, und empfahl ſich, ſeinen höflichen alten Perrückenmachermeiſter nachahmend.

Da war Händel über das Geräuſch erwacht und ſie hörten ihn umherſchreiten. »Geſtern,« ſprach Smith,

»kommt er todtenmüde aus der Aufführung des „Messias" — bei völlig leeren Stühlen und Bänken, nach Hause, und gleich zieht er sein apfelgrünes Gallakleid mit kurzen apfelgrünen Hosen, die seidenen Strümpfe, die Schuhe mit goldenen Schnallen an, setzt die Gallaperrücke auf, steckt alle seine kostbaren Ringe — lauter Geschenke hoher Personen — zu seinem Selbstgefühl, an seine Finger, stellt alle goldenen Dosen umher, setzt sich in seinen Prachtsessel, verlangt sein Glas und den Krug mit frischem Wasser — ja, seht mich nur an: mit frischem, klaren, beruhigenden Wasser; denn er sagt: »Gedanken und Melodien hat jeder Kuhhirt; jeder Mensch hat mehr Fantasie, als ein Künstler brauchen kann — aber, aber der klare, richtende, wählende, verwerfende, oder herbeiziehende Verstand, der Alles zu Einem Zwecke aus Einem Gefühl beherrscht, der macht eben den Schöpfer, den Meister! Ein Verrückter, und hätte er noch so himmlische Gedanken, kann und wird nie ein echtes Kunstwerk schaffen, denn eben sein schöpferischer, kühler, weiser Verstand, seine Kraft ist verrückt — und er schreibt ohne Wahl, und Sachen ohne Ende!" — und bei dem Wasser also komponirt er die Nacht im Finstern an seinem »Samson", aber gewiß ein untergelegtes Finale: wie Simson die Säulen faßt, voll Rache sie umreißt, und das Haus und die Schwärmenden mit sich begräbt. So angezogen hat er sich Morgens auf das Bett geworfen!"

Und so trat nun dieser große Geist, der zum Unterschied von andern Menschen »Georg Händel" hieß, in seinem großen Leibe — und in seiner großen Perrücke aus der Thür; eine ruhig-große, eingefleischte Macht der göttlichen Kraft, die da Musik heißt und ist. Er war heut blaß, müde, abgespannt, und doch rollten ihm die großen, ausdrucksvollen, etwas gerötheten Augen, als er mit sonorer Stimme, in der ein tiefer Unwillen das Verlangen dämpfte, die »Evening-Post" verlangte!

„Gebt ſie ihm nicht, nur heut' nicht!“ flüſterte Hogarth
i Smith; „der darin enthaltenen Kritik wegen, die er
hon Händel'n bekannt glaubt, ſchickt Se. Majeſtät mich
ben her! Das Blatt ſoll ganz gelb und braun vor Galle
ein!“

Händel aber hatte Hogarth erkannt, und als er auf ihn
ukam und mit königlichem Anſtand vor ihm ſtehen blieb,
erneigte ſich Hogarth mehr als gebührlich, brachte ihm den
uten Morgen Sr. Majeſtät, bat um ſeinen Beſuch, weil
wig merkwürdige Sachen aus Deutſchland angekommen
wären: — Sebaſtian Bach's »Engliſche Suiten“ — für
en König komponirt, und Bach's »Große Paſſion“;
auch wünſche Se. Majeſtät, ſehr affektionirt, zu erfahren,
womit er ihm gefällig ſein .... ihm helfen könne?“

Da ſchwebte ein ſehr feines Lächeln über Händel's Ge-
ſicht, kein ironiſches, ſondern ein Lächeln, das ein ſehr gro-
ßes Ueberſchauen und reines Unterſcheiden göttlicher und
menſchlicher Dinge in der Welt bekundete, und er ſprach:
»So? das muß mich freuen, und ich bin dankbar, gewiß
dankbar und verehre Se. Majeſtät; und wenn ich einen
Hofmaler hätte, beföhle ich ihm, den König zu malen, wie
er, ganz allein, daſitzt, Händel's Oratorium, den »Meſſias“,
freudig und fromm anzuhören, feſt wie ein Aſt, ungeſtört
— nicht von der Menge, ſondern dem abſolut leeren Raum
wie vor der Schöpfung. Das iſt dem Künſtler die höchſte
Ehre, wenn Herrſcher des Volkes ſein Werk ehren — ich
ſelbſt für mich bin mit trocknem Brot und Waſſer zufrie-
den, ja mit Fußtritten, ja mit dem Staubbeſen! Aber
der König will mir helfen? mir? der gute arme Mann!
So weit reicht die lange Hand der Herrſcher nicht. Das
Reich der Kunſt iſt ein abgeſchloſſenes, inneres, eigenes Reich.
Da leben Geiſter, da brauſen Meere, da brauſen Winde,
da lächeln Sonnen, denen kein Menſch gebieten kann, und
heiße er der auf allen Meeren mächtige gute König Georg!

Da lebt Alles von Hauch, vom Herzen, von dem geheimnißvollen Sinn und Unsinn, der da Geschmack heißt, ja vom Lächeln des wandelbaren Chämaleons — der Mode! der Fashion! Mein lieber Hobein, Ihr bringt gern gute Nachrichten unserem gnädigen Herrn, sagt ihm nur: Es freute mich unendlich, daß mir Se. Majestät nicht helfen kann! — Er kann mich nicht anfassen — ja nicht anrühren —: Ich bin ein Geist!"

Hobein wich vor dem, mit sonderbarer Aufrichtung der hohen Gestalt Händel's begleitetem Wort etwas verwundert zurück, so daß Händel lachte, ihm die Hand gab und sprach: »Ich bin auch ein Kaiser! Wir sind die sächsischen Kaiser in der Musik. — Ich Händel! — Bach! — Graun! — Hasse! — Hasse! mein guter armer Hasse — deinem Schicksal war ich nahe! — Nur soll mein Volk nicht unsere Majores Domus vergessen, niemals den deutschen Roland Lasse! und den Isaak! Nun die Sachen vom Bach freuen mich barbarisch. Und mich können sie freuen, denn ich kann sie! Uebrigens nun — es ist ein Fest für die Welt, wenn große Geister wieder ein Werk vom Himmel herabstreuen in die Tage der Menschen; wie die »Suiten", und die »Passion". »Suiten" will ich später auch schreiben — jetzt lebe ich die englischen Suiten! Bach lebt wie er denkt, und arbeitet wie er lebt. Mich treibt die Gewalt in's Herrschende, in's große Leben hinaus! Ich will lieber Stürmen Trotz bieten, Wogen beschwören, lieber scheitern — als nicht draußen auf meinem Elemente fahren! Ich muß Neues! Uebergewöhnliches! Erstaunendes! Jetzt hat mich wieder ein Mahlstrom ergriffen, Charabdis — aber fester als Ulysses, steure ich hörend mit unverklebten Ohren hindurch! Und wenn ich ein Neider wäre, oder ein Schadenfroher, so ließ ich jetzt den Sebastian auf Fausti Mantel herüberholen, daß er hier mit seiner großen Passion noch elendern

Bankrott machte! Aber ich will es nicht thun! Ich bin Händel.»

Darauf kreuzte er ſeine Arme über der Bruſt, blieb ganz aufgerichtet ſtehen, und ſein Blick ſah in die Ferne — der Tage des Künſtlers und in die Tiefe, gleichſam in die geſchmückte Halle ſeiner Werke, worin alle Geſtalten daraus durcheinander ſchwärmten, wie lebendig gewordene Bilder, die aus ihren Rahmen herab in den Bilderſaal geſchwebt ſind, oder wie lebendig gewordene Götterbilder. Er aber beherrſchte ſie mit ſeinem Blick und freute ſich lächelnd ſeiner Geſchöpfe, hörte, wie ſie alle ihre Arien verſuchten, wie in einer himmliſchen Judenſchule, und merkte kaum, daß der ihm wie ein Traum erſcheinende Hogarth ſich ihm äußerſt höflich empfahl, und nickte dennoch mit dem Haupte ihm gnädig nach, wie Zeus.

Gram trug das Frühſtück in ſein Zimmer, rührte ihn dann an, weckte ihn, ſo daß er ſah und frug: »Iſt das menſchliche Elend da? Geht der Tag an?» — Und während d'runten zwei Wagen vor die Thür rollten, und man den Kutſchenſchlag öffnen und die Tritte niederklappen hörte, ſchritt er aus dem Saal.

Jetzt kamen vier Freunde Händel's herein. Alſo alle beſondere Kenner und leidenſchaftliche Freunde der Muſik. Unbeſprochen kamen ſie alle ihn tröſten zur Zeit der größten Noth des Künſtlers. Die Kritik der »Meſſias» war aus der »Evening-Post» wie ein Blitz über London gefahren, und in den Meiſten ſchon wieder verloſchen. Denn in einer großen Hauptſtadt, mit einem Volke zu Einwohnern, iſt alles Einzelne nur einen Augenblick wichtig; es fährt durch die Köpfe, durch die Herzen; ſelbſt eine verlorene Schlacht, ein Sieg, iſt nur ein aus dem Weberſchiff ſchnell vorüberſchießender bunter, rother, blauer, grüner, weißer, ſchwarzer Faden in das Gewebe ſeiner Geſchichte und ſchnell darin feſtgeſchlagen; und der neue Faden erſcheint, und iſt eben

ſo ſchnell verſchwunden, wie tauſendfarbige Wogen, die, von ſtehendem Winde gepeitſcht, ſich unaufhörlich einander überwälzen — ſo daß nur das Meer bleibt: das Volk! Die in der Schlacht des Lebens Verwundeten aber leiden fort in der ewigen Freude. Und ſo hallten die Schläge der Kritik nur noch in den Freunden nach; aber gräßlich. Jeder hatte den Andern abholen wollen, und ſo kamen ſie denn zuſammen. Graf Darlington, ein ſchöner Mann in den Dreißigen, hatte die Kritik in der Taſche, um auf ſchonende, hilfreiche Weiſe Händel'n aus ſeinen Leiden heraus und zum Lehrer der Muſik nach Durham zu ziehen. Denn ihm lag es am Herzen, daß das engliſche Volk endlich für die Muſik gebildet werde, und Sinn dafür durch die Kenntniß derſelben erhalte. Er führte den, in lauter Freuden und im Sinnen auf lauter Volksfreuden, achtzig Jahre gewordenen Schweizergraf, den berühmten Heidegger, die Treppe herauf. Lord Middleſex, der Ex-Unternehmer der geſunkenen italieniſchen Oper, der Enthuſiaſt für Virtueſen im Geſang und auf Inſtrumenten, und ein gläubiger Harrer auf die endlich wahre Muſik, die da kommen ſoll, führte den alten Berliner Meiſter, den durch die Bettleroper berühmten Freund alter Muſik, den Doktor Pepuſch, hier Piposch genannt, in den Saal, der ihnen ſo verlaſſen wie ein Trauerhaus vorkam; und ſie ſprachen ſo leiſe, als läge Händel daneben Leiche — indes er fleißig frühſtücken ſaß. Heidegger, ein hoher, wohlgewachſener Greis, der ſein grundhäßliches Geſicht zeitlebens hinter eine unaufhörliche Beweglichkeit, ein Lächeln und Lachen verborgen hatte, ſagte jetzt zu den Freunden: »Da ſind wir vier Elemente der Muſik" denn vereint zum ewigen Zank in der Welt! Das Alte — unſer Doktor Piposch! das Neue — unſer Lord Middleſex! die Kunſt — unſer Graf Darlington! und „Alles, was dem Volke gefällt" — ich

alter Apoll von Belveder! Und ſeht, da trägt Gram die Kritik dem Meiſter Händel zum Frühſtück — die »Evening-Post!«

»O welcher Lohn, für ſolche Arbeit!« ſeufzete Doktor Piposch. Die Kunſtrichter ſollten ihrer Natur nach alle Künſtler in Schuz nehmen, um der Kunſt und ihres eigenen Daſeins willen, das ſie wie Schmarozerpflanzen nur von dieſen Bäumen friſten. Das Beſſerzumachende ſollten ſie deutlich und freundlich ſagen. Jeder Richter ſoll der Schuzverwandte des Beklagten ſein — nicht der Ankläger und Henker!«

„Beſter Piposch,“ ſprach Heidegger, »Ihr vergeßt, die Kunſtrichter ſind auch — Volk! Sie reden zum Beſten des Volkes auch, ja zum Beſten der Kunſt, die alle ihre Meiſter überdauert! Sie reden für tauſend Schüler! Darum hört das Volk auch ihre Witze gern. Aber Streiche, mit vergifteten Waffen, tükiſch auch auf den Menſchen geführt, die weiſet es mit Verachtung ab, und ehrt den Verlezten um deſto mehr. Darum halte ich dieſe Beurtheilung unſerem Händel für ſegenbringend.“

„Ja, ihm in den Himmel zu helfen!“ eiferte Doktor Piposch; der Schlag kann ihn rühren. Sind nicht ſchon Meiſter plözlich geſtorben, die von einem Andern nur übertroffen waren, oder ſchienen?“ *)

Jezt that es in Händel's Zimmer einen Fall, als ob ihm ein Unglück geſchehen. Sie ſtanden erblaßt — aber ſie hörten mit Freuden nun den Stuhl nur völlig zerſchlagen.

»O über die Schreiber!“ fuhr Doktor Piposch erbittert fort, „wer iſt denn die Kunſt? An ſich ſelber gar nichts, ſie lebt nicht, ſie fühlt nicht, ſie iſt gar nicht vorhanden, als im Menſchen, im Künſtler. Sollte nun nicht ſo ein

*) Wie Jemelli vom Dresdener Schuſter.

Anmerkung eines Leſers „avant la lettre.“

Schreiber erwägen, ob er mit seinen Worten Jemanden im Hause ohne alle Rücksicht vergiftet, rädert, hängt, ersäuft — seine Frau und Kinder unglücklich macht? Das Leben ist zuerst nöthig, dann fragt sich erst, was etwa noch weiter auch. Ich, der alte Doktor Piposch, habe mich nur über — Lob zu beschweren, und doch — o diese Fellows! diese Fellows, die sich an Komponisten, Sänger und Virtuosen andrängen, ihre Weise ablauschen, aber in ihr Herz nicht sehen können, den Quell der Schönen niemals erblicken, die niemals auch nur eine Arie komponiren oder blöcken können, nicht die Viola, oder nur Eine zum Ganzen passende Note dazu setzen; ja, Fellows, die keine Pause machen können, die Pause, die stumme und doch die höchste Sprache, das ausdrucksvollste, heiligste Wort in der ganzen Musik! Fellows, die da wähnen, sie können die ganze Musik mit ihrer freien Entwicklung in den Geistern, in die 24 Buchstaben des Alphabetes fangen! Fellows, die glauben, sie schreiben den Geistern den Weg vor, den die Musik nehmen wird und soll; Fellows, die glauben, ihr das große Strombett zu graben mit ihren Gänsefedern. Vernagelt, verächtlich, wenn sie das Erhabene, Große nicht begreifen, noch begreifen wollen, weil es nicht nagelneu, sondern eisenalt ist, und es nun dem treuherzigen, leichtgesinnten Volke vergällen, Mord und Tod in die himmlische Flut, Wasser in die feurige Glut und den Brand und das Leuchten der Töne schreien, daß das Volk erschrickt und davon läuft — aus Händel's »Messias"! Schmierer! Schnatterer, nicht einmal Ochsennachtwächterhörner, die doch noch Einen Ton im Leibe haben! Mörder, Giftmischer, böse Geister, in die Welt gesandt, die Menschen nicht ruhig gewähren zu lassen, sondern ihm Todesurtheile vorzugeigen, oder vorzusummen auf dem Brummeisen. Aber ihr Menschen hört doch selbst! glaubt doch euch selbst, der Musik, dem „Messias"; nicht durch das Geschrei, und den

Neid und den Haß darüber! Doch Eins iſt wahrlich gewiß: Die Geiſtesüberlegenheit der Kritiker iſt nur eitel Schaum und Blendwerk! Die Fabel, daß ihre Sicherheit aus Schöpferverſtande kommt, der alles Wahre ſagen könnte... wenn er nur wollte! Aber da wären alle Künſtler und Virtuoſen nur Sklaven! Alle Meiſter nur Lehrjungen! Aber, Gott ſei Dank, das Eine iſt gewiß: von jedem neuen, groſſen Meiſterwerke müſſen die Kunſtrichter lernen! hören und lernen, lernen und merken!"

»Habt ihr noch Athem, Doktor Piroſch?" frug der königliche Maitre des plaisirs, Heidegger.

»O ja, noch langen!" entgegnete Piroſch. »Ich weiß noch, was Händel ſagte, als ihm Haſſe hier in London auch ſchwere Tage machte, und Parteien aufſtanden. Er ſagte: Das Volk ſoll ſich nicht unter die Schreier ſtellen! Immer darüber! Oder doch daneben. Kein Künſtler und Sänger ſoll ſich unter den andern ſtellen, ſondern neben die andern alle; denn Jeder iſt Einer, iſt eigen, und Alle eben ſind erſt die leibhafte Muſik, die da Leben hat. Jeder füllt ſeinen Platz aus, Jeder iſt nöthig, wie Geige, Horn, Flöte, Trompete, Viola, Cello und Baß, ja die alberne Pauke — kurz alle Inſtrumente, wie alle Regiſter in der Orgel; und ich achte ſelber die Windlade, die Blaſebälge und den Balgentreter, der mir die Hände nicht von der ſpringenden Klaviatur ſchlägt durch ruckendes Treten — der Schafskopf! der Plumpſack! der Ohrfeigenkandidat! der Prügelerſpektant!"

»Nun, nun! holt nur nicht ſo aus! Ich habe niemals Bälge getreten," verſetzte Heidegger. »Beruhigt Euch nur, Doktor! Piroſch! Hört mich nur! Denn mein Eins iſt eben ſo gewiß: Jedes tüchtige Werk bleibt nach allen Kritikern ſtehen, wie nie beſprochen! So z. B. Horaz, Virgil, Taſſo, Petrarka. Wer weiß noch von ihren Feinden was? wer weiß nur — daß ſie einſt einmal eher hundert-

mal ſchmählich zerzauſt worden ſind. Alles Gute ſiegt. Aber durchbeiſſen muß es ſich auch, wie Hühnchen aus der Schale, wie der Seidenwurm aus dem Kokon, um für immer frei in der Welt zu kakern, zu ſingen und ſo weiter. Eine Marmorſtatue ſelber muß gleichſam erſt geboren werden — als große, vollwachſene Perſon! Ihr lacht — es iſt wahr! Und meine Nummer II iſt auch wahr: Wie alle Kritiker gegen Alle zuletzt immer Unrecht behalten, ſo reden ſie Wind! Aber ſie bereiten auch den Herren »Allen,« dem Volke den Sinn, klären ihn auf, ſagen ihm wenigſtens: worauf es ankommt. Und der Kritiker mit ſeinem Urtheil hat ja gelernt von den Meiſtern und ihren Werken, von Hunderten von der ganzen Reihe her, ſo daß Einer ſogar wohl Eines Werkes Weiſe und Werth, gegen die andern Meiſter-Werke geſtellt, wohl abwägen kann: Wer in der Art des vorliegenden Werkes beſſer, was in einem andern faßlicher und ſchöner iſt. Nur aus den Meiſtern und Meiſterwerken her gibt es Kunſtwerkslehre, die ohne verrückt zu ſein, ſich nicht anmaßt, eine Genielehre zu ſein, eine Lehre, durch welche ein hölzernes Herz und ein lederner Geiſt ein Genie wird; ſondern auf welchem Wege das Genie wirklich — und auf welchen Abwegen und durch welche Irrthümer und Fehler nicht, das Genie auch Meiſter wird. Kein wahrer Meiſter ohne Genie; aber viele herrliche Genie's ohne Meiſterſchaft. Selber der junge Kanarienvogel muß Kanarienſchlag lernen von Vater und Mutter; bei Gimpeln vergimpelt er und wird zum Karrenrädel. Die Ehrenerklärung des Genie's aber iſt: Wer verſteht denn die Winke und Warnungen der Kunſt-Friedensrichter, als blos das Genie? Wem ſchaden denn aber die Aufrufe: frei zu ſein, was jedes iſt, zu geben, was jedes hat, und ſo ſchön es kann? Ich vergelte Euch mit einem andern, auch eigenhändigen Werte Händel's (denn es hat ſogar Hände und

Füße) —: »Die gröſten Genie's ſind immer die fleiſſigſten Schüler geweſen. Wann und Wo und von Wem? ob auch von der ſtillen Nacht, und von ſich — das iſt gleich! Und warum? Warum? Zumeiſt und zuerſt und zuletzt nur um ſelbſtſtändig zu werden, um der Welt und ihren Worten und Werken entledigt, entboben zu ſein, um der Freiheit des Meiſters willen, und keine Freiheit ohne Meiſterſchaft! Keine Meiſterſchaft ohne Freiheit. Das ſollte mir einfallen, Jemandens Sklave in etwas zu ſein! Ich arbeitete mich noch heute todt und blind! Dagegen Meiſter Händel, wie ſagt mir der engliſche allgemeine Schuſter- und Schneidertitel Alles, und gibt mir meinen Rang auf allen Gaſſen von allen Schornſteinfegerjungen, der hölliſchen Brut — »Meiſter Händel! guten Tag!« — Geiſt und Kunſt, mehr will ich nicht beſitzen. Anders können die Späteren ſein; aber beſſer in ihrer Art als ich in meiner, kaum! — und beſſer in meiner — zum wenigſten kaum! wenn nicht — gar nicht!« — Das ſagte mir Händel am Morgen, als er die Nacht ſein groſſes Halleluja vollendet, das er geradezu für eine göttliche Eingebung hielt. Und wahrlich alles Gute und alles Schöne kommt vom Himmel. Das Schöne thut ſo viel Gutes als das Gute. Das Schöne iſt das beſte und liebſte Gute. Doch ſtill! Was wird er nur heut ſagen? So etwas iſt merkwürdig! Da kommt er!«

Der auf den Tod gekränkte hohe Mann trat ſchweigend herein und ſah kaum ſeine ihn ehrerbietig grüſſenden Freunde. Er hatte vermuthlich ſeine groſſe Perrücke an die Wand geworfen, denn während die Thür aufging, ſahen ſie Puderqualm im Zimmer. Er erſchien in ſeinem ſchönen, ſchwarzen, ganz kurz geſchnittenem Haar, rührend wie ein Kind. Seine kräftigen, ſtarken Arme waren aufgeſtreift, wie zum Boxen, er hatte ſogar ſeinen Degen umgeſchnallt; in der linken Hand hielt er das Zeitungsblatt,

in der Rechten führte er ſein groſſes ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopfe, das ihm der König aus ſeiner Hand geſchenkt. Er ſtellte ſich mitten unter die Freunde, reichte dem Grafen Darlington das Blatt und ſprach: »Soll noch ein Fremder, ein Deutſcher, ein — »Fiedler,« oder ein »Gurgler,« wie Euer Volk uns von der Muſikantenbande, ſich zum Schimpfe ſchimpft, zu Euch kommen? Leſet! aber laut! Ihr werdet freundſchaftlich leſen! Nicht wie der Feind!«

Darlington nahm das Blatt und frug: »Wer wohl den Tadel verfaſt habe? Ob nicht der engliſche Biſchof von York, dem Händel ſo grob abgeſchlagen habe, den Text zum »Meſſias« zu machen? Oder Porpora?«

»Der iſt in Dresden!« entgegneten Alle.

»Oder Lord Cheſterfield, der Spötter?«

»Laſt mir die luſtigen Leute verſchont mit hämiſchen Dingen!« wehrte Heidegger von ihm ab. »Er iſt mein hoher Gönner! War er es nicht allein von euch Allen, den ich ſo rührte, um gegen das Kunſturtheil der Schönheitsrichter: »daſs ich mit dem allerhäſslichſten Geſicht in ganz London unmaskirt umherlaufe,« eine hohe Wette mit mir einzugehen! Bezahlte er nicht alle grundhäſslichen armen Männer aus allen 21 Kirchſpielwinkeln der Stadt, um ſich bei mir die Ehre zu holen, noch abſcheulicher auszuſehen? Aber leider holten ſie Alle ihre Ehre und Freude und Troſt. Ich blieb Sieger! Und der Schalk bezahlte mir die tauſend goldenen Guineen, die er mir zu ſchenken ſich auf dieſe mich auszeichnende Weiſe ſich vorgenommen. Denn der Schalk wuſte — was er auch laut ſagte, — daſs die manchen und häſslichſten reichen Häſslichen nicht um den Preis konkurriren, ja nicht einmal langſam wie Schnecken herbeikommen würden! Aber ich ſchlage als Verfaſſer den Baononcini vor. Späte Rache, ſichere Rache! Ja nach dem Tode ganz ſicher. Oder was meint ihr, »Gentlemen

alle — Fünf," zu dem Sänger Caffarelli! dem nunmehrigen Herzog!"

»Dem Herzog Caffarelli!" frug Händel.

»Ja, er iſt Herzog geworden, durch ſeine in England erſungene und in Neapel erkaufte Herrſchaft Santo Dorato!" verſicherte Lord Middleſex. »Es fehlen ihm nur noch 20,000 Dukati, und die will er ſich nur noch geſchwind erſingen — dann ſchweigen."

»Jammervoll!" ſprach Smith. »Wie hoch ſteht doch eine Nachtigall oder die Lerche, ja der Guckguck über einen dergleichen Sänger!"

»Im höchſten Ruhm muß man aufhören! Caffarelli iſt ein edler Mann, bis auf ſeine Anmaßung!" ſprach Middleſex, »ſo edel wie der Herzog Farinelli!"

»Der Sänger Farinelli, Herzog!" frug Händel wieder, wie beſchämt oder leis verdroſſen.

»Ja, Herzog! Miniſter! Calatravaritter! Günſtling und Alles in Spanien geworden," erzählte Lord Middleſex. »Der gute Rath eines Herrſchers kann Wunder thun, theuerſter Händel! Der Kaiſer hat ihm in Wien einſt gerathen: mit ſeiner in der Welt einzigen Stimme auch zu rühren! das Herz zu erſchüttern in ſeiner Tiefe! Der König von Spanien wird krank — im Haupt; kein Arzt hilft — da läßt die Königin den Farinelli Eine, noch eine, die dritte Arie im Nebenzimmer ſingen — und der König iſt geheilt! wach! verſtändig, folgſam — er läßt ſich den verwilderten Bart ſcheren und geht in den Staatsrath. Das iſt dem Farinelli gelohnt. Wo die Muſik ſiegt, da ſiegt ſie immer durch die Virtuoſen."

»Sagt nicht," ſprach Händel, »daß das Schöne nicht die größte Macht in der Welt hat. Die Seele muß aus dem Stoffe des Schönen ſein, daß es ſie ſo bewegen kann! Wirkung! Wirkung! Ach, was habe ich alles gewollt mit dem »Meſſias"! Aber zum Donner, nun leſet, Darlingten!"

Und Darlington las mit leichter Stimme, nicht übereilend, nicht langſam, nicht mit ſinkendem Ton, und nicht eine Silbe hervorhebend: »Die Welt iſt von unſerem berühmten, engliſirten Herrn Georg Friedrich Händel mit dem »Meſſias" beſchenkt worden. Darum iſt es ſchicklich, nur in linden Worten zu ſagen, daß ſich der »Meſſias" ganz vortrefflich in den völlig leeren Räumen ausgenommen — und nach den erſten beiden, ſogenannten Neugierigkeits-Aufführungen, ſchon ſiebenmal gleich vortrefflich! Wir verſichern das vor ganz London — mit ſechs bis ſieben Zeugen! Wie beneidenswerth iſt alſo unſer theure Meiſter, ſein ſaures Werk ſo belohnend zu hören von vielen Hundert tüchtigen »Fiedlern und Gurglern." Es muß dies der ſüßeſte Lohn ſein, und wir andere kunſtloſen Leute begriffen ſonſt nicht, wie Jemand, nämlich Meiſter Händel ſein ganzes Vermögen bis auf die letzten Schillinge mit Drang und Freuden an dieſe ſo ſchönen Aufführungen ſetzen kann! Daher es ihn ſogar wohl verdroſſen hätte, wenn die liegenden und ſtehenden ſteinernen Bildſäulen in der Weſtminſterabtei lebendig geworden wären, und mit ſchweren, ſteinernen Tritten umhergewandelt, oder ſich geſetzt hätten, daß die Bänke gekracht und gebrochen; oder wenn auch nur die vielen kleinen, bunten Männchen und Weibchen aus den Fenſterſcheiben der vollgemalten Rieſenfenſter herabgeſchwebt, und als kleine Lottchen rumert hätten. Die letzte Einnahme war für die Findlinge beſtimmt, vielleicht um einem jetzt lieb, aber unkenntlich gewordenen Findling in der Maſſe derſelben deſto edler mit wohl zu thun. Aber der väterliche Wunſch iſt frommer Wunſch geblieben. Denn — die Neugierde iſt die größte Bierde in der Welt — wir verſprechen ſo gut als gewiß, den »Meſſias" noch wohl in Allem, noch ſeine 50 Aufführungen überhaupt; welche ſelbſt der blinde Oedipus auf Kolonos nicht erlebt hat, ſondern ſich zum — Schulbuche emporgeſchwungen! Dann

möchte wohl für jeden Hörer eine Prämie auszuſetzen nöthig ſein, der den »Meſſias" von der Intrada bis mit dem »Amen" ohne einige Verzweiflung ganz an- und aushört. Dazu hat nun der ſorgſame Meiſter, laut ſeinem Ausſpruch: »Die Muſik iſt die Kunſt des Einſamen" ſehr zweckmäßig beigetragen ſchon durch die Ouverture, die mit aller möglichen Anſtrengung nicht trockener und fader erdacht werden kann, und nicht ſowohl eine Ouverture zum »Meſſias", dieſem größten, höchſten und herrlichſten Gegenſtand, iſt, als eine Intrada zu dem damaligen Elend und der Laſt des Volks. Welche Weisheit unſeres Meiſters! da doch Andere, wo die Intrada etwa zu einem Gewitter oder zu einem Seeſturm nicht vorzüglicher paßt, doch lieber eine wirkliche ſogenannte Ouverture, die ſich auf das Ganze bezieht, ſchreiben...."

»Der Kerl iſt aus Bleizucker, aber — er hat mich getroffen!" ſprach Händel. »Weiter! Graf! nur das von mir roth Angeſtrichene!"

Und der Graf, dem das Blatt in der Hand ſich zu regen anfing, ſo daß er es mit beiden Händen anfaßte, las zögernd weiter: »Daß nun der »Meſſias" ſo vorzüglich trocken, unfaßlich und ungenießbar ihm gelungen iſt, das verdankt der Tonſetzer ſich ſelbſt — als, mit alten Fehlern zufriedener, beſcheidener Textdichter! Wie Böttger ſtatt Gold das Porzellan erfand, ſo erfand der Herzog Lorenzo von Medici ſtatt der, durch die Muſik wiederbelebten Tragödie der alten Griechen, die Oper. Und aus der Oper erfand auf fromme Weiſe zu ſeiner wohlthätigen Abſicht der heilige San Filippo Neri die Beetſaalmuſik (denn Oratorio iſt der Beetſaal) oder das geiſtliche Hörſpiel, denn zu ſchauen gab es da nichts. Alſo ließ ſich im gegenwärtigen auf's Aeußerſte gebrachten Oratorio, wunderbarer Weiſe auch nur ein Menſch hören — der Dichter! Händel! Und noch verwunderlicher war der Eine

liebe Menſch zu vernehmen als eine Heerſchar Sänger und als ein Haufen Inſtrumente; ſeine einzelne Rhapſodenſtimme war verhundertfacht, ſeine zur Unterſtützung der Lunge des Erzählers erlaubte Lyra oder Guitare war zu Kontrabäſſen, Oboen, Trompeten und Pauken und Orgel zerflogen. Wie groß war der Dichter da angeſchwollen! Aber was war er denn doch nur, auch in dieſer hundertfachen Verkleidung? — Ein Erzähler! Einer der, beetſaalswürdig, Leiden und Freuden beetſaalswürdiger Perſonen erzählt. Nun iſt der groteske Scherz nur der: Die Muſik kann gar nicht erzählen! Wo Muſik erſcheint, da erſcheint ein Geiſt ſelber, ſo mächtig und ſelbſtſtändig als nur einer. Muſik wirft alle Erzähler nieder; Muſik ſpricht nur von ſich; Leid oder Freud. Oder — ſie ſpricht ſich nur ſelbſt. Der Dichter kann alſo nur Gefühle oder Worte ihr unterlegen — wenn auch von todten, doch als lebendig und gegenwärtig angenommenen Menſchen. Ein Oratorium iſt nach unſerer Volksſprache nur ein, zu einer Schar »Fiedler und Gurgler" verherter Rhapſode. Ein Bote erzählt nur allein; nur gegenwärtige Menſchen handeln und leiden oder freuen ſich. Alſo gibt es nur dramatiſche, das heißt immer nur lyriſche Muſik, nicht epiſche, oder gar nur reine, ſelbſtſtändige — Inſtrumentalmuſik. Nun kann man zwar mit Gewalt das rührend ſchöne erzählende »Stabat mater dolorosa" ſingen, aber es bleibt eine Erzählung, woraus die Friſche alles Erſten, alles ſtarke unmittelbare Gefühl, alle urſprüngliche Macht der Klage eines Leidenden, oder der Jubel der erſten Freude kunſtgerecht ausgeſchloſſen... aller Vortrag ſogar, alle Malerei bis zur Einfarbigkeit des Darſtellers verdichtet und verdünnt ſein muß; aber muſikaliſch iſt blos: »Ich ſchmerzenreiche Mutter ſtehe." Und ſo ſind alle Texte muſikaliſcher Verbrecher, worin nicht »Ich" — oder »Wir" ſteht. In ihnen iſt alle wahre Rührung,

alle wahre Theilnahme den, ſo ſchon bloßen Zuhörern zu ſchwer, ja unmöglich gemacht. Und das leidige Kunſtſtück des Redners, das praesens historicum, Vergangenes als Gegenwärtiges zu erzählen, um größern Spektakel ſich möglich zu machen, iſt ein bloßes Schein-Kunſtſtück. Noch ſchlimmer iſt aber gar eine Zurückverſetzung jetziger lebender Menſchen in ein vermodertes Todtenhaus, daß ſie wie vor 2000 Jahren ſingen müſſen: »Wir gingen Alle in der Irre;" ein Schafſtück der muſikaliſchen Malerei, des ſchon berühmten, jungen, muſikaliſchen Thiermalers Cicio würdig, den vom Rhinozeros bis zum Haushahn vielleicht noch Mancher nachahmen wird; denn ſolche Erfindungen ſind zu reizend. Und ſo haben wir merkwürdigen 7 bis 8 Zuhörer und Zeugen eigentlich nur Meiſter Händel ſeinen eigenen großen ſchönen Lärm machen gehört. Es iſt ſo! So iſt es! So wird es damit bei allen Nachfolgern bleiben. Und das Volk wird wegbleiben! Denn das Volk fühlt richtig, wo kein wahres Leben iſt; nur nachgemachter Schein. Denn Orgel, Sänger, Geiger und Pauker, ein ganzes Orcheſter iſt keine dichteriſche Perſon. Sie müſſen nur etwas helfen bedeuten, nichts ſelber ſein. Herr Händel iſt kein Dichter. Unſern Künſtlern fehlt die durchgreifende Kühnheit der Poeſie der Alten, auch der alten Italiener, die ihre Myſterien ſchufen als heilige Schau-Spiele, denen die Muſik nur hinzu zu thun iſt, um auch die höchſten Hör-Spiele zu ſein; aus denen aber Dante nur die »göttliche Komödie" und Milton »das verlorene Paradies" herauserzählt, und ihnen ihr herrlichſtes Leben noch abgeſtreift, anſtatt daß Einer die Muſik hinzugethan und das wahre Oratorium geſchaffen hätte; anſtatt daß ſogar die Chineſen Alles, was ihnen im Himmel und auf Erden zu leben ſcheint, getroſt und kinderkühn erſcheinen, auftreten und ſchauen und hören laſſen, reden und ſingen — wozu ſich bei uns auch die

Figuranten und »Diener und Dienerinnen" Sr. Majeſtät — die Sänger und Schauſpieler verkleiden würden. Wen man hören kann, den kann man auch ſehen dürfen! Bis zu den wahren dramatiſchen Oratorien — und auch Aeſchylus' gefeſſelter Prometheus iſt, hoff' ich, dramatiſch — bleibt die große Oper, die Opera seria, oder ein Opus seriosissimum ihrer Kunſt- und Darſtellungsweiſe — der höchſte Verein aller muſikaliſchen und dichteriſchen Mächte und Kräfte; und Meiſter Händel hat ſich allein nur ſelbſt im Voraus geſchlagen bei allen Kunſtloſen durch ſeine himmliſchen Opern!... Die Erfahrung, daß alle Muſik aus dem Liede ſtammt, iſt der feſteſte, ſicherſte Leitſtern für alle Muſik; und das Lied bleibt neben aller noch ſo entfalteten oder zuſammengeſetzten Muſik immer der Probirſtein des Goldes, und ſelber das Gold neben — vergoldeten Knöpfen und Köpfen."

»Zum Henker!" rief Pivoſch, »das ſind ja meine ipsissima verba über die Bettleroper! Nun, ich habe dieſe Kritik nicht gemacht!"

Graf Darlington ward flüchtig roth, und Lord Middleſex ſagte: »Singt man doch auch Romanzen, die meiſt alle anfangen: »Es war einmal!" Selber Taſſo's »befreites Jeruſalem" iſt nur eine große Sprvente, die alle Gondoliere ſingen — freilich ſtückweiſe! jedes Stück muß als lyriſches Stück für ſich gelten — und der Dichter muß, als Erzähler, immer dabei vergeſſen werden! Das Volk nimmt es mit Kunſt und Kunſtwerk nicht ſo genau. Und nur ſo meint unſer Kritiker ſein folgendes Wort: »Unſer theurer Meiſter Händel werde aller Dichtkunſt zum Trotz gewiß nur lauter Beetſaalſtücke ſchreiben, eben um ſich allein hören zu laſſen."

»Ja! Du verdammter Kerl," rief Händel, mit ſeinem Rohr auf die Erde ſtampfend, »das will ich! das werd' ich! — Simſon! — Judas Makkabäus! — Saulus! — Paulus! — Ich weiche nicht der ganzen Welt! Nur in Stücken

werd' ich begraben! Darum leſet getroſt, Darlington, was der Muſikvergeſſene oder Kunſtniegelehrte da von der Fuge ſagt. Heraus mit der Sprache!"

Und während Händel ab und zu ging, und ein Glas Kapwein nach dem andern eingoß, ohne zu wiſſen, daß er nicht getrunken habe, ſo daß ſechs überlaufend volle Gläſer auf dem Tiſche ſtanden, las Darlington: »Noch planmäßiger hat ſich unſer große Meiſter das kunſtloſe Volk verſchlagen — durch ſeine Meiſterſtücke: die Fugen, deren Namen man ihrem Erfolge nach billig von »entfliehen, von Flucht" ableitete, ja active von verjagen. Nach der Volks-Erfahrung und Ohrenbezeugung iſt die Theorie der Fuge: ſie ſoll einen unbegreiflichen Wirrwarr darſtellen. Unſer kunſt-, alſo nothwendig auch kunſtgeſchichte-gelehrter Meiſter weiß gewiß, daß die Fuge nur eine Angſt- und Noth-Erfindung war: kurze Kirchen-Textworte, die eiſern und ſtabil vorgeſchrieben waren, die vorgeſchriebene Zeit zu verlängern, ohne gräßliche Langweile und entſetzlichen Unſinn, immer das Ende an den Anfang knüpfender Wiederholungen, wie bei einem Solo oder Chore. Die von den Niederländern erfundene Harmonie, — die Erfindung Amerika's, einer ganz andern, neuen Welt, in der Muſik — führte nothwendig zum Zwange: dieſelbe kurze Melodie in andern Stimmen nachzuſingen — und ſo war die Imitation, die Zertheilung des Thema's, die Engführung, kurz die liebe, leidige Fuge erfunden, ja der in eiſernen Ketten ſchreitende Mann: der Kanon, ſprang in die Welt! Und die Natur der verſchiedenen Menſchenſtimmen: der Baß, der Tenor, der Alt und Sopran — die Regiſter in der Orgel der menſchlichen Bruſt, zwangen zu Regeln bei der Ueber- oder Unterſetzung derſelben aufgezwungenen Melodie; und dieſe Verſetzungen ſchlugen den doppelten Kontrapunkt aus dem Gehirne: den in der Oktav, der Terz, der Sechste; zuletzt das Abſtrakt

aller Kontrapunkte, wo nur die Oktav, Terz und Sechste gilt als Satz und Anderes nur in der Gegenbewegung, oder wo Eine Note still steht wie der Bereiter, und die andern — Pferde an ihm vorüberlaufen. (Und dieser Abstraktus ist allein genügend und über Alle vortrefflich!) Doch nun die Fuge in ihrer äußern Form angesehen und in ihrer wahren Erscheinung angehört, was ist sie denn da, als immer nur die bloße, nackte Imitation in den verschiedenen Stimmregistern, neben dem — Bereiter, dem felsenfesten Gefährten, der auch keinen Schritt von seinem Satze weicht — weil er nicht durfte! Himmel, welcher Zwang — war damals! Nun ist aber hundertmal immer Dasselbe singen doch nicht freie Musik, und wenn nicht freie, auch nicht schöne, weil sie nicht ausdrucksvoll sein kann — nur Formel- und Formenwesen. Nun ist wohl Nachahmung ihrer eigenen Figuren in jeder Melodie und ohne sie nicht denkbar, wie eine Blume ohne ihre eigenen, aus der bildenden Kraft ihres Herzens getriebenen Blätter. Auch die »Nefalien" — die Versetzung großer Melodieblätter in das Licht oder den Schatten der geheimnisvollen Nebentöne — sind eben so nothwendig zum Dasein der Schönheit einer Melodie in aller ihrer Pracht! Und ist denn die Imitation, die fast immer sklavische Nachahmung, wie bei Fugen, die einzige beste Begleitung? die richtigste Stimmengebung? oder die engste zuletzt trivialste! Also rund heraus: Die Melodie in den Fugen war — über eine Zeile lang, über den ersten Ausdruck der Sache hinweg — nicht die beste! und die Begleitung wo auch nicht die beste. Die immer wahre Musik ist die immer freie Musik; und diese ist neben jenem Zwangwesen entstanden, sie ist da! Und in ihr ist jede Note die Bezeichnung des wahren Ausdrucks und die Begleitung ist die Mitgabe der wahren Empfindung der Melodie, aus der vollen

Menschenbrust zu dem goldenen Faden der Melodie hinzugethan, wie zu eines Halsbandes seidenen Faden die Diamanten, Edelsteine, Perlen — und Thränen. Genie haben, wird einst die einzige Regel sein. Die jetzige Zeit der Fugen, Doppelfugen und Kanons ist nur ein jahrhundertlanges Vorstudium des musikalischen Geistes der Welt, und bereitet den Weg dem Genie." —

Darlington hielt aus Furcht vor dem Folgenden inne und murmelte dann nur aus der Zeitung mit halber Stimme: »Wenn ich die Ehre und Freude hätte, des großen Meisters Freund zu sein, so würde ich ihm sagen: Du wirst sehen, oder da du fürchtest, blind zu werden, vielleicht hören, die größten Meister werden die alten Formen aufgeben, alle Fesseln, die erstarren machen, abwerfen, um in jedem Takte frei zu sein; denn auch die Musik erfordert ihre Freiheit: das Ausdrucksvolle als ihr Gesetzmäßiges zu sagen. Für einen langen Text passet ein Fugenthema nicht; und ein kurzer Text muß bis zum Unsinn abgedroschen werden. Und läugne das: Du hast zwar zu den ersten Worten deiner Fugen die passende Melodie erfunden — dann hast du das Notenexempel nur fortgerechnet, und dich selber hab' ich ansehen ex post den Text unter deine Noten passen! Läugne das! Und welcher Mensch singt so unzählige Mal: Amen! A.... A... A... A.... A....men! als Einer, der die Maulsperre hat oder haben will! Läugne das! Lache nur Einmal selber!" —

Händel aber stellte sich stolz hin und sang mit dem gehörigen, trotzigen, spottenden Ausdruck und lauter Stimme: »Er klag' es dem Herrn! Der helfe ihm aus!" und meinte damit seine strenge Muster- und Meisterfuge im »Messias", deren Worte keine freie Melodie wahrer deklamiren, noch gefühlwahrer ausdrücken oder schöner und inniger wiederholen kann. Dann lächelte er, stand, besann sich und sang unter heftigem Taktiren dazu mit dem Stocke:

»Und Er regiert von nun an ewig!" und meinte damit seinen kostbaren fugirten Satz im Halleluja. Dann fuhr er Darlington mit der Frage an: »Sagt nur, wer hat so »Amen" gesagt, wer kann so »Amen" sagen, als Ich? Das Amen wird bleiben, das Halleluja, als letztes Blatt, und wenn mein ganzer »Messias" vergeht. Aber an dieses letzte Blatt davon auf Erden, worauf das Amen zum letzten Mal stände, an dieses Blatt, dächte ich, könnte Feuer und Regen und Wind sich nicht wagen zu lecken; nur Eine Note auszuwaschen oder zu verbrennen! — Trotz sei Euch geboten!" — Und so, als schaute er Wasser- und Feuerfluten, blickte er herrschend und drohend hinaus in eine späte Zeit, sah abendsonnenroth aus und bebte leis. Dann senkte er das Haupt, sah schrecklich finster aus, ward blaß und roth, ging eifrig umher und sprach: Und einen Uebergang heißt mich der Mann! Ich soll ein Uebergang sein, ein Durchgang, weil ich aus Dummheit des Volks durchgefallen bin! Oh, oh, oh! schrecklich! entsetzlich! die besten, herrlichsten, schöpferischsten Künstler — trotz daß sie glauben, Alles gethan und geleistet zu haben, — sie sollen, als eine bloße Stufe der Kunst hinauf oder hinab sich einrangiren lassen wie Pferde in der Geschichte der Kunst! Baar zum Verzweifeln! Aber Ich will den Herren das Register verderben! Ich schwinge mich mit meinem Werk aus der Zeit in die reine Kunst! Da lassen sie mich allein! Ich erzwinge lieber die Wirkung desselben, so lange ich lebe — dann mögen sie es fallen lassen, wie sie meinen — aber es steigt hinauf in die ewig freie Region, wo Niemand das Werk noch mich klassifiziren, in einen Rang, in eine Folge nur stellen soll! Aber hoho, hoho, hoho, sie sollen, sie werden das Werk schon wieder aufheben!" — sprach er athemholend. — »Hat mein deutscher Bruder Erwin den Münster zu Straßburg musizirt, soll ich nicht das Oratorium bauen, das es ausfüllt. Die Werke der größten Maler

ruften noch nach den Farben; ſoll die Muſik keine Meiſter haben, groß wie ſie, nur dauernder! Es iſt ein Geiſt in die Welt gefahren aus Deutſchland — die neue Muſik ſtammt aus Deutſchland, und Ich. Das deutſche Herz hat ſie erfunden und gleich baumhoch getrieben! Auch Ich habe nicht gearbeitet, um Einmal angehört zu werden, wie kein tiefſinniger ausdrucksvoller Maler ſein großes inhaltſchweres Bild nur Einmal will angeſehen haben. Wer baut, will von Geſchlechtern geſchaut ſein, und der Letzte muß noch Neues finden, ſo tief und unausforſchlich iſt die Kunſt. Meine Wirkung muß ſteigen, und gerade bei Denen, die mein Werk oft und immer hören. Den Haupteindruck muß mein ganzes Werk machen, Alles, was darin iſt. Darum bin ich darin geſtiegen, und habe geſteigert — vorher geſpart, elend, dürftig, leer klingen laſſen: um ein Ganzes darzulegen. Wie erſchütterte ſonſt mein »Wunderbar« ſo, über das ich alle Gewalt der Muſik geſtürzt, wie einen majeſtätiſchen Donner und Wolkenbruch! Wie riſſe ſonſt mein Halleluja die Herzen empor, wenn ihnen nicht die bis dahin geſparten Inſtrumente klingende, ſauſende Flügel gäben! Aber von der Entfaltung in der Muſik ſagt der wahrſcheinliche Eſel nichts! von der Entfaltung, Pipeſch, nicht wahr, die gerade Alles iſt und wirkt!« — Darauf ſchwieg er, und legte ſeinem Degen ab, als wie befriedigt und ohne Feind.

Doktor Pipeſch aber ſagte zu ſeinem alten Freunde Heidegger leiſe: »Gott ſei Dank! Der Zorn hält noch ſeinen Verſtand zuſammen! Ich fürchte das Nachlaſſen der Spannung! Aber da ſeht nur unſern Darlingten an, wie er blaß iſt! beſtürzt! und doch auch ſo betrübt! — ich wette: Er hat die Kritik gemacht!«

»Er!« frug Heidegger.

»Nun ſo hat er ſie beſtellt, bezahlt!« entgegnete Pipeſch heimlich. Und da ich ihn als bewährten Verehrer und thätigſten Freund unſers Händel kenne — ſo hat er es

nur aus seiner guten Absicht gethan: Händel'n aus seiner Qual zu reißen, ihm ein ruhiges Leben und sicheres Auskommen zu geben und ihn zum Stifter seiner Schule der musikalischen Bildung, ja nur des Sinnes für Musik bei dem harthörigen, ganz unmusikalischen englischen Volke zu machen, durch Verdruß an seinem Kreise und Wirken zum Musiklehrer zu pressen, — aber trotz der leidigen Wahrheit, daß Niemand den »Messias" hören mag — sein Verfasser hat dem armen Darlington die Kritik in seiner Abwesenheit und ohne sein Wissen und Wollen so übertrieben herzangreifend gemacht, daß er mir wirklich leid thut mit seinem gefolterten wahren Freundesherzen. Gott, wenn er nur aus dieser Hölle wäre! Es sind einige Worte über Kunst in der Kritik, die ich ihm, und nur ihm als Freund gesagt, und ich fürchte noch mehr zu hören!"

Heidegger stieß ihn mit dem Ellenbogen, zu schweigen, denn Händel stellte sich wieder mitten unter sie, blickte Darlington lange starr an, und forderte dann: »Nun weiter! Das Wort vom Palästrina, und das Wort von dem berühmten Huß, dem Erfinder der Chöre! Was war das?" Darlington aber reichte das Zeitungsblatt an Middleser, und setzte sich; Heidegger stieß darüber den Doktor Pipesch zum Zeichen: er habe Recht; und Middleser las: »Den Palästrina ließen die Fesseln und engen Grenzen der für immer vorgeschriebenen Worte auch keinen ganz freien Mann werden, nur einen halb freien; er hatte nur eine andere Behandlung, die nicht gar so mechanisch war, aber alle seine Werke mußten Sklaverei bleiben. So war er, wie Händel, ein weit gebietender Tiramn — bis Uebermorgen! Aber er hatte den Abfall gelehrt und seine Möglichkeit bewiesen! Sein reicher, gedrängter Geist sagte aus seiner Musik eine bessere wahr! Blos ein Palästrina zu werden, leisten was er leistete, ist heut zu Tage kein Glück, wie keine ganz schwere Sache. Aber Das jetzt bei Uns

auf unſerer Stufe mit unſeren Mitteln für unſer Bedürfniß leiſten, was er leiſtete: allen Anſprüchen und Wünſchen ſeiner Zeit mit allgemeinem Beifall zu genügen — das hieße heut Paläſtrina gleich ſein."

„Verſtanden!" lachte Händel bitter.

„Was war denn des Paläſtrina, des ſanften, weichen Nanini, des Allegri Muſik, als mit italieniſchen Sängern — nicht mit brüllenden Gemeinden — aufgeführter Kirchengeſang? das von den Deutſchen gelernte Kirchenlied! Und welche Melodien haben die Norddeutſchen da! Derſelbe Geiſt der Einfachheit, der herzerſchütternden, regte ſich hüben und drüben. Doch woher? — Huß, der arme Huß hat eigentlich die Muſik der Deutſchen umgeſchaffen — in den Trauerliedern und Volks-Klagegeſängen um ihn, ſo ſchön, als irgend etwas Schönes in der Welt. Darum dürfen wir uns über Händel's Chöre nicht wundern!"

„Neidiſcher Hund!" ſprach Händel darein.

„Aber die Tadler ſagen: Händel ſchreibt wie Hänel — bei Kaiſer Rudolph II., ſo voll obligat für 26 Stimmen, daß kein Menſch mit zwei Ohren, ja ein Collegium von tauſend Menſchen mit zweitauſend Ohren, wie Elephantenohren, die Stimmen alle faſſen kann; und ohne Begreifung iſt doch die Arbeit nichts. Ein gehäuft volles Gemälde des Tintoretto kann doch bei Muße noch nach und nach erkannt werden mit ſeinen 200 Körpen! Aber mit jedem ſo überladenen vollem Takte iſt jeder Takt verſchwunden! und die neue, gleich ſchreckliche Flut kommt ſchon ehemermordend — Gott! Von Einer Melodie wird das Herz ſchon voll, und nur von Einer!"

„Hm!" ſprach der Leſer zu den Andern, das habe ich ja geſagt! Ich weiß nicht Wem!"

Aber Händel rief: „Denken ſie denn nicht, daß Kraft ſich an Maſſen nur mißt! daß man die Theile aus einander halten kann, wenn man ihr Herr iſt, wie ich! Das Volk

bringt nie ein Kunstganzes zu Stande; daher singen meine Chöre ihm vor, was es singen sollte und wollte, wenn es könnte! Ich bin nur der Volksdolmetscher. Ich bin mit den Meinigen nicht getrennt, ich stehe dem Volke nicht gegenüber, aber beherrschen muß ich ihren Geist und ihr Herz, zu fühlen was Ich will. Und Ich will, was es soll! In des Volkes Herzen und Seele habe ich nur für dasselbe gearbeitet. Des Volkes Choral ist: mein Chor! Seine vielen ausrufenden Stimmen sind meine Fugen! Seine Instrumente — ist meine Orgel! — Die Ochsen! Sie stoßen mich todt. O Jammer!"

Jetzt hörte und erkannte man einen Schwarm von wohl zwanzig Weibern und Kindern im Vorzimmer. Darlingten stand auf, ging nachzusehen, und kam aus dem Regen in die Traufe der Gefühle: denn im Vorzimmer fielen ihn weinend die Witwen und Waisen der Musiker an, die Händel von jeder Einnahme väterlich unterstützt hatte, und sie jammerten und frugen, ob ihr Versorger nun wirklich fort wolle aus England! wie in der Zeitung stehe! Sie kämen doch Abschied zu nehmen! sich doch zu bedanken! Dann weinten sie wieder, und es war ihm nicht möglich, ein junges, wohlgebildetes, rasches Weib mit ihrem Kinde, das eine Flöte in den Händchen trug, abzuhalten, daß sie nicht zu dem so schon bewegten Händel hineindrang, wo er sich an das Tischchen angelehnt. Da überzog sein edles Lächeln ihm das Gesicht, und eine Anmuth, die Darlingten bitterlich in sein Tuch zu weinen zwang.

Denn die junge Mutter sprach: »Ach, wie soll ich anfangen? Mir bricht das Herz! Nun da! Euer Geburtstag ist heut! Euer sechs und funfzigster und in vier Jahren geht Euch das Alter an! Meinem Manne aber ist die Ewigkeit angegangen — er ist heut' Morgen gestorben — da schickt er mich denn zu Euch, Euch ein Angebinde zu bringen zum Abschied." —

Sie mußte innehalten vor Wehmuth, die ſie mit Gewalt unterdrückte, aber der alte Piroſch und Heidegger ſchluchzten laut wie Kinder.

»Da, William, gib dem guten Vater die Flöte!« ſprach ſie endlich ſanft zu dem Kinde. »Heut' als die Sonne aufging, ſetzte ſich mein Mann im Bette auf, verlangte ſeine Flöte, und blies dann leis Euer ſchönes Lied: »Töne ſanft, du phrygiſch Brautlied.« Er hatte es an unſerem Hochzeitmorgen geblaſen, aber ſo habe ich nie zu einer Flöte geweint, als heut'! Denn ich wußte, es war ſein letztes Lied, das er oft zu Eurer Zufriedenheit geblaſen vor aller Welt. Dann küßte er die liebe Flöte zum Abſchied; dann küßte er das Kind zum Abſchied; dann küßte er mich, die ich an ſeinem Halſe hängen blieb, zum Abſchied und ſprach: »Trag' ihm die Flöte hin! danke ihm! und wünſche ihm langes Leben und große Freude, Ehre in der Welt, und unſterblichen Ruhm.« —

Da fing Händel an zu weinen, und kehrte ſich um. Das Weib aber ergriff ſeine Hand und ſprach: »Hört nur, guter Meiſter, was er ſprach!«

»Rede nur!« ſagte er, »du weißt nicht, was du thuſt! Dich ſchickt der Herr.«

Und das Weib ſprach: »Er ſagte: »nicht zu Jedem würde ich dich ſchicken, meine junge feine Witwe, denn es gibt ſolche traurige Menſchen, die ſich jede Gutthat durch eine Schandthat bezahlen. Aber weſſen Herz ſo oft vor frommen Gefühlen in weiche Töne geſchmolzen iſt, das lebt wie es fühlt. Die Worte ſeiner Muſik kamen aus ihm! O wie oft habe ich den großen, barſchen Mann angeſehen über meine Noten weg, wenn ich ſeine Melodie blies, daß dies himmliſche Waſſer aus ſo einem ſcheinbar harten Felſen quölle, daß hinter der ſtrengen Stirn ſein Quell ſei. Fürchte dich nicht vor ihm — (und ſeht, ich fürchte mich nicht, ſelber das Kind fürchtet ſich nicht einmal) — er fühlt ſeine Seele,

darum iſt er getroſt! Er will das Gröſte, darum iſt er feurig, hizig, unabwendbar von der Muſik als von ſeinem Leben, darum gewaltſam in dem, was ihm dazu nöthig ſcheint. Er iſt hilfreich, ja er opfert ſein ganzes Vermögen ſeiner Kunſt. Er iſt nicht geizig aus Neid oder Bosheit, einem Menſchen nicht eine ihn beglückende Freude zu machen; ja er belohnt in ſeiner Art königlich. Er iſt dienſtfertig — Allem, was Muſik und Muſikant heiſt, und lehrgebig mit Allem, was er weiß. Er fürchtet ſich vor keinem Menſchen, denn ſein Reich iſt ſelber in ihrem Herzen! Er iſt aufrichtig, ohne Hehl, freimüthig, daß die Hohen lächeln und ſchweigen, und die armen Verzagten davor erſchrecken. Er iſt gottesfürchtig, darum iſt er menſchenfreundlich. Jedes Kind könnte noch ein Muſikant oder ein Sänger werden, oder doch gern nur Muſik hören, darum liebt er jedes Kind, und kann mit ihm klagen, wenn ihm ſeine Puppe in's Waſſer fällt, wie lezthin dem William, da du nicht da warſt — als nämlich ich. Er iſt von Herzen und Sinnen fromm. Er hält auf ſeine Ehre! Auf die Ehre ſeiner Leute! und ſo lange er eine Krone hat, läſt er dich nicht bettelngehen auf das Kind. Hat er dir auch nur etwas im Innern zugedacht, ſo hält er ſeine Gedanken! Denn Niemand macht ihn wanken in einem Entſchluß. Sage, ich laſſe ihn grüßen, und ſterbe mit der einzigen Hoffnung, daß im Himmel Muſik ſei, ſonſt wär' er unvollkommener als unſere liebe, ewig unvergeßliche Weſtminſterabtei! — — Hier iſt nun ſeine liebe Flöte!"

Händel nahm ſie und hielt ſie gedankenvoll. Er hatte während den lezten Worten ſeines Flötiſten alle die vollen Gläſer Wein nach einander ausgetrunken, ſo daß Smith für ſeine Augen und ſeinen Geiſt darüber erſchrocken. »Ja," ſprach Händel, »meiner Mutter ſoll es wohlgehen! Meinem Vater, wo er auch heut im Himmel iſt! meinem Lehrer und meiner Vaterſtadt Halle, ganz Sachſen und allen Sachſen!

Ich komme nicht mehr hin! Doch ich denke der Zeit, da ich mit dem alten Fux, den Gradus ad Parnassum unter dem Arm, wie ein Packesel in die Stunde ging, und schon alle lieben Engel singen hörte! Es hat sich mir Alles erfüllt! Alles übertroffen — und Fux in mir ist mit mir zufrieden! Sei du es doch auch, mein Händel, mit Händel'n! Und wenn Eins für gerathene Kinder bitter ist, so ist es dies: daß die Eltern in Zweifel und Sorgen um ihre Kinder sterben, und die Kinder mit Glück und Ruhm einst denen keine Freude machen — die weinen würden vor Freuden! Es ist doch nichts Rechtes auf der Welt." —

Während er dann mit der jungen Witwe sprach, und auch das ihr zum Troste sagte, daß er Konzerte für arme alte Musiker und für ihre Witwen stiften wolle, »gewiß, gewiß!" — indessen ging Darlington heimlich hinaus, und vertheilte seine ganze Goldbörse an die Musikanten-Witwen und Waisen — im Namen Händel's; und an dem lautgeweinten Lobe desselben, und am Klange einiger zu Boden gefallener Guineen merkte Doktor Pipesch die That, und sagte zu Heidegger: »Die Reue wirkt doch eifriger Gutes, als blos so ein guter, behaglicher Sinn. Das hat Gott gemacht mit dem reuigen Freunde! Wer weiß, was er noch thut." — Middleser aber, ein vornehmer Feind aller Rührungen, trat zu ihnen und sprach: »Eins müssen sich Alle gegen jede Kritik vorbehalten: das Bessermachen, Besserwerden, kurz die Zukunft! und die Kunst! Also das Studium, das Studium, und noch einmal das Studium! Darum ist Eins zu merken, immer und höchst wichtig für alle Genie's zu merken: Wer nicht die Fuge und den Kanon, mit allen Versetzungen der Stimmen über und unter einander machen kann, wer nicht alle möglichen Imitationen versteht und so fertig in dieser Kunst ist, wer sie nicht wie einen Handschuh auf und in der Hand hat, der wird auch als das größte musikalische Genie, das noch nicht erschienen ist, nicht Alles ma-

chen und darſtellen können, was er *will*; ja wenn er auch unterlaſſen wollte, was er nicht kann, ſo iſt doch die *Verſetzung* Einer Melodie in die anderen Stimmen, und die *Nachahmung* zur völligen Freiheit des Geiſtes im Ausdruck, ſo unerläßlich: ein Meiſter im Schönen, Großen, Herrlichen und Organiſchem Kunſt-Bau und Leibe desſelben zu ſein, daß auch das reichſte himmliſche Genie ohne dieſe eben *ſeine* einzige Kunſt nur lahm, unbeholfen ſteif und taub bleibt für alle Eingebungen, ja daß es verrückt werden möchte und verrückt wird, wenn es nicht Alles und alles leicht ausdrücken kann, was es möchte, wozu es alle ſeine tauſendfältigen Kräfte deſto drängender reißen — indem ihm die *alten heiligen* einfachen Mittel und Wege verſagen und fehlen. Kein Meiſter ſoll meinetwegen mehr eine Fuge machen — denn *die* ſind gemacht — aber er muß die Wiſſenſchaft, ja Kunſt derſelben bei Erfindung, Ausführung und Entfaltung aller ſeiner, auch noch ſo frivolen Muſik vollkommen verſtehen, ſonſt iſt er bei allem Reichthum ein Stümper, bei allen andern Schönheiten ein Pfuſcher, denn er kann deſto deutlicher nicht was er will, was keine Muſik ewig nicht entbehren kann: *die Entfaltung aus ihrem eigenen Kern! Das Schöne, Ergreifende, Gewaltige aus ihrem eigenen Schoß.*"

Händel ſtand ſchon ein Weilchen hinter ihm, ſchlug ihn jetzt auf die Achſel und ſprach: „Gut geſagt, Mylord. Ich kann, was ich will, ich bin mein eigener Herr! Ich wollte es keiner Note rathen, daß ſie ſich voraus breit machte, oder an unrechter Stelle vorlaut, die Sklavin! „Darſtellen für And're" iſt das Wort, das ſich der Notenklexer auf alle Fingernägel ſchreiben muß. Andern muß Alles klar werden. Weil es *Mir* klar iſt, bin ich *Quell* und Erfinder; weil ich mich *Andern* klar mache, bin ich *Meiſter*. Andern muß der Rock und der Schuh des Meiſter Schuſters und Schneiders paſſen! Aber wie wird jedes Stück klar —

durch ſeine eigene Entfaltung! Aus den ſechs Takten des Ritornells ſtrömt mein ganzer Chor: »Uns iſt ein Kind geboren.“ Was weiß da der Lump von Kritiker davon! Es gehören Ohren zum Hören! Geſchabte Ohren! Aus Einem Gefühl: Einen Gedanken! aus Einem Gedanken Ein Ganzes entfalten, das iſt das Geheimniß des Künſtlers, ja die ganze Kunſt. Und dieſe Selbſtnachahmung eines Urſprünglichen iſt die Entfaltung. Das Entwickelte, Angeregte iſt jeder Seele lieber, als das alle Augenblicke Neue. Und dieſe Nachahmung iſt die herzliche Sprache der Erinnerung, der Unvergeſſenheit des Rührenden und Schönen. Das Zerlegen des Thema's, das Ausarbeiten jeden Theiles, jeder Figur, das bildet die Muſik aus! Das kann nur der, wer einem Steff Alles anſieht, Alles aus ihm herausfühlt, was er wirklich denn Alles erſt iſt und enthält! Und dann wiederum das Verbinden der Theile, das iſt erſt das Meiſterſtück der Künſtlerſeele, wenn auch mit Hilfe der Augen! Immer neu ſein mit tauſend Stellen, auf allen Tritten und Schritten, das iſt Geiſtesarmuth, Herzensleere, Verſchwendung, Wirkungsloſigkeit und höchſtens der Beweis von unkünſtleriſcher Einbildungskraft. Ich entwickle, ich brüte aus, ich breite aus die Adlerflügel eines jungen Adlers, und laſſe ihn in die Wolken ſteigen, hoch! Und überall bin ich noch Ich. Ich rede von mir. Wer ſpricht mir Fantaſie ab? — Einbildungskraft, die im Grunde Aus-Bildungskraft iſt. Immer ſich blos einbilden, Neues auf jeder Stelle bringen, iſt faſt wirkungslos, ſpannt nur die Neugierde ohne Frucht — das Schöne muß vor uns und in uns werden! Ich zweifle mit Recht an der Macht eines Künſtlers: ein Heer von vielerlei Gedankengeſindel in Eins zu faſſen; zu zwingen, daß dieſe Vielerleiheit innerlich Eins werde! Ich zweifle, daß dieſe Macht unſerm ſelbſt wahrhaft großbrigen Volke gegeben iſt. Und hat der Meiſter keine Einheit in der Seele bei einer Schöpfung,

auch nur ſo klein wie eine ſummende Biene, wo ſoll ſie den Hörern herkommen! Ja, ja! laßt doch alle Andern, es mit der bloßen Fantaſie, mit dem alle Takte Neuen es treiben bis in's Verderben, mit Willkür, was ſag' ich, mit Zweckwidrigkeit, nein, nur mit Zuſammenhäufen, Thürmen, Zuſammenpichen, kalter Berechnung einer Wirkung auf — das Maulaufſperren! das Erſtaunen, Lärmen aller Einzelnen, abgeriſſene Sätze zuſammengenäht, bringt nur einen großen Hanswurſt, einen närriſchen, gefühlloſen Lärmen heraus. Das iſt der Weg — der Wegloſigkeit! — Muſik iſt etwas Anderes, als blos Melodie, Forte, Piano, Akkordgeſtürm, Klang in der Luft, Brauſen, von dem Niemand weiß, woher es kommt und wohin es fährt — ſo laßt es denn vorüber fahren! und es fährt ſo gewiß wie der Wind vorüber! Ich aber will Herr ſein! Nicht ſo ein Weib, oder blos eine Kehle, ein ſchöner Kehlenblitz, ein Ton, den ſie ſchlürfen und einathmen wie Balſamluft aus dem glücklichen Arabien. Ich bin keine Paſſage! keine Kadenz, Roulade noch Triller! Ich ſoll Sklave ſein dieſer Sklaven? Ich ſoll ſchlecht ſchreiben, damit ſie gut gurgeln! In die Gärten des blos Angenehmen, immer Süßen und Angenehmen gehen die Meiſten. Niedlich bin ich nicht, und Niedliches, Klimperhaftes gefällt nur den Frauenzimmern, die den Mann, den Bruder und Freund dann alle darnieder reden! Aber laſſ' mich lieber einſam wandeln, auf den Höhen! in den Tiefen! Ich habe ohne alle Abſicht auf die Außenwelt geſchrieben — das erfahre ich nun zu meiner Ehre! Mir ſoll es ergehen wie dem alten Scarlatti, gegen den man nichts hatte, als Hochachtung, aber ihn laufen ließ. Ertrug das Scarlatti nicht, ſo will das Händel noch weniger tragen! Ich will kein feiger Grübler werden, wie der arme Scarlatti, der Erfinder des Orcheſters, noch den Lebensmuth verlieren, wie der arme Aſtorga, der Erfinder der rechten Kammermuſik, oder wie Jomelli, der

Erfinder der rechten Begleitung des Recitativs. Hohe, ich bin Händel, und biete meinem London, und ſeinen nicht etwa Taubſtummen, ſondern ſeinen Taubredern Trotz! Ich ſchreibe, wie Scarlatti der Großvater, kein Oratorium wie eine Oper! Ein frommer Sinn füllt jede Form aus — und man kann auch Chöre zum Lachen, und Fugen zum Todtlachen ſchreiben. Doch hab' ich den Kampf ſatt, ſo gern ich ſtreite. Hindurchdringen, hindurch iſt des Künſtlers Wort! Und der Meiſter muß ſeinem Werke zur Anerkennung helfen. So hilft er nur ſich. Jeder Krokus, jede Hyazinte muß die ſchwere Erde mit ihrem Kinderkopf durchbrechen! Und es ſteckt ein gewaltiger Muth in der Erde! Ohne Lebensmuth der Mutter, ohne Muth des Kindes wird kein Kind geboren. Hinderniſſe ſind Siegesſteine. Erzwingen unſeres Verſtändniſſes iſt Erzwingung unſeres Daſeins. Was Allen gleich klar iſt, nun das iſt — Waſſer. Blitze ſind nicht ſo leicht zu verſtehen, und wie erſt Gedankenblitze, Werkblitze. Noch einmal, noch zehnmal will ich unermüdlich billig ſein. Loben ſie jetzt nicht ſchon Einzelnes, das: »Uns iſt ein Kind geboren!" Das: »Würdig iſt es das Lamm, das erwürget iſt." »Sieh, das iſt Gottes Lamm", das mir ſelbſt gefällt, ob ich es gleich gemacht habe. Aber was Jemand nicht für gut hielte, das machte er ja nicht erſt! Es handelt ſich alſo darum, ob ich weiß, was gut iſt, oder ob ich allein der Eſel bin, und das Volk eine Herde Ochſen. Doch »Wer iſt der König der Ehren?" — und die immer zuletzt wie mit Donnern verſtärkte Antwort: »Der Herr Zebaoth! Er iſt der König der Ehren! Er iſt es! Er!" Iſt das nicht gut geſagt, nicht wahr! — Das müſſen ſie anerkennen! Und mein: »Nun Dank ſei Gott!" und das: »Ehre! ... Preis! ... Macht! ewig, ewig." Ich bin nicht der Eſel! — Kommt her, mein treuer Smith."

Und nun nahm er Smith unter dem Arm, ging mit ihm bei Seite, und beſchwor ihn: »Smith! noch zehn

Aufführungen! nur noch neun! nur noch sechs! nur noch drei! Smith, sonst bist du mein Tod, und des »Messias"!"

Smith aber klagte, »wir haben nicht Geld nur zu Einer! — Habt Ihr den Wechsel eingelöst und einlösen können, worauf ich Euch Geld zu der letzten Aufführung aus der Kasse gebergt! Wollt' Ihr verhungern? bergen? Almosen nehmen? betteln mit Eurem Orgelspiel!"

Händel faßte seinen treuen Smith heftig, er wollte ihn schütteln. Aber Smith sagte: »Schüttelt und rüttelt und schlagt das Volk. Gut! ich will für Euch einsammeln gehen, betteln, wenn Ihr wollt — aber Geld habe ich nicht! Oder laßt mich von Euch! verstoßt mich! Der Jammer um Euch bringt mich so sonst um!"

Da schlug Händel seine starken Hände zusammen — »Smith bleibe!" bat er. »Wer schreibt einmal meine Sachen auf, wenn ich blind bin? — Bleibe Smith! — Nicht wahr, du bleibst!"

Und der weinende Smith küßte ihm die Hände.

Händel aber setzte sich unter die Freunde in den Lehnstuhl. Der Wein, das Reden, die innere Noth hatten sein Blut entflammt, er sah Nebel vor seinen Augen, er rief: „Smith! zünde ein Licht an, es wird schon dunkel."

Smith gehorchte. Aber Händel schalt ihn, daß er keines angezündet! Smith zündete noch eine Kerze an. Händel schalt den Säumigen, der ihm aber jetzt den Finger in die Flamme des Lichtes führte. Da ward Händel still.

Jetzt schien es Dettingten Zeit, Händel'n zu bitten, die Musiklehrerstelle anzunehmen, und er trug ihm es vor. Doch Händel sagte: »Ehe ich Noten schreibe, Anderer Noten, eher hänge ich mich! Ehe ich Musikſamen säe, ehe der aufgeht in diesem Lande, ehe müßte ich doch von der Paulskirche springen. Meine Sachen will ich schreiben! Mein Werk soll das Volk noch verstehen, gleichviel, ob ich lebe bei Wasser und Brot, wenn nur bei herrlicher

Sonne da draußen, und bei meinem Herzen hier d'rin in der Bruſt."

»Ihr ſollt ja nur," bat Darlington, »drei Jahre, zwei Jahre, nur Ein Jahr Lehrer ſein, daß die Muſikſchule zur Bildung des Volks für Muſik, nur auf Euren großen Namen, als auf den berühmteſten Grundſtein gegründet werde! Unſer Volk lebt nur von Namen. Es hört nur Namen. Ich entreiße Euch alle dem Elend, das ſogar Euch zur Verzweiflung bringt. Ich verdoppele das jährliche Geld — das Ihr dann, umſonſt, Zeitlebens genießen ſollt! ich verdreifache, ja, ich vervierfache das Geld!"

»Was Geld!" rief Händel, ſich aufſetzend. »Leb' ich für Geld? Hat mich Gott für Geld geſchaffen? — nach Geld in die Welt geſchickt? Soll ich — wie Ihr Alle zu können glaubt, einen unbarmherzigen Sack Geld aus der Welt mitbringen, dahin, wo Eure Münze nicht gilt! Hab' ich Geiſt nur für Geld? meine Kunſt für Geld? Klingt meine Orgel, das unvernünftige Thier, für Geld? Ich berühre ſie leis — und ſie tönt, Graf, ſie tönt! Graf, ſie bewegt das Herz! ſelber die goldenen Engel darauf, ſie kennen keinen Penny! Und ich bin von Holz? Werd' ich geblaſen von der Windlade, oder von Gott? O, mein Freund, die Kunſt macht nicht ſtolz, ſtolz nicht! Aber das Herz und den Sinn weit, groß, hoch, himmelhoch, feſt, eiſenfeſt! und geduldig, geduldig wie ein Lamm — und wenn es verhungert. Ich habe einmal einen Kanarienvogel als Kind verhungern laſſen, den ich, ohne es zu ahnen, nur frug, warum er doch gar ſo ſchön ſinge auf meiner Hand? Aber er ſang — und verhungerte. Verſteht Ihr mich? Habt Ihr mich verſtanden? Wirklich? Ja?"

Und Darlington ſprach mit Angſt: »Ja!"

»Nun ſo geht!" ſprach Händel gelaſſen.

Da fiel ihm Darlington an die Bruſt, und drückte die Hände des Meiſters, von dem Muſik in Strömen floß. Die

Freunde entließen ihn kühl, ungewiß, ob ſie ſich nicht an ihm verſündigten. Und drunten, fern in der Straße, ſtieß Darlingten auf ſeinem Gange zum König, auf einen öffentlichen Aufzug von Händel's zahlreicher Kapelle, die mit ſchwarzumflorten Inſtrumenten kam, von Händel'n — laut Zeitungen — Abſchied zu nehmen. Indeß ſaß der Meiſter, hielt ſeine Augenlieder geſchloſſen, wahrſcheinlich um nicht zu ſehen: er ſehe kaum das Licht; und ſo verſank er in ſich, und ſprach in ſeinem bewegten Geiſte mit ſich in abgeriſſenen Sätzen:

»Haarwickel aus meinem »Meſſias" zu machen!" —

»Freilich eine Gans! Aber Haarwickel für Wen?"

»Rothe Uniform und ſchwarzes Haar...."

»Doch hätte ich ihr nicht auch Haarwickel daraus gemacht, ſelber aus der erſten Handſchrift? — Falſches Irrlicht! Ja, neben der Kunſt rauſchen zwei Ströme: Die Liebe! und das Leben! oder der Eine: das liebe Leben! Muß ich das auch erfahren! Ich dachte, Alles wäre Muſik!" —

»Leider! Aber ich kann nur auf Eine Art untergehen —: Wenn viele Schüler und Meiſter ſpäterhin die Harmonien und Melodien eines tüchtigen Mannes nachahmen, ſo geht gerade der Beſte am ehſten unter, weil er dann ſelber dadurch gemein, gewöhnlich — zuletzt trivial wird. — Anno wieviel bin ich da ein Gaſſenhauer?" —

Er ſchien wirklich Jahrzahlen auszurechnen. Dann murmelte er: »Man muß ſich die Jugend zum Freunde machen! In der Jugend liegt alle Tugend der nächſt werdenden Menſchen. Der abtretende, ſterbende Künſtler läßt ſeinen Ruhm und das Geſchick ſeiner Werke in der Hand des neben ihm aufwachſenden jungen Volkes. Wer alt nicht die Jugend gewonnen hat, der vergeht im nächſten Geſchlecht." — Aber ſein Geiſt verlor ſich in die ungefähre Wiederholung eines Gedankens aus der »Evening-Poſt": »Jeder große Menſch und tüchtige Künſtler hat nur dadurch

allein, aber auch den höchſten Werth, daß er ſeiner Zeit, Wiſſenſchaft oder Kunſt Beherrſcher iſt, der Höchſte unter Schlechten ſogar. Kommt eine andere, klügere, beſſere, ſchönere Zeit — und ſie kommt —: Immer kann der neue, liebe, große Mann nicht höher. Weil aber jeder große Mann nicht nur ein Heros, ſondern auch zum größten Theil ein Prophet iſt, der viel Beſſeres ahnet und ſchaut, als Er iſt, deswegen ſoll es ihm kein Schmerz ſein, wenn ſein Werk und ſein Wirken plötzlich erliſcht, oder allgemach verſinkt und er alt wird vor ſeinen Augen, und abgedankt daſitzt im Lehnſtuhl. Denn der Schmerz iſt eben die Ahnung des immer ſteigenden Schönen und Guten, und ſoll ſeine Freude ſein."

»Hol' die Freude der T....!" ſprach Händel dazu, und er frug ſich ſelber: »Höre Händel, am Ende gibt es gar keine Muſik! Haſt du wollen Muſik machen? Daß ich nicht wüßte! Du lieber Händel haſt nichts gewollt, als die Erſcheinung des »Meſſias", die Worte — das Gefühl, aus dem ſie gequollen, den Menſchen lebendigſt an das Herz legen. Deine Muſik ſollte jene heilige Sache nur hören laſſen, weil du mit Tönen dichteſt, ſtatt mit Worten oder Farben."

Und da er jetzt länger ſchwieg, ſprach Heidegger in ſeiner Weiſe zu den andern Freunden mit gedämpfter Stimme: »Ja wohl! Man könnte auch läugnen, daß es Muſik gibt! Denn das Kindermädchen will in ſeinem Wiegenliedgeſang nur den Schlaf des Kindes. Der Wunſch klingt im Liede, es iſt der geſungene Wunſch. Der Hirt im herbſtlich-leeren Gefild, auf der falben, verſchneienden Alp ſingt das Grauen der Vergänglichkeit aus; ſein Lied aus dem furchtbaren Horn iſt die große, weiche Naturfurcht, die Menſchenherzens-Wehmuth. Der Handwerksgeſell, der in die Fremde wandert aus dem Vaterhauſe, ſingt der Mutter und Schweſter und Liebſten Abſchiedsthränen weg, den Jam-

land, Italien, Frankreich — Wir laden ſie ein, ſie kommen zu uns, hier erholen ſie ſich, werden geehrt, erlangen ihr Selbſtgefühl — und beſtecken ſich den Beutel in kurzer Zeit ſo, daß ſie wenigſtens eure Jammerthiere nicht mehr zu ſein brauchen, wenn ſie auch aus braverm Sinn gern wieder in ihr Vaterland zurückkehren. Iſt das etwa nicht wahr? Soll ich euch erſt die Namen zu den Perſonen nennen, oder wollt ihr mir lieber auf's Wort glauben, um nicht erſt roth zu werden. Werdet nur künftig nicht roth über eure jetzigen und künftigen — Engel." Und wirklich, man möchte 100 Blatt der Zeitung kaufen, und von unſerem 1741 an, alle Jahre Eins nach Deutſchland ſchicken."

»Das muß ich auch einfreſſen," verſetzte Heidegger lachend; »ich, der ich für lauter Tollheiten, die ich auf meiner dreißigjährigen Reiſe als Herrn-Bedienter in ganz Europa geſehen habe, und ſie nun hier als Volks-Narr bei jeder paſſenden, oder bei den Haaren herbeigezogenen Gelegenheit auf Koſten der Schatzkammer dem lieben Lebevolke auskrame — jährlich meine 5000 Pfund einſtreiche! Doch Freude iſt auch was, und Vielen Alles, ſie bringen's nur nicht dazu. Ich weiß Wenige, die lieber mürriſch in allen Kammern und Stellen hockten, als ſich freuten! — Pipeſch!"

»Nun, nun!" ſprach Doktor Pipeſch. »Ich erkenne den Meiſter immer mehr. Er will Lob, Anerkennung, Ruhm und Preis — ja! — aber als Mittel für das Volk, daß ſeine Arbeit wirkt, Erfolg hat! und nicht in den Ohren, ſondern im Herzen. Einſeitig iſt die Wirkung blos auf die Fantaſie — die Muſik zum Erſtaunen, und zu weiter nichts. Der ſinnloſe, ja reizende Lärm, wie die honig- und zuckerſüße Weichlichkeit, iſt eben ſo — nichts! Denn ohne Kraft iſt kein Halt, wie keiner an aller Sinnlichkeit. Die Kraft aber liegt im Gehalt, im Inhalt; der wahre Inhalt aber iſt ein Inneres, ein Geiſtiges! Alſo Großes, Schönes! Und was iſt das Schönſte? — das

Edle, das Sittliche. Der ſittliche Menſch iſt der gehaltvolle, inhaltvolle, gehaltene Menſch. Ruhig ſollen wir werden, ruhig ſein können durch inneres Glück, durch klares, ſüßes Gefühl des, wenn auch zauberiſchen Lebens. Dieſe Ruhe geben und befördern Kunſtwerke durch die in uns geſenkte Schönheit. Muſik, die alſo flach, gefühllos und trocken iſt, oder hingegen unſer Inneres empört, in Wogen ſtürmt, beunruhigt, ängſtiget, uns eine unbefriedigte, ja niedergeſchlagene Stimmung nachläßt, iſt nicht die echte, die rechte, die gute. Sie iſt nur aus gemeinem, aus ungebildetem, aus zerriſſenem Herzen, oder aus verrücktem Verſtande — wofür Gott unſern Meiſter bewahre — und Niemand ſoll ſie als ſtupend, übermenſchlich, überſchwenglich preiſen! Dem ſittenloſen Künſtler fehlt der Friede — wie kann er ihn geben! Dem Niedergedrückten fehlt die Freude — wie kann er ſie geben! Dem verrückten Künſtler fehlt der richtende Verſtand, der klare, ruhige, wenn auch heißglühende, Geiſt, der über ſeinem Schaffen ſchweben und wählen ſoll — er iſt aus der Form — wie ſoll er ſie geben! und der traurig noch ſo reichbegabte Künſtler wird meilenlang, unorganiſch, ohne Bau, Ebenmaß, Führung und Durchführung in ſeinen — Geiſtesruinen, mit denen er umherwirft, wie ein lebendig begrabener Cyklope. Laßt uns ſeine himmliſche Kraft und ſein Schickſal bedauern, aber ihn nicht zum grauſenden Liebling machen. Es iſt wahrhaft Sünde; ja, es iſt gefährlich! denn Staar-Operateurs werden oft ſtaarblind, und Irren-Doktoren ſelber irr. Auch die Ohren können blind werden, oder gar den Verſtand verlieren! Noch ſei ein Solcher unſere Hoffnung! Denn wider alles Vermuthen gehen die traurigen, ſchaurigen Geiſter doch bald vorüber, haben der Kunſt einen Schwung gegeben, aber mit dem Irrigen darin erſt recht, auf den wahren Gehalt gewieſen! Geſunde, glückliche, wahre Künſtler ſind Freudenbringer, die da Freudenthränen, Jauchzen, Entzü-

cken, Erhebung — oder ſeliges Lächeln und Verſtummen bis zum athemloſen Verſteinern hervorbringen. Wer zur Muſik klatſcht und ſchreit, iſt — gezwickt, nicht gerührt, nicht ergriffen, nicht überwältigt, und hat noch Augen, Ermeſſen, Vergleichen. Das wahre Kunſtwerk greift in's Leben ein, es hat eine lebenslange Wirkung — auf das Gemüth, die Geſinnung, die Entſchlüſſe! Und auch eine einzige Freude iſt unvergeßlich! — Die Seele bewegen und ſtimmen, das iſt die höchſte, die ſchönſte, die wünſchenswertheſte Wirkung der Muſik! Bewegt und geſtimmt werden, unſere edelſte Fähigkeit! — Händel wollte nicht — die Schuhſohlen rühren."

Das Schickſal gab ſogleich die ſchönſte Erklärung zu dem Worte: Wirkung. Denn indeſſen war ein Wagen unter die Fenſter gerollt, wie ſie ſahen, blitzend neu, prachtvoll mit zwei herrlichen braunen Pferden beſpannt; und ein Groom auf ſeinem Schimmel hielt noch einen viel ſchöneren mit Sattel und Zeug an der Hand. Aus dem Wagen aber ſtieg der Doktor Ford, der Enthuſiaſt für Muſik, und kam mit einem kleinen, rothen Käſtchen herauf, und gemeldet, herein. Smith empfing den Brief für Händel, und zeigte auf den Schlummernden. Da ward der wunderlich-lebhafte, reiſegeröthete Ford blaß; er trat auf den Zehen vor ihn hin, ſtarrte auf die weiſſe, hohe Stirn des Meiſters lange ſtumm; dann murmelte er für ſich: »Alſo das iſt der Mann, der das Reich der Muſik beſſer kennt, als der Mond es vermag! der den Bau ſeiner Fugen beſſer verſteht, als die liebe Sonne, die ihm auf das Papier ſcheint, als eine wahrhaft unwiſſende Nachteule bei Tag! O groſſer Mann! und wie erbarmenswürdig ſiehſt du aus! Deſto mehr verehre ich dich!" Und buchſtäblich küßte er ihm die Riemen an ſeinen Schuhen mit goldenen Schnallen. Dann bat er leiſe und ſehnlich Herrn Smith um Etwas; und Smith, der den Brief geleſen, brachte ihm bald mit gröſ-

ter Bereitwilligkeit eine getragene Perrücke und eine Schreibfeder von Händel in einer Schachtel, mit welcher Dekter Ford, wie mit einem großen Schatze hinunter und zu Fuße davon eilte, denn da Wagen und Pferde dableiben sollten, hatte Doktor Ford in seinem glücklichen Eifer vergessen, von Melton noch einen Wagen für sich zur Heimreise mitzunehmen, und verstand nun erst die Worte, die ihm sein Baronet nachgerufen hatte. Diese Scene war den Männern sehr wunderlich vorgekommen, aber Smith las ihnen jetzt den Brief, ziemlich laut, als ob Händel darüber erwachen sollte. Er war vom Baronet von Melton, der schrieb:

„Theurer Meister Händel!

„Wer so lange wie ich in ferne Lande verbannt gewesen ist, so fern, so einsam, daß er sogar seine Befreiung erst in Jahren darauf erfahren, und nun auch im vollen Besitz seines Habe und Gutes erfahren hat, wer ihn eigentlich erlöset hat, und wer ihm das Vaterland und die Frau — etwas alt zwar, aber dafür auch die Kinder groß und wohlgediehen, wiedergeschenkt hat; der will sich doch wenigstens bedanken; und ich versuche es durch das, was ich schicke mit meinem lieben Dekter Ford, da ich mir bei dem Einsteigen in Euern Wagen das Bein gebrochen. Denn ich eilte auch zu Eurem Geburtstage! — Lebt lange! Fühlt, was Ihr könnt! Denn Se. Majestät, die letzthin unser Haus beehrt, hat mir selbst vertraut, alle Minister hätten ihn damals umsonst bestürmt, nach dem Frieden Amnestie zu ertheilen, und aus Gründen habe er es streng und starr abgeschlagen, bis er Euer „Herr Gott, dich loben wir," gehört! — Das! — Der! — Ihr habt ihm das Herz erschüttert, und mit den letzten Tönen im Ohre, habe er auch mein Glück unterschrieben! Daher lebenslang mit den Meinen

„Euer

„dankbarer B. M."

Und Doktor Pipesch vermochte nichts weiter zu ſagen, als: »Ja, die Muſik iſt auch ein — Ruach! Sie iſt der gute Geiſt für gute Menſchen. Indeſſen was hilft es Händel'n, daß der Lohn der Leute ſchon auf fünf Jahre voraus bezahlt iſt! — Was ſoll er nun anfangen?"

»Sind auch die 4 Pferde auf 3 Jahre voraus gefüttert?" frug Heidegger.

»Ja," antwortete Smith, »hier in dem »Futterkäſtchen" liegt der Hafer und das Heu — als Gold. Da ſeht."

»Ich rathe, Ihr geht in's Bad! für das Heu und den Hafer!" ſprach Pipesch. »Denn denkt einmal, was für Muſik erſt Händel komponiren würde, wenn er den Kopf verlöre — und behielte! Höllenmuſik!"

Und Middleſer ſprach: »Ich rathe: Händel macht bloße Inſtrumentalmuſik, die nun auszubilden iſt! Ein echter Künſtler kann alle Jahre ſeine Schlangenhaut abwerfen, und neu und ſchön ſein. Ein anderer muß wie ein Stock in ſeiner Rinde bleiben. In unſern Konzerten liegt eine große Zukunft! Wer will es läugnen: Wir haben Wunder von Virtuoſen auf der Menſchenſtimme, und Wunder von Virtuoſen auf Inſtrumenten, wenn auch nicht Viele. Nun kann der Tonſetzer die menſchliche Stimme nicht mißbrauchen; ja, er kann zum naturwahren, gediegenen Ausdrucke ſeiner Werke nicht Alles brauchen, was ſie an und für ſich zu leiſten im Stande ſind. Ja, die Inſtrumente vermögen auch mehr an und für ſich als der raſendſte Tonſetzer benutzen kann. Es gibt alſo Muſik neben, außer und über den Worten a Vori! Nun iſt dieſe Leiſtung an und für ſich, als Ton, Melodie und Virtuoſität ein ſo Schönes, Entzückendes — und dieſes Hinreißende will das Volk nicht entbehren!"

»Mit Recht nicht!" ſchaltete Heidegger ein.

»Und das Volk will das, was in Tonſtücken und Arien, Chören und ſonſt angewandt und verwandt nur

Fehler, Unſinn oder Unmöglichkeit wäre, als einen für ſich vollkommen ſelbſtſtändigen, wohlbeſtändigen Schmuck und Glanz des Menſchen beſitzen."

»Daran hat das Volk wieder Recht!" ſprach Heidegger wieder.

»Und ſo iſt für die Virtuoſität von Einzelnen oder von ganzen Orcheſtern ein ganz neues Fach von Muſik vorhanden, nicht ohne, ſondern voll Kunſt, aber auch freilich voll Künſtelei, nicht ohne Gefühl und Ausdruck, ſondern nur voll unbeſtimmtes Gefühl — ungemünztes Geld, Farben voll Pracht, aber kein Gemälde! Kein ſinnvolles Werk — ein Feuerwerk! Luftgebild!"

Und Piposch ſagte: »Ich hoffe, daß gerade die Kunſt und das Kunſtwerk immer neben ſolcher Windharmonika-Muſik fortbeſteht, und dieſe nur den Ueberſchuß aufnimmt und ausmacht! Denn das geſtehe ich zu: es verrauſchen ganze Ströme Muſik neben dem Tonſetzer, die ihre Faſſung verdienen, ihre Mühlen und ihre Müller! da nicht Terte genug ſind, um alle Fülle des Wohllauts im menſchlichen Buſen darüber zu gießen, ſie einzubalſamiren, in Spiritus zu ſetzen. Wenn denn nun einmal unſere Orgelpräludien und Suiten hecken, kleine und große Ungeheuer ohne Namen und Worte, dann gebe der Himmel den Hörern einen Räthſelgeiſt: den Inhalt zu rathen und deuten!"

»Keine Noth!" verſicherte Heidegger. »Die Menſchen wollen und müſſen ſchwärmen. Geht es jetzt nicht mit dem Herzen, ſo geht es mit den Sinnen! Mit dem Munde und den Ohren! Mit dem Klang, dem Geräuſch, der das Sinnliche darſtellt! Sie wollen müßig genießen. Kein Künſtler muß ihnen Mühe machen mit ſeinen Werken, es ſich nachzuerzeugen mit dem Verſtande; ſie wollen blos Luſt und Entzücken davon. Nur in jedem Takte Neues, Ueberraſchendes. Was alſo nicht erſt nach einem beſondern Zweck,

einem innern Kunſtzweck erdacht iſt, wie kann das auch nachgedacht werden? Mit der Empfindung iſt es auf einmal für immer erſchöpft. Es kann nichts mehr thun. So kenn' ich mein Volk. Aus Rauſch wird Leere, Mißbehagen — und neuer Heißhunger! Glaubt nur, ich bin »Vergnügensmeiſter!« Man muß immer neu ſein, ſich immer überbieten, bis zur Hexerei! Hätte mich das Volk aber ausgelernt — doch das Reich der Thorheit hat keine Grenzen — oder lernte das Volk ſelber hexen, und hätte Zeit und Geld dazu — dann hieße es: Gute Nacht, Heidegger! du alter, veralteter Narr! Aber ſchönen guten Morgen, ich bin noch ein friſcher Narr! Nur mögen die Virtuoſen ſich meine Worte merken: Ihr Untergang mit ſammt ihrer Muſik iſt verbürgt, wenn die Menſchen einmal wieder etwas aus dem Herzen darzuſtellen haben — dann ſind ſie und die Muſik wieder nur ein Mittel — wie unſerem Händel. Jetzt wollen ſie aber noch lieber außer ſich ſein — als in ſich. Darum ſchläft unſer Freund hier."

Lord Middleſex wollte nur noch ſagen: »Das Volk muß ja zu aller Muſik den Inhalt mitbringen, ſei es Arie oder Konzert —" als die vortrefflichen Gaſſenjungen von London drunten auf der Straße den zu Burlington-houſe genahten Zug der Mitglieder von Händel's Kapelle ſo laut umſchwärmten, daß Händel halb erwachte. In dieſen Lärm aber kam noch ein Wagen gerollt, und in wenig Augenblicken ſtand der Sänger und jetzige Herzog Caffarelli, die weltberühmte Cuzzeni mit ihrem Manne, dem Organiſten Santoni, im Saal, und Meiſter Smith erkannte auch mit wahrer Verlegenheit Miß Cecilia, die Perrückenmacherstochter, die, wie alle Andern in Reiſekleidern, aber wunderlieblich und reizend neben ihrer neuen Gebieterin Miſtriß Cuzzeni-Santoni ſtand, die nach den Begrüßungen an die anweſenden Herren, nahe vor Händel hingetreten war.

„Ihr müßt ihn wecken!“ ſagte Caffarelli zu Smith; und als dieſer ſeinem Meiſter zu Liebe zögerte, flüſterte er ihm nur drei Worte in's Ohr, worüber Smith erſchrack. „Schon der Kapelle wegen,“ ſetzte Caffarelli laut hinzu, „wird Ihr geſtrenger Herr nicht ſo — ohne Galla erſcheinen wollen, wie vor der Muſterung der Feldherr mit unumgeſchnallter — Perrücke.“

„Das will ich thun! Ich hab' es ihm oft gethan,“ verſetzte Cecilia, und ſie lief ſchon nach dem ihr bekannten langen Kaſten.

Smith maß ſie aber mit einem ſtrengen Blick, womit er ſie davon verſcheuchte, ja das Allen gefällig und leichtſinnig geborene ſchöne Kind faſt erſchreckte, ſo daß ſie ihn groß anſah, während er dachte: „an dir iſt das Glück verübergegangen und an Händel das Unglück. Der hätte ſich und dich gehangen, bei Beelzebub! oder Beelzebull — wie er das Volk heißt.“

Signora Cuzzoni-Mistriß Santoni begann, um Händel ſchön zu wecken, leis einen Ton, ließ ihn anſchwellen, und warf dann gleichſam ein waſſerhelles Perlenhalsband von Tönen hinterdrein in den Saal, daß Händel wie ein Kind, das die erſte Nachtigall hört, im Schlummer ſeine Hand erhob — die freilich drohend genug ausſah für die kleine Citana, den Bologneſerhund der Cuzzoni, den Cecilia auf dem Arme hielt. Er bell gewaltig. Händel fuhr aus dem Schlaf auf, ſein Anfall hatte nachgelaſſen, er ſah umher, aber ſeine Augen blieben nur auf Cecilia haften. Doch Smith erlöſte ihn aus der Spannung und ſprach: „Theurer Meiſter, hört doch! hört! Eure Kapelle kommt und will die Ehre haben — —“ Da ſtand er wie ein Gebieter auf, begrüßte die Gäſte ſtumm mit flacher Hand, und ſchritt haſtig in ſein Zimmer, ſich in Staat zu werfen. Und ſein Diener Gram eilte ihm die Thür zu öffnen und folgte ihm. Dagegen öffnete Smith der Kapelle die Saal-

thür ganz, und zu seiner Verwunderung trat an ihrer Spitze der von Händel mit Faustschlägen fortgejagte, aber brave Kontrabassist Ohrenschneider ein, mit umgeschnalltem Säbel, in Geberden entschieden, gutmüthigem Zorn auf dem heißen Gesicht. Und Alle reiheten sich wie die Orgelpfeifen eines Registers im Saal an den Wänden. Hinter Ohrenschneider'n stellte sich halbverborgen neben die große Baßgeige in der Ecke noch eine besorgte, ja furchtsame, zagende, junge Frau in ländlichen Kleidern, der man deutlich ansah, sie habe geweint, und wolle bei erster Gelegenheit wieder weinen. Ja, sie hielt Ohrenschneider'n, ohne daß er es wußte, wie ein treues englisches Weib, am Zipfel seines breitrückigen Rockes. Alle standen ruhig wie die Mauern, als wenn der erste Strich zum Konzert angehen sollte; und Händel's tirannisches Regiment erschien hier verkörpert an seinen unterthänigen musikalischen Sklaven. Und wenn ein Haufen Geigen, Flöten, Hörner, Trompeten, Bässe und Pauken schon einen in der That wunderbaren Anblick gewähren, selbst für den Wilden, als sonderbar redende, schallende Wesen, so gewährte ihn die Musikbande noch mehr, selbst für den gebildeten Menschen, als die Augen, Köpfe und Hände, durch welche ein herzerschütterndes, zu Thränen rührendes Zaubergetön und Wundergebraus in die gewohnten leeren Räume aufsteigt für die Ohren, wie ein wohlriechender Duft aus dem Frühling bei Gewittern, und ohne diese wunderlichen, sogenannten Menschengestalten wäre das Himmelsgetöse nirgend, überall nirgend.

»Nun!" sprach Lord Middlesex, »kommt Ihr auch, Händel zu beklagen? Signor Cassarelli, Herr Duca! Ihr habt doch auch die »Evening-Post" in der Tasche?"

»Warum nicht!" sprach Cassarelli leicht und sicher. »Wer hat mit Händel nicht Händel gehabt? hat mir der Herr Schweizergraf hier selber gesagt, und dazu gesetzt: Man muß alle Virtuosen, auch, und vorzüglich die im

Geſang ganz beſonders ehren, weil ſie die Organe des Vortrags ſind, die Darſteller, die Lebendigmacher und Auferwecker der Melodie und ſo der ganzen ſchönſten Muſik. Was iſt ein mit dem ſchönſten Stück vollgeſchriebenes Notenblatt gegen den in der Luft ſchwebenden ausgehauchten Geſang deſſelben? Welcher Meiſter verdankt nicht ſein wirkliches Leben erſt dem Meiſter und der Meiſterin im Geſang!" ...

Das ſagte Caffarelli gegen Signora Cuzzoni gewandt. Sie verneigte ſich und ſprach: »Wer hat ihm ſo widerſtanden als ich? Da ſollte kein Triller, kein Halt ſein, ſo ſchön er lag, als wo Er ihn nach ſeiner Feſtſtellung des Ganzen haben wollte! Ich habe ihn wüthend Du genannt, und ihm zugerufen: Du biſt ärgerlich auf die Virtuoſen. — Du knechteſt, du tirannisirſt ſie, drückſt ſie nieder zu Gehorſam und Dienſtbarkeit, wo du nur kannſt — weil ſie dir den Ruhm des Werkes durch ihre Darſtellung deſſelben wegnehmen, der doch wieder ihr eigenes Werk iſt, mein eigenes Werk! Oder ich theile ihn mit dir — und laſſe dir die ſchlechteſte Hälfte, beinah' die gemeinſte! Denn während der Aufführung — kein Zuhörer ſieht dich an! nur die Sänger alle —! mit offenem Munde — die Sängerin — mich! den Flötenſpieler, den Baſſiſten, Poſaunisten, ja den Paukenwirbler! läugne das? Und wenn du Alle erſt möglich gemacht haſt in dieſer Stunde, ſo machen ſie, ſo mache ich dich doch in dieſer Stunde und in allen Stunden erſt wirklich! Läugne das! Du haſt gegolten, du wirſt gelten, ſie aber gelten immer jetzt! und wie himmelhoch über dir! Läugne das!"

»Desperates Weib!" ſagte Santoni.

»Sei ruhig, Santoni!" entgegnete ſie. »Denn, wenn mich Händel jemals zur Frau begehrt hätte, ſo wäre ich nicht an Santoni gekommen. Doppelt bin ich nicht. Es gibt nur Eine Cuzzoni! Denn als er mich damals ergriff

und zum Fenſter hinunterſtürzen wollte, da empfand ich zum erſten und letzten Male die männliche Kraft und war ſeine Sklavin, ohne daß er es wußte. Darum thut er mir heut leid! Darum bin ich auch heut gekommen! Und mit mir, verſteht ſich, Santoni! Aber à propos, denn aus allen Briefen träufelt etwas durch, aus allen Zimmern riecht unbegreiflicher Weiſe doch etwas hinaus — Händel hat heirathen wollen? . . . und hätte des armen Haſſe Schickſal gehabt? Ich hätte um ihn geweint wie um Haſſe!"

„Die Welt nennt Euch »den Engel!" ſprach Middlefer, »und das ſeid Ihr wirklich."

»Wenigſtens gegen die falſa Bordone, wie mein Organiſt von Manne immer die falſche Haſſe, die Bordoni nennt, die blos ſchön ſingen gelernt, um ſo verführeriſch zu ſein, wie nur ein Weib auf Erden. Das heißt: Liebe zur Kunſt! Dafür hatte der arme Haſſe einen ſolchen Abſcheu vor Nebenbuhlern, daß Er ſelber nicht Händel's Nebenbuhler ſein wollte, und aus ſeinem Triumph hier von London entfloh."

»Er war des Beifalls ſatt, da ihn nichts freute!" ſprach Caſſarelli. »Die Leute denken: ſie legen ihren Beifall auf Zinſen — und Verkennung ſchmerzt, wie wir heut ſehen — aber Furore, raſender Beifall macht dem Sänger und Meiſter das Publikum verächtlich und albern, wie Tollhausbewohner! Glaubt das mir. Keine ſchöne Frau kommt ſich ſelber ſo engelhaft vor, denn ſie weiß, wie die Dinge zuſammenhängen, der Leib und der Putz und das Air; kein Mann kann ein Wunder aus ſich machen, denn er hat Alles an ſich gefunden oder getrieben, wie der Baum die Aeſte, wie die Blumen die Blätter, und keine Tulpe ſpringt vor Schönheit oder Geruch wie raſend im Garten vor Freuden umher! Beifallſturm erkältet zu Eis — fühlt meine Hände, Mylord, auch mein Herz iſt ſo kalt. Ich lache und gehe. Nur noch Einmal will ich für Händel ſingen."

»Und wann und wo?« frug Middlefer.

Caffarelli ſah ſich um, und verſetzte: »Eine kleine Geduld! Indeſſen ich habe dies Sängerleben ſatt — ſchon um der neuen Liebesbriefe willen nach jedem Auftreten — und der Kunſt willen. Wir Virtuoſen verderben das Volk mehr als die Kritiker! Denn wo die Sänger — meine Kollegen — nicht wirthſchaften, glänzen, Furore machen können durch ihre Perſon, auch durch ihre wirklich preiswerthe Geſchicklichkeit, Kunſt und Naturgabe, da iſt leider wenig für ſie. Die Virtuoſen ſind die wahren Untergräber und oft ganz ſtillſchweigende Todfeinde der wahren Kunſt. Denn, wie wir ſprachen, Mylord, ſie bringen durch ihre eigene oft himmliſche Kraft und bezaubernde Macht die elendeſten, und gerade die elendeſten Schmierereien dem Volke als himmliſche Dinge vor die Ohren, und das liebe, dumme oder nicht unterſcheidende Volk hat auch hier die Gnade nicht zu unterſcheiden, daß es nur einer Produktion, einer Darſtellung von Nichts den Preis zuerkennt, und iſt raſend ſelig durch einen blanken Irrthum. Denn kein wahres, alſo einfaches ſchönes Kunſtwerk iſt ſolcher Paſſagen und Triller und athemſtockender Halte bedürftig, noch fähig. Im Grunde nur Schmierereien und Zierereien bedürfen ſolche Rouladen, ja, klar angeſehen, ſie ſind nichts als dieſe, denn ſie ſind ohne ſie Nichts — und der Virtuoſe eben nichts als ſie, denn er bringt ſie hervor.«

»Stupend von Euch geſprochen, Duca!« ſprach Middlefer mit Freuden. »Aber des Sängers, des Darſtellers Werk iſt auch, und ſein eigenes, Kunſtwerk.«

»Nur die ſeelloſe Hälfte davon!« verſetzte Caffarelli, »nur ein Pfuſcher — und in Händel's ſinnvollen Meiſterwerken, wo ich nichts war, als ein Vehikel, ein Geiſt — nur da war ich Alles, wenn ich mir ſelber zu Traume verging. O welche Seligkeit, ſich in die Geſtalten des Meiſters vertiefen! verlieren! darinnen unter- und aufgehen!«

„Schreibt Euch große Schuld zu," ſprach Middleſer. „das Volk vergißt über den hinreißenden Reiz, in der faſt entſeelenden Bezauberung durch den bloßen göttlichen Klang der Menſchenſtimme und durch den Geſang, daß dieſe theure Menſchenſtimme ihre wahre Weihe erſt durch die Verbindung mit dem Kunſtwerk erhält, wenn der himmliſche Klang und Geſang nur bedeutet, und nur ein Mittel iſt! nur, aber auch, ein Träger des Göttlichen — un portatore del Divino, wie Ihr es nennt — eines Sinnes, eines höheren Weſens, kurz einer Kunſtgeſtalt, eines Kunſtwerkes iſt. Aber wir hoffen, wie in allen Dingen, ſo auch hierin auf des Volkes Verſtand."

„Papperlapapp!" ſagte Heidegger. „Auf Kunſtſinn — Pfingſten? Das Volk will nur angenehme Unruhe von der Muſik, Bewegung, in Trabſetzung. Die rechte Bewegung zu fühlen wird immer nur Einzelnen gegeben ſein. Und wie es der edlen, reinen Sonne bedarf, daß hier drunten nur Gras in Geſträuch wächſet, ſo müſſen auch die edlen Künſtler ſein — damit nur noch ſolches Volk gedeiht. Das Volk hat Anderes vor. Es weiß den Henker von Euch. Und das iſt brav."

„Mit dem Volke und ſeiner Bildung aller muß man himmliſche Geduld haben!" meinte Pipeſch. „Ich ſpiele ihm nun 40 Jahr immer nur Eine Fuge zum Eingang! Das hat Wunder gethan! Was hat nicht die Welt am Vaterunſer Alles gelernt, weil es Alle tagtäglich beten, und es iſt doch auch den Druidenmenſchen hier gar etwas Weltfremdes geweſen."

„Heut ſind wir Alle von der Muſik aufgeregt, durch Händel und Loudon, und betrübt;" ſchloß Middleſer. „Aber freuen wir uns über jede ſchöne Menſchenſtimme, über Alle, die ihrer Meiſter oder Meiſterin ſind; und über Jeden, der ſein Inſtrument, Flöte, Violine, Poſaune, Baß, ja die Pauke ſich völlig zum Sklaven, zum dienſtbaren

Geiſte gemacht hat, ja wir wünſchen von Herzen allen Muſikern die Virtuoſität. Denn mit ſolchen freien Gewalthabern läßt ſich erſt das Kunſtwerk ſicher, ſchön und vollkommen darſtellen. Und unter dem Segen und goldenem Regen des Volkes über die Virtuoſen, werden ſie in Scharen aufwachſen, allgemein, ja gemein werden wie die Bierfiedler, und dann wird das Volk die Frucht des, aus Ahnung der Zukunft wohlgeſpendeten Beifalls ernten. Und ſo ſind alle Virtuoſen auf ihrem natürlichen oder angeſchnalltem Inſtrumente ihre eigenen Verderber, die Gründer ihres täglich näheren Unterganges, ihre eigenen Todtengräber! In jeder Stadt zwanzig, dreißig, fünfzig, hundert ſolcher Herren — und aller Spektakel um ſie hat aufgehört. Und nur noch die angeborene ſchöne Menſchenſtimme wird immer eine Rarität ſein, aber nicht die Virtuoſität auf Inſtrumenten, die faſt Jeder erzwingen kann, wer raſend genug darauf erpicht iſt. Muſik wird immer gelten, alle Tage höher, und ſo werden alle vollkommenen Spieler überall immer höchſt ſchätzbar ſein, als die gemeinen, ganz ausererzirten Soldaten der Herren Muſikgenerale und Feldmarſchälle der Künſtler und Meiſter. O, ich ahne eine ganze Muſik! ich ſehe die Zeit, wo der Meiſter unbeſchränkt Alles zur Verſinnlichung ſeines Gedankens den Ausübenden bieten und hinlegen darf, und wo ganze Armeen ſolcher vortrefflicher muſikaliſcher Soldaten ſeine noch unerhörten Schlachten ſiegreich und triumphirend liefern und jede gewinnen wird cum Gloria! Noch ſeltener als die ſchöne Stimme aber wird der Meiſter ſein, das Genie! Und noch ſeltener das Meiſter-, das Kunſtwerk. Und an Einem großen Geiſte und Werke haben alle Fiedler 50 Jahre zu fiedeln, alle Stümper zu ſtümpern und klimpern — und alle Genießer zu verdauen! Vivat Händel! Vivat der »Meſſias«!"

Händel trat eben in Halla heraus. Seine aufgeſtellte

Garde hatte das laut geſprochene Wort »Vivat!« ergriffen, und wiederholte es laut, doch mit Anſtand.

Er blieb lange gerührt auf einer Stelle. Dann ſprach er: »Hier ſtehen Wir!«

»Ja!« rief Ohrenſchneider, »hier ſtehen wir!«

Und nach einer gefühlvollen Pauſe ging Händel, wie bei einem großen Leyer, oder bei Cour, langſam im Kreiſe umher, um Jeden beſſer zu ſehen, und redete freundlich beſonders zu denen, die er oft hart geſcholten. »Kinder, verſteht mich nur,« ſprach er: »was nicht gut iſt in der Kunſt und Darſtellung, das iſt Nichts. Aber es kann daraus das Gute werden. Dazu bin ich da! und wenn ich ſage: gut! ſo iſt dies das alleräußerſte Lob! »Beſſer« iſt immer noch nicht gut. Und ich habe oft »gut!« zu Euch geſagt. Soll uns nun unſere Mühe leid thun? So wenig als unſer Leben! Smith ſagt mir, Ihr kommt Abſchied von mir nehmen, da ich weggehe... aber Händel bleibt in der Breſche ſtehen! Ihr wollt ohn' Entgelt noch den »Meſſias« aufführen — aber da fehlen immer noch die andern großen Koſten, die mich erſchöpft haben! Da fehlt noch das Volk! Ach, und was fehlt dem Volke hier —! Klagen iſt feig, aber Sagen iſt tapfer. Heraus damit!«

Händel ſtand jetzt gerade in der Ecke des Saales bei dem Baſſe, und Ohrenſchneider ſprach: »Ich will es beſſer ſagen! Laßt mich reden!«

In dieſem Augenblicke erſchien der gute König Georg I. in der Thür, vom Herrn des Hauſes, dem Grafen Burlington begleitet. Und wie bei Aufgang der Sonne die Berge gegenüber ſich röthen und die Bäume ihre Geſtalt annehmen, und Schatten werfen, ſo nahmen Händel's Freunde gegenüber Poſizion an. Aber er winkte ihnen Stille, und er ſelbſt blieb ſtill auf dem Teppich ſtehen, in ſeiner rothen Uniform, und ſah und hörte zu.

Und Ohrenſchneider fuhr fort: »Ihr wundert Euch,

daß ich hier bin, und ſo vernünftig! Das macht, ich habe die Muſik an den Nagel gehangen! Hängt ſie auch an den Nagel! und Ihr werdet ein neugebornes Kind ſein. Ich war rein verrückt blos von der Muſik, von purer Muſik! Gott, machte Einem da eine Paſſage Qual! ein falſcher Griff Gewiſſensbiſſe und Reue und Scham. Ja, ich war verrückt, und Ihr habt mich mit Recht zum Dinge hinausgeworfen, als ich Euch mit dem Violenbogen in die Perücke gefahren war, blos weil in meiner Stimme »Forte« ſtand, und ich Forte ſpielte, wo der Ochſe hätte »Piano!« ſchreiben ſollen, und Ihr mir den Violen aus der Hand riſſet, meinen Pflug, meine Egge, mein Ehrengewehr, meine Fahne! Alle Wetter! Ja, ich war verrückt, daß ich es nicht erkannte, daß Ihr mir da mit dem Hinauswerfen meinen Verſtand wiedergabt. Aber war ich nicht Gardemann in Hannover! War ich nicht von Jomelli aus Stuttgart entlaufen, aus Stuttgart entlaufen, ſeiner muſikaliſchen Tirannei wegen — und lief zu Euch wie die Mücke vor der Eidechſe in den Krokodilrachen. Ihr habt von Glück zu ſagen. Denn es ſind manchmal ſchreckliche Gedanken hinter Euch vorgegangen! Ueber Euer Hinauswerfen war ich nun raſend. Ich lief zu meinem Bäcker — ich verlangte ſein Hausgewehr! Er hatte keines! Ich wollte mich vor Verzweiflung durch das Fenſter ſchleudern — die Bäckerknechte hielten mich. Ich rannte auf die Gaſſe. Ich kaufte einem Quirl-Händler ſeine Hucke mit meinem letzten Gelde ab; ich ging hauſiren mit Quirlen, rief Quirle kauft, und ſang Arienſätze dazwiſchen, ohne den Regenguß zu merken — bis ich Abends in die Towertaverne da hinten kam. Da ſaß mein jetziger Schwiegervater, der Ziegelſtreicher! Mit dem ſprach ich, mit dem ging ich, deſſen Ziegel ſtrich ich! Und ſtrich meinen Verſtand wieder ein! Und nun lebe ich ganz vernünftig ohne Muſik! Sonſt erbarmte mich ein klagendes Kind — jetzt rührt mich kein Bettelmann! Sonſt gab ich

leicht eine Krone weg, denn mein Herz war von der Muſik immer weich wie Butter! Jetzt iſt es gebrannt wie ein Ziegel, und es muß Noth ſein, daß ich einen Penny herausrücke! Sonſt — wenn ſie einen Todten begruben — du lieber Himmel, da war er mir geſtorben! Das machte Alles die Muſik! Sonſt ſah ich über ein Loch in dem Aermel weg, denn ich war ein Muſikant — ein ſo gewiß erhabener Menſch über dumme Erddinge und lebte in der offenbaren ewigen Seligkeit! Jetzt halt' ich auf Rock und Hoſen — ſeht mich an! — Ich nehme vor dem Vikar meine Mütze ab; er ſagte mir erſtaunt über meine Bekehrung: „Niemand kennt Euch mehr, Ohrenſchneider!" Ein Schuhmacher geht krumm; ein Schneider flattert dahin! Ein Zimmermann geht ſchwer ſo Schritt vor Schritt, als trüge er immer Balken im Geiſte. Ein Muſikant iſt gleich zu kennen, als ging er luſtig, freiwillig — nach Bedlam! Ihr verſteht mich ſchon. Die Muſik als Profeſſion betrieben, wird ein Handwerk, bei dem, deſſen Geiſt ermüden kann; bei den Andern wird ſie zu Ueberreiz, und ſtimmt zu weich oder zu brauſend wild. Ja, es ſteht Niemand dem Bedlamhoſpital näher, als — Perrückenmacher, Perrückenmacherstöchter und Jungen, Putzmachermädel und Muſikanten. Darum beſchwöre ich Euch, theurer Meiſter, bewahrt Euern Verſtand, die erſte, nöthigſte Gabe Gottes, laßt die Muſik fahren zu allen — Engeln! Werdet ein glücklicher Menſch, ſtatt ein unglücklicher, verarmter Muſikus. Kommt mit mir! Ziegelſtreichen hilft! Werdet ein Ziegelſtreicher! Ich will Euch meine Ziegelſcheune ſchenken! Euer Gehilfe ſein! Nur ſtreicht Ziegel."

Er fiel vor Händel auf die Knie und ſprach noch: »Ich habe die »Evening-Post" in der Taſche — die hat mich herein geſprengt. Ich habe umgeſchnallt — Wer iſt Euer Feind! Nennt den verdammten Kerl! Wer iſt Euer Feind?"

Händel hatte mit großem Antheil zugehört und ſprach: „Steht auf, tapferer Ohrenſchneider! Mein Feind iſt —

die Gleichgiltigkeit! die Todfeindin und Mörderin ſelber des Höchſtedlen und Schönen auf Erden! Dann, die immer wechſelnde Neugierde des Volks! Das äußere groſſe bewegende Leben, das es hier führt: die Verachtung, in der wir hier leben. Was bin ſogar ich hier? — Blos ein Mann der Faſhion! und ein einziges Glück, daß die Muſik hier Mode ſein muß, wie Rock und Hoſen — und nur der Schnitt und die Schneider wechſeln. Ich bin hier ein Sklave, der den Engländern in ſeinen ſchwarzen Noten ſchwarzen Pfeffer ließt und ſredirt. Sie bezahlen und haben in meinen Noten nur ſchwarzen Pfeffer. Und wir müſſen arbeiten und ſchwitzen, ſonſt erheben ſie die Sklavenpeitſche. Der gedungene Sänger muß ſich zu Tode ſchreien, da iſt keine Gnade, keine Frage, ob des Kranken Bruſt ſolche Grauſamkeit aushält. Darf er ſich ſetzen? Nur ſterben darf er — aus hoher Erlaubniß Gottes. Und als Ihr letzthin vor Rührung und Ueberraſchung bei dem »Wunderbar" inne hieltet — als Ihr einſt einmal vor mir aufſtandet: »Hoho!" ſchrie es da, »Rudler! Dudler! Gurgler!" — Denn ſie produziren das tägliche Bret, und wir — wir machen das Leben nur angenehm und geiſtig! Und es jammert ſie nur, daß ſie das ſchöne Produkt oder Fabrikat, das wir Lande liefern, auf der Stelle verſchlucken müſſen, wie ein Brauſepulver! und eine Arie nicht in den Handel bringen können! — Da lobe ich mir mein deutſches Volk, meiner Deutſchen ganzes liebes koſtbares Vaterland. Da iſt Keinem als Schande verboten, den wahren Künſtler und Meiſter zu ehren. Denn das Herz verſteht ſich auf Achtung aus Gefühl der Sache. Unſere Schande iſt hier: Geldnehmen. Geldnehmen macht zu Sklaven. Aber habe ich Etwas übrig? Kinder —! ſetze ich nicht noch mein Geld daran, dem Volke die Ohren des Herzens zu ſchaben. In Deutſchland muß man lebendig ſein um zu gelten, in England muß man todt

ſen, da wird aus unſerem Walten ein dämoniſches Weſen, ein Herrs, dann ſetzen ſie mir in der Weſtminſterabtei ein Monument — und wo Bach, mein Sebaſtian Bach begraben liegt, das wird man ſelber in Leipzig nicht wiſſen!" *)

Da trat der König vor, daß ihn Händel ſah, hielt ihm freundlich bewegt die Hand hin und ſprach: »Mein guter Händel, Ihr wollt doch alſo hier bleiben?"

Händel ward feuerroth. Dann ſchlug er faſt zu gewaltig ſeine mächtige Hand in des Königs Hand, und ſprach bewegt: »Ich, im Schiffbruch, gelobe die See zu halten — noch auf dem Brete!"

Der König nahm ihn darauf an der Hand fort in ſein Zimmer, an deſſen Thür ſich Mr. Hobein mit zufriedenem Lächeln ſtellte, wie vor Freude über ein gutes Werk und an einem Deutſchen. Graf Burlington geſellte ſich indeß zu Lord Middleſex, dem Schweizergraf Heidegger, Doktor Pipeſch, dem Duca Caffarelli, Santeni und ſeiner noch jungen und ſchönen Frau, der Cuzzoni, dem Engel. Von der Kapelle aber ſchlichen ſich Mehre leiſe fort; doch auch Ohrenſchneider blieb, hob den Baß hervor, zog den Bogen aus den Saiten, ſtimmte ſein »Geig Du Alter Eſel" rein durch die Schraubenwirbel, hörte wieder den erſten Ton, hörte ihn mit Entzücken, ſo daß er eine Zeit ſprachlos ſtand, und über und über roth ausſah. Dann ſpielte er leis und immer hörbarer eine Baß-Arie; die hellen Thränen rannen ihm über die Backen — er war wieder verzaubert und tief in den heiligen Strom der Muſik geriſſen, und ſeine arme kleine Frau ſah erblaßt mit Entſetzen ihren verlorenen Mann und weinte hinter der Schürze. Doch ſeine Augen funkelten vor Stolz und Freude.

Aber der König ſprach zu Händel in ſeinem Zimmer

*) Alſo an's Werk! Wir unterzeichnen mit Freuden!
Der Leſer „avant la lettre."

ſehr gütig: »Händel! Meiſter! Lieber Landsmann! Guter Mann! Ihr wollt Euern »Meſſias" durchſetzen; gut! recht! London ſoll Euch anerkennen — gut! recht! Aber geht doch einmal den rechten Weg nach London! Ich kenne keinen Feldherrn, keinen König, der ſich dreißig Jahre auf der Höhe des Lebens ganz ohne Wandel gehalten, wie Ihr. Das Balanziren auf dem immer unter uns rollenden Rade iſt über Jedermanns Kräfte — und Ihr ſteht, wie jene ſingende Biene, wie angenagelt in der Luft, ſchon ein Menſchenalter als Händel! Nur einmal folgt gutem politiſchen Rath. Weicht, flieht nach Dublin! Die Kritik iſt unterſchrieben: »Von einem Italiener," ſo hat ſie ſich ſelbſt dort den Stab gebrochen, um den Glauben gebracht. Schon die Rache hilft Euch in Dublin, die Eiferſucht, die Schadenfreude, die Ruhmredigkeit: Euern »Meſſias" beſſer gehört zu haben, zuerſt erkannt! Meine guten Engländer erkennen vielleicht ſchwer, aber leicht und freudig erkennen ſie an! Alles, was aller Welt groß und herrlich heißt, das müſſen ſie haben — und ſollen ſie es erobern, gefangen nehmen, gefangen halten! Glaubt einmal mir! Wie viel richte ich aus für England, für London — in der Ferne! Aus der Ferne her! Nicht der gerade — der rechte Weg iſt der beſte."

Der König ſetzte ſich in Händel's Armſtuhl. Händel fing an im Zimmer hin und her zu gehen. Das war viel gewonnen.

Und der König fuhr fort: »Wirkung kommt aus Erkenntniß, Erkenntniß aus Klarheit oder aus offenem, begeiſtertem Sinn. Und die findet Euer »Meſſias" dort bei dem armen frommen Volk, den Irländern. Euer Werk hält jetzt da Euere Kunſt; und übel, wenn Euere Kunſt einmal Euer Werk hielt, wie jetzt Aeſchylus' Kunſt ſeine frommen Werke. Das Volk dort wird Euch verſtehen. Verſtehen heißt zwar: die Entſtehungsweiſe klar zu-

ſehen. Das iſt aber Künſtler-Verſtändniß! Es gibt auch ein totales, ein Geſammt-Auffaſſen, ein kindliches, ohne Deutung der Sache aus einer Urſache, oder zu einer Wirkung. Verſtehen wir Alle etwa da draußen das größte herrlichſte Werk, die Natur! den geſtirnten Himmel! — und ſiehe, jedes Kind, jeder Hirt hat unſägliche Freude daran! O, an dem reinen Gefallen wirken tauſend geheime, doch ſichere Gründe. Daraus urtheilt das Volk. Ein Kunſtwerk, das alle Welt — wie die Natur — gleich beurtheilen könnte, wäre eben keines! Das vollkommenſte Kunſtwerk muß gerade die Menſchen ſcheinbar damit unzufrieden machen, und macht doch die Menſchen nur mit ſich ſelbſt unzufrieden, mit ihrer Faſſungskraft. Ich muß es ſagen: der Muſiker von Fach hat beinahe das Unglück, nur über Mittel und Wege der Wirkungen einer Muſik zu urtheilen. Wie zuerſt aus dem Geſammturtheil eines ganzen Herzens, ſo ſtellt ſich zuletzt über ein Kunſtwerk, ja über noch Höheres, nur eine Tradition im Volke feſt, von der Niemand mehr Rechenſchaft geben kann, und doch iſt ſie der ſchwebende Nachhall der Stimme aus tauſend Herzen. Glaubt Ihr, daß ein Landſchaftsmaler mit ſeinem Künſtlerauge allein und am beſten und treuſten und wärmſten die Natur anſieht? Ja, glaubt Ihr, daß Händel eine Bach'ſche Fuge am reinſten hört? Sie regt meinen Händel anders an, als das Volk! Das Volk verlangt etwas Anderes — was der Meiſter nur errathen muß und errathen kann, weil er auch ein Menſch iſt. — Das gemeinſte Volk will gerade das Höchſte. Das Höchſte bedarf es, und iſt ſogar ganz allein damit glücklich-zufrieden. Es verlangt das Ergreifende, Schöne! So verlangt es die ganze Muſik und die ganze Kunſt der Muſik in jedem Stück. So iſt es in der Natur gewohnt bei jeder Wolke und jeder Roſe — und dieſe Sachen ſind göttliche Sachen, und in ihnen die Kunſt und Weisheit Gottes in

der holdſeligſten Gegenwart eingeſchloſſen! Das große erſte Anſtaunen des Neu-Unbegreiflichen wird im Leben nicht mehr durch das tiefſte Kunſtverſtändniß aufgewogen, wie die begeiſterte Liebe eines Arztes ſeiner ſchönen Geliebten nicht dadurch: daß er ſie einſt einmal als todte Frau ſecirt, und ſieht, wie ſie gebaut geweſen, wie himmliſch von Gottes eigener Hand! Ich ehre das Urtheil des Volkes. Es hat Recht. Es weiß was es will und kann es nur nicht ſagen, nicht einmal begehren, denn mit dem Werke kommt ihm erſt das Verlangen und das Verſtändniß ſeines Herzens. Vor Allem will es auch bezaubert ſein, es will ſogar jetzt und nie begreifen, ſondern auf geheimnißvollen Wolken zum Himmel getragen ſein. Es will nicht ſchwärmen, ſondern das Göttliche in frommen Gefühlen genießen. — Alſo mein Händel, ziehet hinüber! Dort iſt Begeiſterung! Und von Irland ſchlägt ſie zurück nach England als tauſendfaches Echo — und ſo wirſt du hier ſiegen!"

Händel ſtand in Gedanken; er ſtöhnte; er griff mit einer Hand Akkorde auf dem Rabenkiel-Flügel, mit der andern rieb er ſich die Stirn.

»Hier verkommt Ihr!" ſprach der König traurig. »Eine Badereiſe iſt ſpäter gut, wenn Ihr geſund ſeid! Aber nur Freude und Arbeit macht den Künſtler geſund! Der Künſtler iſt zur Zufriedenheit geboren, zur Freude an ſeinen Werken, an der Welt und an ſich. Bei ſo viel Qual, die unnöthig ſcheint, und doch unumgehbar iſt, wäre es die größte Marter, noch nagende Unzufriedenheit! Unglauben! Verzagtheit!"

»Wie? Ew. Majeſtät!" frug Händel ſich aufrichtend. »Aber Flucht! Soll ich fliehen? Ich!"

„Ja! wie die Parther geharniſcht zu Pferde, und zurückſchießen! — Armer Händel! Ihr habt den Glauben an Euch und den Glauben an den Glauben des Volkes in Irland verloren. Will ich Euch denn mit dem »Meſ-

ſas" nach Konſtantinopel ſchicken? Oder wenn Troja noch ſtünde, nach Troja!"

Händel lächelte.

»Alſo!" ſprach der König, mit Abſicht ungeduldig, ja etwas unwillig erſcheinend, was Eindruck machte. »Alſo!" wiederholte er noch einmal und ſtand auf.

»Ew. Majeſtät hat mich beſiegt!" ſprach Händel. »Ich verſtehe endlich den von mir verzweifelt bekämpften reinſten Satz der Muſik, den: Das Volk bringt den Inhalt zu aller Muſik und muß ihn bringen! Ich aber bringe die Muſik! So ergebe ich mich. Ich danke Ew. Majeſtät! Ich begebe mich auf die Flucht — nach Dublin!"

»So ſeid Ihr gerettet!" ſprach der König mit größter Freude.

Händel war wie verwandelt. Es fiel ihm ein, daß ſie heute noch fort mußten. Sein Feuer erfüllte ihn wieder, ſeine Unbedachtſamkeit. Denn er warf ſeine Staatskleider von ſich und zog die Reiſekleider an, die ihm Smith ſchon lange vergebens hingelegt hatte, und ſuchte ſeine Sachen zuſammen, als wenn kein König in der Welt wäre. Und der gute König Georg ſah dieſem eifrigen Künſtlerwalten mit herzlicher Theilnahme ſchweigend zu, dann ging er in den Saal und rief den Herren zu: „Nach Dublin! nach Dublin! Raſch! Marlborough s'en va-t-en guerre!" Er rief aber Smith noch auf ein leiſes Wort zu ſich und ſagte ihm: „Smith, aber offene ungeſcheute Antwort! Kann ich nicht auch noch die Heirath ſtiften mit unſers Händel's einzigem, etwas ſpaten Sweet - Yart?"

»Ich habe ſo eben gehört, Ew. Majeſtät," erwiderte Smith, »daß der arme Pergoleſi in Puzzuoli geſtorben iſt. Die ſchönen Mädchen und Frauen, die, aufrichtig geſprochen, auf Sänger und Künſtler des T— — —"

»Nun, nun, wir wollen nur ſagen »des Guckgucks."

»— — des Guckguks ſind, haben ihn umgebracht. Mein Meiſter hat immer Spiel, Trunk und Frauen wie Gift für den Künſtler vermieden aus Liebe zu ſeiner Muſik. Als ihm aber denn doch dort das wunderhübſche friſche Mädchen gefallen, da er ſie alſo zur Frau machen wollen, und hingeht, um ſie anzuhalten — da wickelt ſie ſehr vertraulich einem ſchönen Offizier die Locken mit des Meiſters in Stücken geriſſenem Halleluja! — Da galt es nun Verſchweigen und Verbeißen. Und er hat redlich geſchwiegen und verbiſſen.«

»Doch Schade!« ſprach der König mit einem ſcharfen Kennerblick auf Cecilia. »Ein Liebhaber muß reden! Als Werber kommen — nicht als Perrücke, ſonſt jagt er ſie ja nicht in's Feuer für ihn! Kern muß man den Gedanken geben! Das Mädchen iſt gewiß redlich, und hätte ſich redlich nach ihrem Manne gehalten. Denn alle leben mit Recht, wie ſie wollen, alle wickeln wenigſtens ſich ſelbſt die Haare — bis ſie wiſſen für Wen, mein Smith! Soll ich noch das Wort wagen?«

»Stören Ew. Majeſtät ſeinen Kopf nicht!«

»Ja ſo!« ſprach der König. »Keine Aufregung! Doch eine Familie, kleine junge Händel, hätten, wie junge Bäche, mich ſehr gefreut und ganz Europa noch lange Zeit, und mit Freuden hätte ich Pathe geſtanden. Schade! Schade!«

»Ich danke Ew. Majeſtät!« ſprach Smith.

»Nun ſtill!« ſchloß der König. — »Ihr habt da auch einmal, als geheimer König, ganz gräßliche Todesurtheile an armen unſchuldigen Kindlein geſprochen, Mr. Smith!«

»Halten zu Gnaden!«

Da trat Händel herein, fix und fertig zur Reiſe. Der König gab ihm vor allen Anweſenden Empfehlungsbriefe »an alle hohen Häupter von Irland,« und blieb mit Vergnügen, in dem Wirrwarr ſich unterhaltend.

Der Baſſiſt Ohrenſchneider trat Händel'n demüthig an, und bat, ihn mit nach Dublin zu nehmen!«

»Bist du wieder verrückt?« frug ihn Händel.

»Ja! musikalisch-himmlisch verrückt!« sprach er.

»Heute ist vor Freuden Alles vergeben!« versetzte Händel. »Nun so pack' ein!«

»Nein, pack' auf! müßt Ihr sagen. Meine Frau wird mich nicht verlassen! Ein gutes englisches Weib ist eine gute englische Seele, eine himmlische Klette!«

Händel erblickte seinen für Cecilia gekauften Damenhut, und um ihn der lieben trostlosen Ziegelstreicherin-Bassistin zu schenken, wollte er ihn etwas plump aus dem pappenen Hause desselben reißen, — da sprang Cecilia wehrend und behütend dazwischen — und in einem Anfall von äußerster Bosheit schenkte er ihn Cecilien. Ja, da sie ihren alten Hut abnahm, machte er die Augen zu, und setzte ihr ihn — im Traum, er habe eine Frau — mit leisem Zähneknirschen selbst auf den niedlichen schwarzen Lockenkopf, und sie verneigte sich so lieblich dankend vor dem gütigen Herrn, und lächelte ihn so freundlich schelmisch an, daß er davon schritt, ihren alten Hut der Bassistin schenkte, und, um Alles auf einmal los zu werden, den Schmuck im geöffneten Kästchen an die Cuzzoni, die ihm dafür versprach, nicht heiser zu werden! So war ihm nun alles Leid aus der Seele, alle Freude darin. Da nahte ihm der König, der Alles mit angesehen, um von ihm Abschied zu nehmen, begrüßte Alle freundlich und froh, und schied mit dem Hauswirth.

Smith dankte noch eilig und heimlich dem guten Hobein, der aber sagte: »Nichts mir! Alles dem Grafen Darlington! — Die Freunde nahmen unter herzlichen Glückwünschen Abschied, während Smith packen ließ, gaben Auskunft, Rath, hohe frohe Aussicht und begleiteten den Meister hinunter an seinen neuen Wagen. Die Cuzzoni, der Engel, verlangte bei Händel zu sitzen, um sich mit ihm zu besprechen, setzte sich neben ihn, Santoni ihr gegenüber —

und Cecilia — Händel'n gegenüber, der sein würdigstes Gesicht machte, und nicht wußte, daß die schelmische Cuzzoni ihn in diese Klemme gebracht. Caffarelli nahm dagegen den Basiliſt und seine junge Frau zu sich in den Wagen. Und als Alles fertig — all right — war, setzte sich Smith auf das Reitpferd, das Dr. Ford gebracht, und der Groom sprengte hinter ihm drein, aus London hinaus und immer der See zu.

Nach sechs Wochen erhielt Dr. Pipesch folgenden Brief von Smith:

„Dublin den — — 1741.

„Königsrath ist der beste! Wir sind auf Händen getragen! Wir sind nicht im Stande, den tausendsten Theil von Allem zu essen und zu trinken, wozu man uns einladet. Nebenbei gesagt, habe ich müssen neue Geldsäcke nähen lassen. Die Beutel fassen unsere Einnahme nicht, bis wir das Gold in Wechsel verwandeln. Nichts fehlt als eine Nebenbuhlerin der Cuzzoni, und der Prinz von Orleans und der Herzog von Bedford, die sich Beide einander mit dem Degen sagen: Welche am besten singt. Sonderbare Beweise in der Welt! Händel ist wohl wie ein Fisch im Meere. Aber mich Armen hat — halbverschuldet — großes unverantwortliches Unglück betroffen! Hört nur, Dokter! Ich wähle, — denn kleinere aber volle, selbst überfüllte Räume sind mir lieber und immer ehrenvoller als große — halbleere, worin die Zuhörer tanzen können — ich wähle vorsichtig den kleineren Raum zu unsern Konzerten! — O Himmel — wie viel Leute sind getreten, gequetscht, ohnmächtig hinweggetragen, ja mit Füßen getreten — selber gerädert worden, von unvernünftigen Kutschern, die glauben, wenn sie ihre Herrschaft nach Hause fahren, ist kein armer Fußgänger mehr in der finstern Welt! und Nichts, keine Rücksicht, keine Schonung, kein Schreien gilt mehr, nichts als pfeilschnell

nach Hauſe fahren! Damit tröſtet mich die Cuzzeni, und meint — wenn London lieſt: »So und ſo viel Menſchen ſind bei jeder Aufführung vom »Meſſias" von Händel erdrückt worden, ſo iſt das ein ſtupendes Werk! Den Mann müſſen wir haben, gleich! um jeden Preis!" — Und ſie hat Recht! Wir haben ſchon Ein Hundert und ſieben und zwanzig gewichtige Einladungsbriefe. Der König hat Recht gehabt: Wir Engländer erkennen alles Große an. Und das Volk bringt überall den Inhalt zur Muſik — auch zu der Muſik ohne Worte, die Mylord Middleſex die reine Inſtrumentalmuſik nennt, die alſo nun auch eine Muſik iſt. Davon ein andermal gründlich. Dr. Ford, der an jenem Nachmittag noch in London war, hat ſich glücklich, überglücklich in Caſſarelli's Wagen — der auf der Straße ein Rad verloren — gefunden, mit hier den »Meſſias" zu hören! Er kann ihn jetzt auswendig und ſingt ihn auf allen Wegen und Stegen. Händel grüßt die Freunde!

Euer

Smith,
Schüler Händel's."

P. S.

»Was meint Ihr? Mir iſt Dasſelbe auch ſchon im Kopfe herumgegangen —: Dr. Ford — der doch von der Cuzzoni erfahren — und Cecilie weiß es nun von ihr auch, daß Händel ſie heirathen wollen — Dr. Ford heirathet Cecilien jetzt — als eine Merkwürdigkeit vom unſterblichen Händel! Das heißt einmal Raritäten ſammeln! Antiquitäten! — eine Venus, noch heiß, mit klopfendem Herzen, mit leuchtenden Augen, an der nicht ein Haar fehlt. Händel weiß es. — Wir werden doch in's Bad müſſen."

Gedichte

von

Franz Freiherrn von Schlechta.

Gewässer.

Klare Tropfen rinnen
  Schüchtern und allein,
Sehnen ſich von hinnen
  Aus dem Haus von Stein.

Und vereint zur Welle
  Winden ſie ſich los,
Singend hüpft die Quelle
  Durch das Thor von Moos.

Ringelt eine Schlange
  Sich den Schweſtern nach;
Springt vom Felſenhange
  Bald als klarer Bach.

Ueber Halmenpfühle
  Dehnt er ſeine Flut:
Preßt am Rad' der Mühle
  Jugendlich den Muth:

Und zum Mann erzogen
  Rauſcht er als ein Fluß,
Stolz auf ſeinen Wogen
  Mächtigen Erguß.

Trägt auf ſtarken Händen
Leichten Schwung's den Kiel,
Führt des Fleißes Spenden
An das ferne Ziel.

Und zum Strom geſchwellen
Schläft er, jetzt ein Greis,
Unter blauen Schollen
Tief im Sarg' von Eis.

Liebeslauſchen.

Romanze.

Das Fräulein iſt noch munter
Und ſchreibt im Kämmerlein,
Und lächelt ſüß darunter,
Es muß viel Liebes ſein!

Die Gegend liegt in Träumen,
Der Mond allein iſt wach,
Es fallen von den Bäumen
Die Blüten in's Gemach.

Das Briefchen iſt geſchrieben,
Ge'altet zart und glatt,
Sie ſeufzt: »Wer bringt dem Lieben,
Wer bringt ihm nun dies Blatt?«

Da klingen helde Töne
Aus lauer Nacht herein:
»Vertraue mir du Schöne,
Ich will dein Bote ſein!« —

Ob er es weit getragen,
Und wer darum geflehl:
Mög't ihr den Ritter fragen,
Der in den Zweigen ſteht.

Wunſch.

Fürwahr, ich wünſche nimmer
  Des eitlen Goldes Licht,
Zwar hab' ich deſſen wenig,
  Doch viel bedarf ich nicht.

Mich reizt nicht Gunſt der Frauen,
  Die flüchtig wie ein Traum;
In einem treuen Herzen
  Iſt nur für Eine Raum.

Der Ruhm kann mich nicht locken,
  Der ſchimmervolle Trug,
Mir wär' ein Lorbeerblättchen,
  Ein einziges genug.

Doch könnt' ich Eins erwünſchen,
  So wär's ein ſteter Mai!
Glaubt nimmer mich verdroſſe
  Das ſchöne Einerlei!

Mit unlöſchbarem Durſte
  Sög' ich den Balſam ein:
Mein Grab noch müßte ſchattig
  Von Maienblumen ſein!

Verſah.

Ei, wenn ich ein Veilchen wär'
  Heimlich in den Gründen,
Sollte nur ein treues Herz
  Mich im Graſe finden.

Eine Roſe wär' ich gern:
  Jeden wollt' ich ſtechen;
Doch ein redlich Liebender
  Könnte leicht mich brechen.

Wär' ich eine Lilie,
  Würd' ich ſtrenge blicken,
Dürfte nur ein reiner Sinn
  Meine Kelche pflücken.

Und wenn ich ein Mädchen wär':
  Schickt' ich alle Gecken
Adel, Gold und Rang zum Trotz'
  In die Brombeerhecken.

Aber käm' ein Ehrenmann,
  Wenn auch ſchlicht an Sitten:
Ei, fürwahr der ſollte mich
  Nicht erſt zweimal bitten.

Die kleinen Sänger.

Von

Ant. Ritter von Perger.

Ich ſaß allein mit meiner Qual
Im dichtumbuſchten Blütenthal,
Und Alles war ſo lautertoben,
Als hätte dort der Tod gewoben;
Die Sonne ſchien ſo ſtill darein,
Als ſoll ſie Leichenhüter ſein.

Mir ſelbſt war jeder Klang geraubt,
Die Wälder ringsher, ſo dicht belaubt,
Sie wiegten nicht der Blätter Fülle,
Die bleichen Wolken gegen Stille
Wie Grabestücher über mich,
Kein ſäuſelnd Lüftchen regte ſich.

Mir war das recht, ich kämpfte eben
Um meinem Schmerz kein Wort zu geben;
Er ſollte mir allein verbleiben,
Nicht weiter ſeine Wurzeln treiben,
Ich mochte nicht ſo ſchwach erſcheinen
Und Klagen mit dem Schmerz vereinen.

Als ich ſo wortvernichtend dachte,
Die Mück' um mich die Runde machte,
Mit einem Stimmchen zart und fein
Ermahnt ſie mich: nicht ſtumm zu ſein,
Sie wolle meinen Gram zerſtreu'n
Und gern durch Muſik mich erfreu'n.

Sie werde denn mit ſchnellen Schwingen
Die Muhmen und die Vettern bringen,
Damit mein ſinn'rer Geiſt erfahre,
Wozu man Klang im Buſen wahre,
Und über hohe Grajeswogen
War ſchnell die Kleine weggeflogen.

Doch kaum hatt' ich ſie recht vernommen,
So war ſie ſchon zurückgekommen,
Und mit ihr all' die große Schar
Von Vettern, die muſikaliſch war.
Sie ſetzten rings um mich ſich nieder,
Und ſangen heiter ihre Lieder.

Die Mücke ſang den Diskant in Ruh',
Die Hummel brummte den Baß dazu,
Ein Wespenjüngling ſang Tenor,
Die Biene that ſich im Alt hervor,
Als Chorus ſummte ein großes Heer
Von allerlei Fliegen, und ſolchen mehr.

Die Andern machten nun behende
Aus ihren Leibern Inſtrumente,
Die Grille geigt ohn' Unterlaß,
Das Heupferd ſtrich den Kontrabaß,
Die Käfer ſchwirrten luſtig mit,
Und ſo erklang ihr munt'res Lied.

»Du liegſt in öder Trübſinnsnacht
»So dumpf und ſtill, wenn Alles lacht,
»Haſt du noch nie ſo tief empfunden
»Und Klänge in dir aufgefunden?
»Wach' auf und ſtimme mit uns ein,
»Wer fühlen kann, ſoll ſtumm nicht ſein!

»Denn Schweigen iſt ein kalt'res Grab,
»Die Hoffnung reißt es mit hinab,
»Es mehrt des Schmerzes wildes Brennen,
»Kann er ſein eig'nes Leid nicht nennen;
»Und Wort und Klang wird unbewußt
»Oft zum Gebet in banger Bruſt.

»D'rum ſinge mit, du trüber Mann,
»Hör' uns, die kleinen Stümper an,
»Ein Jeder hat nur einen Klang,
»Doch Alle geben guten Sang,
»Du biſt ſo reich an Melodien,
»Und willſt ſie tödten, willſt ſie fliehen?

»Du willſt ſie tödten, willſt ſie fliehen,
»Weil Klagelaute dir entglühen?
»Iſt, was du tief im Herzen trägſt,
»Denn ſchlechter, wenn du's offen ſagſt?
»Der Freude Sang flieht mit der Luſt,
»Das Klaglied ſtärkt die wunde Bruſt!«

So ſang die frohe Völkerſchar,
Sie ſang ſo deutlich, ſang ſo wahr,
Es fand mein Schmerz das off'ne Wort,
Und troſtvoll zog ich weiter fort. —
Die Kleinen haben mich gelehrt,
Daß Klagen nicht das Herz entehrt! —

Gedichte

von

Dr. Franck.

1.

Den holden Sängerinnen.

Sonett.

Den eig'nen Wohllaut hat das Lied empfunden,
Ward's ihm vergönnt, daß in des Menſchen Seele
Den ſtillen Wonnesitz es ſich erwähle,
Balſamiſch träufelnd in des Herzens Wunden.

Doch, hat es auch den Blumenſteg gefunden,
Gelang's, daß ſchönen Lippen ſich's vermähle,
Und d'rüber hin ſich in die Herzen ſtehle —
Dann feiert's glanzvoll ſeine Siegesſtunden!

Es öffnet jede Bruſt ſich ſeinen Strahlen,
Frei ſpendet es die bunten Blütenloſe,
Der Dichter ſelbſt beherrſcht ſein Lied nicht länger:

Ihm bringt es oft zum Lohne bitt're Qualen,
Er fühlt den Dorn der ſelbſtgepflanzten Roſe,
Frei wird das Lied, zum Sklaven wird der Sänger.

11.

Das Vaterhaus.

Wir raſſeln durch ein Städtchen
So öd' und friedhofſtill,
Nur blaß behaucht vom Monde,
Der eben ſcheiden will.

Ein Kirchhof ſcheint das Städtchen,
Ein Grabſtein jedes Haus,
Als ſeh'n die Fenſterreihen
Wie Epitaphien aus.

Inmitten ragt der Kirchthurm
Empor in Sternennacht,
Der, wie das Bild des Heiland's
Still ob dem Friedhof wacht.

Doch, wie die nächt'ge Wind'sbraut
An Gräbern ſtürmt vorbei,
So brauſen wir vorüber
An fahler Häuſerreih'.

Und mit mir huſcht Erinn'rung
Vorüber Grab an Grab,
Als Nachtthau fällt die Thräne
Mir auf die Hand herab.

Ach, dort das kleine Häuschen
An wohlbekanntem Ort — —!
Der Jugend gold'ne Träume
Sind all' begraben dort.

XXX.

Silveſterlied.

Es war einmal ein alter Soldat,
  Ein ehrlicher Kamerade,
Der manche Wunder erlebet hat
  Bei der großen Retirade;
Er hat wohl mit Ehren retirirt,
Hat nur die große Ordre pariert.

Er ſtand in der Reihe der Brüder ſein,
  Stand feſt wie ein Pfeiler von Eiſen,
Im Schlachtgebraus ſchlug ſein Stündelein,
  Viel Glück, Kamerade, zum Reiſen! —
Er hüllt' in den weißen Mantel ſich tief,
Und ſtarb als die Trommel zum Marſche rief.

Doch iſt das Plätzchen zwei Schuh nur breit,
  Das er gedeckt im Gefechte,
Schon iſt ein and'rer Soldat bereit,
  Tritt ſchnell in des Todten Rechte;
Es wirbelt die Trommel, es brauſet die Schlacht,
Der Krieger wird lärmend zur Ruhe gebracht.

Da denket ſo Mancher im Stillen bei ſich:
  'S iſt ſchad' um den alten Geſellen,
Iſt geſchwommen männlich und kräftiglich
  Mit des Krieges tobenden Wellen!
Doch iſt's nicht anders, ſo ſei es d'rum,
Um's Sterben dreht ſich der Krieg ja herum.

Der alte Soldat iſt das alte Jahr,
  In den weißen Mantel gehüllet,
Er hat, als ſein Stündlein gekommen war,
  Im Sterben ſein Schickſal erfüllet,
Und lärmend rauſchet nun über ihn
Das Schlachtgebrauſe der Ewigkeit hin.

Erfüllt iſt die Lücke, der Platz iſt gedeckt,
Doch nicht auch die Lücke im Herzen,
Viel hat in dem alten Kam'raden geſteckt
Von wechſelnden Freuden und Schmerzen, —
Wir ſuchen den Alten und finden ihn nicht,
Es ſteht an dem Platze ein neues Geſicht.

D'rum noch ein Valet für den todten Kumpan,
War einſtens ein ſchmucker Rekrute,
Da wir mit den blühenden Wangen ihn ſah'n,
Und mit dem Sträußchen am Hute!
Das Sträußchen wird längſt ſchon verwelket ſein,
Wir graben den alten Kam'raden nun ein.

Der Gang auf die Wahlſtatt.

Romanze

von

Otto Prechtler.

Es flieht der Mond durch die Wolken
Hoch über der Wahlſtatt hin;
Da ſchlummern den ewigen Schlummer
Die Todten im blut'gen Grün.

Vergüber noch ſchallt das Echo
Von Trommeln und Pfeifenklang;
Doch über der Wahlſtatt weint es
Wie trüber Leichenſang.

Da wandelt im weißen Schleier
Heran eine Frauengeſtalt,
Das lange Haar, entfeſſelt,
Im Spiele des Windes wallt.

Wie bleicht ihr der Mond das Antlitz,
Das ſchon der Schmerz gebleicht!
Was willſt du hier, geiſterhaft Weſen,
Das über die Heide ſchleicht.

Sie ſchreitet hin durch die Heide —
Wohin? du gebeugtes Herz!
Es leitet Liebe die Schritte,
Es leitet die Schritte der Schmerz.

Da tritt der Mond aus der Wolke
Hell überſcheinend den Rain;
Sie ſieht den geliebten Todten
Verblutend im Mondenſchein.

Sie legt an das Herz voll Liebe
Sein bleiches, theures Haupt,
Das auf dem Feld der Ehre
Mit Lorbeer'n der Tod umlaubt.

„So biſt du" — ruft ſie — „geſchieden
Von deiner lieben Braut;
Haſt d'rum auch wohl beim Scheiden
So todeskalt geſchaut.

„Nun komm' ich in nächtlicher Stunde,
Zu ſingen dein Schlummerlied,
Zu bedecken dir deine Wunde,
Zu ſchließen dein Augenlied."

Sie deckt mit den weichen Locken
Die blutende Wunde ihm zu,
Und ſingt mit leiſem Geſange
Den bleichen Ritter in Ruh.

Da hebt er noch Einmal die Augen,
Und lächelt wie im Traum;
Und ferne Siegesklänge
Durchirren den ſtillen Raum.

Er ruht am Herzen der Treuen,
Sie ſelber auch ſchlief ein; —
Am Morgen flattern zwei Tauben
Still auf vom grünen Rain. —

Gedichte

von

Vincenz Zuſner.

Fragen.

Erblickt mein ſehnend Auge dich,
Da pocht mein Herz ſo wunderlich,
Als rührt' es leiſ' ein Zauberhauch.
— Pocht deines auch?

Wenn dann mein Blick in dich verſinkt,
Und ſtille Luſt aus deinem trinkt,
Da werd' ich ſtets ſo ſanft und froh.
— Wirſt du auch ſo?

Ein Händedruck von dir allein
Dringt ſchon in's tiefſte Leben ein,
Mir iſt's, als focht das Blut in mir.
— Wie iſt's denn dir?

Und ſcheiden wir, umgaukelt mild
Mich fern von dir dein liebes Bild,
Mit Sehnſucht denk' ich immer dein.
— Denkſt du auch mein?

Schließt endlich zur erſehnten Ruh'
Der Schlummer mir die Augen zu,
Dann ſeh' ich dich im Traumgeſicht.
— Siehſt du mich nicht?

Fenſter-Ausſicht.

Im Garten d'rüben ſah ich oft
Den ſchönſten Roſenſtor;
Nun baut ein Nachbar unverhofft
Ein neues Haus mir vor.

Doch iſt die Ausſicht auch verbaut,
So fällt's mir doch nicht ſchwer,
Denn aus den neuen Fenſtern ſchaut
Jetzt auch ein Röschen her.

Das Licht am Fenſter.

„Nimm' den Ring noch, eh' wir ſcheiden,"
— Sprach die Holde ernſt und ſtill —
„Deinen Anblick muß ich meiden,
Weil's der Vater haben will.

„Doch mein Schwur wird nie vergeſſen,
Meine Liebe nie vergeh'n,
Und du wirſt zum Zeichen deſſen
Nachts ein Licht am Fenſter ſeh'n.

„Wenn des Tages Strahlen weichen,
Zeig' ich dir in jeder Nacht
Durch dies helle Liebeszeichen,
Daß ich ſehnend dein gedacht." —

D'rauf vergingen Tage, Wochen,
Endlich wich ein halbes Jahr,
Aber was ſie mir verſprochen,
Stellte treulich ſtets ſich dar.

Wenn des Tages letzter Schimmer
An dem Abendhimmel ſchwand,
Sah ich bei der Theuren immer,
Wie das Licht am Fenſter ſtand.

Und im ſüßen Liebesdrange
Blickt' ich immer gar ſo gern
Nach dem Lichte ſtundenlange,
Gott, es war mein Abendſtern!

Aber eines Abends brannten
D'rüben Lichter ohne Zahl,
Und es riefen die Bekannten:
»Dort iſt wohl ein Hochzeitsmahl!«

»»Alſo hat ſie ſich ergeben
Nach ſo kurzem Zeitenraum!
Fahr' denn hin, geliebtes Leben,
Lebe wohl du ſchöner Traum!«« —

Und am Tage nach dem Feſte
Blieb ich lang am Hauſe ſteh'n,
Um vielleicht die Hochzeitsgäſte
Und den Glücklichen zu ſeh'n.

Gäſte kamen wohl gegangen,
Doch gehüllt in Trauerflor,
Und die Leiche, ſchwarz behangen,
Trug man langſam durch das Thor. —

Sehnſucht.

Wo die blauen Berge ragen,
Dort hinüber möcht' ich zieh'n,
Und den Lüften möcht' ich ſagen:
»Tragt mich in die Ferne hin!«

Wo die Roſenwolken ſchweben
  Ueber's Land im Abendſchein,
Dorten muß ſich's beſſer leben,
  Schöner muß es d'rüben ſein.

Doch ein Lüftchen kommt gegangen,
  Und es ruft mir flüſternd zu:
»Jemand trägt auch dort Verlangen
  Fortzuſchweben, ſo wie du.

»Jener glaubt: an dieſen Orten
  Könnt' er froh und glücklich ſein.
Du dagegen ſtrebſt nach dorten,
  Aber Beide trügt der Schein.

»Glaube nicht, daß du das Treiben
  Deiner Sehnſucht jemals ſtillſt,
Magſt du wandern, magſt du bleiben,
  Magſt du weilen wo du willſt.«

Im Thale.

Ich weilte jüngſt an jener Stelle,
  Wo wir dein Bild im Bache ſah'n,
Da murmelte zu mir die Welle,
  Als rief ſie: denkſt du noch daran?

D'rauf hört' ich munt're Lerchenlieder
  Am wohlbekannten Wieſenplan,
Und in den Tönen klang es wieder,
  Als rief es: denkſt du noch daran?

Und wo ich hingeſeh'n im Thale,
  Da lächelte dein Bild mich an,
Die trauten Plätzchen winkten alle,
  Und riefen: denkſt du noch daran?

Der milde Strahl der Abendröthe,
Er mahnte an dein liebend Nah'n,
Und in dem Schall der Hirtenflöte
Da rief es: denkſt du noch daran?

Und — denkſt du noch daran? — ſo blicken
Mich Flur und Hügel fragend an,
Die Blumen, die mir lächelnd nicken,
Sie rufen: denkſt du noch daran?

Ihre Augen.

Ich kenn' ein Auge, deſſen Strahl
Mir tief zur Seele dringt,
Und deſſen Feuer jedes Mal
Mein Herz zum Pochen bringt.

D'rum faßt' ich auch den Vorſatz feſt,
Den böſen Blick zu flieh'n,
Und ſo der Ruhe letzten Reſt
Den Flammen zu entzieh'n.

Allein ſo feſt der Vorſatz war,
So hält er doch nicht an:
Ich blick' in's dunkle Augenpaar,
So oft ich immer kann.

Ich mag dem Drang nicht widerſteh'n,
Und pocht mir gleich das Herz,
Denn es iſt doch, ſo recht beſeh'n,
Ein gar zu ſüßer Schmerz.

Herbſtvöglein

von

Anton X. Schurz.

Ich kenne wohl ein Vöglein gelb,
Das nur im Herbſte fliegt;
Den Sommer über ſaß dasſelb'
An einem Aſt geſchmiegt.

Still ſaß es, flog zu Berg und Thal
Nicht mit den andern fort;
Sang nur im Sturme manches Mal
Ein heilig ernſtes Wort.

Da tritt der Herbſt an Baum und Strauch,
Und 's Vöglein haſchen will;
Sein erſter Flug, ſein letzter auch,
Schwebt es zur Erde ſtill.

O Vöglein lieb, wohl ſcheucht, wie dich,
Vom treuen alten Baum
Der Herbſt hinunter auch bald mich; — —
Geſungen hab' ich kaum!

Mit Gott! *)

von

Johann Nep. Vogl.

Mit Gott! das iſt ein ſchönes Wort,
Und wo ihr's ſagt, am rechten Ort,
Mit Gott! ſoll unſer Wahlſpruch ſein,
Auf zum Geſchäft der Morgenſchein.

Mit Gott! ſo rufe immerdar,
Iſt Leib und Seele in Gefahr,
Mit Gott! dies Wort ſtählt dir den Muth,
Umbrauſet dich der Stürme Wuth.

Mit Gott! ſo ſage du noch ſtill,
Neigſt du das Haupt dem Schlummerpfühl,
Mit Gott! ſo ſprich in Demuth auch,
Entflieht dein letzter Lebenshauch.

*) Mein liebenswürdiger Freund und Kunſtgenoſſe, der Kapellmeiſter Adolph Müller pflegt dieſe Worte häufig im Munde zu führen und faſt jedesmal zu ſagen, wenn er ſich an's Kortepiano ſetzt. Vor einigen Tagen erſt ergriffen mich dieſelben wunderbar. Müller öffnete ſein Kortepiano, um mir eine neue Kompoſition vorzuſingen, ſetzte ſich und ſprach, bevor er begann: »Nun alſo, mit Gott!« — Fürwahr ein Wahlſpruch, der eines deutſchen Künſtlers würdig. J. N. Vogl.

Ritter Gluck.

Es war eine traurige Zeit; die zwei ſchönſten Schweſtern auf dem griechiſchen Berge der Unſterblichkeit, die klare, ernſte Poeſie und die feurige, gemüthvolle Harmonie hatten ſich entzweit, und der Tempel der Kunſt ward herabgewürdigt zur Gauklerbude. Der geniale Sohn der rieſigen Siebenhügelſtadt Metaſtaſio, der, wie Freiherr von Retzer ſehr ſchön und treffend ſagt, unſer Vergnügen mit der Vernunft ausſöhnte, wäre der Einzige geweſen, welcher dem Despotismus und der Charlatanerie der Sänger und Sängerinnen ſiegreich in den Weg hätte treten können; aber ſeine Nachgiebigkeit und das jedem Weltmanne zur zweiten Natur werdende savoir flatter ſchmälerte ſein Anſehen. Weltberühmte Kaſtraten, Europa bekannte Sängerinnen beherrſchten die Oper mit ſyrakuſaniſcher Tirannei, und hielten die Bretter, »welche die Welt bedeuten,« für das Drahtſeil künſtlicher Rouladen und breitſchlagender Kehlengeläufigkeit. Der berühmte Beccaria ſchilderte den damaligen Verfall der Kunſt ſehr richtig mit den Worten: »Musica, che vuoi tu? I Ballerini dà corda si pagano perche si faccian maraviglia, i Musici, si pagano perche si movano, eppur a la massima parte de' Musici vuol fare da Ballarini da corda!«

Die Prima Donna und der Kaſtrat mußten in jedem Akte eine Bravour-Arie mit obligatem muſikaliſchen Saltomortale haben, ferner eine Arie di grand espressione, einige mit Inſtrumenten begleitete Recitative, und ſchließ-

lich ein brillantes Duett. Der Tenorist forderte dasselbe, und somit ward die Oper als beendet betrachtet; denn von der großen Wirkung meisterhaft in die Handlung gesetzter und trefflich ausgeführter Chöre hatte man keine Ahnung. Nach demselben Leisten waren die Arien zugeschnitten. Ein witziger Kopf nannte die ewigen Ritornelle, welche jede Strophe begannen und schloßen, das musikalische »Habt Acht!": Nun, meine Herren und Damen, aufgepaßt, nun wird sich ein Kehlenballerino hören lassen! Gleich, wenn er geendet hat, dürfen sie mit ihrem Nachbar gemüthlich weiter sprechen; denn alles Uebrige ist nichts! — Ob übrigens die Musik das ausdrückte, was ihr der Text vorschrieb, ob ihre allgemeine Weltsprache des Gefühles das richtig verdolmetschte, was in der lingua francese oder im deutschen Idiom ausgesprochen worden, um dies kümmerte sich Niemand. Man wollte ein neues Spektakel begaffen, künstliche Triller und Rouladen bestaunen, und dann ohne Gemüthsbeschwerden erzeugende Nachwirkung soupiren und verdauen. Hunderttausend Thaler galt damals wie heut zu Tage:

»eine weltberühmte Stimmritze."

Es fehlte noch der Mann, der mit kräftiger Hand das Szepter der Harmonie zu faßen, und die musikalische Anarchie imperatorisch zu enden vermochte. Dieser geniale Mann, dieser Rudolf der musikalischen »kaiserlosen" Zeit war Christof Ritter von Gluck. Er ward zu Meißenwangen, in der Oberpfalz an der böhmischen Grenze, im Jahre 1714 von unbemittelten Eltern geboren. Sein Vater ging bald nach seiner Geburt nach Böhmen, um sich dort für immer niederzulaßen, starb aber bald darauf, und hinterließ seinem Sohne nichts als einen unbescholtenen Namen und

»der Natur Geschenk an Jugend und Kraft."

Die Erziehung dieses Kindes wurde natürlicher Weise ganz vernachläßigt, aber die Natur hatte einen mächtigen Trieb zur Musik in sein Herz gelegt, welcher sich in dem

geſangreichen Böhmerlande auf eine ſtaunenswerthe Art entwickelte. Er lernte die meiſten Inſtrumente ohne fremde Anleitung ſpielen, und brachte es beſonders auf dem Violoncell zu einer bewunderungswürdigen Fertigkeit. Er hatte keine weitere Unterſtützung als die Hilfsquellen, welche der Moſesſtab ſeines muſikaliſchen Talentes aus den Felſen ſchlug. Auf dieſen Zauberſtab, auf dieſen Talisman vertrauend, zog Gluck von Stadt zu Stadt, und dürfte auf dieſer Kunſtfahrt, die man richtiger Bettelfahrt nennen ſollte, mehr Dornen als Roſen gefunden haben. Endlich kam er nach Wien, und fand in der alten Cäſarenſtadt am Iſter die erſten Mittel, die Fehler ſeiner Erziehung zu verbeſſern, und das Erntefeld ſeines muſikaliſchen Genie's anzubauen. Hier lernte er zuerſt die Grundſätze der Kompoſizion ergründen und anwenden; aber die glänzenden Erfolge ſeiner ſchüchternen Verſuche dienten ſeinem Ehrgeize nur als Sporn, nicht eher zu ruhen, als auf dem letzten Gipfel des ſteilen Parnaſſes. Es liegt in der Natur der Eiche, nach oben zu ſtreben, und wenn Jemand den Namen »Stammeiche des wahren Geſanges" verdient, ſo iſt es der Pfälzer Gluck.

Sein feuriger Geiſt trieb ihn im Jahre 1736 in die Urheimat der Melodie, in das ewiggrüne, ſüdlichwarme Wälſchland. Er ſtand damals in ſeinem 22. Lebensjahre. Die Richtigkeit dieſer Altersangabe dürfte kein mit der Subtraktion einigermaßen vertrauter Schulknabe bezweifeln; nur die Herausgeber geprieſener Konverſazions-Lexikons ſubtrahirten 1714 von 1736, und lieferten das ſchlaue Facit 17. Doch ob 17. ob 20 Jahre alt, gilt gleich — genug Gluck kam im Lenze des Lebens nach Italien, und ſtudirte unter der Aufſicht des berühmten Kapellmeiſters J. B. San Martini Kompoſizion. Nach einer vierjährigen Lehrzeit war der junge Aar flügge, oder, ohne Bild geſprochen, er fühlte ſich im Stande, für die Oeffentlichkeit zu arbeiten. Seine erſte Oper war »Artaxerres", welche

im Jahre 1741 in Mailand in die Scene ging. Dieſem erſten Verſuche folgten in derſelben Stadt die Opern: »Demophon" 1742, »Sifar" 1743 und »Phaedra" 1744. Aber nicht blos die entzückten Mailänder berauſchten die erſten Klänge der deutſchen Nachtigall; ihre Lieder erſchollen in allen Städten und auf allen Villen. Die Venezianer bewunderten in demſelben Zeitraume »Demetrius" und »Ipermneſtra", die Cremoneſer beklatſchten »Artamenes", und das kunſtſinnige Publikum Turin's entzückte ſich an der genialen Oper »Alexander in Indien." Alle dieſe Stücke hatten den günſtigſten Erfolg, und machten den deutſchen Namen Gluck heimiſch und geläufig auf den weichen Lippen und ſüßen Zungen der ſchönen Töchter Wälſchlands.

Hierauf erhielt der junge Komponiſt eine ehrenvolle Einladung nach London und begeiſterte die ſonſt ſo impartiablen Inſulaner mit ſeinen ſüßen Tönen. Er ſchrieb daſelbſt im Jahre 1745 zwei Opern, deren eine, »der Sturz der Giganten," allgemeinen Beifall erntete, und ihrem Autor die Achtung aller brittiſchen Kunſtkenner und die Liebe aller Laien erwarb. Viele vergaßen über dieſe klaſſiſchen Geſänge ihr altes, ſtolzes »Rule Brittania"!

Nach dieſer Zeit kehrte er nach Wien zurück, wo er durch Kompoſizien einiger Opern und anderer Muſikſtücke ſeinen wohlverdienten Ruhm befeſtigte, und in ſeinen grünen Lorbeerkranz neue Blätter flocht. Hier ſuchte er ſeine, in der erſten Jugend ganz vernachläſſigte Bildung zu vervollkommnen, und das reiche Geſchenk, das ihm die gütige Natur in die Seele gelegt, auf fruchtbringende Zinſen anzulegen. Er verlegte ſich mit unermüdlichem Fleiße auf die Erlernung der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache, und auf das Studium der Poeſie, deren innige Blutsverwandtſchaft mit der Göttin ſeines Herzens ſo lange und ſo albern von aller Welt geläugnet wurde. Er ſchloß enge Freundſchaft mit den vorzüglichſten literariſchen Köpfen, und ent-

wickelte in ihrem Umgange und in dem Umgange mit Büchern jene großartigen Titanen-Ideen, welche ſchon lange in ſeiner Seele lagen wie der Rieſenſtamm des Waldes in der Eichel, zur vollſtändigen Reife. Er erkannte gar bald, daß jene ſchönen, ſchmeichelnden Arien, welche die Italiener und ihre einſeitigen Nachahmer und Bewunderer für das Non plus ultra der Kunſt hielten, durch die Schönheit und Gefälligkeit der Form und die Lieblichkeit ihrer Melodien wohl das Ohr beſtechen und bezaubern, daß ſie aber keine Nachwirkung, keine lebhafte, ergreifende Empfindung in den Herzen der Zuhörer zu erwecken im Stande ſeien, und daß dieſer Echomangel nicht der geringen Empfänglichkeit des menſchlichen Gemüthes, ſondern der innern Gehaltloſigkeit dieſer Lieblingsarien zugeſchrieben werden müſſe.

Wenn man zu jener Zeit mit ihm von gewiſſen berühmten Arien ſprach, welche man pathetiſch und klaſſiſch nannte, ſo zuckte er ruhig die Achſeln, und meinte: „Es iſt Alles recht ſchön, ma questo non tira sangue," welcher italieniſche Kernausdruck das beſte Kriterium der fraglichen Bravourarien ſein dürfte. Das bekannte Witzwort des Chardin — ein Privatmann verlangte von dieſem berühmten Maler ein Bild, und forderte, daß die Farben des Gemäldes recht lebhaft und glänzend ſein ſollten — „wer hat Ihnen denn geſagt, daß man Gemälde mit Farben macht?" — dieſes Witzwort war auch ein Lieblingsausdruck Gluck's. Er pflegte, ehe er eine Oper in Muſik ſetzte, zu ſagen, er habe nur einen Wunſch und zwar dieſen, zu vergeſſen, daß er Tonkünſtler ſei. In ſpäterer Zeit meinte einer ſeiner Freunde, Gluck habe dreißig Jahre ſeines Lebens verloren, und zwar durch das Studium und die Nachahmung von Pergoleſe und Jomelli.

Von dieſem Standpunkte wahrer Kunſtanſicht ausgehend, vermied der große Tonheros ſchon in den Opern, welche er in Italien in Muſik ſetzte, dem allgemeinen Feh-

ler der damaligen Komponiſten, »welche ihrer Fantaſie ohne Rückſicht auf die Poeſie den Zügel ſchieſſen ließen,« und machte es ſich zum unverbrüchlichen Geſetze, den Karakter der Arie nach dem Texte einzurichten. Aber die erſte Anregung ſeiner ſpätern groſſen Ideen und die Grundlage zu ſeinem künftigen muſikaliſchen Siſteme erhielt er erſt während ſeines Aufenthaltes in der groſſen Flottenſtadt an der Themſe. Herr Suard, einer von den Bearbeitern des muſikaliſchen Theiles in der groſſen franzöſiſchen Encyklopädie (Encyclopédie méthodique-musique publiée par Framery et Ginguene. Tom. I. Article Allemagne) erzählt über dieſe Anregung Nachſtehendes, was er aus Gluck's eigenem Munde bei ſeinem Aufenthalte zu Paris vernommen hatte.

Während er jene mehrerwähnten Opern in London komponirte, und in die Scene ſetzte, verlangte ein Theaterintendant ein ſogenanntes Paſticcio, eine Gattung von dramatiſchem Gedichte, wo dem Texte die ausgeſuchteſten Muſikſtücke aus andern Opern angepaſt wurden. Gluck wählte zu dieſem Zwecke diejenigen Piecen aus ſeinen bereits aufgeführten Opern, welche immer und überall mit dem gröſten Beifalle waren aufgenommen worden, und ſuchte ſie mit der gröſten Kunſt, Umſicht und Aufmerkſamkeit dem Texte eines neuen Stückes: »Pyramus und Thisbe« anzuſchmiegen. Aber wie erſtaunte der geniale Tonſetzer, als gerade jene Stücke, welche früher hundert Herzen entzückten, und tauſend Hände in Bewegung ſetzten, faſt keine Wirkung hervorbrachten, ſobald ſie auf einen andern Text geſetzt, und durch eine andere Aktion begleitet waren. Er ſchloſ aus dieſem Umſtande ganz richtig, daſ jede karakteriſtiſch komponirte Muſik zwar nicht klanglos in die Ohren, aber wirkungslos zum Herzen dringe, ſobald ſie die Worte des Textes nicht länger verdolmetſche. Er erkannte, daſ die Muſik nur in der Verbindung mit einer einfachen, aber ſeelen-

vollen Poeſie, welche natürliche und beſtimmte Empfindungen mit Wahrheit darſtellt, ihren namenloſen Reiz und ihre, Herzen magnetiſirende Kraft entwickeln könne, daß ſie die Sprache der Empfindung ſei, welche als Mutterſprache des Menſchenherzens in allen Zonen und bei allen Völkerſtämmen gelten dürfte, daß aber zu dieſem Zwecke der Geſang dem Rhythmus und den Akzenten der Worte genau folgen, und daß die begleitenden Inſtrumente nach ihrem eigenthümlichen Ausdrucke zu Hilfe kommen müßten, um entweder den Geſang einfach zu verſtärken, oder mit ihm in einen, durch das Abſtechende erhöhenden Kontraſt zu kommen, je nachdem es der Inhalt des Textes und die Situazion der handelnden Perſonen erfordere.

Dieſe großartigen Ideen entwickelte Gluck in ſpätern Jahren zur vollſtändigen Reife, als er in Wien am Cäcilientage die berühmte Ode Dryden's, »die Macht der Muſik" hörte. Dieſe herrliche Ode war Wort für Wort auf eine höchſt erbärmliche Weiſe in's Italieniſche überſetzt, und der Originalmuſik des unſterblichen Händel ſilbenmäßig angerafft werden. Trotz dieſer poetiſchen Sudelarbeit wurde Gluck durch einige muſikaliſche Effekte, und vorzüglich durch den Totaleindruck des geprieſenen Tonſtückes überraſcht und betroffen. Er bewog dieſerhalb einen vaterländiſchen Dichter dieſe Ode mit einigen Abänderungen in das Deutſche zu überſetzen. In dem Originale herrſcht der erzählende Ton vor, wodurch die Muſik durch die ewigen, einförmigen Recitative nothwendiger Weiſe froſtig werden muſte. Gluck wünſchte daher, daß man ſtatt eines Theiles der Erzählung einen lebhaften Dialog einführen, die rezitirenden Stellen dramatiſch behandeln, und vorüglich die Aeußerungen der Begeiſterung draſtiſch herausheben möchte, mit welchen der große Sieger am Granikus bei der kriegeriſchen Muſik des Timotheus in die Schlacht ſtürzt. Der öſterreichiſche Dichter richtete ſeine freie Uebertragung des

englischen Gedichtes diesen Gedanken gemäß ein, und so entstand eine Art von Kantate, welche Gluck in Musik setzte. Ungeachtet der großen Wirkung und Sensazion, welche ihre Aufführung hervorbrachte, ward Gluck keineswegs durch seinen Erfolg zufrieden gestellt; er vermißte die Aktion und das Theaterspiel, und wünschte in der Folge recht oft, daß ein genialer Dichter diesen Gegenstand als Operntext benutzen möchte.

Bald hernach, im Jahre 1754, brachte ihm sein immer zunehmender Ruhm einen Ruf nach Italien zu Wege. Er reiste nach Rom, und komponirte für das dortige Opernhaus die »Clemenza di Tito". Im Jahre 1756 setzte er bei Gelegenheit der Eröffnung eines neuen Theaters die »Cleria" in Musik. Von Rom begab sich Gluck nach Parma, und brachte dort die Opern »Philemon und Baucis", »Arsteus" und den »Orpheus" zur Aufführung. »Diese Stücke," schreibt er selbst, »erfreuten sich eines bessern Erfolges, als sie verdient hatten; sie waren alle, mit Ausnahme des »Orpheus", nach dem italienischen Geschmacke verfertigt, und zu mangelhaft für das Theater."

Wien, die uralte Kaiserstadt, war der Ort, wo er seinen großen Regenerator-Gedanken ausführte, der Oper, diesem Schauspiele, welches ein genialer Schriftsteller:

»den Gallatag der schönen Künste"

nannte, eine neue Gestalt zu geben, und die Herrscherkrone von der frechen Usurpatorstirne lobgehudelter Kastraten und verwöhnter Sängerinnen zu reißen. Er überzeugte sich immer mehr, daß die geschmeichelten Verse des Metastasio trotz ihren stellenweisen, hohen, poetischen Schönheiten nicht im Stande seien, die unendlichen Wirkungen hervorzubringen, welche er von dem Singspiele forderte. Er glaubte überdies, daß man handelnde Chöre nach dem Muster und dem Beispiele der griechischen Tragödiendichter auf die Bühne bringen müsse, weil sich die Größe und Erhabenheit der

Muſik durch nichts mehr ausſprechen könne, als durch die Empfindungen, welche eine größere Anzahl von Leidenſchaften durchſtürmter Menſchen, gleichſam in einem Brennpunkte geſammelt, theatraliſch ausſpricht. Dieſen Gedanken theilte Gluck ſeinem Freunde, dem Florentiner Ranieri di Calzabigi, einem geiſtreichen Manne und gewandtem Dichter mit, welcher ſelbſt ſchon lange über denſelben Gegenſtand nachgedacht, und die Unvollkommenheit der italieniſchen Oper tief betrauert hatte. Calzabigi war ungemein erfreut, ein muſikaliſches Genie gefunden zu haben, das mit ihm gleich dachte, und die Kraft und das Anſehen beſaß, eine Revoluzion in dem Gebiete der Literatur und der ſchönen Künſte hervorzubringen und ſiegreich zu beenden. In dieſem Geiſte ſchrieb er ſein berühmtes dramatiſches Werk »Orpheus und Eurydice", und übergab, ein anderer Pygmalion, ſeine wunderſchöne, aber todte, regungsloſe Steingeſtalt dem muſikaliſchen Prometheus, daß er ſie mit dem olimpiſchen Funken in das Leben rufe. Uebrigens war der geiſtreiche Florentiner lange in Sorgen über die Aufnahme ſeines neuen, gewagten Verſuches, der mit den bisher üblichen hochgeprieſenen Leiſtenarbeiten ſo ſehr im Widerſpruche ſtand, als die uralte, ſchöne Togatracht mit den unſchönen Reifröcken ſeines Zeitalters. Er ſuchte deshalb nach der bekannten, ſchlauen Taktik angehender Poeten die Gunſt des damaligen literariſchen Tonangebers und Parnaßregenten Metaſtaſio zu gewinnen, um wenigſtens einem entſcheidenden, aus ſeinem Munde vernichtend klingenden »Damnatur" vorzubeugen. Metaſtaſio dachte viel zu edel, und war der geſammten Bruderſchaft in Apollo viel zu geneigt, um durch einen verneinenden kategoriſchen Imperativ die Hoffnungen des jungen Kollegen noch in der Blüte zu knicken. Der alte Formen-Dalai-Lama blieb aber, wie alle in Wien anweſenden Italiener, von dem Mißlingen der gewagten Neuerung im tiefſten Herzen überzeugt, und bezeichnete die unaus-

bleibliche Niederlage Gluck's in mehren literariſchen Soirées mit dem Titel eines berühmten, faſt ein Jahrhundert ſpäter erſcheinenden Gedichtes: »La chute d'un ange.“ Allein er irrte ſich gewaltig. Zwar erregte die erſte Vorſtellung des »Orpheus“ im Jahre 1764 mehr Erſtaunen als Vergnügen; denn die empfindlichen Ohren der Zuhörer, welche an den alten Schlendrian der Recitative und an die ſchale Form der wäliſchen Opernarien gewöhnt waren, wurden durch dieſe neue Art von Kompoſizion in die alte Verwirrung Babylon's verſetzt. Demungeachtet machten die groſſen muſikaliſchen Schönheiten der neuen Oper einen bedeutenden Eindruck auf die wirklichen Sachkenner, ſo wie die einfachen, rührenden Melodien und die aus dem Leben gegriffenen Situazionen manche tieffühlende Seele zur Wehmuth ſtimmten, und tauſend Augen mit den bleichen Perlen des Mitleides ſchmückten. Der Erfolg des »Orpheus“ ward mit jeder Vorſtellung glänzender, bei der fünften Wiederholung ſchwiegen bereits alle Einwürfe, die Oper erhielt allgemeinen Beifall, kam unzählige Male auf das Repertoire, und machte durch Inhalt und poetiſche Form, beſonders aber durch die geniale muſikaliſche Verdolmetſchung Epoche im lyriſchen Drama. Ein groſſer Sänger an den grünen Ufern des Tajo wagte in ſpäterer Zeit in der alten Königsſtadt Madrid den kühnen Ausſpruch, daß unſer Jahrhundert nur durch die Bemühungen und Erfolge Gluck's das goldene Zeitalter der lyriſchen Scene genannt werden dürfe.

Im nächſtfolgenden Jahre 1765 wurde Gluck nach Parma berufen, um das Hochzeitsfeſt des Infanten durch ſeine meiſterhaften Kompoſizionen zu verherrlichen. Gluck machte den Vorſchlag, ſeinen »Orpheus“ in die Scene zu ſetzen, allein Kenner und Laien bildeten eine entſchiedene Oppoſizion dagegen. Der Beifall des Wiener Publikums gab den Muſikliebhabern Italiens keine hinreichende Ga-

rantie des Erfolges; ſie hielten ein dramatiſches Gedicht, das beſſer wäre, als die horaziſch gefeilten Verſe Metaſtaſio's für das achte Wunderwerk der Welt, und den Komponiſten, welcher durch ſeine Leiſtungen die Muſik eines Jomelli, Sacchini und Piccini übertreffen ſollte, für die zehnte Schweſter auf dem Parnaß.

Der erſte Sänger Millico zerſchmetterte den Intendanten, welcher ihm den Vorſchlag machte, die Rolle des Orpheus zu übernehmen, mit den Worten: »Wollen Sie mich um meinen guten Ruf bringen?« — Gluck überwand aber durch deutſche Beharrlichkeit und eiſerne Feſtigkeit alle dieſe Schwierigkeiten, und ſetzte der hartnäckigen Oppoſizion ſeinen alten Wahlſpruch entgegen: »Ich garantire den Erfolg der Oper!« — »Orpheus« wurde demnach aufgeführt, und erhielt gleich das erſte Mal allgemeinen, unerhörten Beifall, welcher ſich bei jeder Reprize ſteigerte. Als man nach einigen Tagen ein anderes Stück ankündigte, wurde die Wiederholung des »Orpheus« mit der bekannten italieniſchen Rabbia und Ertaſe gefordert. Die »Armida« des Maeſtro Traetta, welcher mit Gluck abwechſelnd ſeine Vorſtellungen geben ſollte, wollte man gar nicht zur Aufführung kommen laſſen. »Orpheus« wurde 28mal nacheinander aufgeführt.

Seit dieſer Zeit wurde die neue Oper auf allen Theatern Europa's mit dem entſchiedenſten Erfolge gegeben. Sie war auch die erſte, welche das Glück hatte, geſtochen zu werden, während man ſich vorher begnügte, die gelungenſten Pieçen beliebter Opern durch Abſchriften zu vervielfältigen. Auch iſt ſie noch deshalb merkwürdig, daß darin das erſte Rondeau vorkommt, dieſe Aria d'espreſsione, welche in der Folge die Lieblingsgattung aller groſſen Sänger und Sängerinnen wurde. — Der berühmte Genfer Philoſoph J. J. Rouſſeau ſchrieb eine lange Lobrede auf dieſe Oper, in welcher er die vielfach angefochtene

enharmoniſche Paſſage ſieghaft vertheidigte, und vorzüglich das von einer Zeit zur andern wiederholte Nò der Furien als eine der erhabenſten Ideen bezeichnete. Er äußerte ſich, daß er ſich bei Aufführung dieſer Oper nicht enthalten könne, jedesmal zu zittern und kreideweiß vor Entſetzen zu werden, wenn das ſchreckliche Nò ſich wiederhole, obgleich es nie anders als unisono oder all' Ottava geſungen werde. Es trete zwar von dem vollkommenen Akkorde bis zur betreffenden Stelle nie aus der Harmonie; aber in dem Augenblicke, wo man es am wenigſten erwarte, errege die mit # bezeichnete Dominante einen ſo fürchterlichen Eindruck, daß Ohr und Herz davon zerriſſen werde. Rouſſeau ſchrieb dieſe Schutzrede unter dem Pſeudonamen »Petit-ſaiseur"; zum Verſtändniſſe dieſer Unterſchrift diene die Nachricht, daß er, um den Vorwürfen, die man der Gluck'ſchen Muſik gemacht hatte, zu begegnen, ſeinem Gegner den erdichteten Namen Prête-Nom gab, und an dieſen ſein polemiſches Sendſchreiben unter der oberwähnten Chiffre ſandte.

Kurz geſagt, das neue Syſtem ſiegte über alle ſeine Gegner, und die italieniſche Gattung, in welcher, wie Arnauld ſagt, die Oper ein Konzert iſt, welchem das Drama nur zum Vorwande dient, ſank in das ſchmähliche Grab der Vergeſſenheit. In derſelben Zeit, im Jahre 1765 kompenirte Gluck auch jenes berühmte Drama zur Vermählungsfeier Kaiſer Joſeph's II., in welchem die Erzherzogin Amalia den Apollo, die Erzherzoginnen Eliſabeth, Joſephine und Charlotte aber die drei Grazien vorſtellten.

Als Gluck nach Wien zurückkehrte, verband er ſich abermals mit Calzabigi, um ein neues Meiſterwerk zu ſchreiben, das noch tragiſcher und für noch größere theatraliſche Wirkſamkeit berechnet ſein ſollte. Die Freunde wählten die »Alceſte". Calzabigi nahm Erfindung und Plan aus dem griechiſchen Stücke gleichen Namens, und behielt auch größ-

tentheils den rührenden, zärtlichen Ton des Euripides bei. Er vermied jene ſchale Kothurnenſprache und alle jene geſchraubten Krafttiraden, welche die italieniſche Oper bandwurmartig erzeugte, und trug das Erhabene und Rührende des gewählten Stoffes in der ungekünſtelten Sprache der Empfindung vor. Dieſer Stoff kam hierauf in Gluck's Hände, in die Hände des Mannes, »der,« wie der biedere Sonnenfels ſagte, »die Tonkunſt nicht blos in einer ſtudirten Reihe von Akkorden und Auflöſungen beſtehen ließ, ſondern die Akzente der Leidenſchaften, und wenn man mit Genehmhaltung der muſikaliſchen Lykurge dies Wort wagen darf, die Akzente der Seele aufzufinden, und dadurch den Geſang ausdrucksvoll und redend zu machen wußte; in die Hände eines Mannes, der mit dem Geiſte des Dichters ſetzte, und da, wo dem muſikaliſchen Handwerker von den gemeinen Regeln Feſſeln angelegt ſind, ſich über dieſe Regeln hinwegſchwang, und mit der Freiheit des Genie's ſelbſt Regel und Muſter ward!«

Die Oper »Alceſte« ſchritt im Jahre 1768 in Wien zum erſten Male über die Bühne, und erhielt ſo allgemeinen Beifall, daß man durch zwei ganze Jahre faſt keine andere Oper ſehen wollte. Im Jahre 1769 kam ſie im Stich heraus, und Gluck erklärte ſich in der vorangeſetzten Zueignungsſchrift über ſein neues Syſtem, welche merkwürdige Erläuterung in der Ueberſetzung alſo lautet:

»Nachdem ich mich entſchloſſen hatte, die Oper »Alceſte« in Muſik zu ſetzen, machte ich es mir zum Geſetze, alle Mißbräuche zu vermeiden, welche durch die Eitelkeit und die falſchen Begriffe der Sänger, ſo wie durch die allzugroße Gefälligkeit der Komponiſten in die italieniſche Oper eingeführt wurden; Mißbräuche, die aus den herrlichſten und ſchönſten Szenen der Oper die langweiligſten und lächerlichſten gemacht haben. Ich ſuchte die Muſik zu ihrer wahren Beſtimmung zurückzuführen, die darin beſteht: die Poeſie

zu unterſtützen, und den Ausdruck der Leidenſchaften, ſo wie das Intereſſe der Situazionen mehr zu verſtärken, ohne die Handlung zu unterbrechen und durch überflüſſige Verzierungen zu ſchwächen. Ich glaubte, daß die Muſik die Poeſie auf eben dieſe Weiſe unterſtützen müſſe, wie die lebhaften Farben und die glückliche Uebereinſtimmung des Lichtes und Schattens, welche die Figuren ohne Abänderung der Umriſſe beleben, eine wohlgeordnete Zeichnung erheben.

»Ich habe mich daher wohl in Acht genommen, einen Sänger in einer lebhaften Stelle des Dialoges zu unterbrechen, um ihn ein langweiliges Ritornell abſingen zu laſſen, oder ihn in der Mitte ſeiner Erzählung bei einem günſtigen Vokal aufzuhalten, ſei es, um ihm entweder Gelegenheit zu geben, ſeine ſchöne Stimme in einer langen künſtlichen Paſſage zu zeigen, oder Zeit zum Odemſchöpfen zu laſſen, einen Orgelpunkt anbringen zu können.

»Ferner habe ich mir nicht erlaubt, zu ſchnell zu dem zweiten Theile einer Arie überzugehen, wenn er auch noch ſo ausdrucksvoll und erheblich war, oder wie es in der Regel geſchieht, die Worte vier- bis fünfmal zu wiederholen, ſie eher zu endigen, als es der Sinn erfordert, und es dem Sänger leicht zu machen, nach ſeinem Geſchmacke Variazionen und manierirte Paſſagen anbringen zu können. Endlich habe ich alle jene Mißbräuche verbannen wollen, gegen welche das reine Gefühl und der gute Geſchmack ſo lange Zeit vergebens gekämpft hat.

»Ich habe mir immer gedacht, daß die Ouverture die Zuſchauer auf den Karakter der Handlung, die ihnen vorgeſtellt werden ſoll, vorbereiten und den Inhalt anzeigen müſſe, und daß die Inſtrumente nur nach Verhältniß des Grades der Leidenſchaften und des Intereſſes in Bewegung geſetzt werden ſollten, eben ſo, wie man vermeiden müſſe, einen zu grellen Abſtand zwiſchen der Arie und dem Recita-

tive eintreten zu laſſen, den wahren Sinn der Periode zu verſtümmeln, und die Lebhaftigkeit und Wärme der Scene zur unrechten Zeit zu unterbrechen.

»Ich habe ferner geglaubt, daß der gröſte Theil meiner Arbeit ſich nur auf eine ſchöne Einfachheit beſchränken müſſe, und vermieden auf Unkoſten der Klarheit Paradeſtellen anzubringen; auch habe ich keinen Werth auf die Erfindung eines neuen Gedankens geſetzt, am allerwenigſten, wenn er nicht mit der Situazion übereinſtimmte oder mit dem Ausdrucke verbunden war; es gibt endlich gewiß keine Regel, die ich nicht zum Beſten des Effektes aufgeopfert habe.

»Dies ſind die Grundſätze, die mich geleitet haben, und mit welchen auch das Gedicht glücklicher Weiſe übereinſtimmt. Der berühmte Verfaſſer der »Alceſte", nachdem er einen neuen Plan des lyriſchen Drama's entworfen hatte, ſetzte an die Stelle der blühenden Beſchreibungen, der unſchicklichen Gleichniſſe, der freſtigen Moral: ſtarke Leidenſchaften, intereſſante Situazionen, die Sprache des Herzens und eine ſtete Abwechslung. Der Erfolg hatte meine Gedanken gerechtfertigt, und der allgemeine Beifall eines ſo aufgeklärten Publikums hat bewieſen, daß die Einfachheit und Abwechslung die Grundlage des Schönen aller Kunſtprodukte iſt." — — —

Dies ſind ungefähr die Grundprinzipien jenes berühmten Siſtemes, welches in ſeiner Einfachheit an das Märchen vom Kolumbus-Ei erinnert, und ſo wie jenes Kunſtſtück mit der Entdeckung eines neuen Welttheiles — des Welttheiles der wahren Kunſtanſicht und des richtigen Geſchmackes — in dem Gebiete der Literatur und der ſchönen Künſte endete. Talentvolle Nachfolger, geniale Tonkünſtler haben dieſes Siſtem erweitert und vervollſtändigt, aber ſeine unerſchütterlichen Grundveſten nie anzutaſten gewagt. Uebrigens ging es dem genialen Pfälzer wie jenem berühmten Genueſer — die Ehre der erſten Entdeckung wurde

vielfach angefochten und angefeindet; aber weder Neid noch Kastengeist vermochten den reichen Lorbeerkranz zu zerpflücken, der ewig frisch und grün das Haupt und jetzt die Büste des deutschen Ritters schmückte und schmückt!

Nach der »Alceste" komponirte Gluck die Musik zu der Oper »Paris und Helena"; dieses Tonstück machte aber keinen so großen Eindruck wie die beiden vorhergehenden Meisterstücke, und konnte ihn auch wegen der Natur des gewählten Vorwurfes nicht machen. Der früher genannte Verfasser des Artikels »Allemagne" in der großen französischen Encyklopädie erzählt bei Besprechung dieses Stückes folgende Anekdote:

J. J. Rousseau ward einer der größten Bewunderer Gluck's, sobald er die Werke dieses Tonkünstlers kennen lernte. Er bemerkte eines Tages, daß ein großes Verdienst dieses Komponisten unter andern darin bestehe, daß er dem Gesange einer jeden handelnden Person einen bestimmten Karakter gebe, welchen er im Laufe der ganzen Rolle niemals verläugne; diese Aufmerksamkeit, fügte er hinzu, habe Gluck in der Oper »Paris und Helena" zu einem Fehler in der Zeitrechnung verleitet. Der Gesang des Paris hat nämlich all' das Ueppige und Weiche der phrygischen Sitten an sich, während der Gesang der Helena immer einfach und nachdrucksvoll tönt; aber Gluck vergaß dabei, daß die Strenge der spartanischen Sitten sich erst von dem Zeitalter des Lykurg herschreibe, und daß Helena lange Jahre vor diesem eisernen Gesetzgeber gelebt habe. Ein gemeinschaftlicher Freund Rousseau's und Gluck's erzählte dem Letztern diese Bemerkung.

Gluck erwiderte: »Ich wäre sehr glücklich, wenn meine Werke immer von so aufgeklärten, kritischen Richtern geprüft würden. Das Raisonnement des Herrn Rousseau war sehr scharfsinnig, es war aber nicht das meinige. Helena liebt den Paris; aber ich finde in dem Homer, daß

ſie ſeine Seele zu erheben, und in ihm den Trieb nach Ruhm zu entflammen ſuchte; auch das Lob jener Alten, welche ſie vorübergehen ſahen, beweist eben ſo viel Achtung für ihren Karakter als Bewunderung ihrer Schönheit. Da ich ihr alſo einen einfachen und gravitätiſchen, aber, wie ich glaube, zugleich zierlichen Geſang zutheilte, ſo wollte ich damit nicht ein ſpartaniſches Weib, ſondern eine erhabene, groſsherzige Seele bezeichnen." Man muſs eingeſtehen, daſs dieſe Abſicht des Tonheros und jenes ſcharfſinnige Urtheil des Genfer Philoſophen Ideen von der Kunſt vorausſetzen, von welchen kein Funken in den rhythmiſch-gebackenen Leiſtentonſtücken ſchaler Komponiſten und in dem Urtheile ſelbſtgenügſamer Kritikaſter zu finden iſt, welche in der Muſik von nichts als Töpen und Akkorden ſchwätzen.

Gluck's Ruhm ward in ſeinem Greiſenalter immer gröſser, wie der Schlagſchatten am Abend mit jeder Minute länger wird. Er wurde von mehren Souverainen mit Ehren überhäuft; der in die Geſchichte und Wiſſenſchaft der Muſik ganz vertiefte brittiſche Doktor Burney und ſeine Landsleute nannten ihn nur den Michel Angelo in der Muſik, und die gebildeteſten Nationen Europa's ſtimmten dieſem Ausſpruche bei. Der öſterreichiſche Schriftſteller Sonnenfels zeichnete in ſeinen Briefen über die wieneriſche Schaubühne Th. I. S. 37 ſeinen muſikaliſchen Karakter mit folgenden Worten: „Seine Einbildungskraft iſt ungeheuer; daher ſind ihm die Schranken aller Nationalmuſiken zu enge; er hat aus der wälſchen, aus der franzöſiſchen und deutſchen, aus den Muſiken aller Völker eine Muſik gemacht, die ſeine eigene iſt, oder vielmehr: er hat in der Natur alle Töne des wahren Ausdruckes aufgeſucht, und ſich derſelben bemächtigt. Die Grundzüge ſeines Satzes ſind immer dem Gegenſtande angemeſſen, und gleichſam ein richtiger, freier Umriſs, durch ein ſchönes Kolorit bearbeitet, worinnen das Licht mit der Häuslichkeit eines ſcharfen Beurtheilers vertheilt, die Abſtechung

ſorgfältig, aber mit Wahl angebracht, und überhaupt die feinſte Symmetrie beobachtet wird. Jeder Theil ſeiner Muſik macht, für ſich ſelbſt betrachtet, ein ſehr angenehmes Ganzes aus, das aber zu dem größern Ganzen in einem ſo ebenmäſſigen Verhältniſſe ſteht, daß die Gluck'ſchen Sätze die wohlgeſtalteſten Körper ſein würden, wofern die Töne ſichtbar könnten gemacht werden.

Italien erkannte die Verdienſte Gluck's ebenfalls. Als man im Jahre 1771 ſeinen »Orpheus" zu Bologna aufführte, ſtrömten mehr als 20,000 Fremde in die alte Römerſtadt; die Vorſtellungen dieſer Oper brachten dem Theaterdirektor einen reinen Gewinn von wenigſtens 80,000 Dukaten, und machten die Stadt nach der Ausſage des Magiſtrates um 100,000 Zechinen reicher. Der Neapolitaner Planelli verglich die Werke Gluck's mit den Meiſterſtücken Raphael's, und gründete ſeine im Jahre 1772 oder 1777 — hierüber gibt es zwei Meinungen — zu Neapel gedruckte Theorie der Muſik auf die »Alceſte" des genialen Deutſchen. Er forderte die Maeſtri Jomelli, Piccini, Traetta und Sacchini auf, ſich das Beiſpiel und Muſter Gluck's zu Herzen zu nehmen, und ſchloß mit den Worten: »Tempo sarebbe ormai che i Jomelli, i Piccini, i Traetti, i Sacchini prendendo per mano la vera Musica vocale la rimenassero sulle scene." Der große Muſikgelehrte Pater Martini ſagte von ihm, daß er die ſchönſten Theile der italieniſchen Muſik mit einigen Schönheiten der franzöſiſchen und mit allen Reizen der Inſtrumentalmuſik Deutſchlands vereinigt habe. Der geniale Wieland äußerte ſich: »Dank ſei dem mächtigen Genie des Ritters Gluck, durch welches die Epoche herbeigeführt ward, wo die Muſik alle ihre Rechte wieder erhält. Er nur allein iſt es, der ſie auf den Thron der Natur erhoben hat, von dem ſie der Barbarismus ſtürzte, und die Unwiſſenheit, der Eigendünkel und der ſchlechte Geſchmack bis jetzt entfernt hielt. Eingedenk

des ſchönen Grundſatzes des Pythagoras: »er zieht die Muſen den Sirenen vor,« hat er an die Stelle der unnützen und falſchen Verzierungen eine edle und koſtbare Einfachheit geſetzt, die in den Künſten wie in den Schriften den Karakter des Wahren, Groſſen und Schönen ausmacht. Welche neue Wunder könnte nicht eine ſo feurige Seele hervorbringen, wenn irgend ein Souverain unſerer Zeit das für die Oper thun wollte, was einſt Pericles für das Theater zu Athen that.« — Gluck's Siſtem wurde, wie geſagt, in vielen Journalen und Werken angefeindet, aber ſeine ſtärkſten Gegner geſtanden, daſs er ein kühner Neurer, aber ein Mann von außerordentlichem Genie und ein groſſer Tonſetzer ſei. Wie Gluck in Frankreich, in der geſchniegelten Neu-Ninive an der Seine aufgenommen ward, wird die Folge lehren. Nur ein Theil von Deutſchland lieſs ihm nicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Jener Hauch der Miſsgunſt aus Norden, der die Produkte Süddeutſchlands, zumal die öſterreichiſchen meiſtens unfreundlich und froſtig anzuwehen pflegt, traf auch Gluck. Man nahm ihn kalt auf, und geſtand ihm höchſtens zu, daſs ſeine Stücke manche muſikaliſche Schönheiten beſitzen, und daſs er bei ſeinen Akkompagnements die Blasinſtrumente beſſer als ſeine Vorgänger benützt habe.

Nach der Aufführung der »Alceſte« lebte Gluck einige Jahre in Wien in philoſophiſcher, diokletianiſcher Ruhe. Sein Haus war der Sammelplatz aller Freunde des guten Geſchmackes, und kein Fremdling, welcher die Merkwürdigkeiten Wien's beſehen wollte, verſäumte, den groſſen Tonkünſtler zu beſuchen. Gluck war aber auch zu Hauſe und in geſellſchaftlichen Zirkeln der liebenswürdigſte und gutmüthigſte Gaſtgeber und Gaſt; ſobald er aber auf dem Platze als Orcheſterdirektor ſtand, ein rückſichtsloſer Tirann ſeiner Untergebenen. Der geringſte Fehler, das kleinſte Ueberſehen, eine ſeiner Anſicht nach unrichtige Auffaſſung

einer Stelle konnte ihn ſo außer Faſſung bringen, daß er nicht ſelten in den härteſten Aeußerungen des Unmuthes ohne Rückſicht auf die Schuldigen losbrach. Zwanzig-, dreißigmal ließ er die geübteſten Spieler der Kapelle, unter denen ſich Künſtler vom erſten Range befanden, eine und dieſelbe Stelle wiederholen, bis ſie die von ihm beabſichtigte Wirkung hervorbrachte. In ſeinem glühenden Kunſtenthuſiasmus beleidigte er ſeine Orcheſtermitglieder oft ſo ſehr, daß ſie ihm den Gehorſam aufkündigten, und nur durch das Zureden Kaiſer Joſeph's II. bewogen werden konnten, noch ferner unter ihm zu ſpielen. »Ihr wißt ja," ſagte begütigend der große Monarch, „er iſt nun einmal ſo, und meint es nicht böſe." Sie mußten immer doppelt bezahlt werden, ſo daß Derjenige, welcher gewöhnlich einen Dukaten Honorar bekam, zwei Stücke erhielt, ſobald Gluck dirigirte. Kein Fortissimo war ihm zu ſtark, ſo wie im Gegentheile an gewiſſen Stellen das Pianissimo nicht zart genug behandelt werden konnte. Wenn er am Klaviere ſaß, ſo malte ſich deutlich in ſeinen Mienen und Geberden jede Nuance des Effektes, welchen die Muſik ausdrücken ſollte. Er lebte und ſtarb mit ſeinen Helden, er wüthete mit »Achill", er weinte und trauerte mit »Iphigenia", und nach der Sterbearie der »Alceſte": »Manco moro e in tanto affano non hò pianto" ſank er auf den Seſſel zurück, und ward mit der ſchönen Griechin zur Leiche. Eſſen und Trinken vergaß er, wenn ein genialer Gedanke in ſeinem Innern gährte, und in mancher Nacht fuhr er plötzlich aus dem Schlummer auf, und eilte zum Flügel oder Schreibtiſche.

Während dieſer Zeit ſcheinbarer Ruhe und muſikaliſcher Zurückgezogenheit ſetzte Gluck mehre geiſtliche Lieder des ſchlichten Gellert, einige Oden Klopſtock's, ſo wie deſſen berühmte Hermannsſchlacht, und bereitete ſich zu einem Werke vor, welches ſeine großen, muſikaliſch-drama-

tiſchen Ideen noch deutlicher und vollkommener als ſeine frühern Kompoſizionen ausſprechen ſollte. Er war der Meinung, daß ein muſikaliſches Trauerſpiel, deſſen Hauptrollen von Kaſtraten geſpielt oder vielmehr geſungen würden, nie eine vollkommene Täuſchung und einen wahrhaft groſſen theatraliſchen Effekt hervorbringen könne, daß ſohin ſeine Idee von der Wirkung der dramatiſchen Muſik nie zur vollendeten Reife gedeihen würde, wenn er nicht dazu ein vortreffliches tragiſches Stück, ein prachtvolles Theater, geübte und verſtändige Schauſpieler, welche mit der Kunſt des Geſanges zugleich eine wahre, edle und pathetiſche Aktzion zu verbinden im Stande ſind, kurz alle jene Eigenſchaften fände, welche er auf dem Theater in Paris vereinigt anzutreffen hoffte.

Gluck theilte ſeine Gedanken und Hoffnungen dem Herrn Bailly du Roulet mit, welcher ſich im Jahre 1772 bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Wien befand. Dieſer geiſtreiche Mann wählte zu dieſem Ende die berühmte »Iphigenie" des Racine als dasjenige Stück, welches nach ſeiner Anſicht am beſten geeignet ſchien, den erhabenen Eindruck der Tragödie mit den mächtigen Wirkungen einer affektvollen Muſik und allem Spektakelwerk des lyriſchen Drama's zu verbinden. Er muſterte die überflüſſigen Scenen aus, drängte die Handlung näher zuſammen und gab dem geprieſenen Stücke die nöthige liriſch-dramatiſche Form. Gluck warf ſich ſogleich mit allem Feuereifer und Genie ſeines reichen Geiſtes auf das herrliche Sujet, und vollendete in wenigen Monden — nach einer andern Angabe in einem Jahre — eines der gröſten Meiſterſtücke der Muſik. Er hatte die ganze Oper blos im Kopfe komponirt, und ſchrieb ſie erſt nieder, als er ſich ſchon zur Reiſe nach Paris fertig machte. Frankreich, das galante, witzige Frankreich hatte damal ſein eigenes, bereits ein Jahrhundert feſtſtehendes Opernſyſtem, deſſen Gründer der Dichter Quinault, der

Opernkomponiſt Lully und der Kompoſiteur der Balletmuſik Prameau waren. Während dieſer Zeit wurde dieſe chineſiſch-verſteinerte, franzöſiſche Nationalmuſik einigemal von ſachverſtändigen Schriftſtellern angefochten, und zuletzt von dem genialen Genfer Bürger J. J. Rouſſeau ſo ſcharf angegriffen, daß das ganze muſikaliſche Frankreich in Aufruhr gerieth. Da erſchien Gluck mit ſeinem neuen Siſteme in Paris, und ſeine »Iphigenie en Aulide" wurde trotz aller Kabalen, die man dem trotzigen, verhaßten Deutſchen ſpielte, unter dem Schutze ſeiner ſchönſten Schülerin, der bewunderten Dauphine Marie Antonie im Jahre 1774 mit aller denkbaren Pracht aufgeführt. Einen Beweis ſeiner Hartnäckigkeit und Energie gibt nachſtehende, wahre Anekdote. Die von dem Publikum geprieſenen und vom Hofe geſchätzten Sängerinnen La Guerre und La Vaſſeur, welche von Gold und Diamanten ſtrotzend mit ſieggewohnter Miene an das Klavier traten, wurden nach beendigtem Geſange ganz kalt mit den Worten angeredet: „Mesdemoiſelles, Sie werden gefälligſt die Piecen wiederholen, da Sie den Geiſt derſelben noch nicht richtig aufgefaßt zu haben ſcheinen." Man kann ſich den Zorn der beleidigten Sängerinnen und die Galle ihrer Anbeter vorſtellen, welche in der gekränkten Eitelkeit einer eingebildeten, verwöhnten Primadonna ein crimen laesae majestatis ſahen. Allein alles dies brachte Gluck von ſeinem einmal ausgeſprochenen Entſchluß auch nicht ein Haar breit ab. Die Oper mußte genau ſo aufgeführt werden, wie ſie ſein Geiſt gedacht — oder gar nicht. Er wollte lieber alle pekuniären, glänzenden Vortheile aufopfern, als der Kunſt das Mindeſte vergeben, und entgegnete daher den beleidigten Damen, welche ſich weigerten, unter ſeiner Direkzion zu ſingen, mit eiſerner Feſtigkeit: »Ich wurde berufen, meine »Iphigenia" zur Aufführung zu bringen. Wollen Sie ſingen, ſo iſt es gut, wollen Sie nicht — es ſteht bei Ihnen. Im letzten Falle gehe ich zur Königin,

und ſage: »meine Oper kann nicht aufgeführt werden,« ſetze mich in den Wagen, und reiſe morgen wieder nach Wien ab.« Gluck war der Mann, das zu halten, was er geſagt, und mochten die Damen noch ſo ſehr zürnen, ſie mußten ſich am Ende doch ohne Rückſicht und Prätenſion in den Willen des deutſchen Trotzkopfes, wie ihn die Pariſer tauften, fügen.

So wurde denn, Dank dieſer Feſtigkeit, die herrliche »Iphigenie en Aulide« aufgeführt. Die Wirkung, welche dieſe geniale Kompoſizion auf die lebhafte Bevölkerung von Paris machte, war unerhört, die Franzoſen vergoßen zum erſten Male bei einer muſikaliſchen Vorſtellung Thränen des Mitgefühles und des Entzückens, und geberdeten ſich ſo exaltirt gerührt, daß man die Verſe des Boileau nie beſſer citirt hatte, als damals:

Jamais Iphigeni en Aulide immolée
Ne coota tant de pleurs à la Grèce assemblée,
Que dans l'heureux spectacle a nos yeux etalé!

Als Iphigenia in Aulis fand ihr Ziel,
Da weinte Griechenland der Thränen nicht ſo viel,
Als unſer Blick vergoß in dieſem Trauerſpiel.

Gluck bewirkte durch ſeine Muſik ſpielend, was ſo Vielen vor ihm unmöglich geblieben; er blies mit ſeiner himmliſchen Jerichopoſaune die alte, chineſiſche Mauer um, welche Kaſtenwahn und Formzwang um den heiligen Tempel der Kunſt gezogen, auf daß es Keinem gelinge, die Perle des guten Geſchmackes in jene Marmorhallen zu ſchmuggeln. Die »Iphigenie« wurde auf dem Pariſer Theater unzählige Male aufgeführt, und der Zuſammenfluß von Menſchen war dabei ſo groß, daß manche Vorſtellung über 15,000 Livres eintrug. Als ſie am 17. Mai 1782 zum

175. Male gegeben wurde, war das immenſe Opernhaus in allen ſeinen weiten Räumen gedrängt voll. Außer dieſer Oper komponirte Gluck für und in Paris »Cythère assiegée" 1775, die weltberühmte »Armide" 1775, deren Text Quinault bereits im Jahre 1686 geſchrieben hatte, »Iphigenie en Tauride" 1779, Text von Guillard, und »Echo et Narcisse" 1779; auch wurden ſeine beiden Opern »Orpheus" und »Alceſte" proſodiſch genau in's Franzöſiſche überſetzt und aufgeführt, ſo daß alle ältern und die meiſten neuern Opern fremder Komponiſten vom Pariſer Theater verſchwanden.

Gluck hatte übrigens in Frankreich viele und bedeutende Gegner zu bekämpfen. Er wurde gleich bei ſeiner Ankunft in Paris von der ſchönen Gemahlin des Dauphin, der Erzherzogin Marie Antonie in Schutz genommen, und mit aller Wärme der Landsmannſchaft gegen die Kabalen und Intriguen, welche Künſtlerneid und beleidigte Eitelkeit gegen den ſchroffen Deutſchen entſpannen, vertheidigt. Die bekannte Favorite Ludwig XV., Du Barry ſuchte daher der Dauphine dadurch einen Streich zu ſpielen, daß ſie den gefährlichſten Rivalen, der zu jener Zeit in Europa lebte, dem deutſchen Ritter entgegenſtellte. Sie berief den berühmten Piccini nach Paris, und bewog ihn, die Direkzion der italieniſchen Oper zu übernehmen. Piccini war einer der lieblichſten Tonſetzer ſeiner Zeit, und zugleich ein ſo fruchtbares Talent, daß man 132 Opern und eine Menge anderer muſikaliſcher Werke von ſeiner Kompoſizion zählt. Beſonders erhob er die »opera buffa" Wälſchlands zu einer künſtleriſchen Höhe, deren man ſie früher nie für fähig hielt. Seine buona figlia war auf allen Theatern Europa's heimiſch, und wurde ſogar in Konſtantinopel aufgeführt. Er leiſtete auch im Tragiſchen Bedeutendes, ſogar Erhabenes, z. B. den ſchauerlichen, wundervollen Chor der Prieſter der Nacht in der Oper »Dido". Es hieße Waſſer in den

ſtillen Ozean tragen, verſichern zu wollen, daß Piccini Alles aufbot, ſein herrliches Talent ſeinem furchtbaren Rivalen gegenüber geltend zu machen. Es entſtand ein Wettſtreit der Kunſt, welcher dieſer beiden berühmten Kämpfer und Tonheroen würdig war. Gluck lieferte die bereits erwähnten, klaſſiſch-meiſterhaften Opern auf dem franzöſiſchen, und Piccini neue, melodiöſe Piecen auf dem italieniſchen Theater. Ganz Paris zerfiel in zwei Parteien, welche ſich ſo wüthend bekriegten, wie einſt die Guelfen und Gibbelinen. Das medium tenuere beati, ein muſikaliſches juste milieu als Wahlſpruch zu führen, galt für ein Verbrechen gegen den guten Ton; man muſite, um in den Salons und Geſellſchaften zu gelten, entweder Gluckiſt ſein oder Picciniſt. Es entſtand ein Federkrieg, welcher mehre Jahre dauerte; bedeutende Schriftſteller ſtanden in Journalen und fliegenden Blättern auf, und ſtritten entweder für oder gegen die Gluck'ſche Muſik und ihr neues Siſtem. Es dürfte für die Leſer dieſer Kompilazion nicht unintereſſant ſein, eine kurze Revue dieſer muſikaliſchen Verfechter und Klopffechter zu halten. An der Spitze der Gluckiſten ſtand Rouſſeau und die meiſten Kunſtkenner; die Parole ihres Heeres hieß: »Wahrheit und Klarheit des Ausdruckes". Die Truppe Piccini's befehligte Marmontel; ſeine gläubigen Anbeter und Nachbeter wählten zur Loſung: »Süße, ſchmeichelnde Melodie!" Das literariſche Organ der Gluckiſten war das »Journal de Paris", ſein beſter, handfeſter Kämpe der bekannte Anonyme von Vaugirard, welcher durch ſeine gediegene Kunſtkenntniß und Kraft des Wortes den etwas unbeholfenen Referenten in dem von der Gegenpartei gewonnenen Journal für Politik und Literatur, den gelehrten La Harpe jedesmal mit ſeinen eigenen Waffen auf das Haupt ſchlug, und ihm zuletzt eine pharſaliſche Schlappe beibrachte. Daß es bei dieſem Streite nicht an witzigen Seitenhieben und argen Sticheleien fehlte, läßt ſich leicht

denken. So meinte ein Gluckiſt, als man ihm die Nachricht mittheilte, daß nicht blos Gluck, ſondern auch Piccini an einem »Orlando« ſchreibe, ganz trocken: »Gut, ſo werden wir einen Orlando und einen Orlandino erhalten.« Selbſt die Gegner Gluck's, wenigſtens die Geiſtreichſten und Verſtändigſten behandelten ihre blinden, durch das ewige jurare in verba magistri lächerlich werdenden Schüler nicht immer allzuglimpflich. Einer dieſer Parteimänner tadelte einſt Gluck im Beiſein Sacchini's, daß er in der berühmten Stelle der »Iphigenie en Aulide« bei den Worten des Oreſtes:

Le calme rentre dans mon coeur,
Mes maux ont donc lassé la colère celeste!
Je touche au terme du malheur
Dieux justes! Ciel vengeur
Vous laissez respirer le parricide Oreste.

die Ruhe nicht plaſtiſch ausgedrückt, ſondern ſie im Gegentheile durch begleitende unruhige Figuren der Bäſſe und Violinen parodirt habe. Da nun Sacchini dieſe Stelle zu vertheidigen ſchien, ſo rief der entrüſtete Gegner: »Oreſt iſt doch ruhig, das beweist er ſelbſt, und die Worte, die ihm der Dichter in den Mund legt.« — »Nein!« antwortete Sacchini noch heftiger, »nein, er iſt nicht ruhig, und kann nicht ruhig ſein, denn er hat ſeine Mutter ermordet!« — Dies erinnert an die Worte Gluck's, als ſich einer ſeiner Schüler beklagte, daß die wunderſchöne Arie in der »Alceſte«: »Caron l'appelle« auf eine einzige Note geſetzt ſei: »Mein Freund, in der Hölle erſticken die Leidenſchaften, und die Stimme verliert ihre Beugungen.« — Eines der pfiffigſten ſtrategiſchen Manoeuvres der Gluckiſten war ihre Widerlegung durch den Thatbeſtand. Als z. B. der Verfaſſer der Broſchüre: »Ueber die Revoluzion der Muſik«

seine Schmähschrift Gluck's mit der niedrigen Diatribe schloß, er habe das französische Theater durch die Langweiligkeit seiner Opern um das Heer von Zuhörern gebracht, welche die herrliche Oper »Cephalus" in das Parterre pferchte, rückten die Gluckisten nachstehendes Verzeichniß über die tägliche Einnahme des Opernhauses in das »Journal de Paris" ein:

»Als gedachter Versuch über die Revoluzion der Musik erschien, gab man die Oper

Cephalus	am	3.	Juni	1777;	die	Einnahme	betrug	777 Liv.	— S.
Iphigenia	»	6.	»	»		»	»	3265 »	10 »
Cephalus	»	8.	»	»		»	»	811 »	10 »
Iphigenia	»	10.	»	»		»	»	1410 »	10 »
Alceste	»	13.	»	»		»	»	4309 »	10 »
Cephalus	»	15.	»	»		»	»	625 »	10 »
Alceste	»	17.	»	»		»	»	2500 »	— »
Iphigenia	»	20.	»	»		»	»	4480 »	— »

Dies ist die richtige Kasserechnung des erwähnten Opernhauses."

Der Verfasser Urlubrelu (Pseudonym?) schloß seine Rechnung mit den Worten: »Ich bin wie jener Spaßvogel des vorigen Jahrhunderts, welcher sagte: »je n'aime pas le brailler, et je n'entends pas le raisonner." Eben so veröffentlichten die Gluckisten bei einer ähnlichen Anfeindung ihres geliebten Anführers folgenden Kasseabschluß des Jahres 1778: Die 27 Vorstellungen der »Armide" geben eine reine Einnahme von 160,000 Livres, und die vier Opern: »Iphigenia", »Orpheus", »Alceste" und »Armide" zusammen 801,000 Livres, ohne die unermeßlichen Einnahmen zu rechnen, die bei den Vorstellungen für die Armenanstalten statt fanden."

Am furchtbarsten rezensirte das mehrerwähnte »Journal de Paris" die Flugschrift: »Unterhaltungen über den

wahren Zuſtand der Oper"; der Aufſatz bildete eine förmliche Thermometerkritik, und ſchloß mit nachſtehender Rekapitulazion der in's Detail gehenden Rezenſion:

Definitionsgabe des Verfaſſers	=	0
Kenntniß der Proſodie »	=	0
Kenntniß der Benennungen »	=	0
Anmuth der Schreibart »	=	0
Unparteilichkeit »	=	0
Geſchmack in der Literatur »	=	0
Hauptſumme der Verdienſte der Broſchüre	—	000000

Gluck ſelbſt trat ein paarmal öffentlich zur Vertheidigung ſeines Syſtemes auf. Er ließ einen Aufſatz über ſeine Muſik in dem »Mercure de France", und einen zweiten in der »Gazette de Litterature" einrücken. Dieſe Aufſätze wurden mit den Dedikazionen und Vorreden zu ſeinen Werken in Paris 1781 in 8. herausgegeben, wodurch Gluck auch einen Platz unter den Schriftſtellern erhielt. Auf ihn und Calzabigi, dieſe beiden gewaltigen Reformatoren in der Muſik, hätten die Verſe mit mehr Grund angewendet werden dürfen, welche Pope und Jarvis für ſich vindizirten:

Smith with the Love of sister arts we Came,
And met congenial, mingling flame with Flame.

Von Liebe gegen ſchweſterliche Kunſt entbrannt,
Vereinten unſre Seelen ſich, und gingen Hand in Hand.

Uebrigens gereicht es den beiden Rivalen Gluck und Piccini zur Ehre, daß ſie ſich nie in das tolle Handgemenge ihrer Anhänger ſtürzten und die Achtung vergaßen, welche jeder Künſtler dem Andern ſchuldig. Man erzählt, daß ein reicher Mäcen der ſchönen Künſte einmal beide

Tonkünſtler zu einer Soirée litteraire geladen, um ſie bei dieſer Gelegenheit zu verſöhnen. Da habe der ſchlichte deutſche Ritter,

»des langen Hadern müde,"

ſeinem Nebenbuhler in einer roſigen Weinlaune das ganze Geheimniß ſeiner Kompoſizion, das Herz zu erſchüttern und zu rühren, anvertraut — Melodien im altfranzöſiſchen Style und deutſche Arbeit, darin ſollte es liegen. Aber genügt es, die Art zu wiſſen, wie Rafael ſeine Farben miſchte, um eine Madonna della Sedia zu malen? Piccini hat auch nach jenem Abende ſüße Melodien komponirt, aber nie eine »Iphigenie" geſchrieben.

Gluck's Lohn in Frankreich war dem großen Beifalle und Erfolge ſeiner Werke angemeſſen. Er erhielt außer einem anſehnlichen Honorar eine lebenslängliche, jährliche Penſion von 6000 Livres. Seine Büſte wurde auf Subſkripzion von dem berühmten Bildhauer Houdor in Marmor gefertigt, und auf allerhöchſten Befehl am 14. März 1778 — alſo nicht ein Jahr nach ſeinem Tode, und um 10 Jahre früher, als es das Brockhaus'ſche Konverſazionslexikon irrig angibt — im Foyer des Opernhauſes neben den Büſten des Lully, Prameau und Quinault aufgeſtellt. Der König belohnte ihn fürſtlich, überhäufte ihn mit Ruhm und Ehre, und that Alles, um den berühmten Tonkünſtler ganz für Frankreich zu gewinnen; aber Maria Thereſia und Joſeph ſiegten, und Gluck kehrte nach Wien zurück, erhielt aber die Erlaubniß, zeitweiſe in das Land ſeiner grünſten Lorbeern reiſen zu dürfen. Er lebte dort ſtill und eingezogen im Kreiſe ſeiner Freunde, welchen oft hochgeſtellte Perſonen durch ihre Gegenwart beglückten, wie im Jahre 1782 der Großfürſt Paul und ſeine Gemahlin.

Der 17. November 1787 war der ſchwarze Tag, an dem der Todesengel den ſchweren Auftrag erhielt, den größten Tonheroen von der Erde abzurufen. Gluck ſtarb am

Schlage im 73. Jahre ſeines Lebens, und hinterließ ein Vermögen von 300,000 Gulden. Seine Nichte Maria Anna von Gluck, geboren zu Wien 1759, eine der trefflichſten Sängerinnen — wiewohl ihr Oheim ſie in ihrem eilften Jahre in einer Stunde übler Laune aufgegeben hatte — ſtarb zum Verluſte der Kunſt bereits um 12 Jahre früher in ihrem 17. Jahre anno 1776.

Gluck's alter Gegner Piccini zeigte altrömiſche Großherzigkeit, als er den Tod ſeines ſiegreichen Rivalen erfuhr. Er eröffnete zu Paris eine Subſkripzion zur Stiftung eines jährlichen großen Konzertes auf Gluck's Todestag, in welchem nur Kompoſizionen des deutſchen Meiſters geſpielt werden ſollten. Man wünſchte auch, daß dieſes Inſtitut öffentlich garantirt werde, ſo daß, wenn ſein Gedächtnißtag auf einen Operntag fiele, nur eine Gluck'ſche Oper gegeben werden dürfe. Nach geendigter Vorſtellung ſollte jedesmal ſeine Büſte bei einem feierlichen Tanze gekrönt werden. »Nur durch eine ſolche auf immer feſtgeſetzte Feierlichkeit," ſagte man in Frankreich, in der ſtolzen Babylon an der Seine, »wird Gluck's Andenken durch ſeine eigenen unſterblichen Werke verewigt!" Doch was ſind menſchliche Plane und Entſchlüſſe? Seifenblaſen, ſchillernd und bunt, die aber jeder Windhauch verweht! Bald verhallte im frechen rothen Guillotinenmarſch das ſüße Lied: »che farò senza Eurydice"; dann erſchien der kleine Mann mit dem »ehernen Römerprofil" und den »geheimnißvollen orakelſtummen Augen," aus welchen, wie ein geiſtreicher Schriftſteller ſagte, nie der Menſch, nur das Schickſal ſprach, und in dem Schlachtrufe von Marengo und dem blutigen Flammenliede von Moskau verklang die einfache Melodie: »Caron l'appelle!"

Gluck ſuchte die lang entzweiten Schweſtern von dem Unſterblichkeitsberge auf Hellas, die ſtrenge, heilige Poeſie mit der ſchmeichelnden, warmherzigen Sirene Harmonie

zu versöhnen. Die Poesie wirkt mit dem Zauberstabe der Fantasie dauernde Wunder im Menschenherzen, aber die Geister, die ihr dienen, sind ernste nordische Elfen, und entsetzen oft mehr, als sie entzücken. Da kommt die Musik mit den schönen Feenkindern Persiens, mit den reizenden, von Thau und Rosenduft lebenden Peri's, und flicht mit Tönen ein goldenes, unzerreißbares Netz um das Menschengemüth — da treten die isländischen Alfen zürnend zurück, und wollen nichts mehr wissen von der kalten Sippschaft auf der schönen Erde. Dies wußte der deutsche Ritter sehr wohl; darum beraubte er die buhlende Südlandstochter ihres üppigen, melismatischen Schmuckes, und machte sie zur ernsten Begleiterin ihrer himmlischen Schwester. Er opferte, wie ein alter österreichischer Schriftsteller sehr treffend sagte, einen Theil ihrer verführerischen Reize zu Gunsten ihrer sehr schönen, aber ernsten und keuschen Schwester, der Tragödie auf. Dafür belohnte ihn der Beifall aller Zonen und Völker, und die Kunstgeschichte schrieb den Namen Gluck mit goldenen Lettern in ihr Adelsbuch. Mancher Kunstjünger stand bewundernd vor dem Bilde des todten Meisters und suchte unter der breiten, offenen Stirn, an welche sich eine sanft gebogene Nase schloß, und den aus buschigen Augenbrauen wie Kohlen hervorblitzenden Augen nach den Titanen-Ideen des Geschiedenen. Aber der lange, hagere Mann mit dem Ten-Eldorado in der Brust war schlafen gegangen, und erschien nur einmal in einer Vision dem kleinen Kammergerichtsrathe in Berlin, und vertraute ihm seinen Kummer über die Nachwelt; denn bald nach seinem Tode zerfiel der kaum gestiftete Schwesterbund. Die keusche, vielfältig verkannte Poesie kehrte zurück in die Einsamkeit ihrer nordischen Wälder, und ihre leider allzu reizende Schwester forderte wieder unbedingt und ganz allein die Huldigungen ihrer Anbeter. Man könnte die Grabschrift des ritterlich bei Saalfeld gefallenen Preußenprinzen mit

geringer Modifikazion auf den Leichenſtein Gluck's ſetzen. Sie würde lauten:

Juble Heros, daß Du überwunden!
Dunkle Nacht verſchlang Dein Morgenroth,
Feindlich mied ſich, was Du eng verbunden
Durch ein römiſch ernſtes Machtgebot.
Schmerzlich bluten deines Lieblings Wunden
Durch den Dolch, den Kris meuchlings bot,
Nur der Lorbeer, den Dir Kunſt gewunden,
Grünt noch immer friſch nach Deinem Tod.
Deinen Grabſtein kann die Zeit zermalmen —
Doch die Lorbeern wurden dort zu Palmen!

Alphabetiſches Verzeichniß

der

bis in das vorige Jahrhundert bekannten muſikaliſchen Inſtrumente,

als Beitrag zur Geſchichte der Muſik.

Accordo, ein großes, noch aus den letzteren Zeiten des Mittelalters ſtammendes, italieniſches Baßinſtrument, welches mit zwölf bis fünfzehn Saiten beſpannt war, und mit einem gewichtigen Bogen in der Art geſtrichen wurde, daß man jederzeit zwei, bisweilen auch drei Saiten berührte, um den Ton ſtärker hervortreten zu laſſen.

Bombardo, von dem italieniſchen Worte bombare, brummen. Ein großes, hölzernes Blasinſtrument zur Begleitung der Flöten und Schalmeien, mit zwei, fünf, auch ſechs Klappen verſehen. War es beſonders groß, ſo nannte man es Bombardone.

Dichordium. Ein Inſtrument der Alten. Es war ein aus vier Brettern geformter Kaſten, welcher ſich nach Oben zu verjüngte. Er war mit zwei Saiten beſpannt, welche mit dem Bogen geſtrichen wurden.

Flöte, Fistula, Fibia. Die älteſten waren aus Rohr oder Thierknochen gefertigt. Erſt in den letzten Jahrhunderten fing man an, ſie zu verbeſſern. Man unterſchied die Quart- und Querflöten. Die flûte douce oder flûte à bec, Block- oder Blockflöte, welche wie die Hoboe gehalten wurde, und die deutſche Flöte, flauto traverso, welche ſchon im Anfange des XVIII. Jahrhunderts ſieben Löcher und eine Klappe hatte, und den Umfang vom eingeſtrichenen D bis zum dreigeſtrichenen fis beſaß. Außerdem hatte man ſpäter noch die flûte d'amour, welche eine kleine Terze tiefer war, und die Oktave-Flöte, flauto piccolo, um acht Töne höher als die gewöhnliche.

Horn, engliſches, Corno inglese, eine vergrößerte, bogenförmige Hoboe. Es geht um fünf Töne tiefer als die gewöhnliche Hoboe, hat aber weder den Umfang noch den angenehmen Klang des Baſſethorns.

Mandolino. Die kleinste Lautengattung von der Größe und Stimmung der Violine. Sie ist mit vier Metallsaiten bezogen, und wird mit dem Federkiele oder mit einem kleinen dreieckigen Plecke gespielt.

Pantaleon. Eine Art großen Hackebreits, welches von seinem Erfinder, Pantaleon Hebenstreit, einem Dresdener, den Namen erhielt.

Spinetto, Epinette, Clavicymbalum. Ein klavierähnliches Instrument, dessen stählerne oder messingene Saiten mit Federkielen geschnellt wurden. Die kleinen hatten nicht volle vier Oktaven. Die größern nannte man Claveſſin, und die ganz großen, ihrer Gestalt wegen, Flügel. Man brachte auch einige Züge dabei an, z. B. einen Lautenzug. Es gab deren auch mit zwei übereinander liegenden Tastaturen, welche verschiedenen Klang hervorbrachten.

Trompete, Tuba, Clarino, Tromba, entweder aus Silber, Kupfer, Messing, ja auch aus Glas gemacht. Man hatte viererlei Trompeten: 1) die gemeine deutsche; 2) die französische, um einen Ton höher; 3) die englische, um eine Terze höher, und 4) die italienische, welche mehrfach gewunden war. Die Griechen hatten eine Art Trompete, welche sie Salpinx nannten. Die Türken nennen ihre Trompete wegen des scharfen Tones Nafara, womit auch der grellste Scharlach bezeichnet wird. Auch die alten Deutschen hatten ein ähnliches Instrument aus Holz gefertigt.

Viola d'amore, Viola d'amour, Liebesgeige. Eine Violine, welche mit vier Metall- und einer tieferen Darmsaite (welche die Quinte ist) bezogen wird. Sie wird in C-moll, wohl aber auch in C-dur gestimmt, doch kann sie auch wie die gewöhnliche Violine gestimmt werden. Ihr Klang ist silbern und besonders lieblich. Die ältesten waren mit 12—14 Saiten bespannt, von welchen 6 bis 7 Darmsaiten waren, welche mit den übrigen metallenen in der Oktave oder im Unisono gestimmt wurden.

(Dieses Verzeichniß wird im nächsten Jahrgange fortgesetzt).

ORPHEUS.

Muſikaliſches

Taſchenbuch

für das Jahr

1841.

Herausgegeben

von

AUGUST SCHMIDT.

Zweiter Jahrgang.

Eigenthum der Verleger. — Eingetragen in das Vereins-Archiv.

WIEN,
bei Franz Riedl's Witwe & Sohn.

Giacomo Meyerbeer

Ihrer

kaiserlich königlichen Hoheit,

der durchlauchtigſten

Frau Frau Erzherzogin

SOPHIE

in tiefſter Ehrfurcht

geweiht

...

Verleger.

ORPHEUS.

Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst,
Den nicht die Eintracht süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrath, Räuberei und Tücken,
Die Regung seines Sinn's ist dumpf wie Nacht,
Sein Trachten düster wie der Erebus,
Trau' keinem solchen! —

W. Shakspere »Merchant of Venice.«

Inhalt.

	Seite
Jakob Meyerbeer. Biographische Skizze	1
Der Meister und der Maestro. Novelle von J. P. Lyser	17
Antwort. An P. Von Schleifer	78
Gegenüber! Liederkranz von Johann Gabriel Seidl	79
Gedichte von Betty Paoli	83
Lore Ley. Eine allegorische Sage von August Schmidt	87
Abendlied von Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben	111
Gedichte von Vincenz Zusner	112
Welteinklang von Ferdinand Sauter	113
Der Kalkant Historisch-romantische Erzählung aus dem XVII. Jahrhundert von Ignaz Ritter v. Seyfried	117
Lieder von D. L. B. Wolff	132
Lied eines Achtzigjährigen von M. v. Lagusius	135
Gedichte von L. A. Frankl	137
Die Harmonie der Sphären. Ein Phantasiestück von Adolph Ritter von Tschabuschnigg	149
Lieder von Otto Prechtler	179
Der letzte Tänzer. Eine Karnevalsscene von Johann Nep. Vogl	181
Lieder von Alex. Jul. Schindler	186
Fruchtloser Kampf von E. M. Graf	190
Der Mann mit der Flöte. Novelle von Emanuel Straube	191
Blondel's Lied. Romanze von Johann Gabriel Seidl	230
Rosenlieder von Anton L. Schurz	232
Gedichte von Carlopago	235
Die Friedensboten von Carl Langer	238

Die Zauberflöte. — Der Dorfbarbier. — Fidelio. Beitrag zur muſikaliſchen Kunſtgeſchichte von J. Treitſchke 125
Lieder von Dräxler-Manfred 264
Gedichte von Dr. Frank 267
Leben in Liebe. Lieder von Franz Stelzhammer . 269
Mozart und ſeine Freundin. Novelle von Leopold Schefer 273
Gedichte von Paul Friedrich Walther 340
Am Grabe Nikolaus Krafft's, von Ritter v. Levitſchnigg 343
Alte Lieder. Mitgetheilt von J. P. Kattenbeck . . 345
Joſeph Haydn von Heinr. Ritt. v. Levitſchnigg 355
Alphabetiſches Verzeichniß der bis in das vorige Jahrhundert bekannten muſikaliſchen Inſtrumente, als Beitrag zur Geſchichte der Muſik 371

Muſik-Beilagen.

I. **Königstraum.** Gedicht von Ludwig August Frankl, Muſik von Joſeph Fiſchhof, Profeſſor am Muſik-Conſervatorium zu Wien.
II. **Der Sänger und die Hirtin** von Joh. Gab. Seidl, Muſik von Franz Lachner, königl. baieriſchen Hofkapellmeiſter (Duett).
III. **Ständchen.** Gedicht von Joh. Gab. Seidl, Muſik von G. Meyerbeer, königl. preußiſchen Hofkapellmeiſter.
IV. **Sehnſucht.** Gedicht von Vinzenz Zuccer, Muſik von Gottfried Preyer, Profeſſor der Harmonielehre am Muſik-Conſervatorium in Wien.
V. **Das Vaterhaus.** Gedicht von Dr. Frank, Muſik von Ignaz Ritter von Seyfried, Kapellmeiſter in Wien.
VI. **Bitte an den Strom.** Gedicht von Joh. Gab. Seidl, Muſik von Emil Titl, Kapellmeiſter des Joſephſtädter Theaters in Wien.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Jakob Meyerbeer.

Biographische Skizze *).

Meyerbeer iſt in der Muſik gewiſſermaßen der Schöpfer einer neuen Schule geworden, und ſowohl in dieſem Anbetrachte, als auch vorzüglich, weil ſeine Schöpfungen über die ganze gebildete Welt verbreitet ſind, wird es den Leſern dieſes Taſchenbuches willkommen ſein, in einem kurzen Abriſſe die Lebensverhältniſſe dieſes ausgezeichneten Tonmeiſters kennen zu lernen.

Jakob Meyerbeer iſt geboren zu Berlin im Jahre 1794 und gehört einer reichen, ſehr geachteten Familie an, in welcher Künſte und Wiſſenſchaften mit dem beſten Erfolge betrieben wurden. Wilhelm, Jakob's zweiter Bruder, hat einen guten Namen unter Deutſchland's Sternkundigen, und that ſich in der gelehrten Welt durch eine Mondkarte hervor, welche von der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin den Preis erhielt. Michel, ein anderer Bruder unſeres Künſtlers, wird als einer jener jüngeren Dichter Deutſchlands angeſehen, deſſen Zukunft zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt hätte, wäre er nicht in der Blüte ſeines Alters vom Tode hinweggerafft worden. Sein Trauerſpiel: »Der Paria« hat überall lebhaften Beifall geerntet.

Schon ſeit ſeinem 4. Lebensjahre äußerte ſich Meyerbeer's muſikaliſche Intelligenz durch unzweifelhafte Zeichen: die Melodien der herumziehenden Leiermänner prägten ſich ſeinem Gedächtniſſe ſo mächtig ein, daß er ſie auf das Pianoforte übertragen und harmoniſch mit der linken Hand

*) Frei nach der Gazette musicale

Dresden 1841.

begleiten konnte. Erstaunt, in einem Kinde von so zartem Alter so glückliche Anlagen auftauchen zu sehen, beschloß sein Vater, zu deren Entwickelung nichts außer Acht zu lassen, und vertraute zuvörderst seine musikalische Erziehung dem trefflichen Klavierspieler Lauschka, einem Schüler Clementi's, an, welcher mit den rationellen Prinzipien des Mechanismus, die er in der Schule seines Meisters erlernt hatte, das seltene Talent einer guten Lehrmethode vereinigte. Durch seine Vorträge machte der Knabe so reißende Fortschritte, daß er mit 6 Jahren bereits in den Liebhaber-Konzerten glänzte, welche damals in Berlin üblich waren; im 9. Jahre aber wurde er schon zu den vorzüglichsten Pianisten jener Stadt gerechnet. Ein musikalisches Blatt aus jener Zeit, welches über zwei von dem Kleinen am 17. November 1803 und am 2. Jänner 1804 im Theater gegebene Konzerte referirte, versichert: »daß er Proben einer Geschicklichkeit und einer Eleganz des Styls abgelegt habe, die höchst merkwürdig seien". — Abbé Vogler, der berühmte Orgelspieler und Theoretiker, hörte ihn um jene Zeit, und überrascht von der Originalität, die er in den Improvisationen des Knaben wahrnahm, prophezeite er in demselben einen dereinstigen großen Musiker. Später besuchte Clementi Berlin, und Meyerbeer's Spiel flößte ihm so viel Interesse ein, daß er, ungeachtet seiner immer lebhafteren Abneigung vor dem Unterrichtgeben, ihm dennoch, während der ganzen Dauer seines Aufenthaltes in der Hauptstadt Preußens, Stunden ertheilte.

Obwohl kaum 10 Jahre alt, und ungeachtet er nie Unterricht in der Harmonie-Lehre erhalten hatte, war doch unser Jakob bereits zur Komposition mehrer Stücke für's Klavier und für den Gesang geschritten, ohne einem andern Führer, als seinem angebornen Geschmacke zu folgen. Aufgeklärte Freunde erkannten darin den Keim eines schönen Talentes, und veranlaßten seine Eltern, ihm einen Meister der Komposition zu halten. Die Wahl fiel auf Bernhard

Anſelm Weber, Vogler's Schüler, und Orcheſter-Direktor der Oper in Berlin. Ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer Gluck's, leidenſchaftlich erglüht für die ſchöne muſikaliſche Deklamation dieſes großen Meiſters, und dabei voll Erfahrung in Allem, was den dramatiſchen Vortrag betraf, war Weber allerdings geeignet, ſeinem Schüler nützliche Rathſchläge in Betreff des Zuſchnittes der Stücke und der Inſtrumentirung, mit einem Worte, der Anwendung äſthetiſcher Regeln auf die Kunſt des Satzes, zu geben; da er aber ein ſchwacher Harmoniſt und wenig bewandert war in der Didaktik der verſchiedenen Zweige des Kontrapunktes und der Fuge, ſo war es ihm nicht geſtattet, ſeinen Lehrling mit Erfolg in dieſe wichtigen Zweige einzuführen, und dieſer ging daher, auf ſeinen künſtleriſchen Inſtinkt beſchränkt, eine Zeit lang mit ſeinen Studien ziemlich in der Irre herum. Eines Tages brachte Meyerbeer ſeinem Meiſter eine Fuge; erſtaunt über dieſe Arbeit, erklärte ſie Weber für ein Meiſterſtück und überſandte es Vogler'n, um ihm zu beweiſen, daß auch er im Stande ſei, gelehrte Schüler auszubilden. — Die Antwort blieb lange aus; endlich langte ein mächtiges Packet an, welches mit großer Eilfertigkeit geöffnet wurde. Aber, o traurige Täuſchung! anſtatt der gehofften Lobſprüche fand ſich eine Art von praktiſcher Abhandlung über die Fuge vor, von Vogler's eigener Hand geſchrieben und in drei Theile abgetheilt. In dem erſten waren die Regeln über Geſtaltung dieſer Art von Muſikſtücken bündig entwickelt; in dem zweiten, »die Fuge des Schülers" genannt, war Meyerbeer's Arbeit enthalten, mit einer Analyſe nach allen Seiten hin, welche bewies, daß ſie nicht gut ſei; im dritten Theile, »die Fuge des Meiſters" überſchrieben, war eine Fuge enthalten, welche Vogler ſelbſt über Meyerbeer's Thema abgefaßt hatte. Auch ſie war von Takt zu Takt analyſirt, und der Meiſter gab ſo Rechenſchaft von den Gründen, welche ihn beſtimmt hatten, dieſe und keine andere Form anzuwenden. (Dieſe

Arbeit Vogler's iſt nach ſeinem Tode unter dem Titel: »Syſtem für den Fugenbau, als Einleitung zur harmoniſchen Geſang-Verbindungslehre,« Offenbach, André, in 8. zu 78 Seiten Text mit 35 Seiten Muſik, herausgekommen; Vogler's Analiſe ſcheint aber nicht immer richtig und ſeine Fuge von geringem Werthe zu ſein.)

Weber war ſehr beſtürzt, auf Meyerbeer aber wirkte Vogler's Kritik wie ein Lichtſtrahl in dunkler Nacht; nachdem er die beiden vergleichenden Analiſen geleſen hatte, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; Alles, was ihm aus Weber's Munde dunkel und unverſtändlich geweſen, ſtellte ſich ihm nun als klar, faſt leicht vor. Enthuſiasmirt machte er ſich ſogleich daran, eine Fuge in 8 Theilen, auf Vogler's Anweiſung begründet, zu ſchreiben, vollführte ſein Vorhaben und überſandte ſie ihm unmittelbar.

Diesmal fiel die Aufnahme ganz anders aus. »Es ſteht Ihnen eine ſchöne Zukunft in der Kunſt bevor,« ſchrieb Vogler an Meyerbeer: »Kommen Sie zu mir, verfügen Sie ſich nach Darmſtadt, ich will Sie wie einen Sohn aufnehmen und aus dem Urquell der muſikaliſchen Wiſſenſchaft ſchöpfen laſſen.«

Nach einer ſo entſchiedenen und ſo ſchmeichelhaften Einladung hatte der junge Künſtler nicht Ruhe noch Raſt, bis er von ſeinen Eltern die Genehmigung erhalten hatte, der Aufforderung zu folgen: nun aber war er auch am Ziele all' ſeiner Wünſche. Mit 15 Jahren ward der Jüngling alſo ein Schüler des Abbé Vogler, welcher damals als der gründlichſte Muſiker Deutſchlands anerkannt war, und eine Schule der Kompoſition errichtet hatte, aus welcher bereits Meiſter, wie Winter, Ritter, Knecht ꝛc. hervorgegangen waren. Damals machten ſich unter den Zöglingen beſonders K. M. von Weber, der Komponiſteur des »Freiſchütz,« »Oberon« u. ſ. w.; dann Gänsbacher, jetzt Domkapellmeiſter zu St. Stephan in Wien, bemerkbar.

Unabläſſig mit ernſten Studien beſchäftigt, führten Vogler's Eleven bei ihm ein durchaus künſtleriſches und wiſſenſchaftliches Leben. Nach ſeiner Frühmeſſe, bei welcher Weber als Katholik miniſtrirte, verſammelte der Meiſter ſeine Zöglinge, und hielt einen mündlichen Vortrag über den Kontrapunkt; dann ließ er ſie einige Stücke Kirchenmuſik über gegebene Themata komponiren und beendigte das Tagewerk mit einer Analiſe deſſen, was Jeder geſchrieben. Bisweilen ging auch der Abbé mit Meyerbeer in die Kathedralkirche, wo ſich zwei Orgeln befanden. Dann improviſirten Beide gleichzeitig auf beiden Inſtrumenten, indem Jeder die gegebene Fuge als Thema nahm und es entwickelte.

Auf ſolche Weiſe geſtaltete ſich durch zwei Jahre die techniſche Ausbildung unſeres Künſtlers; dann ſperrte Vogler ſeine Anſtalt und bereiste mit ſeinen Schülern die vorzüglichſten Städte Deutſchlands, wobei ſie Alles, was ſie hörten, zum Gegenſtande der Beſprechung und Weiterbildung benützten. Meyerbeer wurde noch vor ſeiner Abreiſe von Darmſtadt, 17 Jahre alt, zum Hofkapellmeiſter ernannt, welche Auszeichnung ihm der Großherzog nach Anhörung eines von dem jungen Künſtler komponirten Oratoriums: »Gott und die Natur", verlieh. Dies war jedoch nicht die einzige Arbeit, welche er unter Anleitung Vogler's ſchrieb; denn er ſetzte noch viele andere Stücke im Kirchenſtyl, die er bis zur Stunde jedoch nicht veröffentlicht hat und von denen ſpäter die Rede ſein wird.

Jetzt war die Zeit der künſtleriſchen Thätigkeit für ihn gekommen. Im 18. Jahre ließ er zu München ſeinen dramatiſchen Erſtling: »Die Tochter Jephte's", aufführen, deſſen Stoff aber, in 3 Akten behandelt, mehr die Form eines Oratoriums als einer Oper hatte. Noch ganz vollgepfropft mit ſcholaſtiſchen Formen, hatte Meyerbeer wenig Reiz der Melodie in ſeiner Partitur angebracht, und ſie gefiel daher nicht. — Da er bisher als Pianiſt und Improviſator glänzende Succeſſe gehabt hatte, drückte ihn jenes Mißlingen, und er

begab ſich daher nach Wien, dieſer Stadt der Tonkunſt, um ſich hören zu laſſen und ſeinen Ruf wieder herzuſtellen. Noch am Abende ſeiner Ankunft hatte er Gelegenheit, Hummel zu hören, welcher dazumal auf der Mittagshöhe ſeines Ruhmes ſtand. Dieſer Künſtler hatte zwar weder den majeſtätiſchen Charakter, noch den Glanz und die Originalität der Sprünge, wodurch ſich Clementi's Spiel auszeichnete, und welche ſich mit mehr Jugend und Friſche in Meyerbeer's Vortrag reproduzirten; allein es war ein reiner, klarer, unbeſchreiblich reizender Erguß, eine Inſpiration möchte man faſt ſagen, und konnte die Wirkung nicht verfehlen. Unſer junger Künſtler erkannte ſofort den Vorzug der Wiener Schule, und da er nicht zurückſtehen wollte, beſchloß er, ſich nicht eher öffentlich hören zu laſſen, als bis es ihm gelungen ſein würde, mit ſeinen eigenen Vorzügen jene ſeiner Nebenbuhler zu vereinigen. Um dies vorgeſteckte Ziel zu erreichen, ſperrte er ſich durch zehn Monate ab, während er unausgeſetzte Studien über die Kunſt pflog, das Spiel harmoniſch zu verbinden und ſeinem Fingerſatze die hiezu nöthigen Modifikationen anzueignen. Nach dieſen Anſtrengungen, deren nur eine gewiſſenhafte Künſtler-Reſignation fähig iſt, debutirte erſt Meyerbeer vor dem Publikum, und brachte einen ſo tiefen Eindruck hervor, daß man noch jetzt ſich daran erinnert. Moſcheles, welcher ihn damals hörte, hat verſichert, daß, wenn Meyerbeer ſich als Virtuoſe in der muſikaliſchen Welt etablirt hätte, wenige Pianofortespieler mit ihm zu wetteifern im Stande geweſen wären; allein ſein Geiſt war bereits einem höheren Fluge zugewendet. Bald darauf, ſein Streben der Bühne zuwendend, hörte er auf, ſich zu produziren, ja für ſich ſelbſt zu ſpielen; ſo daß er den größten Theil ſeiner Improviſationen für das Klavier vergaß, und daß alſo dieſe für die Kunſt verloren ſind.

Das Aufſehen, welches Meyerbeer als Klavierſpieler in Wien erregte, verurſachte, daß man ihm im 19. Jahre

die Kompoſition einer komiſchen Oper für das Hoftheater übertrug. Es war dies die Oper: »Die beiden Kalifen«; allein die Verliebe für die italieniſche Muſik war damals ſo groß und Meyerbeer's Kompoſitionen in einem ſo verſchiedenen Geſchmacke, welcher ſich jenem der »Tochter Jephte's« noch allzuſehr näherte, daß die Neuigkeit kalt aufgenommen wurde, und man den Erfolg wohl für einen Fall anſehen konnte, weil Schweigen über ein Kunſtwerk oft den bitterſten Tadel ausdrückt. Salieri, welcher dem Jünglinge zärtlich zugethan war, tröſtete ihn, indem er ihn verſicherte, daß ungeachtet des fehlerhaften Zuſchnittes ſeiner Geſangsſtücke, ihm dennoch eine glückliche Diſpoſition für die Melodie innewohne, daß er aber den Mechanismus der menſchlichen Stimme zu wenig ſtudirt habe und folglich für die Sänger nicht zu ſchreiben verſtehe. Er rieth ihm deshalb, nach Italien zu gehen, um die Kunſt, für Stimmen zu komponiren, zu erlernen, und verkündigte ihm, ſobald er dieſe Kunſt ſich eigen gemacht haben würde, bedeutende Succeſſe.

Bisher hatte die italieniſche Muſik für Meyerbeer wenig Anziehungskraft gehabt, und man muß auch geſtehen, daß die Mehrzahl der Opern von Nicolini, Farinelli, Pareſi und Anderen, welche dazumal in München und Wien die Bühne erfüllten, wenig geſchaffen waren, um einem an deutſcher Harmonie vollgeſogenen Ohre zu gefallen. Aus dieſem Grunde wollte dem Jüngling auch die Triftigkeit von Salieri's Gründen durchaus nicht recht einleuchten; dennoch aber begab er ſich, des Meiſters höherer Einſicht vertrauend, nach Venedig, wo eben Roſſini's »Tancredi« eine Welt neuer Entzückungen erſchloſſen hatte, der urſprünglichen Manier des Maeſtro entſtammend. Dieſe Muſik erfüllte ihn mit Bewunderung, und der italieniſche Styl, welcher ihm vorher ein ſo unbezwingliches Widerſtreben eingeflößt hatte, wurde nun der Gegenſtand ſeiner Verliebe, ſeiner Nacheiferung. Von dieſem Momente an, unterzog er

ſeine Manier einer vollkommenen Umwandlung, und nachdem er mehre Jahre dem Studium der Kunſt gewidmet hatte: wie den melodiſchen Formen Eleganz und Leichtigkeit zu geben ſei, ohne dem Gefühl einer effektreichen Harmonie Abbruch zu thun, ließ er zu Padua im Jahre 1818 »Romilda e Costanza", opera semiseria, für Mad. Piſaroni geſchrieben, aufführen. Das Publikum nahm die Arbeit glänzend auf, nicht blos wegen der Verdienſte der Kompoſition und des Talentes der Sängerin, ſondern auch weil man Meyerbeer gewiſſermaßen als einen Sprößling der eigenen Muſikſchule anſah, indem er ein Schüler Vogler's, dieſer aber Eleve des P. Valetti, Kapellmeiſters del Santo daſelbſt, geweſen war.

Auf jene Oper folgte dann 1819 »Semiramide riconoscinta", für die treffliche Sängerin Karolina Baſſi in Turin geſchrieben, und 1820 »Emma di Resburgo", in Venedig mit Enthuſiasmus aufgenommen, in derſelben Saiſon, wo Roſſini ſeinen »Eduardo e Cristina" gebracht hatte. Von dieſem Augenblick an klang Meyerbeer's Namen geehrt durch ganz Italien; »Emma" wurde auf allen größeren Theatern gegeben, in's Deutſche überſetzt und allenthalben als eine der beſſeren Produktionen neuerer Muſik erklärt.

Inzwiſchen waren in Meyerbeer's Vaterlande die Stimmen keineswegs einig über die Veränderung, welche in ſeiner Richtung vorgegangen war. Eine Art von Unmuth, daß er die Schule, in welcher er erzogen worden, für etwas Fremdes verlaſſen habe, zeigte ſich bisweilen in den Zeitungen durch bittere Aeußerungen, und dieſe Spannung ward mit jedem neuen Erfolge des Tonſetzers der »Emma" hervortretender; ſelbſt K. M. von Weber theilte jenes Vorurtheil, und vielleicht wirkte es auf ihn mehr als auf jeden Andern.

Konnte es aber auch anders ſein? Weber, ein Mann von ſeltenem Talent, welches aber ſeine Hauptſtärke aus

einer abſoluten Kunſtanſchauung ſchöpfte, war am wenigſten geeignet zu jenem Eklekticismus, welcher auch andere ſchnurſtracks entgegengeſetzte Anſichten der Kunſtintereſſen als gleich gut erkennt. Die erhabenen Anſichten, welche zum Eklekticismus führen, ſind überdies eine der ſeltenſten Gaben des menſchlichen Geiſtes. Darum ſieht man ſo häufig die vollſten, kunſtſchöpferiſcheſten Talente ſich in engherzige Kleingeiſter verwandeln, ſobald ſie über Produktionen einer andern Schule zu urtheilen haben. Aus dieſem Grunde darf es auch nicht befremden, wenn wir erfahren, daß Weber die Richtung verdammte, welche Meyerbeer genommen hatte, indem er ſich von einer Schule entfernte, der Jener treu geblieben war; er fühlte die italieniſche Muſik nicht, ja man kann ſelbſt annehmen, daß ſie auf ihn antipathiſch wirkte.

Aus dieſer Feindſeligkeit gegen Meyerbeer's Richtung geſchah es, daß Weber, gleichſam als wolle er damit Proteſt einlegen wider die Succeſſe, welche ſein ehemaliger Freund durch dieſelbe erlangte, in Dresden »die beiden Kalifen" mit großer Sorgfalt in Scene ſetzen ließ, ungeachtet ſie in Wien ſo kalt aufgenommen worden war. Uebrigens verläugnete er ſeine Liebe zu Meyerbeer niemals, und man findet ſie in folgenden Stellen eines Briefes an Gottfried Weber, ihren gemeinſchaftlichen Freund:

»Letzten Freitag habe ich die Freude gehabt, Meyer»beer einen ganzen Tag bei mir zu haben; es müſſen Dir »die Ohren geklungen haben! es war in der That ein Glücks»tag, eine Erinnerungsfeier jener ſchönen Zeit in Mann»heim . . . wir trennten uns erſt ſpät in der Nacht. Meyer»beer geht nach Trieſt, um ſeinen »Crociato" in die Scene »zu ſetzen; er wird vor Ablauf eines Jahres nach Berlin zu»rückkehren und vielleicht eine deutſche Oper komponiren. »Gott gebe es! ich habe es ihm als Gewiſſensſache drin»gend an's Herz gelegt!"

Weber hat nicht lange genug gelebt, um ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen; acht Jahre ſpäter würde er ſich ganz glücklich gefühlt haben. Obwohl er bereits ſchöne Sachen geſchrieben hatte, war Meyerbeer doch im Jahre 1824 noch immer darauf aus, ſeine künſtleriſche Individualität zu finden, ein Umſtand, der ſich in der Geſchichte mehrer großen Künſtler findet, beſonders in jener Gluck's. So wie es dieſem ausgezeichneten Manne geſchehen war, ging es auch ihm: ein Blitz erleuchtete ihn plötzlich, und gleich jenem Großen fand er die Nahrung ſeines Genius auf der franzöſiſchen Bühne. Ungeachtet Weber die von Meyerbeer eingeſchlagene Bahn mißbilligte, ſo verſtand er doch vollkommen die Macht ſeines Talentes, denn als er ſtarb, bezeigte er ſein Verlangen, daß Jener ſeine komiſche Oper »Pinto", welche er unvollendet hinterlaſſen hatte, beenden möchte.

1821 hatte Meyerbeer eine Oper: »Das Brandenburger Thor", im italieniſchen Style für ſeine Vaterſtadt Berlin geſchrieben; allein Umſtände, deren Verhalt niemals recht bekannt geworden iſt, ſtanden ihrer Aufführung im Wege, der Kompoſiteur war auch bereits mit einer, für die Scala in Mailand beſtimmten Oper beſchäftigt, denn der Succeß von »Emma di Resburgo" hatte ihm den Zutritt zu den bedeutendſten Theatern Italiens eröffnet, unter welchen die Scala einen der erſten Plätze einnimmt. Im Jahre 1822 wurde »Margherita d'Anjou" aufgeführt, und ungeachtet der vorgefaßten Meinungen, welche die Italiener ſtets gegen Fremde hegen, ward die Oper dennoch mit Wärme beklatſcht. Eine Ueberſetzung derſelben wurde ſpäter für das Odeon-Theater gemacht, und auf allen Bühnen Frankreichs und Belgiens mit Beifall empfangen. Auf »Margherita" folgte 1823 »l'Esule di Granada", deſſen Hauptpartien für Lablache und die Piſaroni geſchaffen waren. Schon tönte, wie geſagt, Meyerbeer's Name geehrt durch ganz Italien; der Neid erwachte und ſuchte dem Autor „Margherita's"

und »Emma's" den Lorbeer zu vergällen, womit man ihn bekränzt hatte. »L'Esule" wurde mit ſolcher Schläfrigkeit ſtudiert und in die Scene geſetzt, daß er erſt in den letzten Tagen der Carnevals-Stagione zur Aufführung kam, und derſelbe Einfluß, welcher das Erſcheinen des Werkes verzögert hatte, wirkte auch durch tauſend verborgene Federn auf deſſen Fall hin; Alles ſchien einen ſolchen als unvermeidlich darzuſtellen. Der erſte Akt ſcheiterte auch wirklich, und dem zweiten ſchien dasſelbe Schickſal bevorzuſtehen, als plötzlich ein Duo zwiſchen Lablache und der Piſaroni das geſammte Auditorium in eine andere Stimmung verzückte; bei den ſpäteren Vorſtellungen war der Succeß unbeſtritten. Nach Ablauf der Saiſon begab ſich Meyerbeer nach Rom, um die zweiaktige Oper »Almanſor" zu ſchreiben; doch nach der Generalprobe erkrankte Signora Baſſi, welche die Hauptrolle hatte, und die Oper, deren Partitur ſie behielt, blieb unaufgeführt.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Deutſchland kehrte Meyerbeer wieder nach Italien zurück, um ſeinen »Crociato" zur Aufführung zu befördern; doch nicht, wie Weber geglaubt hatte, in Trieſt, ſondern in Venedig, wo dieſe Oper am 26. Dezember 1825 wirklich über die Bretter ging. Die verzüglicheren Parte waren für Velluti, Lablache und Signora Merie-Lalande geſchrieben, welche Letztere damals in der Blüte ihres Kunſtwirkens ſtand. Die Aufführung war gut und die Aufnahme übertraf die Erwartungen des Kompoſiteurs, welcher mehre Male gerufen und auf der Bühne gekrönt wurde. Alle großen Städte Italiens verſchrieben nun den »Crociato", welcher überall reuſſirte, und es iſt wahrſcheinlich, daß Meyerbeer, wenn er dieſem Werke ähnliche hätte folgen laſſen, bald allen Maeſtri jenſeits der Alpen den Rang abgelaufen haben würde. Allein im Buche ſeines Geiſtes ſtanden bereits andere Entwürfe verzeichnet. —

Prüft man die Partitur des »Crociato" mit Aufmerkſamkeit, ſo gewahrt man alsbald die Zeichen einer Reaktion

gegen die Manier des Meiſters, und Spuren eines Verſuches, die Eigenheiten ſeiner erſten Schule mit jenen der italieniſchen zu verſchmelzen, die er ſpäter angenommen hatte. Der individuelle Charakter von Meyerbeer's Genius fing an, die Fühlhörner hervorzuſtrecken, und es machte ſich ſein glücklicher Beruf geltend, ſtarkgezeichnete dramatiſche Situationen muſikaliſch zu bekleiden. Um ihn zur Reife zu bringen, war das Studium der franzöſiſchen Bühne der ſicherſte Hebel, jener Bühne, die mit Erregungen nicht mehr zufrieden, ſo zu ſagen galvaniſirt; — ein glücklicher Umſtand kam dazu, nemlich die Einladung des Herrn von Larochefoucauld, die Inſceneſetzung des »Crociato" in Paris zu leiten, und Meyerbeer's Zukunft war damit entſchieden; in Paris wurde die Umbildung ſeiner Kunſtanſichten fertig.

»Il Crociato" erntete in Paris keineswegs jene enthuſiaſtiſche Anerkennung, deren er ſich in Venedig, Rom, Mailand, Turin u. a. O. erfreut hatte; die damalige Konſtellation war nicht günſtig; denn im Jahre 1826 ließen die Verehrer des italieniſchen Opernhauſes nicht zu, daß es einen Kompoſiteur geben könne, außer Roſſini, und eine Muſik, außer der ſeinigen. Viel zu ernſt für den größeren Theil der Zuſchauer, wurde der innere Gehalt des »Crociato" nur von einer geringen Zahl von Kennern gewürdigt, welche ohne Parteiſucht den Schönheiten und den Gebrechen des Werkes ihr Recht angedeihen ließen; Niemand aber errieth in den Akkorden des »Crociato" die Schwungkraft ſeines Autors, Niemand ahnte, daß Schöpfungen wie »Robert der Teufel", wie »die Hugenetten" im Geiſte dieſes Meiſters ſchlafen könnten und nur der Erlöſung bedürften. Jene, welche die Oper am beſten würdigten, ſahen ſie als die höchſte, ihrem Autor erreichbare Stufe an, ſo zu ſagen, als ſeine letzte Anſtrengung, und das mehrjährige Schweigen Meyerbeer's ſchien dieſe Prophezeiungen oder Befürchtungen zu rechtfertigen. Seine Verehelichung und der Verluſt zweier

geliebten Kinder hatte seine Thätigkeit gelähmt; im Jahre 1828 nahm er sie erst wieder auf. Als er nun aber die Feder wieder ergriff, war seine neue Bahn abgesteckt: sein Talent, durch mehrjähriges Nachdenken gereift, hatte eine vollkommene Umwandlungs-Procedur bestanden und seine eigene, selbstständige Farbe angenommen. Gegenwärtig ist wohl Niemand mehr im Zweifel, daß jene Veränderungen radikal gewesen seien.

Die gänzliche Vollendung des »Robert«, durch mancherlei Reisen hinausgeschoben, fiel in die Hälfte Juli 1830 und die Partitur, für die große Oper bestimmt, ward ungefähr um dieselbe Zeit an die Administration verabfolgt. Allein die weltbekannten politischen Ereignisse jener Tage hatten ihren Nachklang bis innerhalb der Coulissen: auf die k. Direktion des Operntheaters folgte eine Privatunternehmung, welche die in ihren Kontrakteklauseln aufgenommene Verpflichtung, Meyerbeer's Oper zu spielen, nur als eine onerose Zuthat ansah. Deshalb ward die Oper erst im November 1831 aufgeführt und von da an begann eine neue Ära von Glück für die k. Akademie der Musik. Die letzten Generalproben „Robert's" boten eine der merkwürdigsten Thatsachen zur Kunstgeschichte. Eine Menge jener unberufenen Kenner, an denen nirgends so großer Ueberfluß ist, als in Paris, wohnte den Proben bei, und wetteiferte in dem Streben, das neue Produkt des Meisters auf die lächerlichste Weise zu verhöhnen. Man überbot sich an Witzworten, man kitzelte sich, der Oper die geistreichste Leichenrede zu halten; die Glimpflichsten meinten, »Robert« könne keine zehn Vorstellungen erleben. Der Unternehmer, dessen Ohren diese höslichen Vorzeichen nicht entgangen waren, bemerkte inzwischen den berühmten Fetis im Saale, suchte ihn auf, und theilte ihm seine Befürchtungen mit. Dieser aber erwiderte: »Beruhigen Sie sich: ich habe aufmerksam zugehört und bin sicher, mich nicht zu täuschen. Es sind in

dieſer Arbeit weit mehr groſſe Eigenſchaften als Unvollkommenheiten. Die Bühnenwirkſamkeit iſt meiſterhaft berechnet, der Ausdruck gewaltig, der Erfolg wird lebhaft und tief ſein. Dies verſchmähte Ding wird zu den Wolken erhoben werden und ſeinen Flug über die Erde nehmen!"

Der Ausgang hat gezeigt, daß dies Urtheil das wahre geweſen ſei: wohl nie iſt der Erfolg eines Kunſtwerkes populärer und allgemeiner geweſen und dies bis zur Stunde geblieben, als es mit »Robert der Teufel" der Fall war. Böswillige Kritiken haben zwar anfänglich verſucht, die öffentliche Meinung zu bekämpfen; endlich aber mußten ſie denn doch nachgeben, weil es immer mißlich iſt, gegen eine Welt in die Schranken zu treten. »Robert le Diable" hat nicht nur das Glück des Unternehmers der groſſen Oper gemacht, ſondern mehr als *eine* Provinz-Direktion vor dem Untergange gerettet. 190 Vorſtellungen der Oper mit Einnahmen von 9 — 10,000 Franks haben die Theilnahme des Publikums nicht erſchöpft. Uebertragungen in's Deutſche, Italieniſche, Engliſche, Holländiſche, Ruſſiſche, Polniſche, Däniſche haben ſie auf den gröſſten und den kleinſten Theatern heimiſch gemacht, und ihr ſtets enthuſiaſtiſchen Empfang geſichert. Der Erfolg »Robert's" blieb nicht blos auf Europa beſchränkt, in New-Orleans wurde derſelbe durch mehre Monate auf den beiden daſigen Bühnen, der engliſchen und franzöſiſchen, geſpielt: auch in Havannah, in Merike und Algier hat man ihn gehört und mit einmüthigem Applauſe begrüſt.

Nach dem beiſpielloſen Erfolge »Robert's" hatte die Adminiſtration der Oper einſehen gelernt, daß die Thätigkeit Meyerbeer's auf die Zukunft ihrer Unternehmung nur vom glückbringendſten Einfluſſe ſein könne; ſie verabſäumte alſo nicht, ihn zur Kompoſition eines neuen Werkes zu veranlaſſen, und das Libretto der »Huguenetten" (bei uns »die Welfen und Ghibellinen") ward ihm zu dieſem Behufe

übergeben; um ſich jedoch ſicher zu ſtellen, daß der Meiſter in ſeiner Arbeit nicht allzuviel Saumſal eintreten laſſe, wurde ein Reugeld von 30,000 Franks für den Fall ſtipulirt, als die Partitur nicht innerhalb einer feſtgeſetzten Friſt abgeliefert würde. Während Meyerbeer daran arbeitete, ward ſeine Gattin von einem bedeutenden Bruſtleiden heimgeſucht, und er verlegte, auf den Rath der Aerzte, ſeinen Aufenthalt für den Augenblick nach Italien. In dieſer Lage erbat er ſich einen ſechsmonatlichen Aufſchub zum Einſtudieren ſeines Werkes; allein man verweigerte ihm dieſes billige Anſuchen, Meyerbeer nahm ſeine Kompoſition zurück, zahlte das Reugeld und reiſte ab. Bald jedoch empfand der Unternehmer die Nothwendigkeit, jene Oper zu geben, ſollte das Publikum ſich nicht ſeinem Inſtitute entfremden; er erſtattete die Summe, und die neue Kompoſition des Meiſters ward im März 1836 aufgeführt. Der günſtige Erfolg, deſſen ſich dieſe Oper in Paris und nun auch auf den deutſchen Bühnen erfreut, iſt dem Gedächtniſſe aller Kunſtfreunde zu tief eingeprägt, um ihn weiter zu beſprechen, ſo wie auch eine kritiſche Erörterung über die Verdienſte Meyerbeer's hier nicht am Platze ſein dürfte.

Gegenwärtig ſoll der Meiſter mit einer neuen Kompoſition fertig ſein, und ſich mit einem Oratorium beſchäftigen, welches er der Geſellſchaft der Konſervatoriums-Konzerte in Paris zugedacht hat. — Außer den dramatiſchen Arbeiten, welche man von ihm kennt, hat Meyerbeer auch viel Kirchenmuſik geſchrieben, unter Anderem ein »Stabat", ein »Miserere", ein »Te Deum", 12 Pſalmen in Doppelchören, 8vierſtimmige Geſänge von Klopſtock, ohne Begleitung, das Oratorium »Gott und die Natur", mehre Kantaten, zu denen auch der »Feſtgeſang bei Inauguirung der Gutenberg's-Statue in Mainz" zu rechnen iſt, eine Dithyrambe an Gott, endlich eine große Anzahl deutſcher, italieniſcher und franzöſiſchen Lieder. Von den erſteren

glauben wir das für dieſes Unternehmen eigens komponirte und vorliegendem Jahrgange einverleibte Lied: »das Ständchen" beſonders erwähnen zu müſſen, weil es die neueſte Kompoſition des groſſen Tondichters und die einzige dieſer Art iſt, welche hier erſchien. Unter den letzteren, welche zu Paris durch den Stich veröffentlicht wurden, zeichnen ſich vornehmlich »Le Ranz de vaches d'Appenzell" (Appenzeller Kuhreigen), »Le voeu pendant l'orage" (Gelöbniß während des Sturmes), »Le moine" (der Mönch), »Rachel et Nephtali" u. a. aus. Das hochdramatiſche Talent des Autors von »Robert le Diable" und »Les Huguenots" hat der Mehrzahl dieſer Tondichtungen den Stempel ſeiner Originalität aufgedrückt, und die Freunde höherer Muſik wiſſen dieſe Vorzüge zu würdigen.

Meyerbeer iſt k. preußiſcher Hofkapellmeiſter, Mitglied der Akademie der ſchönen Künſte in Berlin, auſſerordentliches Mitglied des »Institut de France", Offizier der Ehrenlegion, Ritter des k. belgiſchen Leopoldsordens, des Ordens vom ſüdlichen Kreuze und des Erneſtiniſchen Hausordens von Coburg-Gotha; lauter Ehrenbezeigungen, die dem Rufe, welchen er in der Kunſtwelt Europa's genieſſt, nichts hinzuthun, die aber als ein Beweis dienen, welche hohe Achtung ſich an ſeinen Genius knüpft. Möge er ihm noch lange treu ſein zur Freude der Verehrer wahrer Kunſt und zum Ruhme Deutſchlands, welches auf dieſen ſeinen Sohn ſtolz zu ſein Urſache hat! —

Der Meiſter und der Maeſtro.

Novelle

von

J. V. Lyſer.

1.

Es war ein wunderherrlicher, klarer Wintermorgen des Jahres 1819; Sonnenlicht, kalte, friſche Luft und feſte Schneebahn, wie es der Nordländer liebt, als ein eleganter Reiſewagen vor dem anſehnlichen Gaſthofe einer mittelgroßen Hafenſtadt im äußerſten Norden des Herzogthums Schleswig-Holſtein hielt.

Der Wagen wurde von vier tüchtigen Extrapoſt-Pferden gezogen, und der Schwager blies, während er vom Thore an bis zum Gaſthof die Stadt durchjagte, aus Leibeskräften, ſo, daß aus allen Fenſtern die Köpfe der neugierigen Bewohner fuhren und noch lange, nachdem der Wagen ſchon ihren Blicken entſchwunden war, ihm verwundert nachblickten. „Wer mag das geweſen ſein? — Iſt's der König, oder der Prinz Chriſtian, oder Prinz Friedrich?" — Dieſe Fragen flogen hin und wider. Niemand jedoch konnte ſie mit Gewißheit beantworten.

Einige wißbegierige Hausfrauen kamen endlich auf den geſcheidten Einfall, ihren Eheherren den Rath zu geben, nach dem Hôtel zu gehen, in der Gaſtſtube einen Schoppen Wein zu trinken, und bei dieſer Gelegenheit genaue Erkundigungen von Herrn Doll (dem Wirthe des Hôtels) über die Fremden einzuziehen; denn da es kurz vor Mittag, und die nächſte Station im Umkreiſe mindeſtens zwei Meilen

entfernt war, ſo ſchloßen die weiſen Frauen, daß der Fremde ſonder Zweifel hier raſten, und Herrn Doll's guter Küche (welche in der ganzen Stadt berühmt) die gebührende Ehre widerfahren laſſen würde.

Schmunzelnd vernahm jeder Eheherr den Rath ſeiner theuern Hälfte, pries ihn nach Verdienſt und leiſtete Folge, ſo, daß alsbald ein Dutzend ſtattlicher Männer zuſammen dem Gaſthofe zupilgerten.

Als ſie dort anlangten, wurde der Wagen eben abgepackt, und von Herrn Doll, der, das ſchwarze Sammtkäppchen auf dem Kopfe, mit der langen dampfenden Theupfeife, groß und breit, mitten unter der Thüre ſtand, erfuhren ſie, nach freundlich gebetenem »Willkommen": daß keineswegs der König oder ein Prinz, wohl aber ein Paar andere, ſehr vornehme Reiſende angekommen wären. Stand und Namen ſeien ihm ſelber noch unbekannt, das aber glaube er mit Gewißheit verſichern zu können, daß beide Fremden keine Landsleute wären. Der Eine ſchien ihm ein Deutſcher, und zwar ein Süddeutſcher, der Andere aber entweder ein Franzoſe oder ein Lateiner zu ſein. Hierauf lud er ſämmtliche Herren ein, in die Gaſtſtube zu treten, und einen Schoppen Wein zu trinken, wo ſie denn wohl ihre Neugierde befriedigen könnten, weil aller Wahrſcheinlichkeit nach die Fremden, ſobald ſie ſich umgekleidet haben würden, ebenfalls ſich dort einſtellen dürften.

Sämmtliche Abgeſandte folgten der Einladung, traten in das Gaſtzimmer, ſetzten ſich hinter einen langen Tiſch der Thüre gegenüber und harrten Jeder bei ſeinem Schoppen Port- oder Madeira-Wein der Dinge, die da kommen ſollten. Sie durften nicht allzu lange warten, denn nach einer Weile ging die Thüre auf und ein junger Mann von etwa dreißig Jahren trat in das Zimmer, grüßte mit feinem, ungezwungenem Anſtande die am Tiſche Sitzenden und beſtellte ſich ebenfalls ein Glas Madeira.

»Befehlen Sie auch für den Herrn Reisegefährten?« fragte der Wirth bescheiden, indem er selber das verlangte Glas herbeibrachte.

Der Fremde lächelte und versetzte mit wohltönender Stimme: »Wir sind die Nacht durch gefahren, Ihre Wege sind nicht die besten, und da mein Reisegefährte nicht eben sehr an Strapatzen gewöhnt ist, so fühlte er sich so angegriffen, daß er genöthigt war, sich niederzulegen, um durch einige Stunden Schlafes seine Kräfte wieder herzustellen.«

»O, o, oh!« rief der Wirth, »das thut mir außerordentlich leid. — Ja unsere Landwege sind freilich nicht die besten, und erst hinter Hamburg und Lübeck soll es besser damit werden, wie ich mir habe sagen lassen. Aber sehen Sie, das ist Alles aus Politik so bei uns; denn wenn unsere Landwege besser wären, so könnte unsere Schifffahrt darunter leiden, und über Handel und Schifffahrt geht doch nichts, sage ich immer.«

Der Fremde lächelte abermals und sprach nach einer kleinen Pause, während welcher er langsam aus seinem Glase trank: »Von dem blühenden Seehandel dieser Stadt weiß man allerdings im Auslande zu reden; doch hat man mir auch die Kunstliebe der Holsteiner gerühmt, und besonders diese Stadt soll sich darin auszeichnen, ja sogar einige bedeutende Künstler hervorgebracht haben.«

»Allerdings!« versetzte der Wirth, indem er dem Fremden und dann den übrigen Gästen eine Prise anbot: »allerdings, an Künstlern fehlt es uns nicht, und eben so wenig an Gelehrten und schönen Geistern. Da ist unser berühmter Dichter, der Senator Seelig, der die schönen Leichen-Carmen im Wochenblatte dichtet, dann der Advokat Richard, der ein Lustspiel auf Subscription herausgab, ferner der Uhrmacher Duh, welcher ein mechanisches Wachsfiguren-Kabinet gefertigt hat, womit er sogar in Hamburg war, und endlich haben wir unser großes

Kompagnie-Konzert, wobei ich ſelber das Vergnügen habe, ausübender Künſtler zu ſein: als zweiter Baſſiſt im Chor. — Wenn Sie einige Tage hier verweilten, ſo könnten Sie eine groſse Muſikaufführung mit anhören; wir führen »die Schöpfung" von Haydn auf." — »Wirklich?" fragte der Fremde: »Ei, das iſt mir lieb zu vernehmen! Ich liebe die Muſik über Alles, und auch mein Reiſegefährte. An wen wende ich mich aber, um Eintrittskarten zu erhalten?"

Wie auf ein Schlagwort erhoben ſich bei dieſer Frage ſämmtliche Herren und betheuerten im Chor: wie es jedem Einzelnen von ihnen zum gröſsten Vergnügen gereichen würde, den Herrn Deutſchen und ſeinen Reiſegefährten als Gäſte in die Kompagnie einzuführen. Herr Doll jedoch erklärte feierlichſt, daſs dieſes Vergnügen und dieſe Ehre vor Allen *ihm*, als dem Wirth der verehrten fremden Herren gebühre, und der Reiſende geſtand ihm dieſes Recht zu, indem er den andern Herren auf das freundlichſte für ihre gütige Geſinnung dankte. Es iſt der Charakter der Nordländer, daſs ſie ſchnell Zutrauen zu einem Fremden faſſen, wenn ſie Gelegenheit erhalten, ſich auf ſchickliche Art ihm gefällig zu erweiſen. Die freundliche Dankſagung des Fremden wurde unter den ehrlichen Holſteinern mit Wohlgefallen vermerkt, und da er am Schluſſe derſelben geäuſſert hatte, er und ſein Gefährte gedächten einige Zeit im Orte zu verweilen, und er behalte es ſich vor, bei einigen andern Gelegenheiten ſie an ihr gütiges Anerbieten zu erinnern, und ihre Gaſtfreundlichkeit in Anſpruch zu nehmen; ſo waren Alle auſſerordentlich zufrieden, und weil es eben Ein Uhr ſchlug, erhoben ſie ſich, empfahlen ſich mit höflicher Herzlichkeit dem Wohlwollen des Fremden und kehrten zurück in ihre Häuſer, wo ſie über Tiſche ihren Frauen getreuen Bericht von Allem abſtatteten, ausgenommen über *Stand* und *Namen* des Fremden, wornach ſie im Laufe des Geſpräches nicht hatten fragen können.

8.

In der Wohnung des alten Stadtmusikus Frohmuth ging es etwas bunt und geräuschvoll her, denn heute sollte die Hauptprobe des großen Kompagnie-Konzertes stattfinden, wozu die Vorbereitungen getroffen wurden. Der lustige, alte, dicke Herr war so eben im rosigsten Humor aus seinem Nachmittagsschläfchen erwacht und kleidete sich jetzt mit großer Bedächtigkeit in seinen Sonntagsfrack, zwischen jedem Kleidungsstücke, das er anlegte, behaglich einen Zug aus der riesigen Tasse schlürfend, in welcher der feinste levantische Kaffee dampfte; während seine nicht minder korpulente, doch bedeutend jüngere Gattin vor dem Spiegel stand, und sich von ihren beiden Nichten und der flämmigen Hausmagd Gitta dergestalt einschnüren ließ, daß sie kaum Athem zu schöpfen vermochte.

Im vollsten Staate saß schon Friedrichen, das Töchterchen, im Nebenzimmer und ließ sich noch einmal ihre Partie von dem Vetter George überhören, während eine Treppe tiefer Julius, ihr Bruder, vor der Partitur saß und die Solostellen der Oboen (welche Instrumente in jener Gegend kaum aufzutreiben) für die 4 Klarinetten umschrieb; derweilen stimmte der Altgeselle Jacob sein Violoncello, strich der Onkel Friedrich den neuen Kontrabaß und bliesen die Lehrburschen Osmus und Sappho auf den Hörnern, daß die Wände widerhallten, wozu die beiden Schooshunde Piece und Marrocco erbärmlich winselten, und als dies nicht beachtet wurde, rasend zu bellen anfingen, bis ein junger Mensch, welcher am Fenster stehend, ein paar Stiefel putzte, die ihres ansehnlichen Umfanges halber sogleich für die Fußbekleidung des alten, am Zipperlein laborirenden Stadtmusikus erkannt werden mußten, ob des entsetzlichen Lärmens die Geduld verlor und die Schuhbürste den Hunden an die Köpfe

warf, worauf dieſe alsbald verſtummten, und mit eingekniffenen Schwänzen unter einen groſſen Schrank krochen, von welchem Verſteck aus ſie nur noch leiſe murrend und winſelnd, wider die konfuſe Muſik zu proteſtiren wagten.

»Johannes! Johannes!« tönte plötzlich eine gellende Frauenſtimme durch den Lärm der Inſtrumente. Der junge Menſch ließ die Schuhbürſte ſinken und horchte auf. »Johannes! Johannes!« tönte es abermals und hereinſtürzte die ältere der beiden Couſinen, Mamſell Thereſe. — »Geſchwind!« rief ſie, auf den jungen Menſchen zueilend, und ihm Stiefel und Bürſte aus den Händen reiſſend — »geſchwind laß Alles liegen, ziehe ſchnell deinen Rock an und gehe ins blaue Zimmer, Herr Doll mit einem Paar fremden Herren iſt dort, und der Onkel iſt noch nicht angekleidet! Unterhalte ſie!« Somit riß Couſine Thereſe dem Vetter Johannes noch die Schürze ab, welche er vorgebunden, um beim Geſchäft des Stiefelputzens nicht ſeinen Anzug zu verderben, und ſchob ihn aus dem Gemache. Johannes eilte in ſein Kämmerchen, wuſch ſich die Hände, zog ſeinen Frack an und verfügte ſich in das blaue, groſſe Gaſtzimmer, wo er den Herrn Doll und die beiden Fremden traf.

Der jüngere Fremde, deſſen Bekanntſchaft wir ſchon machten, ſtand ſinnend vor einigen Zeichnungen, welche in vergoldeten Rahmen an der Wand hingen. Er ſchien ſie mit groſſem Intereſſe zu betrachten, während ſein Gefährte bequem in einem Armſeſſel in der Nähe des Ofens ruhte, und lächelnd auf das gebrochene Deutſch lauſchte, in welchem Herr Doll zu ihm redete, in der Meinung, ihm ſo verſtändlicher zu ſein, als wenn er reines Deutſch ſpräche, weil er von dem Italiener nur einzelne Brocken vernahm.

Johannes, dem der ſeltſame Irrthum ſogleich klar ward, hatte Mühe das Lachen zu verbeiſſen. Als Herr Doll ihn erblickte, ſchrie er aufſpringend: »Ach Gottleb! da kommt der Muſie Hannes! Hannes, reden Sie doch mit

dem fremden Herrn! er iſt ein Lateiner.“ — Und darauf ſich zum Fremden wendend: »Der jung' Menſch kann ſick ſpreck' mit Singſchor.“

Johannes hielt ſich nicht mehr, er lachte laut, begrüßte dann aber ſchnell ſich faſſend die Fremden im reinſten Toskaniſch.

Der Italiener fuhr erfreut in die Höhe, und auch der andere Reiſende trat hinzu. — »Waren Sie in Italien?“ fragte er den jungen Menſchen.

Johannes verneinte dieſes und erzählte, daß im Orte ein alter italieniſcher Tanzmeiſter, der Signor Petoletti lebe, von dem er Italieniſch lerne, da er dieſe Sprache ſehr liebe.

»Beim heiligen Januario!“ rief der Italiener: »Sie reden, als wären Sie in Toskana geboren.“

»Ich gebe mir Mühe, gut zu reden, weil ich meine, daß man Alles, was man treibt, mit Ernſt und nach beſten Kräften betreiben muß.“

»Können Sie mir nicht ſagen,“ ſprach der Deutſche, ſeine Blicke wieder auf die Zeichnungen heftend, »von welchem Meiſter dieſe köſtlichen Skizzen à la Callot ſind? den Pendant zu dieſer da, ſah ich in München.“ Johannes erröthete und verſetzte: »Wenn ſie jene Zeichnung in München ſahen, ſo kann es nur bei dem trefflichen Klarinettiſten Bärmann geweſen ſein, außer ihm beſitzt nur noch mein Landsmann K. M. von Weber eine ähnliche, die ich dieſem durch Bärmann ſandte.“

»Recht!“ rief der Fremde lebhaft — »Alſo Sie ſind der Schöpfer dieſer geiſtreichen Skizzen? — Aber warum leben Sie an dieſem Orte? Paris, London, Wien, Dresden, München, das wären Städte, wo ſie ſich geltend machen und immerfort lernen könnten.“ Johannes ſenkte das Haupt und ſchwieg, Herr Dell aber flüſterte dem Fremden zu: »Der arme Junge! es hat mit ihm eine eigene Bewandtniß, zu Hauſe erzähl' ich's Ihnen.“ —

»Klavier,« verſetzte Johannes, »doch kann ich durchaus keinen Anſpruch auf Virtuoſität machen.«

Jetzt traten die Frauen und der Sohn vom Hauſe ein. Letzterer, ein blonder hochgewachſener junger Mann, wurde feuerroth, als er dem berühmten Maeſtro vorgeſtellt wurde und benahm ſich äußerſt verlegen, wozu übrigens ſeine Unkenntniß der italieniſchen Sprache nicht wenig beitragen mochte. Im ſelben Moment ſchlug es drei Uhr, und was weder der alte höfliche Stadtmuſikus noch ſonſt irgend Jemand im Hauſe gewagt haben würde, that Herr Doll: er erinnerte, daß es Zeit ſei, in die Probe zu gehen. Zugleich verkündete er aber auch dem Stadtmuſikus, daß ſie die Ehre haben würden, den Maeſtro ſo wie Herrn Karl als Gäſte in der Probe zu begrüßen. Alle ſchienen darüber ſehr erfreut, und der alte Herr Frohmuth fragte die Fremden ohne Weiteres mit echt nordiſcher, treuherziger Gaſtfreiheit, ob er auch ſeinerſeits auf die Ehre rechnen könne, nach beendigter Probe die Herren auf ein Glas Punſch bei ſich zu ſehen. Beide Fremden ſagten zu, ſo wie Herr Doll, und Alle begaben ſich in die Kompagnie zur Probe.

3.

In der Stadt, wo ſich dieſe Geſchichte begab, verſteht man unter der Kompagnie jenes Gebäude, in welchem die Schiffsherren und Kapitäne ſich bei ihren Berathungen, ſo wie zu ihren Schmäuſen und Bällen zu verſammeln pflegen. Zu dieſen Schmäuſen und Bällen gibt jeder Schiffsherr und jeder Schiffskapitän einen ſehr anſehnlichen jährlichen Geldbeitrag, und nach und nach bildete ſich neben den eigentlichen Geſchäftsverſammlungen und jährlichen Feſtmahlen ein Klubb, in welchen auch andere angeſehene Einwohner der Stadt, unter der Bedingung, alle Verpflichtungen eines ordentlichen Mitgliedes zu erfüllen,

aufgenommen werden. Der Klubb führt den Namen »Harmonie"; doch sprechen die Mitglieder selten von Harmonie-Bällen, Harmonie-Konzerten und Harmonie-Schmäusen, sondern allen diesen Ergetzlichkeiten wird das Wörtlein »Kompagnie" vorgesetzt.

Ein Hauptgesetz dieses Klubbs ist: unbegrenzte Gastfreiheit gegen Fremde. Jedes Mitglied mag deren mitbringen so viele es Lust hat. Oft reicht der grosse Raum nicht hin, alle Gäste gehörig zu empfangen, das thut aber nichts, denn wer das eine Mal keinen Platz findet, kommt das nächste Mal, und darf auf eine doppelt herzliche, freundliche Aufnahme rechnen.

Unsere Freunde schritten also der Kompagnie zu. Es war ein altes, aber stattliches Gebäude, dicht am Hafen, welches zugleich die Stadtwage enthielt. Der untere Raum desselben war angefüllt mit gelöschten Schiffsgütern aller Art, über welche Persennigs *) gebreitet waren, deren Duft dem Maestro, als er zwischen den Ballen und Kisten hindurch der grossen Treppe zueilte, nichts weniger als angenehm vorkommen mochte, denn er zog schnell einen Flakon mit kölnischem Wasser hervor, und goß über die Hälfte davon auf sein Tuch, das er sodann fest an seine Nase preßte. Sein Reisegefährte lächelte und schien im Gegentheil, gleich einem befahrnen Manne **), sich in der Theer-Atmosphäre recht behaglich zu fühlen, was jedoch Keiner der Einheimischen außer Johannes bemerkte.

Sie traten in den Saal, der sehr groß, hoch und in akustischer Hinsicht vortrefflich gebaut war, worüber der Maestro

*) Persennigs, große Stücke Segeltuch, stark getheert, damit sie das Wasser von den Waaren und Deck-Oeffnungen auf den Schiffen, über welche sie gebreitet werden, abhalten.

**) Befahrner Mann, einer, der schon öfter zur See war und mit dem Meere vertraut ist.

(Anmerk. d. Verf.)

ſich nicht wenig verwunderte; worauf ihm aber Johannes ſagte, daß Säle dieſer Art durchaus keine Seltenheit in den nördlicher gelegenen Hafenſtädten ſeien, indem man hier bei öffentlichen Verſammlungen ſehr auf Räumlichkeit halte. Die Fremden beſahen jetzt den Saal genauer; nur die Seite, auf welcher ſich die Eingangsthüre befand, war ohne Fenſter, auf den drei übrigen Seiten liefen deren eine Menge nach einander hin, und die engen Zwiſchenräume waren mit alten, nachgedunkelten Oelgemälden auf Kreidegrund, Porträts der däniſchen Könige und ihrer vornehmſten Admirale, ſo wie mit Seeſtücken geziert. Die Decke aber zeigte ein Gemälde, den Ozean, wo Neptun allen Göttern ein großes Gaſtmahl gab. Tritonen und Meerjungfern machten die Tafelmuſik, und die Wallfiſche und Delphine bliesen ſtatt Seewaſſer die auserleſenſten Weine, ſo wie heißen Punſch aus ihren Naſenlöchern den Gäſten in die Pokale. — An der Fenſterſeite, dem Eingange gegenüber, befand ſich die Tribune für das Orcheſter, davor waren etwas niedriger die Plätze für die Sänger, welche eben ſo wie die Muſiker in einem Halbkreiſe Front gegen das Auditorium bildeten, vor den Sängern und dem Orcheſter ſtand der Stuhl des Dirigenten, ein koloſſales altes Möbel mit ſehr hoher Rückenlehne, damit die Zuhörer keinen Anſtoß daran nehmen möchten, daß der Dirigent ihnen den Rücken kehre. Der Maeſtro ſchüttelte zu dieſer Anordnung gewaltig den Kopf, indeß ſein Gefährte ſie ſehr zweckmäßig fand, wie ſich denn auch dieſes in der Folge darthat.

Nach und nach erſchienen die andern Muſiker ſo wie die Sänger, und der alte Stadtmuſikus ſtellte letztere der Reihe nach ſeinen Gäſten vor. Es waren junge Kaufleute, Schiffskapitäne, ein paar Senatoren und einige Schullehrer mit ihren Frauen, Töchtern, Nichten und Tanten. Den Beſchluß machte ein ſtattlicher Mann in einem grünen

Jägerreck, welcher unſeren Reiſenden als der Oberförſter von Berg vorgeſtellt wurde. »Unſer Baß,« fügte der Stadtmuſikus leiſe hinzu — »Sie werden ſelten eine ſchönere Stimme und einen gebildeteren Vortrag gehört haben. — Aber wo bleibt unſere Eva?« fuhr er ſich umblickend fort — »He! Mamſell Hedwig! — Johannes! Du dummer Adam ſo hole doch dein Rippenſtück!« Ein ſchallendes Gelächter der Verſammelten folgte dieſem Kernwitz und glühend roth im Geſichte ſprang der arme Johannes aus dem Saale, die Treppe hinab in die Wohnung des Wagnermeiſters Everſen. Mit pochendem Herzen betrat er den Korridor, welcher zu Hedwigs Zimmer führte. Leiſe klopfe er an die Thür, und auf den hellen Ruf: »Nur herein!« öffnete er und trat in das zierliche Kabinett.

»Ach Johannes,« ſprach lächelnd Hedwig vom Klavier aufſpringend, als ſie den Eintretenden erblickte, »Sie kommen gewiß mich abzuholen?« Johannes nickte dumm und betrachtete mit leuchtenden Augen das geſchmückte, reizende Mädchen. — »Ach Hedwig! wie ſchön ſind Sie heute wieder!« ſeufzte er endlich.

»Ich danke für das Kompliment!« verſetzte Hedwig mit einem zierlichen Knix, dann aber trat ſie näher, legte ihre kleine weiße Hand auf die heiße Stirn des Jünglings und fragte mit ſanftem Tone, indem ſie ihm zärtlich ins Auge blickte: »und wie ſteht es heute hier?«

»Ach!« rief Johannes, die kleine Hand ergreifend und ſie herabziehend, daß ſie ſeine Augen bedeckte — »laſſen Sie dieſen armen, unglückſeligen Kopf glühen und ſinnen, grübeln und träumen, und fragen Sie nicht darnach, vielleicht iſt es bald mit dem Allen zu Ende und dann iſt es gut, daß Sie *nicht* darum wußten! dumm genug, daß ich mein Herz nicht beſſer vor Ihnen verbergen konnte.«

»Johannes! ren't Sie das wirklich?« fragte Hedwig ſehr milde. —

»Es ſollte mich reuen, Hedwig! — daß es nicht der Fall iſt, iſt aber mein Unglück.«

»Und daß ich — Ihnen ſo herzlich gut bin, iſt Ihr Unglück?« —

Johannes ſenkte das Haupt und antwortete nicht. Da ergriff Hedwig ſeine beiden Hände, und ſprach mit allem Wohllaut ihrer holden Stimme ſeinen Namen aus.

Johannes erhob das Haupt und vor dem ſeelenvollen Blick, der aus des geliebten Mädchens reinem, blauem Auge ihn traf, ſchwand alles Andere um ihn her! — Er riß ſie in ſeine Arme, er küßte ihren Mund, die lieben Augen und ſein Haupt ruhte einige Sekunden auf ihrer Schulter.

»Man erwartet uns oben!« flüſterte Hedwig, indem ſie ſanft ihn zurück drängte; das arme Kind zitterte heftig, und erröthete und erbleichte wechſelweiſe.

»So wollen wir denn gehen!« rief Johannes heiter, ergriff Hedwigs Hand und verließ mit ihr das Gemach. — »Wie glücklich war ich!« ſprach er leiſe, aber mit dem Ausdruck inneren Jubels, indem er auf der Treppe ſie umfaßte, und mehr ſie hinauf trug als führte. Endlich traten ſie in den Saal, wo man ihrer mit Ungeduld geharrt hatte.

»Da kommen ſie endlich!« rief Herr Frohmuth: »ſchämt Euch! Ihr ſolltet die erſten Menſchen ſein, und ſeid die letzten! gewiß hat Jungfer Eva zu lange mit dem Spiegel geliebäugelt und Muſje Adam hat dabei geſtanden, und ſeine ſtummen Gloſſen darüber gemacht. Aber jetzt in Ordnung Kinder und dann in Gottesnamen angefangen. — Ah! da kommen noch Ihre Eltern Mamſell Everſen, willkommen Alter! willkommen Mamachen! — ſetzet Euch hier her, bei den fremden Herren da auf der vordern Bank.« — So redend führte er den Wagnermeiſter und ſeine Frau an die für ſie beſtimmten Plätze, ſtellte ſie den Fremden und dieſe ihnen vor, und ſprang ſodann mit unendlich mehr

Beweglichkeit, als man dem alten dicken Manne hätte zutrauen mögen, an seinen Platz in dem Dirigentenstuhl.

»Wahrhaftig!« sprach der Maestro mit spöttischer Miene auf italienisch zu seinem Gefährten, »wahrhaftig, nicht mehr als zwanzig Instrumentalisten und dreißig Sänger und Sängerinnen! Das wird eine schöne große Musikaufführung werden. — Ohne Masse kein Effekt.«

»Warten wir es ab.«

Der Maestro zuckte die Achseln und schaute seinen Reisegefährten von der Seite an, als wolle er sagen: Du bist auch nur ein Deutscher; — doch indem erhob der Dirigent den Violinbogen und die ersten Akkorde der Einleitung ertönten.

»Wahrhaftig!« flüsterte nach einigen Takten der Maestro seinem Gefährten zu: »die Leute spielen exakt; aber wie wird's mit den Vokalisten stehen?«

»St!« — bedeutete Karl, und das erste Baßsolo, von dem Oberförster vorgetragen, trat ein.

Der Maestro war ganz Ohr und schaute in sprachloser Verwunderung bald nach der Tribune, bald nach seinem Gefährten hin, welcher still lächelnd da saß; — jetzt erhob sich der Chor, nicht stark der Zahl nach, aber treffliche, reine, kräftige Stimmen; der sichere Einsatz, so wie das spätere richtige Halten bewies, wie gut eingeübt Alle waren. Auch nicht der kleinste Fehler wurde in dem ganzen so schwierigen Tonstück bemerkbar, außer daß ein einziges Mal der eine Lehrbursche beim Horn falsch blies, für welche Unachtsamkeit er sogleich von seinem Kollegen mit einem derben Rippenstoß bestraft wurde. — Das Staunen des Maestro über die treffliche Ausführung eines so schwierigen Werkes bei so geringen Mitteln stieg mit jeder folgenden Nummer, so wie Karls Triumph.

Jetzt kam das große Duo zwischen Adam und Eva; Johannes und Hedwig traten vor und begannen.

Es iſt ein gewaltiges Vorurtheil, zu glauben, nur in Italien oder im Süden Deutſchlands gäbe es vollendet ſchöne Stimmen, weil ſie im mittleren Deutſchland zu den Seltenheiten gehören. Je weiter man nach dem Norden kommt, deſto herrlichere, klangvollere und umfangsreichere Stimmen wird man finden, nur daß ihnen leider die Ausbildung derſelben oft ganz fehlt, oder doch nicht gleichen Schritt mit der herrlichen Naturgabe hält.

Diesmal hatte es ſich glücklich anders getroffen. Johannes, mit einer Stimme begabt, wie man ſie nur ſelten, ſelbſt in dem geſegneten Italien finden dürfte, dankte ſeine Ausbildung dem Oberförſter, der, ein glühender Verehrer der Tonkunſt, dieſe und beſonders den Geſang mit Leidenſchaft betrieb, ſelbſt einen trefflichen Lehrer gehabt und auf ſeinen Reiſen, welche er in früherer Zeit gemacht, die gefeierteſten Sänger Italiens und Deutſchlands gehört hatte.

Johannes wurde ſein würdiger Schüler und theilte, was er lernte, gewiſſenhaft der ſchönen Hedwig mit, deren Stimme der ſeinigen an Schönheit nichts nachgab; ſo daß in kurzer Zeit der Geſang dieſer jungen Leute weit und breit berühmt wurde, obgleich nur Wenige Gelegenheit hatten, ihn zu hören; denn Hedwig ſowohl als Johannes beſtanden feſt darauf: nur in dem jährlichen großen Konzerte öffentlich ſingen zu wollen.

Sie ſangen jetzt — nicht nur was ſie ſeit Monaten mit Eifer und Begeiſterung eingeübt hatten — ſie ſangen was ſie empfanden, mit klopfendem Herzen — mit wogender Bruſt ſangen ſie es. Großer Gott! wie ihre Wangen glühten und ihre Lippen! wie ihre Augen leuchteten in himmliſcher Verklärung! — und jetzt die Stelle kam:

„Mit Dir! — mit Dir
Genieß' ich jede Freude!“ —

Da brach die lang verhaltene Liebe hervor aus ihren jungen Herzen! — Das waren keine irdiſchen Laute

mehr, das waren Klänge aus einer schöneren Welt, wie es Himmelsthau war, was in ihren Augen glänzte, kostbaren Juwelen gleich. —

Der Maestro hielt sich nicht länger! mit einem lauten »Brave! Braviſſimo!" sprang er von seinem Sitze auf, schwenkte sein Taschentuch und klatschte wie rasend, während mit dem einfallenden Schlußchor die Probe schloß.

4.

Auf dem Rückwege in die Wohnung des Stadtmusikus war der Maestro unerschöpflich im Lobe der trefflichen Sänger, so wie er die Präcision des Orchesters nicht genugsam zu rühmen wußte.

»Ihr gesteht jetzt also," versetzte Karl, »daß auch mit — der Zahl nach — geringen Mitteln, ein großer Effekt hervorgebracht werden kann; vorausgesetzt: daß die Mittel nur richtig angewendet werden, und daß keinem dabei Betheiligten etwas von seiner Pflicht nachgelassen wird; das ist nun hier der Fall, und ich habe mich höchlich darüber ergetzt, wie der kleine Hornist seinem kleineren Kameraden auf der Stelle einen derben Rippenstoß gab, als dieser einmal falsch einsetzte, was infam klang. Der kleine Mann nahm die wohlverdiente Erinnerung, ohne zu mucksen, ruhig hin, und war von nun an bis zum Schluß die Aufmerksamkeit selbst: dies zeigte mir, wie Einer dem Andern — freilich auf minder empfindliche Weise — forthilft. Einige sanfte Rippenstöße ertheilten übrigens selbst die Damen und Herren im Chor einander! dafür hielt er sich aber auch wacker zusammen, und keine Schwankung wurde bemerkbar."

Der Maestro schüttelte den Kopf und meinte: solche gegenseitige Erinnerungen mögen recht zweckmäßig sein,

aber anwendbar ſind ſie nicht überall, am wenigſten wohl in einer fürſtlichen Hofkapelle."

»Und bei Gott! eben in einer fürſtlichen Hofkapelle," rief Karl im Eifer, »eben dort möchte ich oft mit beiden Füßen in den wirren Trubel hineinſpringen, und dieſen eleganten Herrlein und Dämlein auf kräftige Weiſe begreiflich machen, wofür ſie oft über Gebühr bezahlt werden, und was es mit Ton, Takt und Vortrag für eine Bewandtniß habe. — Seid Ihr denn ſelber nicht ſchon mehr denn einmal in Verzweiflung gerathen, wenn ſo ein aufgeblaſener arroganter Burſche, der nichts verſteht, als ſein Inſtrument zu behandeln, oder ſeinen Part abzuſingen, mit vornehmer Nachläſſigkeit ein Werk verpfuſchte, worüber Ihr vielleicht Jahre lang geſinnt, das Ihr in glühender Begeiſterung niedergeſchrieben, und das Ihr liebet wie einen beſſern Theil Eures Selbſt?" —

Der Maeſtro lächelte und verſetzte: »Ah bah! ſo gar traurig muß man die Sache nicht nehmen, und chikaniren mich die Sänger und Inſtrumentaliſten, ſo find' ich als Kapellmeiſter ſchon wieder einmal Gelegenheit, ihnen allen Tort, den ſie mir anthun, zehnfach zu vergelten. Warum ſich ärgern und Lärm machen? — Seid klug, Freund, laſſet Euer Pfund wuchern, freu't Euch des Lebens und kümmert Euch nicht über etwas, was Ihr nicht ändern und nicht beſſern könn't. Wenn Ihr bei ſolchen vergebenen Mühen Euch todt ärgert oder zu Schanden arbeitet, wer dankt es Euch? Wer lohnt es Euerm Weibe, Euern Kindern, daß der Gatte, der Vater ein Opfer ſeines regen Eifers für die Kunſt wurde? — Niemand! Ein anderer Maeſtro, der bei vielleicht erhöhtem Gehalt Jahr aus Jahr ein auf der Bärenhaut liegt, erhält Eure Stelle! Eure Witwe wird mit einer kärglichen Penſion — wenn es glückt! — abgefertigt. Schlaue Verleger preſſen ihr für ein Spottgeld Euern Nachlaß ab, wodurch ſie ſich bereichern, ſich und ihre Kinder und

Kindskinder; während Eure Kinder vielleicht so arm sind, daß sie nicht die Mittel haben, ihr von Euch ererbtes Talent auszubilden und so zu einem Handwerker in die Lehre gehen müssen. — Rechnet doch ja nicht darauf, daß das Publikum nach Euerm Tode sich dankbar gegen die Eurigen beweisn werde. Sterbt Ihr als berühmter Maestro, so wird man einige Tage Euer für die Kunst zu frühes Scheiden beklagen; der erste neue Maestro, welcher auftritt, verdrängt das Andenken an Eure Persönlichkeit bei Euern Zeitgenossen. Aber Euere Werke halten sich, und da fällt es den Leuten nach zwanzig bis fünfzig Jahren ein: daß Ihr doch ein großer Maestro gewesen wäret, und daß es doch unrecht von Eueren Zeitgenossen gewesen sei, Euch todt zu ärgern und verkümmern zu lassen. Nun tritt ein Verein von Kunstfreunden zusammen, ein prächtiges Gastmahl wird veranstaltet, wo das Couvert ohne Wein (welcher extra bezahlt wird!) drei bis vier Thaler, ja, wohl einen Louisd'or kostet. Da wird denn Euch zu Ehren getrunken und gegessen, daß es eine Freude ist, schöne Reden werden zu Euerem Lobe gehalten, und wenn alle Zuhörer vor Rührung ganz außer sich sind und noch einmal von Allen unter großem Geschrei Eure Gesundheit getrunken ist, so tritt Einer auf, und thut den Vorschlag, Euch ein prächtiges Denkmal zu errichten. Lauter Beifall! Eine Kommission wird gebildet — sämmtliche Mitglieder steuern sogleich ihr Schärflein zur Errichtung des Denkmales bei, Jeder nach Kräften — zwölf Groschen, einen Thaler, wenn's hoch kömmt: einen Dukaten. Nun wird ein öffentlicher Aufruf an alle Freunde der Kunst in den Zeitungen erlassen, zu einem Denkmale beizusteuern, welches dem großen, zu früh geschiedenen Meister errichtet werden soll. Die Gaben gehen ein, und reichlich! Nun setzt sich die Kommission zur Berathung nieder. Ein großer Bildhauer — etwa Thorwaldson in Rom — hat sich erboten, das Modell aus

Verehrung für Euch unentgeltlich zu fertigen — so vereint sich alles nach Eurem Tode, Euch zu verherrlichen! Endlich erscheint der große Tag, die Bildsäule wird enthüllt, mit Blumen bekränzt. Alles jubelt — ein großes Festmahl der Mitglieder des Karl-Vereins beschließt die erhebende Feier! Gleichzeitig kündigt der Verleger Eurer Werke eine neue Prachtausgabe derselben an, während vielleicht Euer Sohn die goldene Repetieruhr, das einzige übrig gebliebene Erbstück von Euch, aufs Leihhaus trägt, um die Verdienstmasken für Eure, am selben Tage in tiefer Dürftigkeit gestorbene Witwe bezahlen zu können."

„Haltet ein!" rief Karl erschüttert, „wie mögt Ihr so reden! — Nein, nein! so unbarmherzig sind meine Landsleute nicht — nein, nein!"

„Wenn mein Gemälde auch etwas übertrieben wäre," sagte der Maestro ernst: „im Ganzen ist es nur zu treu! Also wehrt Euch! — Liebet immer Eure Kunst mehr als alles Andere, nur seid kein Thor, Euch für die undankbare Menge aufzuopfern, welche selten oder nie die Größe richtig würdigt, die ihr nahe steht."

Die Gesellschaft war jetzt vor dem Hause des Stadtmusikus angelangt. Es hatten sich ihr noch auf die freundliche Einladung des alten Frohmuth einige der Sänger angeschlossen, darunter der Oberförster, ein Schiffskapitän Jens Brand, der Stadtphysikus Hellsen, und der Senator Andreas Seelig, der nemliche, welchen Herr Doll seinen Gästen als den „Schiller der Stadt" bezeichnet hatte. Alle ließen den Fremden den Vortritt ins Haus und in das Gastzimmer, wo schon ein ungeheurer Holzstoß im Ofen loderte, und eine lange Tafel mit kalter Küche und hoch aufgethürmten Bergen von Butterbroten den Eintretenden entgegenlachte.

In froheiter Laune lud der alte Frohmuth seine sämmtlichen Gäste ein, Platz zu nehmen, auch seine Gesellen, so

wie ſein Sohn und Johannes nahmen an der Tafel Platz, und für die Lehrburſche ſtand an der Thür ein ſogenanntes Katzentiſchchen, an dem ſie mit Allem reichlich verſehen wurden.

»Da lägen wir denn ruhig vor Anker!« rief der Schiffskapitän, nachdem er Platz genommen hatte, »und ich gedenke diesmal eine tüchtige Ladung an Bord zu nehmen, denn von dem Preien *) dieſen Nachmittag iſt mir die Kehle hölliſch ausgetrocknet.«

»Dem Uebel iſt abzuhelfen!« lachte der Stadtmuſikus und winkte den beiden Nichten, welche alsbald vor jedem Gaſte eine Flaſche Wein hinſtellten, nachdem ſie jeden zuvor befragt, welche Farbe er begehre.

Alle füllten ihre Gläſer, und der Hausherr erhob ſich, um zuerſt die Geſundheit der Fremden auszubringen, welches von der ganzen Verſammlung mit einem donnernden »Lebehoch!« angenommen wurde, wozu die Lehrburſchen an der Thür einen Tuſch bliesen. Dann ſetzten ſich Alle wieder, und der Schiffskapitän machte den Anfang, wie er ſagte, in die Bulleren (Vorrathskammer auf den Schiffen) einzubrechen, indem er einen Teller mit Butterbrot und kalter Küche ergriff, und ihn herumgehen ließ. Alle folgten ſeinem Beiſpiele mit lobenswerthem Eifer, und bald ſchrumpften die gewaltigen Berg-Koteſſen zu kleinen Hügeln zuſammen, welche ſodann an das Katzentiſchchen wanderten, und dafür erſchienen auf der Tafel immer neue Berge mit »Variationen«.

Die Unterhaltung war ſo bunt und luſtig, wie ſich nur etwas erſinnen ließ! Jeder gab unbefangen und heiter ſein Schärflein dazu her, der Schiffskapitän neckte die Nichten, daß ſie mit aufgezogenen Röſchen (Staatsflaggen) umherkreuzten, um Herzen zu entern, während der Oberförſter

*) Schiffsausdruck für: Schmaus.

meinte: ſie ängſten und ſchreckten wechſelweiſe. Der Arzt gab drollige Geſchichten von eingebildeten Kranken zum Beſten und der Senator rezitirte die Ode, welche er bei der letzten Anweſenheit des Königs gedichtet hatte; überglücklich daß ihm hier nicht ſchon nach den erſten vier Zeilen, wie von Sr. Majeſtät erklärt ward: »Es ſei ſchon gut, er ſolle nur aufhören,« und in der That hörte er diesmal nicht eher, als mit dem ſechs und funfzigſten Verſe (welcher der letzte war) auf.

Freilich hörte Niemand den begeiſterten Dichter zu, als der Maeſtro, welcher nichts von der Ode verſtand, aber dieſer hielt auch mit der unerſchütterlichſten Geduld und großer Gravität bis zu Ende aus, und rief dann in die Hände klatſchend: »Brave, Brave!« worauf der Senator ſich den Schweiß von der Stirne trocknete, den Maeſtro umarmte und ihm ſein Glas anbot, um Brüderſchaft mit ihm daraus zu trinken. — »Fratello!« rief er, »Fratello!« und der Italiener, meinend: ländlich, ſittlich! erwiderte: »Fratello!« und trank aus dem Glaſe, worauf der Senator das Glas des Maeſtro leerte und ihn nochmals herzlich umarmte.

»Zehn Gläſer!« rief der Schiffskapitän, als eben die Glocke zehn ſchlug. — »Kafft die Venteillen! ich thue einen Nothſchuß nach Punſch!«

»Bringt den Punſch!« ſprach Herr Frohmuth, und als die ungeheuere dampfende Punſchbowle hereingebracht und in die Mitte der Tafel geſetzt wurde, jauchzte der Kapitän: »Ich bin wieder flott und hiſſe meinen Wimpel.«

Während Friderike und die Nichten den Punſch einfüllten und die Gläſer den Gaſten kredenzten, ſprach der ſangesluſtige Oberförſter: »Hohe! hohe! paſſet auf! — wiſſet Ihr, meine werthen Frauen und Herren, was ſich reimt auf den Trank, der duftet und glüht?«

Und Alle riefen: »Ein Lied! ein Lied!«

»So Gott will, soll es nicht bei einem sein Bewenden haben!« lächelte der Oberförster, »aber mit einem müssen wir anfangen! Heda Julius, Jacobe, und ihr Beiden da an der Thüre! vier Hörner! — in B und C.« Die beiden Lehrburschen brachten vier Hörner, von denen sie zwei an Julius und Jakob gaben, und sich mit den zwei andern, des Winks gewärtig, wieder an die Thüre zurückzogen.

»So, so!« sprach der Waidmann, freundlich schmunzelnd, »und nun Johannes, Onkel Friedrich und Ihr Kapitän! her zu mir! Hier sind Eure Noten. Hier, ihr Hörner, die euriaen! — (er vertheilte die Notenblätter, welche er aus einer Mappe hervorzog) und nun paßt auf! Eins! Zwei! Drei! —« — und im Moment erklangen die Hörner, und vier der herrlichsten Männerstimmen setzten ein:

Was glänzt dort im Walde wie Wetterschein?
Hört's näher und näher brausen!
Es zieht sich herunter am dunklen Rain,
Und gellende Hörner erschallen d'rein,
Und füllen die Seele mit Grauen. —
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt — :
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd. —

Und es war Lützow's wilde, verwegene Jagd, wie sie Karl Maria von Weber so unübertrefflich dem Dichter noch einmal in Tönen nachdichtete. Mit jedem Verse stieg die Begeisterung der Sänger, und von ungeheurer Wirkung war es, als ganz unvermuthet beim letzten Verse alle Männerstimmen in den Refrain einstimmten:

»Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Als der Gesang zu Ende war, wandte sich der Maestro lächelnd zu seinem Gefährten, welcher mit glühenden Wangen und blitzenden Augen da saß, und fragte ihn: »Nun, was meint Ihr, Carle? würde nicht der Meister,

der dieſes Lied in Muſik ſetzte, ſeine herzinnige Freude d'ran haben, wenn er es hier ſo ſingen hörte!" Karl nickte mit dem Kopfe und rief: »Ja, ſo wahr ich lebe! Brave! und nochmals Brave! und dreimal Brave! Ihr wackern Muſikanten! Er ſtand auf und leerte ſein Glas, indem er ſich gegen die Sänger und Bläſer verneigte. Johannes blickte ihn ſcharf an und lächelte. Es wurden jetzt noch eine Menge Geſänge vorgetragen, darunter mehre däniſche Nationallieder von Kuhlau und andern tüchtigen Meiſtern älterer und neuerer Zeit, woran Dänemark bei weitem nicht ſo arm iſt, als der Ausländer gewöhnlich glaubt; auch von Julius, dem Sohne des Stadtmuſikus wurden mehre Lieder, meiſt vierſtimmig ohne Begleitung, vorgetragen, welche eben ſo ſehr von dem Talent, als von der gründlichen muſikaliſchen Bildung des jungen Mannes Zeugniß gaben.

Die Luſt währte bis lange nach Mitternacht. Da rief der Oberförſter, welcher leiſe mit Johannes geſprochen hatte, plötzlich: »Herzensjunge, heraus damit! auf der Stelle wollen wir's machen! — keine Ausflüchte! nichts da! — wir ſingen's vom Blatte! alſo her damit" — und Johannes entfernte ſich.

»Was habt Ihr denn mit dem Burſchen?" fragte Herr Frohmuth den Oberförſter. Dieſer rieb ſich vergnügt die Hände und ſprach: »Paß auf! der prächtige Kerl hat das Gedicht komponirt aus dem Puppenſpiel: »Eulenſpiegel," den Nachtgeſang mein' ich — wir wollen ihn ſingen." Johannes kehrte zurück mit Noten und Inſtrumenten, welche er vertheilte. Die Vokalſtimmen waren: zwei Bäſſe, zwei Tenore, zwei Soprane und Alt. Die Begleitung beſtand aus zwei Klarinetten, zwei Waldhörnern, einem Fagott und einem Baſſethorn, welches letztere Johannes ſelber behielt.

Nachdem er den Sängern und Sängerinnen noch

einige Bemerkungen gemacht hatte, trat er in die Reihe der Bläſer.

Ein langgehaltener Akkord ertönte pianissimo und sotto voce traten die Männerstimmen Andantino, F dur ein:

Vers I.

Wieder iſt ein Tag vollbracht
Und hernieder ſinkt die Nacht. —
Leiſe regt ſie ihre Flügel,
Breitet über Thal und Hügel
Ihren Sternenſchleier aus. —

Jetzt traten auch die Frauenſtimmen hinzu, und leiſe verhebend tönte das Tutti:

»Ruhe, Frieden — jedem Herzen, jedem Haus!

Vers II.

Wer da ruht in Schlummers Arm,
Iſt befreit von Qual und Harm. —
Gottes gute Engel wahren
Uns vor Unheil und Gefahren.
(Crescendo.)
Nachtlos blickt der Hölle Grauen! —

Tutti.

(Piano dolce.)
Ruhe, Frieden — jedem Herzen, jedem Haus!

Vers III.

(Maestoso.)
Heilig heilig iſt die Nacht!
Hehr des Sternenhimmels Pracht! —
(un poco vivace.)
Wißt ihr, was die Sterne künden?
(con energico.)
Licht in Nächten ſollt ihr finden! —
(Piano.)
Und ſo träumt den Traum des Lebens aus!

Tutti.

(Piano sostenuto.)

Heil'ger Friede — jedem Herzen! — jedem Haus!

Als das Tonstück endete, waren Alle innig bewegt, Karl ging mit nassen Augen auf den jungen Komponisten zu, ihn herzlich an seine Brust drückend, Johannes erröthete und blickte ihn einen Moment freundlich an, dann aber seufzte er tief und senkte das Haupt auf die Brust, und der Ausdruck düsterer Melancholie überflog die blassen, edlen Züge seines Gesichts. Karl begriff den Jüngling nicht, aber er fühlte sich mächtig zu ihm hingezogen. Unterdessen stritt sich der gastfreundliche Wirth mit dem Oberförster und dem Schiffskapitän, denn während der erstere behauptete, es sei schon Zeit zum Abblasen, und der letztere hoch und theuer schwur: er müsse die Anker lichten und heimwärts steuern, wenn er später nicht in Gefahr gerathen solle, den Curs zu verlieren, und auf irgend eine Klippe zu stranden, schwur der Stadtmusikus noch lauter, daß keiner, wes Standes, Namens und Geschlechts er immer sei, das Orchester verlassen solle, bevor nicht der letzte Allegro-Satz der Simphonie gespielt — oder mit andern Worten, bevor nicht die zweite Punschbowle bis auf den letzten Tropfen geleert sei.

Indeß die Parteien noch gegen einander aufschrien, wurde die besagte zweite Punschbowle aufgesetzt; der köstliche Duft, welcher aus ihr empor stieg, versöhnte schnell die Streitenden, der Oberförster umarmte den Stadtmusikus — der Schiffskapitän legte noch einmal bei; die übrigen Gäste setzten sich ebenfalls nieder, und auf die rührende Ermahnung des poetischen Senators: »doch um aller Götter willen nicht der neuen ausländischen Mode zu huldigen, sondern der alten guten Nordlands-Recken-sitte getreu

zu bleiben und zu trinken, ſo lange noch ein Tropfen im Glaſe;" — wurden die Gläſer gefüllt, ſie klangen hell im Kreiſe herum, und wurden geleert und wieder gefüllt und abermals geleert.

Daß im Verfolg der eifrigen Wahrnehmung der alten Nordlandsſitte mancher ergetzliche Vall nicht ausblieb, läßt ſich denken. Der Onkel Friedrich, welcher in dem Rufe ſtand, zu Zeiten der alten Sitte ein wenig allzuſehr zu fröhnen, erhob ſich glühend roth im Geſichte, und herrſchte den beiden Lehrburſchen an der Thüre zu: ihm augenblicklich die Stiefelſohlen mit Kolophonium zu beſtreichen, weil er geſonnen ſei, mit den Füßen P. Nomberg's Variationen über ſchwediſche Volkslieder auf dem großen Wandſpiegel vorzutragen. Der Altgeſelle Jakob liebäugelte mit der jüngern Nichte Tienchen, wurde aber plötzlich ſehr ernſt, und klagte: ihm ſei ein Cellowirbel im Kopfe zerbrochen, und an ſeinem Corpus ſei die ſchlecht angeleimte Seele losgeſprungen, und raſſle jetzt abſcheulich darin herum. Der Arzt fühlte Allen den Puls, und verſicherte, indem er ſich vor Lachen ausſchütten wollte: in der ganzen Verſammlung ſei kein angetrunkener Menſch außer er ſelber, der Herr Stadtphyſikus zu **, und der Schiffskapitän ſchrie das Sturmkommando her und rief die ganze Mannſchaft auf's Deck. Am ergetzlichſten unter Allen benahm ſich der kleinſte Lehrburſche, dieſem fiel es ein, daß ſein Kamerad ihm vor neun Stunden einen Rippenſtoß gegeben habe, weil er F ſtatt C geblaſen. Er war untröſtlich, weinte bitterlich, trank alle Gläſer leer, deren er habhaft werden konnte, und ſchwur ſodann feierlich, morgen wolle er ſich Courage trinken, und ſeinem Kameraden wieder tüchtig zuſetzen.

Als endlich früh Morgens gegen zwei Uhr der letzte Punſchbowle bis zum letzten Tropfen geleert war, wurde Abſchied genommen. Die Frauen, welche von dem Punſch nur genippt, und noch Mitternacht im Nebenzimmer ſich

um den Kaffeetiſch verſammelt hatten, traten ein. Jede Hausfrau bemächtigte ſich ihres ſchwerbeladenen Eheherrn, um ihn ſonder Fähre in den ſichern Hafen zu leotſen, wie der Schiffskapitän ſich ausdrückte. Die, welche keine weiblichen Angehörigen mitgebracht hatten, mußten ſehen, wie ſie ohne fremde Hilfe lavirend ihre Behauſung erreichten. Johannes und Karl nahmen den Maeſtro und Herrn Dell in die Mitte, und ſo ging es fort. Als Johannes vor dem Gaſthofe Abſchied nahm, um zurückzukehren, lud ihn Karl ein, ihn am Nachmittag zu beſuchen. Johannes ſagte zu.

3.

»Nun,« fragte Karl den Maeſtro, als dieſer ſpät am Morgen erwachte, »nun Freund, wie iſt Euch der geſtrige Abend bekommen?« —

Der Maeſtro richtete ſich im Bette auf, rieb ſich die Stirne und blinzelte etwas übernächtig den Frager an, dann aber lachte er herzlich und verſetzte: »Recht habt Ihr! gute, charmante Leute ſind die Nordländer! und was die Muſik betrifft, ſo fand ich hier Beſſeres, als ich mir je hätte träumen laſſen — aber die Maſſe — die Maſſe fehlt! und ohne Maſſe — wo bleibt der Effekt?«

»Ei, die Maſſe mögt Ihr in Kopenhagen ſuchen und finden,« ſprach Karl lächelnd, fuhr ſodann aber ernſter fort: »Uebrigens zeigt mir im Süden den ſtärkſten Chor, der eine größere, nachhaltigere Wirkung hervorzubringen vermöchte, als dieſe vier herrlichen Männerſtimmen geſtern Abend. Seht Freund, da lernt man es, daß nicht die Menge der Mittel, ſondern die rechten Mittel den Effekt ſichern. Nicht Vieles, ſondern nur das Eine, was Noth iſt, verlangt unſere theure Kunſt, um in voller Glorie zu ſtrahlen und zu verklären das proſaiſche Leben und Treiben auf Erden, daß die Guten und Edlen

deren Geiſt das Reinere, Höhere erſtrebt, ſich mit der rauhen Wirklichkeit verſöhnen, und ihre Herzen nicht verbluten an den Wunden, welche ihnen die Dornen ritzen, mit denen ihr Pfad oft reichlich eingehegt und beſtreut iſt. — O, wie fühl' ich mich erhoben und beſeeligt, wie fühl' ich mich gekräftigt, ſo oft ich dieſes Zweckes unſerer Kunſt gedenke! und gedenk' ich ſeiner denn nicht immer?" —

»Er ſchwärmt einmal wieder echt nordiſch," murmelte für ſich der Maeſtro. Karl, ohne darauf zu achten, fuhr immer feuriger fort: »Und wie freut, wie beglückt es mich, wenn ich eben da verwandtes Streben und gleiches Verſtändniß finde, wo es Andern gar nicht einfallen würde, ſolches zu ſuchen. Ja, Maeſtro! Ihr habt Recht, wenn Ihr denkt: auch die Kunſt ſei nur Mittel zum Zwecke, ſie iſt es, wie alles Irdiſche! Aber dieſer Zweck iſt ein anderer, als Ihr meint! Es iſt derſelbe, für welchen der ewige, große Meiſter, Millionen leuchtende und wärmende Sonnen erſchuf, und jene Sternenheere, an deren Zahl unſer Denkvermögen ohnmächtig zerſchellt, für die wir weder Begriff noch Wort finden mögen. Jedes echte Kunſtwerk ſoll eine Offenbarung ſein, aus welchem der Geiſt Gottes uns anweht! Darf der ſich nicht ſeines redlichen Strebens freuen, der dies erkannt hat? Soll er nicht jubeln, wo er ſieht: Auch Andere erkennen es! Ich weiß, was ich ſoll, und preiſe das Loos, welches mir fiel, und ſtreben will ich, ſo lange mir die Kraft bleibt. Ob ich jenes Ziel erreiche, das in meinen ſchönſten Stunden mir vorſchwebt, das weiß ich freilich nicht, aber das weiß ich, daß ich vollbringen werde, was ich ſoll, und daran halt' ich mich, und denke, was des Andern betrifft: wie Gott will!"

»Er iſt einmal wieder bis in den dritten Himmel verzückt!" dachte der Maeſtro, indem er aus dem Bette ſtieg und ſich anzukleiden begann: »Wir haben in der verfloſſenen

deutſchen Bühnen mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde, und jedes neue Werk des Maeſtro von Peſaro eines gleichen Erfolges gewiß ſein darf."

„Das iſt wahr," verſetzte Karl, „und leider Gottes tragen unſere neuern Opern-Komponiſten ſo gut mit Schuld daran, als das Publikum. Allein nur Geduld! wer weiß, wie bald Einer kommt, und als echter deutſcher Mann das Rechte trifft — nun wie Gott will!"

Der Maeſtro lächelte und zuckte die Achſeln, ohne ſonſt Etwas zu erwidern.

Jetzt trat Herr Dell ein, um ſich nach dem Befinden ſeiner Gäſte zu erkundigen, und ſie zu fragen, ob es ihnen vielleicht genehm ſei, vor Tiſche noch eine kleine Schlittenfahrt mit ihm über Land zu machen. „Das Wetter iſt ſchön," ſchloß er, „und nach einer luſtig durchſchwärmten Nacht iſt eine Schlittenfahrt in der friſchen, kalten Winterluft das allerbeſte Mittel, den Folgen der Uebernächtigkeit vorzubeugen.

Der Vorſchlag ward mit lebhaftem Dank angenommen, und bald darauf flogen der Maeſtro und Karl in dem zierlichen Schlitten des Herrn Dell, welchen dieſer ſelber auf der Pritſche ſitzend lenkte, dahin in's Freie.

In einem nicht allzugroßen, aber ſehr behaglichen Stübchen, deſſen zierliche Ausſchmückung die ordnende Hand eines weiblichen Weſens, und zwar, wenn ſich von der Umgebung auf die Perſon ſchließen läßt, eines ſehr anmuthigen verrieth, ſaß der alte Tanzmeiſter Giuſeppe Petoletti, eifrig beſchäftigt, allerlei künſtliche Blumen aus buntem Papier zu fertigen, wobei er halblaut gar anmuthig eine italieniſche Canzonette fiſulirte, und von Zeit zu Zeit mit bald ſchalkhaften, bald ſchmelzenden Blicken den an ſeinen Fenſtern vorübertrippelnden Mädchen zunickte,

denn Signer Peteletti beſaß eine ausgebreitete Kundſchaft in der Stadt, und wenn man drei hübſche Mädchen bei einander ſah, ſo konnte man mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß mindeſtens Eine davon eine Schülerin des Tanzmeiſters ſei. Eben hatte er eine ganz vorzüglich gerathene Centifolie vollendet, als die Thüre ohne vorhergegangenes Anklopfen aufgeriſſen wurde, und Johannes raſch und verſtört eintrat. Er grüßte den alten Mann flüchtig, und warf ſich dann ihm gegenüber in einen Lehnſeſſel, ſtarr vor ſich hinblickend.

Eine Weile betrachtete der alte Mann den Jüngling mitleidig, dann erhob er ſich langſam, ging zu ihm hin, und indem er die Hand leiſe auf das glühende Haupt des Armen legte, ſprach er ſanft: »Wie geht es Euch, mein guter Giovanni?“ —

Johannes ſprang auf und rief: »Unerträglich! — und faſt trag' ich es nicht mehr! Geſtern Alles Wohllaut — Entzücken, Freude! — dieſen Morgen wieder — — O mehr als Höllenqual!“ — »Und jetzt aber?“ fragte der Italiener ſehr laut. — Johannes ſah ihn ſehr traurig an und nickte mit dem Kopfe.

»Du haſt dich gewiß einmal wieder nicht in Acht genommen,“ brummte der Tanzmeiſter, haſt dich erhitzt, haſt Portwein, Punſch getrunken, und biſt dann hinausgelaufen in die Nachtluft. Nicht ſo?“

»Ach, fragt mich nicht!“ verſetzte Johannes, »wie kann ich in dieſer unſeligen Lage, bei meiner ewig aufgeregten Stimmung immer Maß halten! Es iſt wie Ihr ſagt! — ich erhitzte mich geſtern, trank viel und mag mich wohl leicht erkaltet haben, als ich Euern Landsmann nach Hauſe geleiten half. — Aber ſchon in der Konzert-Probe empfand ich die Vorboten, daß meine Qual wieder einmal im Anzuge ſei, und dies eben trieb mich, viel zu trinken, um meine Angſt zu betäuben, und mindeſtens bis heute Früh

Aufſchub zu gewinnen. Dieſen Morgen — nun, Ihr wiſt, wie es zu gehen pfleat — aber um Gottes willen! helft mir und ſchnell! Der deutſche Fremde hat mich auf dieſen Nachmittag zu ſich eingeladen — morgen iſt das Konzert — alſo helft mir und macht mich doppelt kräftig." —

»Aber Giovanni!" erwiderte der Italiener mit bittendem Tone, »es iſt, bei allen Heiligen! wider mein Gewiſſen! Du wirſt dich zu Grunde richten, wenn du noch öfter von dem Mittel Gebrauch machſt."

»Es ſoll das letzte Mal ſein!" ſprach Johannes trübe, indem er dem Alten die Hand bot. »Meines Bleibens iſt hier nicht mehr. Soll ich noch länger das alberne Mädchen dieſer albernen Kleinſtadter ſein? Soll ich noch länger wie ein blödſinniger Knecht in dem Hauſe meiner Verwandten mich behandeln laſſen?" — So lange ich noch Hoffnung hatte, hab' ich, um der Kunſt willen, Alles erduldet, was ein Menſch erdulden kann: Verkennung, Zurückſetzung — Hohn, Verachtung! — aber ich ſehe: unvermeidlich bricht das längſtgefürchtete, gräßliche Schickſal über mich herein — die Vorherverkündung wird erfüllt, und ich muß fort — fort, dahin, wo Niemand mich kennt, wo ich nichts mehr liebe, nichts mehr zu verlieren habe. Da will ich in tollen, exactlichen Fratzenbildern den Leuten Räthſel aufgeben, worüber ſie ſich zu Tode lachen ſollen, weil ſie nicht wiſſen, daß ich mit meinem Herzblut die luſtigen Geſtalten zeichnete, und Keiner die rechte Löſung trifft. — Das kann nur Einer, dem es ergang wie mir. — Ha! wie es brauſet und ſummt, und mißtönig durch einander kreiſcht! Gib mir den Trank, Alter, oder Wahnſinn erfaßt mich!" —

»Ich will dir geben, armer Junge, armer Giovanni!" rief Signor Giuſeppe, indem er mit der Hand nach den Augen fuhr, und eine Thräne trocknete. — »Warte

nur zwei Minuten! ich bereite dir, was dir helfen soll!" Somit trippelte der Italiener aus dem Zimmer.

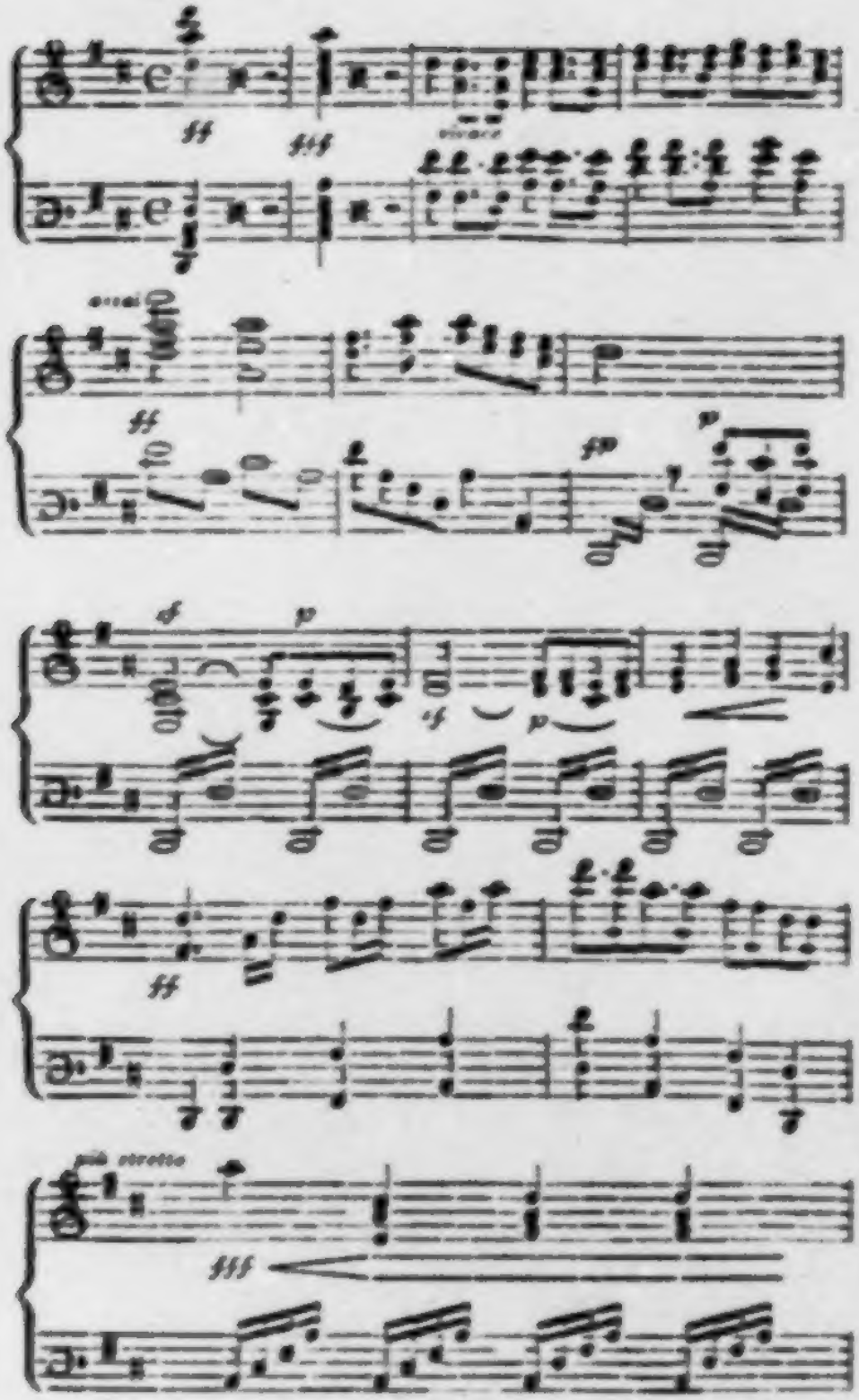
Johannes setzte sich wieder in den Sessel, stützte die Arme auf den Tisch, und drückte das bleiche Gesicht fest in die Hände.

Nach einer Weile öffnete sich die Thür eines Nebenzimmers, ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren trat heraus, als sie den am Tische Sitzenden erblickte, kam sie näher und und rief: »Johannes!" erst leise, dann lauter, aber Johannes hörte nicht darauf und verharrte regungslos in seiner Stellung.

Da trat der alte Tanzmeister wieder ein, er trug in der einen Hand einen großen, schöngeschliffenen Krystall-Pokal mit dunkelglühendem Weine angefüllt, er setzte ihn vor den Jüngling hin, indem er dem jungen Mädchen, welches ihn ängstlich fragend anschaute, mit trauriger Miene verständigend zunickte. Dann ging er an ein Wandschränkchen, schloß es auf, nahm eine kleine Phiole hervor, und tröpfelte daraus mit großer Vorsicht einige Tropfen einer dunkelbraunen Flüssigkeit in den Pokal, worauf ein starker, eigenthümlicher Duft das Gemach erfüllte.

Johannes richtete sich auf — sein Gesicht war noch bleicher wie gewöhnlich, seine Augen standen voll Thränen. »Ah! — endlich!" rief er mit bitterm Lächeln, als er den Pokal erblickte. »Gebt her!" er nahm den Pokal, führte ihn zum Munde, setzte ihn jedoch schaudernd wieder hin. »Es wird zu stark sein!" sprach der Alte ängstlich und griff nach einem Wasserglase, um davon etwas in den Trank zu gießen, doch Johannes sprang auf und verhinderte ihn daran, indem er sagte: »Nein! laßt nur, es nützt sonst nichts mehr! aber ich muß mir erst Muth machen!" somit trat er an's Pianoforte, riß es auf, und begann mit rasender Lustigkeit:

Allegro assai.



hier ſprang Johannes wild auf, ergriff den Pokal, ſetzte an und leerte ihn auf einen Zug. Dann ſetzte er ſich abgeſpannt wieder in den Seſſel am Tiſch. Als er das junge Mädchen gewahrte, lächelte er freundlich und ſprach ſanft: »Ach, Zerlina! du hier? Ich werde wieder ſchlafen, mein Kind, ſpiele und ſinge mir doch mein Wiegenlied.«

Und Zerlina ſetzte ſich an das Inſtrument und begann in G-moll:

Schlaf ein mein Herz, es iſt Schlafenszeit!
Was willſt du noch länger wachen?
Biſt müde geworden vom langen Leid,
Und ach! — bis zum Grabe, da iſt es noch weit! —
Schlaf ein, es iſt Schlafenszeit! —
Und träume viel herrliche Sachen.

Und ruhſt du dann ſo beſeligt mild,
Und träumſt dich an Liebchens Herzen,
Von Allem, was Wonne gewähret, erfüllt —
Erwache dann nimmer, denn ſieht dir dies Bild —
O weh! dann erfaßt dich's wild! —
Und du brichſt und verblutеſt in Schmerzen.

Als Zerlina das Lied beendet hatte, ſtand ſie auf und näherte ſich dem Jünglinge. Er ſaß in den Lehnſtuhl zurückgelehnt und war eingeſchlafen. Eine feine Röthe hatte ſein Geſicht überzogen, ſeine Lippen glühten und waren halb geöffnet, und über ſeine Züge war eine unendliche Heiterkeit ausgegoſſen, als träume er einen ſchönen Traum. Zerline kniete vor ihm nieder, ergriff ſeine herabhängende Rechte, und hielt ſie mit ihren beiden kleinen Händen, indeß ihr

Vater davon ging, um bei den Fremden das Ausbleiben des Jünglings zu entſchuldigen, der, wie er dem Mädchen ſagte, wohl bis 9 Uhr Abends ohne Unterbrechung ſchlafen werde.

6.

Der Tanzmeiſter traf den deutſchen Fremden nicht zu Hauſe, weil dieſer mit Herrn Dell eben einen Beſuch bei dem erſten Bürgermeiſter der Stadt machte. Doch hatte Karl bei dem Maeſtro für Johannes die Bitte hinterlaſſen, ihn zu erwarten, und der Maeſtro theilte dies dem Alten mit, hinzufügend: Signer Carlo werde wohl ſogleich ſelber wieder da ſein, und er (Signer Peteletti) möge ihn doch erwarten, und ihm (dem Signer Maeſtro) Geſellſchaft leiſten. Er freue ſich unendlich, im Norden einen lieben Landsmann zu treffen.

Signor Peteletti nahm freundlich ſchmunzelnd die Einladung an, der Maeſtro ließ Zuckerwerk und ſüßen Wein auftragen, und bald ſaßen die beiden Italiener im traulichſten Geſpräche einander gegenüber.

»Es gibt doch kein ſchöneres Land auf Erden, als unſer Italien!“ rief der alte Tanzmeiſter, indem er von dem echten Muskateller nippte, und die Sehnſucht nach der geliebten Heimat leuchtete aus ſeinen Augen. — »Es hat nur den einzigen Fehler: daß es nicht Geld genug beſitzt, ſeine vielen, trefflichen Künſtler nach Verdienſt zu belohnen, ſo, daß ſie auswandern müſſen nach dem kalten, barbariſchen Norden, um dort ihre Kunſt zu verkaufen an die Deutſchen und die Beefſteacks-Eſſer. Wie behagt denn Euch der Norden, mein theurer Maeſtro?“ —

»Die Wahrheit zu ſagen,“ ſprach der Maeſtro, durch einige Gläſer Wein in eine mittheilungsluſtige, traute Stimmung verſetzt, — »die Wahrheit zu ſagen: ganz gut! — Unſer Vaterland iſt herrlich, iſt das ſchönſte von allen

Ländern der Erde, das iſt gewiß! und es iſt das Land der Kunſt und wird es bleiben; aber nicht nur die Armuth iſt es, was dem italieniſchen Maeſtro den Aufenthalt in der Heimat verleidet, ſondern auch — und hauptſächlich — der Umſtand, daß Italien zur Zeit immer nur Einem — höchſtens zweien Künſtlern desſelben Faches die verdiente Anerkennung zollt, und die übrigen Mitſtrebenden, und wären ſie noch ſo ausgezeichnet brav, wo nicht unbeachtet, doch unbelehnt läßt. — Jetzt iſt Roſſini in unſerm Vaterlande der Abgott des Tages, er hat keinen Nebenbuhler und wird ſobald keinen erhalten, der es vermöchte, ihm Abbruch zu thun. In Deutſchland dagegen macht nicht nur Roſſini Furore, ſondern, weil er nun eben der Held iſt, auch alles Andere, was von Muſik aus Italien kommt. Selbſt wenn es nichts taugte, würde es den Vorzug vor dem Beſten erhalten, was ein neuerer deutſcher Meiſter geſchaffen; denn die Deutſchen ſind (im Vertrauen!) ein wunderliches Volk! Sie haben große Meiſter, ſie wiſſen dies und rühmen es, aber ſie greifen immer nur zuerſt nach dem, was vom Auslande kommt, und belehnen es überreich, während ſie eben ihre größten Meiſter bei ihren Lebenszeiten darben laſſen, um ihnen nach ihrem Tode prächtige Denkmäler zu ſetzen. Wahr iſt's, die deutſchen Tonkünſtler ſind oft ſelber daran Schuld, es ſind mehr oder minder Phantaſten, Schwärmer, gutmüthige Narren, die in der Kunſt — Gott weiß was! — ſuchen, nur nicht das Mittel, ſich ein heiteres, glückliches Leben zu verſchaffen, da ſitzen ſie, und ſtudiren und ſinnen, und arbeiten ſich halb todt, verſchwenden an einem Werke die herrlichſten Schätze und ſind mit dem kärglichſten Lohn zufrieden, wenn er nur hinreicht, ihnen das Leben zu friſten, daß ſie fertarbeiten können. Ihre Sänger haben es uns ſchon beſſer abgemerkt, und finden ihren Vortheil ſo gut wie wir, die wir ihn nie aus den Augen laſſen, um ſo weniger, als Keiner wiſſen kann,

ob es nicht einmal über Kurz oder Lang einem Deutſchen glückt, durch einen Coup ſeinen Landsleuten für einige Zeit die Augen zu öffnen. Was mich betrifft, ſo darf ich mit meinem Looſe zufrieden ſein, ich habe mir in Deutſchland einen Ruhm gegründet, wie er mir in Italien neben Roſſini nimmer zu Theil geworden wäre. Freilich ſchreien hin und wieder einige deutſche Kunſtkritiker wider mich und meine Art und Weiſe zu kompeniren, und drehen mir mit der deutſchen großen, alten Schule, aber dazu kann ich lachen, und lache auch dazu, denn der Deutſche liebt das Neue eben ſo ſehr wie der Franzoſe und der Italiener. Zudem iſt die Mehrzahl der deutſchen Rezenſenten unter dem Volke ſelbſt zumeiſt verachtet, und das, ſo viel ich weiß, mit vollem Rechte, tritt aber ja einmal Einer wider mich auf; der Achtung verdient, ſo ſchlag' ich alle ſeine Angriffe zu Boden, indem ich mit vornehmer Herablaſſung zu verſtehen gebe, der arme Mann mißgönne mir meine glänzende Stellung. Seht, theurer Landsmann! auf dieſe Weiſe kann es mir nicht fehlen, unter den Deutſchen mein Glück zu machen. Verſpür' ich einmal, daß der Enthuſiasmus für mich im Abnehmen iſt, ſo ziehe ich mich mit meinem reichen Gewinſt zurück, und beſchließe meine Tage in Italien. Ich habe Euch dieſes Alles geſagt," ſchloß er lächelnd, »weil ich weiß, daß der Signor Peteletti ſeinen Landsmann nicht verrathen wird — und weil ich, der ich unter den fremden Menſchen immerfort maskirt umhergehen muß, das Bedürfniß fühlte, mich einmal ehrlich und zwanglos ausſprechen zu können."

»Ich weiß ein ſolches Vertrauen zu ſchätzen!" verſetzte der Tanzmeiſter, »und danke Euch für die Ehre, die Ihr, mein theurer Maeſtro! mir dadurch bewieſen habt, wie ich denn auch gewiß glaube, daß Ihr als vernünftiger Mann gar nicht anders handeln könnt. Ein Thor, der die Gelegenheit nicht benützt: Ruhm und Geld zu gewinnen, wo

sich ihm solches bietet, ohne seinem Gewissen etwas zu vergeben. Nicht unsere Schuld ist es, wenn diese deutschen Narren blind für das Gute sind, was sie selber haben, oder wenn sie dieses nicht beachten, oder nicht hegen, weil es ihnen so nahe steht. — Auch ich habe in früheren Zeiten Vortheil aus dieser Thorheit der Nordländer gezogen, und bereue es nicht, denn hätt' ich es nicht gethan, so wäre vielleicht ein Anderer gekommen, der sich mit dem ehrlichen Gewinst nicht begnügend, die dummen Teufel noch betrogen hätte, was ich nie that. Uebrigens ist es ja gar keine Frage, ob die italienische Kunst höher stehe, als die sogenannte Kunst dieser Barbaren! und so empfangen wir von ihnen nur den Lohn, der uns von Rechtswegen gebührt."

»Das mein' ich auch!" versetzte der Maestro: »Vivat Signor Peteletti, Italien für immer!"

Die traulichen Konversation der beiden Italiener wurde durch das Eintreten Karls und des Herrn Doll unterbrochen; der Maestro nahm jetzt dem Tanzmeister gegenüber eine etwas vornehme Haltung an, und der schlaue Alte ging sogleich darauf ein: seine tanzmeisterliche Unbedeutenheit der Bedeutenheit des berühmten Maestro demüthig unterzuordnen.

Unter vielen Entschuldigungen und Bedauern that er dem deutschen Fremden kund, daß der junge Johannes auf das Glück verzichten müsse, dem verehrten Signor heute seine Aufwartung zu machen, der arme junge Mensch sei untröstlich darüber, aber eine bedeutende Unpäßlichkeit, welche er sich durch Erkältung zugezogen, verböte ihm heute auszugehen, wenn er morgen in dem Konzert es möglich machen solle, den Adam zu singen.

Karl bedauerte aufrichtig, daß Johannes leidend sei, und ließ ihm von Herzen gute Besserung wünschen, worauf der Signor Peteletti sich empfahl. Der Maestro ging

hinab in das Billardzimmer, um eine Partie mit dem poetiſchen Senator zu ſpielen; er liebte dieſes Spiel leidenſchaftlich.

Herr Dell aber, der bei Karl zurückgeblieben war, ſprach: »Was der alte Italiener da von der Krankheit des Johannes ſagte, und daß er nicht aus dem Hauſe gehen dürfe, iſt eitel Wind! ich wette darauf, wenn wir jetzt zu Frohmuth gingen, wir fanden den jungen Menſchen nicht zu Hauſe, ſicher hat er wieder einmal ſeinen Tag.«

Auf Karls Frage: »was Herr Dell damit ſagen wolle: Johannes habe ſeinen Tag?« berichtete der Wirth: »Nun ich meine, daß der arme Junge einmal wieder übergeſchnappt iſt. — Ich ſagte Ihnen, es habe eine eigene Bewandtniß mit ihm, und ſo iſt es; bis vor ſechs Jahren war er der herzlichſte, luſtigſte Burſche, den man ſehen konnte, und dabei fleißig und brav. Der alte Frohmuth hatte ihn faſt lieber als ſeinen eigenen Sohn, plötzlich wurde er aber ſtill und immer ſtiller. — Alle Luſt und Freude ſchien von ihm gewichen, und einige Male gerieth er ohne alle äußere Veranlaſſung in eine förmliche Wuth, prügelte was ihm vorkam und zerſchlug Alles in ſeinem Zimmer, ſo daß man ihn für raſend halten mußte. So toll wie damals hat er es nun zwar nie wieder getrieben, aber melancholiſch iſt er immer fort, und dann und wann kommen Tage, wo er umhergeht wie ein Nachtwandler und gar nicht darauf achtet, was man zu ihm ſpricht; — kurz er iſt zu Zeiten verrückt, und weil er ſich ſchämt — denn er kennt ſeinen Zuſtand! — ſo läuft er, wenn er merkt, daß er einen Anfall bekommen ſoll, zu dem alten Tanzmeiſter, wo er ſich verſteckt, oft mehre Tage! und da kann Niemand mit ihm fertig werden, als die Tochter des Alten, die hübſche Zerline. Die muß ſich hinſetzen und ihm melancholiſche Lieder vorſpielen, bis er einſchlaft. — Es iſt eine tolle Geſchichte, aber dem armen Teufel iſt nicht zu helfen, denn

er will von keinem Dekor etwas wiſſen und zum Unglück hat er in der letzten Zeit angefangen zu trinken. Alles, was er mit dem Malen und ſeinen Muſikſtunden verdient, wandert ins Weinhaus; darüber iſt denn der alte Onkel natürlich ſehr ungehalten und die Tante noch mehr, und ſo kommt zu allem Kreuz und Elend noch: daß er zu Hauſe ein wahres Hundeleben führt, die Alten brummen, die Jungen verachten ihn und die Lehrbarſchen ſelbſt dürfen ihn ungeſcheut necken und verſpotten — armer Junge!"

3.

Die große Muſikaufführung war zu Ende, Alles ging vortrefflich, Johannes hatte an dieſem Abend ſich ſelber übertroffen. — Das Publikum hatte der Aufführung mit größter Aufmerkſamkeit — man könnte ſagen mit Andacht — zugehört, und Karl war die ſichtliche Rührung wieder bei den beſonders ſchönen Stellen der Muſik nicht entgangen.

Nun aber, da dem geiſtigen Genuß ſein Recht widerfahren war, machte ſich die Natur der Nordländer geltend und Alle drängten ſich in die geöffneten Zimmer auf dem Gange, welcher ſie mit dem Saale verband. Hier wurden einige leichte Erfriſchungen eingenommen, als: Anchoris, ſtark gewürzte Salate und Liqueur, Alles beſtimmt, den Appetit der Verſammlung noch mehr zu reizen. Darauf begaben ſich Alle wieder in den Saal zurück, wo in deſſen eine große Tafel in Hufeiſenform aufgeſchlagen war. An dieſe ſetzten ſich Alle, wie ſie eben Platz fanden, und der Zufall ſie zuſammen führte, um ein eben ſo reichliches als leckeres Mahl zu verzehren, wobei die beſten Weine nicht vergeſſen waren. Als das Mahl nach einigen Stunden beendigt war, verließen Alle abermals den Saal. Nun wurde raſch die Tafel weggeräumt, die Bänke an den

Wänden herumgeſetzt, und dem Orcheſter gegenüber ein Buffet aufgeſchlagen, mehre Kron- und Wandleuchter mit hellflimmernden Wachskerzen neu beſteckt, ſo, daß nun Alles zu einem ſtattlichen Balle hergerichtet war.

Jetzt verfügten ſich die Muſiker auf ihre Tribune, ſtimmten die Inſtrumente. Ein dreimaliger Tuſch mit Pauken und Trompeten! dann ertönte eine prächtige Polonaiſe, unter deren Schall die Geſellſchaft wieder in den Saal wogte — der Ball war im Gange. — Ach! und von ſo einem Ball in einer nördlichen Seeſtadt habt Ihr Südländer gar keinen Begriff. Zwar können ſich die Tänzerinnen und Tänzer durchaus nicht mit denen zu Wien und Paris meſſen, und namentlich die Männer geberden ſich oft gar ſeltſam. Z. B. die jungen Kaufleute ſind entweder ſteif wie die Ellen, oder ſie ergehen ſich in den allerſeltſamſten Sprüngen, wie begeiſterte Schneider. Die Schiffskapitäne tanzen breitbeinig mit eingeknickten Knien, als träten ſie das Deck, und ſchlenkern mit den Armen, daß ſie ſich ausnehmen wie fliegende Fiſche. Die Aerzte tanzen mit ungemein ernſten Geſichtern und feierlicher Haltung, etwa wie auf den alten Bildern im Todtentanz zu ſchauen iſt, und die Advokaten und Magiſtratsperſonen können nie Takt halten, ſondern tanzen ihre Termine in noch einmal ſo langſamen Tempo ab, als die Andern. — Kurz: den Charakter des Nordländers, und das, was er in der Welt vorſtellt, kann man ſo ziemlich richtig errathen, wenn man ihn tanzen ſieht. Aber, was thut das, wenn nur Alles ſich freut und guter Dinge iſt; und wahrhaftig! das iſt auf einem nordiſchen Ball in einem ſolchen Grade der Fall, daß nur die glänzendſten Bälle zu Paris und Wien damit zu vergleichen ſind. Der ergetzlichſte Humor führt hier das Scepter und die luſtigſte Ausgelaſſenheit, die doch nie die Grenze des Anſtandes überſpringt, kränzt hier Alles mit blühenden Roſen und

läge der Schnee draußen ſo hoch, daß er bis an die Fenſter des Tanzſaales reichte, was, beiläufig geſagt! in rechtſchaffenen Wintern keine ſo große Seltenheit iſt.

So war es denn auch jetzt! Frohſinn, nichts als Frohſinn gewahrte das Auge, wohin es ſchaute, und als der Fröhlichſte unter den Fröhlichen erſchien Johannes, welcher ſehr viel tanzte, aber nicht mit Hedwig, ſondern mit Zerlinen — worüber Hedwig im Verlauf der Luſtbarkeit eben ſo verwundert als erbittert ſchien.

Erſt mit dem anbrechenden Morgen endete der Ball. Mit Johannes hatte Karl nur wenige Worte ſprechen können.

Zwei Tage nach dem Balle kehrte Karl vom Hafen zurück in den Gaſthof, er hatte den Maeſtro dahin begleitet, der ſich auf ein eben nach Kopenhagen abgehendes Fahrzeug eingeſchifft hatte; Karl ſtand ebenfalls im Begriff, nach Eutin abzureiſen, wohin Familienangelegenheiten ihn riefen. Als er in den Gaſthof trat, kam ihm der Wirth mit der Nachricht entgegen: daß ſeit geſtern Früh der junge Johannes verſchwunden ſei. Einem von ihm zurückgelaſſenen Briefe nach ſei es mehr als wahrſcheinlich, daß er in einem Anfall finſterer Melancholie ſich ſelber das Leben genommen habe. Erſchüttert hörte Karl dieſe Kunde, der Aufenthalt in der Stadt war ihm dadurch verleidet worden, er fürchtete das Zuſammentreffen mit irgend Einem aus dem Hauſe des Kummers und reiſete ebenfalls noch am ſelben Tage ab.

8.

(Zwei Jahre ſpäter.)

Am Morgen des 19. Junius des Jahres 1821 war das Lokal des berühmten Konditors Herrn Stehley zu Berlin überfüllt mit ſchönen Geiſtern, da ſah man die ausgezeichnetſten Literaten, Tonkünſtler, Maler und Bildhauer Berlins, und unter ihnen die Schreckensmänner der Berliner

Journaliſtik: die Rezenſenten. Einzelne Gruppen hatten ſich an den kleinen Tiſchen gebildet und fliſterten unter einander, mit zweideutigen, herausfordernden Blicken um ſich ſchauend. Hier und da wurde ein Wort laut, woraus ein aufmerkſamer Hörer ſogleich mit ziemlicher Gewißheit hätte ſchließen können, daß es ſich um nichts Geringeres handle, als um einen Parteikampf.

Und ſo war es! Deutſche ſtanden Deutſchen und Italienern gegenüber, Berliner — Berlinern und Italienern; und die Parole war auf der einen Seite: »Spontini und Olympia!" und auf der andern Seite: »Weber und die deutſche Oper."

K. M. von Weber war in Berlin eingetroffen, um ſeinen »Freiſchütz" einzuſtudiren und zur Aufführung zu bringen. Es war ihm gelungen, alle Machinationen der Gegenpartei zurückzuweiſen, er hatte die Sänger für ſich gewonnen, Alle waren entzückt von ſeiner herrlichen echtdeutſchen Muſik, und die Direktion der königlichen Schauſpiele hatte alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel aufgewandt, um das Werk des deutſchen Meiſters würdig in die Scene zu ſetzen.

Die Freunde der deutſchen Muſik — je nachdem ſie mehr oder minder beſonnen waren, jubelten laut, hofften das Beſte und zagten. Die Italiener und italieniſch Geſinnten zitterten insgeheim, ließen ſich aber dieſes nicht merken, indem ſie prahlend davon redeten: wie hoch und feſt der Schöpfer der »Veſtalin" und der „Olympia" ſtehe, und wie es Thorheit ſei, nur zu denken, der kleine Holſteiner Weber könne dieſem Koloß je etwas anhaben. Verſteckt ſuchten ſie dem deutſchen Meiſter dadurch zu ſchaden, daß ſie von einigen maskirten Enthuſiaſten für deutſche Kunſt die neue deutſche Oper übertrieben loben und ſelbſt über Mozarts »Don Juan" und Beethovens »Fidelio" ſtellen ließen; dadurch glaubten ſie ſelbſt die wahren Freunde Webers gegen den

Meiſter zu ſtimmen. Weber ſelbſt ſagte zu dem Allen nichts. Er that ſtill das Seine, ſah nur die Sänger, mit denen er verkehrte, und einige wenige vertraute Freunde, freute ſich über den guten Willen des Opernperſonals, der dem Werke Gelingen verhieß, und ſtellte alles Uebrige Gott anheim.

Dies und Anderes mehr wurde bei Herrn Stehley am Morgen des 19. Junius 1821, als am Tage der erſten Aufführung des »Freiſchütz", verhandelt, und die Parteien, nemlich die beſonnenen Verehrer deutſcher Kunſt, die Enthuſiaſten für Weber, die Deutſch-Italiener und Spontinianer, welche Letztere wieder gröſtentheils aus eigentlichen Landsleuten Spontini's beſtanden, geriethen ziemlich hart an einander.

»Ich bitte Sie, Maeſtro!" rief ein junger Mann von halb militäriſchem Anſehen, »ich bitte Sie, entſcheiden Sie doch! iſt es die Möglichkeit, daß dieſer Weber nur im Ernſt daran denken kann, mit ſeinem aus allerlei abenteuerlichen Unſinn zuſammengeſtoppelten Opern-Ungethüm, das wohl auf einem Vorſtadt-Theater zu Hauſe wäre, nicht aber auf der königlichen Berliner Hof-Opernbühne, zur Aufführung kommen ſollte! Nein, ſagen Sie, iſt es möglich, daß dieſer Menſch ſich wirklich einbildet, mit ſeinem romantiſchen Machwerke die klaſſiſch-antike »Olympia" unſeres unübertrefflichen gröſten Meiſters, des einzigen Spontini, in den Schatten ſtellen zu wollen? Auf Ehre, Maeſtro! der arme Weber jammert mich! Was ſagen Sie dazu? hab' ich nicht Recht?" —

Der Maeſtro (derſelbe, welcher vor zwei Jahren eine Kunſtreiſe nach Kopenhagen unternommen hatte) lächelte etwas verlegen und verſetzte dann: »Signor! die Wahrheit zu geſtehen, ſo möchte ich es nicht wagen, hier ein entſcheidendes Urtheil mir anzumaßen! Signor wiſſen: ich bin Enthuſiaſt, Schwärmer für die Muſik meines Landes und bete den gran Maeſtro Spontini an vor Allen!"

»Und mit Recht!" fiel der junge Mann ihm ins Wort, »denn Spontini iſt der gröſste Komponiſt aller Zeiten und der gröſste Opern-Komponiſt, der jemals lebte und leben wird! — Wir Deutſche haben gar keinen Opern-Komponiſten, der ſich mit ihm vergleichen lieſse. Gluck iſt gegen ihn ein kalter, ſeelenloſer Block, Mozart iſt ein guter, ſanfter, liebenswürdiger Menſch, aber kein Genie! am allerwenigſten aber ein Opern-Komponiſt! ſein hochgeprieſener »Don Juan" iſt — (einige Nummern abgerechnet!) ein ziemlich mattes, charakterloſes Machwerk, und zum gröſsten Theil veraltet und für unſere Zeit, wenn wir ehrlich ſein wollen, ungenieſsbar, und was wollen nun vollends dieſe andern kleinen, deutſchen Männlein gegen den Heros Spontini? Spontini hat uns erſt gelehrt, was eine Oper iſt, denn nur Spontini vermag es, eine Oper zu ſchaffen *). — Sagen Sie ſelber, urtheil' ich nicht recht?" —

Der Maeſtro nickte verſtehlen und entgegnete: »allerdings wohl — indeſs ich muſs geſtehen — ich ſchätze den Herrn von Weber unendlich — aber freilich — allerdings! ich glaube, daſs er haben wird viele Mühe, zu machen Effetto nach dem Maeſtro Spontini." —

»Meinen Sie?" fiel ein anderer junger Mann von der Gegenpartei dem Maeſtro ins Wort; »meinen Sie? — Warum denn, Herr? etwa weil unſer wackrer deutſcher Meiſter allen unnützen Spektakel verſchmäht, und ſtatt der 36 Trompeten, welche uns in der »Olympia" das Trommelfell zu zerſprengen drohten — dem Orcheſter nur zwei Hör-

*) Wem dieſes übertrieben ſcheinen ſollte, der nehme ſich die Mühe, den »Kanter von Richtenhagen", ſo wie ſämmtliche andere, von der Muſik handelnde Schriften des Herrn Guſtav Nikolai in Berlin zu leſen.

Lyſer.

mehr als gewöhnlich beizugeben wagte? — Ich versichere Sie, Maestre! diese zwei Hörner mehr als gewöhnlich werden, richtig angewandt, mehr Effekt machen, als Spontini's 36 Trompeten und all' sein übriger Spektakel, den großen Elephanten mit eingerechnet."

»Ist das ein sehr grober Mensch!" flüsterte der Maestre seinem Verbündeten zu, und dieser erwiderte leise: »Er ist der wüthendste Gegner unseres großen Meisters, doch das soll uns nicht irre machen! die Oper dieses kleinen Weber soll und muß diesen Abend durchfallen! Lassen Sie mich nur sorgen! ich duld' es nicht, daß Spontini verdunkelt wird, und so lange ich ihm zur Seite stehe, soll er stets der Erste bleiben und das Feld behaupten."

Bei diesen anmaßenden Worten des Spotinianers, worüber alle Andern vor Unmuth verstummten, tönte aus einer dunklen Ecke des letzten Zimmers ein halblautes höhnisches Lachen. — Alle blickten nach der Stelle, woher das Lachen kam, und sahen, wie sich eben zwei Männer erhoben und rasch dem Ausgange zuschritten: der Aeltere mochte 43 bis 46 Jahre zählen, es war eine kleine, äußerst bewegliche Figur in einem braunen Rocke, das gelbbraune Gesicht war voller Falten und Fältchen, zwei pechschwarze Augen funkelten unter starken, hochgezogenen, zusammenlaufenden Augenbraunen scharf und stechend hervor, das dichte, schwarze, emporstehende Haupthaar war hin und wieder mit Grau vermischt, eben so der ganz eigenthümlich gezogene Backenbart, der unter dem Kinne stark fortwucherte und sich in der Halsbinde verlor. Als der Mann seinem Begleiter, einem blonden, todtblassen Jüngling von etwa 20 bis 23 Jahren nach dem Ausgange zuwinkte, ließ er ein Paar kleine, unbeschreiblich schön und zart geformte Hände sehen, um welche die vornehmste Dame ihn hätte beneiden mögen. — Beide Männer verließen schnell den Laden.

»Was war das?" rief der Maestro sichtlich erschrocken, »wer waren die Männer?"

»Ei," riefen der Spontinianer und der deutsche Ultra zugleich, »das war ja unser berühmter Callot-Hoffmann."

»Aber der bleiche — blonde — der junge Mensch?"

»Vielleicht ein Original, das er irgendwo aufgetrieben hat," meinte ein Besonnener.

Der Maestro blickte den Redner gedankenlos an, plötzlich aber sprach er bestimmt: »Nein, meine Herren! der bleiche junge Mensch, mit welchem ihr berühmter Enthusiast oder Callot-Hoffmann, wie Sie ihn zu nennen belieben, da zur Glasthür auf die Straße hinausspazierte, war — ein Todter!"

Ein Schrei des Staunens tönte durch Stehley's Hallen.

»Wie Gott will!" sprach Karl Maria von Weber, als er am Abend desselben Tages den Dirigentenplatz im königlichen Opernhause einnahm, und mit gläubigem Vertrauen blickte er zum Himmel, erhob hoch den Taktstock und die Ouverture begann.

Welchen Erfolg der »Freischütz" schon bei seiner ersten Aufführung in Berlin hatte, ist allbekannt, der echtdeutsche Genius hatte gesiegt! Webers Freunde, die Freunde deutscher Kunst jubelten laut, das Volk, das stets empfänglich für das Wahre, Schöne ist, hatte entschieden, — Webers Ruhm stand fest, vergebens knirschten die Italiener und ihre Anhänger, sie selber waren mit hingerissen worden von der Schönheit und Gediegenheit des deutschen Meisterwerkes.

Mitternacht war verüber und längſt hatten die Gäſte der Herren Luther und Wegener die Weinſtube verlaſſen, und ſich nach ihren Behauſungen verfügt; nur vier derſelben ſaßen noch um das klaſſiſche Tiſchchen am Fenſter, behaglich koſend, und es ſchien: als würde ihnen erſt jetzt recht wohl und traulich, da ſie keine Lauſcher mehr zu fürchten hatten.

Die Gäſte waren aber Karl Maria von Weber, Ludwig Devrient, E. T. A. Hoffmann, und der junge Menſch, welcher am Morgen mit Hoffmann ſo plötzlich den Laden des Herrn Stehley verlaſſen hatte, und von dem der Maeſtro geſagt: er ſei ein Tobter.

»Aber plagt Sie denn der ſchwarzgefiederte, allezeit geſchäftige — —" fragte Hoffmann, indem er ſchnell nach der Hand griff und ſie feſt hielt — »Was wollen Sie da wieder in dieſes Ihr Glas tröpfeln, worin ſich ſchon der ſtärkſte, dreimal die Linie paſſirte Portwein befindet?"

Johannes — denn Niemand anders war der junge Menſch — Johannes erröthete und bemühte ſich vergeblich, wie im Scherze, ſeine Hand aus der des Kammergerichtsraths loszumachen, endlich ſchien es ihm gelingen zu wollen, da ſchrie aber Hoffmann: »Samiel hilf!" und alsbald entſchied Devrient den Streit, indem er, ſein großes wundervolles Auge ſcharf auf den Jüngling richtend, ſprach: »Bürſchchen, hier präſidirt der Kammergerichtsrath! Widerſetzlichkeit wird hier nicht geduldet, alſo gib dich!" —

»Nun da!" rief Johannes, erzwungen lachend, und warf den Gegenſtand, welchen er in der Hand hielt, auf den Tiſch. Hoffmann griff darnach, es war eine Phiole von ſchön geſchliffenem Kriſtall — Hoffmann öffnete ſie, roch daran, und rief mit Entſetzen und Abſcheu — Opium! ſo wahr ich lebe! Opium — und den tröpfeln Sie in Ihren Wein? Sie junger Menſch, ſolche furchtbare Reizmittel — Himmel Tauſend — es iſt zu arg!" —

»Es iſt noch ärger, wie mit Ihrem Salamandertrank, Hoffmann!« bemerkte Devrient, und ſich zu Webern wendend, geſtand er treuherzig: »ich hab' ihn ſelber einmal verſucht, als ich das letzte Mal den Shylock ſpielte! aber ich mußte es durch ein vierzehntägiges Krankenlager büßen.«

»Die Phiole wird konfiszirt!« ſprach Hoffmann, ſie einſteckend, »und damit baſta für dieſen Abend! und nun laſſen Sie ſich reinen Wein einſchenken, — Kellner! ein neues Glas! — und betragen Sie ſich fein ſittſam. Morgen früh aber kommen Sie zu mir und hören eine Strafpredigt an, die ſich gewaſchen haben ſoll.«

»Ach, mein theurer Herr Kammergerichtsrath!« verſetzte Johannes mit trübem Lächeln, »zu Ihnen kommen will ich gerne, ſo oft Sie es mir erlauben, aber mit dem Zuhören wird es wohl von Morgen an nichts mehr ſein.«

»Wie! warum nicht!« fragte Hoffmann heftig. —

»Weil« — ſprach Johannes traurig — »weil ich dann taub ſein werde.« — Alle ſahen ihn erſtaunt an, Johannes aber erhob ſich, ging langſam auf Weber zu, und ſeine Hand faſſend fuhr er fort: »Ja, ſo iſt es, mein theurer Meiſter! um ihr herrliches Werk hören zu können, habe ich den letzten kleinen Reſt eines Sinnes hingegeben, der mir in früherer Zeit in einem Grade eigen war, wiewohl nur wenigen Menſchen, deſſen langſames, aber unaufhörliches Schwinden mir indeß ſeit acht Jahren das Leben zur Hölle und mich ſelbſt zum elendeſten Menſchen machte.«

Alle ſchwiegen erſchüttert, Weber jedoch ſchüttelte leiſe das Haupt, als vermuthe er etwas Anderes.

Johannes, der dies bemerkte, fuhr fort zu reden: »Ich weiß es wohl, Herr Kapellmeiſter! was Sie jetzt von mir denken, denn ſicher iſt Ihnen das Mährchen, welches über mich in ** im Umlauf war: ich ſei zu Zeiten verrückt, auch erzählt worden. Aber höret meine Geſchichte, Freunde! und dann urtheilt.« Somit ſetzte er

ſich wieder an ſeinen Platz, leerte ſein Glas und begann zu erzählen:

»Ich bin in dem Städtchen geboren, wo ich Sie, Herr von Weber zuerſt zu ſehen ſo glücklich war, ich bin mithin Ihr Landsmann.

»Muſik waren die erſten Eindrücke, deren ich mich zu erinnern vermag! Muſik war das Erſte, was ich lernte, und lange Zeit das Einzige, was zu lernen ich Luſt bezeigte. Ich war noch nicht vier Jahre alt, als meine Eltern mit mir meine Geburtsſtadt und mein Vaterland verließen, und den Süden zu ihrem bleibenden Aufenthalt erwählten. Wir erreichten Bonn, unſern beſtimmten neuen Wohnort, und hier war es, wo ich den großen Beethoven ſah, als er ſeinen letzten kurzen Beſuch in ſeiner Vaterſtadt machte. Wir bewohnten ein und dasſelbe Haus mit ihm, und der große Meiſter verſchmähte es nicht, mich einige Male vorzunehmen, um zu hören: wie weit ich's denn ſchon gebracht hätte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ſchon damals dieſer Umſtand mein kindiſches Herz mit Stolz erfüllte. — Es war mir, als hätte ich die heilige Weihe vom Tonkünſtler erhalten, und nie wich dieſe Erinnerung aus meiner Seele; es mußte etwas Außerordentliches aus mir werden, das ſtand feſt in mir.

»In dieſem Bewußtſein betrieb ich meine Kunſt mit glühendem Eifer, und ſpäter wandte ich mich auch der Malerei zu, weil ich gar bald die geheime Beziehung, in der Muſik und Malerei zu einander ſtehen, auffand.

»Meine Lehrer waren mit meinen Fortſchritten zufrieden und hofften viel von mir; und ich — ach! was hoffte ich damals nicht Alles.

»Zwölf Jahre war ich alt — da ſtarben meine Eltern ſchnell hinter einander. Ich hatte weder in Bonn, noch überhaupt im ſüdlichen Deutſchland Verwandte, und ſo wurde ich nach ** in das Haus meines Onkels und Vormunds zurückgeſandt.

»Der Onkel freute ſich über meine Fähigkeiten, über mein Talent und meinen Fleiß, er gewann mich lieb, und ich — obgleich ich meine Eltern tief betrauerte — war doch zu jung und von Natur zu heiter, um nicht bald wieder mich recht herzlich zu freuen, wo es etwas gab, ſich zu freuen, und das gab es für mich überall, wo nur muſizirt wurde.

»Ich war, obgleich ich es manchem Altgeſellen in der Kunſt ſchon weit zuvorthat, der Form wegen, als Lehrburſche bei meinem Onkel eingetreten. Es war daran, daß ich freigeſprochen und Geſelle werden ſollte, und ich war nicht wenig ſtolz darauf, dieſe Ehre ſchon im fünfzehnten Jahre zu erlangen, da doch der leibliche Sohn meines Onkels erſt im achtzehnten Jahre Geſelle ward, und Andere noch ſpäter.

»Zum letzten Male zog ich mit den Geſellen und übrigen Lehrburſchen als Lehrburſch über Land, einer luſtigen Bauernhochzeit zu, wobei wir aufſpielen ſollten. — Lachend und ſchäckernd wandelten wir unſere Straße fort, und ſchon ſahen wir von Ferne den Thurm des freundlichen Dörfchens Aßbüll in der heitern blauen Morgenluft emporragen, als ein altes, zerlumptes Weib von fremdartigem Ausſehen wie ein Geſpenſt aus einem Graben dicht vor uns auftauchte, und uns mit widerlich meckernder Stimme um ein Almoſen anſprach. Der alte Jägerglaube, dem zufolge es einen unglücklichen Tag bedeutet, wenn man frühmorgens auf der Landſtraße einem alten Weibe begegnet, iſt in meiner Heimat auch auf andere Leute, insbeſondere aber auf die Muſikanten übergegangen, und ſo kam es, daß unſere Geſellen und Lehrburſchen das alte Weib, ſtatt mit einem Almoſen, mit argen Verwünſchungen bedachten, was die Alte mit einer reichlichen Flut der auserleſenſten Schimpfnamen, welche ſie ihnen nachrief, zu vergelten ſich mühte. Nur ich und mein jüngerer Vetter Georg

waren minder hartherzig als die Andern, wir hatten gleich Anfangs wie auf Verabredung, unsere ganze Barschaft, welche bei Jedem aus einem Schilling bestand, hervorgeholt und boten jetzt der Alten das Geld.

»Sie nahm es freundlich schmunzelnd, und rief: »Großen Dank, brave Jungen! — kommt, kommt! gebt mir eure Patschhändchen, will hineingucken und euch wahrsagen.“ Georg, dem die Alte gar unheimlich zu werden begann, lief aber schnell davon, ich blieb zögernd zurück.

»Hübscher Junge! armer Junge!“ rief die Alte dem Fliehenden nach: Läuft vor der alten Mutter! lauft, was er kann und wird doch dem Tode nicht entlaufen! Muß sterben, eh' er dreißig Jahre zählt! arme, hübsche, junge Frau, arme kleine Kinder! bleiben zurück armer, armer George!“

»Mir ward jetzt selber unheimlich zu Muthe und ich hatte nicht übel Lust, ebenfalls davon zu laufen, als die Alte mich fragte: »Und du Hänschen, bist auch bange? oder soll ich dir wahrsagen?“ Ich schämte mich meiner Furcht, und obwohl im Innern bebend und von einem unerklärlichen, geheimen Grauen erfaßt, hielt ich doch der Alten meine Hand hin, und sprach mit erzwungenem Lachen: »Sage mir wahr, alte Hexe! ich fürchte mich nicht.“

»Nein, du fürchtest dich nicht!“ grinselte die Alte mich an, indem sie mit ihrer eiskalten Knochenfaust meine Rechte packte und einige Sekunden hielt. — »Nein!“ wiederholte sie, »du fürchtest dich nicht, obwohl dir grauset vor mir, das merk' ich an deiner fieberisch glühenden Hand. Aber diese rechte Hand kann ich nicht brauchen, Hänschen, mußt mir die andere geben, die linke kommt vom Herzen.“ Sie ließ meine rechte Hand fahren, und blickte mich lächelnd an, als erwarte sie, daß ich nun auch davonlaufen werde, aber trotzig bot ich ihr die linke Hand dar, und plötzlich hörte sie auf zu lächeln, und sprach sehr ernst: »Er fürchtet sich wirklich nicht. Nun dann, Söhnchen,

ſo will ich dir auch Alles ehrlich ſagen, was ich aus deiner Hand herausleſe.“ Und wechſelweiſe in meine flache Hand und mir ins Auge blickend, ſprach ſie in langſamen, näſelndem, ſingendem Tone:

»Du haſt einen gar großen Lehrmeiſter in der edlen »Muſika gehabt, nicht ſo, Söhnchen? Gut, Söhnchen! »träumſt von hohen Dingen, Ruhm und Ehren. — Armer »Junge! wird nicht viel werden. In einem Stücke wirſt »du deinem großen Meiſter gleichen. Iſt ein Haupt»ſtück, Hänschen, aber ein betrübtes, und wird dir Kreuz »und Elend bringen. Willſt du dein Todesjahr wiſſen, »Kind? — Merk' dir's: »Erſt kommt die Ein, dann »kommt die Acht, dann Drei, dann Neun!“ — Du »haſt's vollbracht.“

»Als das alte Weib ſo geendet hatte, ließ es meine Hand los und ſtieg, ſtarr mich anblickend, wieder in den Feldgraben hinab. — Ich weiß nicht, wie ich wieder zu meinen Gefährten gelangte. Erſt in dem Hochzeitshauſe fand ich mich wieder, wo mich die laute Freude umtoſete, und ich wie raſend zum Tanz aufſpielte, bis wir nach drei Tagen — (ſo lange hatte die Hochzeit gewährt) — halb todt vor Erſchöpfung — (wir hatten natürlich auch die Nächte mit durchſpielen müſſen) — zurück nach ** gingen.

»Als wir wieder bei dem Graben vorbei kamen, in welchem die alte Zigeunerin verſchwunden war, erfaßte mich eine namenloſe Angſt, in demſelben Augenblick ſagte der Altgeſelle Lorenz zu mir: »Du, Johannes! in der Zeitung ſteht, daß Beethoven ganz taub geworden iſt, er“ — weiter hörte ich nichts, denn ein betäubender Schlag dröhnte durch mein Haupt, und als ich mich wieder erholte, brauſete es mir vor den Ohren wie wogendes Waſſer.

»Von dieſem Tage an begann mein Leiden, wofür die menſchliche Sprache keine Worte hat! Ich fühlte mit jedem neuen Morgen, wie mein ſonſt überfeines Gehör

mehr und mehr abnahm. — In Todesangſt ging ich zu einem Arzt, ich erzählte ihm von einem Freunde, der mir geklagt habe, wie er befürchte taub zu werden, ich beſchrieb dem Arzte den Zuſtand meines Freundes — meinen Zuſtand! auf das Genaueſte — der Arzt zuckte die Achſeln und meinte, den Symptomen nach ſei das Uebel unheilbar und langſam, doch ſicher fortſchreitend. Dies war ein Donnerſchlag für mich! Ich ſuchte mir heimlich Alles zu verſchaffen, was in neueſter Zeit von den berühmteſten Aerzten über die beginnende und zunehmende Taubheit geſchrieben wurde, ich las es mit Begierde, ich verglich meinen Zuſtand mit Allem, was in den Büchern über dieſen Gegenſtand geſagt wurde, und mit Verzweiflung fand ich in Allem die Beſtätigung deſſen, was mir ſchon der Arzt, welchen ich befragt, erklärt hatte. Ich gerieth darüber in eine Stimmung, die an Raſerei grenzte, um ſo mehr, als jetzt hin und wieder Tage kamen, wo es mir faſt unmöglich ſchien, mein Unglück zu verbergen, und das war es doch, was ich jetzt vor Allem wollte, denn nichts erſchien mir gräßlicher, als daß die Menſchen es erfahren ſollten, ich ſei — taub. Der Gedanke: Mitleid zu erregen, war mir ſo unerträglich, daß ich mehr als einmal auf dem Punkte ſtand, ein Selbſtmörder zu werden.

»Wie freute ich mich daher, als ich merkte, daß es Niemanden glückte, meinen wahren Zuſtand zu errathen, ſondern daß Alle glaubten: ich müſſe zu Zeiten an einem Anfall von Wahnſinn leiden. Ich jubelte im innerſten Herzen, als ich dies bemerkte, und that von nun an Alles, was dieſen Irrthum verſtärken konnte; ſo glückte es mir, die mit jedem Jahre häufiger und ſtärker wiederkehrenden Anfälle meines Uebels zu verbergen.

»Doch, was glich meinem Schreck, meiner Todesangſt, als ich eines Abends, wo ich eben in dem Konzert eines durchreiſenden Künſtlers mitwirken ſollte, plötzlich keinen Ton

mehr vernahm. — Alles ſtill — furchtbar ſtill um mich — ich war vollkommen taub. Aber eben in der Verzweiflung fand ich einen tollkühnen Muth. »Mag es gehen, wie es will!« dachte ich, und meines Inſtrumentes gewiß, ging ich keck vor, als die Nummer, in der ich mitwirken ſollte, an die Reihe kam. Es war Mozarts Arie aus »Titus« mit dem obligaten Baſſetthorn. — Die Seltenheit dieſes Inſtruments, ſelbſt in den größten Orcheſtern, hatte es zu meinem Liebling gemacht, und Sie, Herr von Weber wiſſen, wie ich es zu behandeln verſtand. — So war ich denn nun an meinen Platz, neben der Gattin des Konzertgebers, welche die Arie ſingen ſollte, getreten. — Mein Auge war feſt auf ihren Mund gerichtet, und als der Taktſtock des Dirigenten fiel, ſetzte ich feſt und ſicher ein, und hielt bis zur letzten Note aus.

»Ich hatte keinen Ton gehört, ſelbſt nicht den Ton meines Inſtrumentes. Als die Arie geendet, ſah ich nur, wie ſich alle Hände im Saale regten und lange und anhaltend an einander ſchlugen. Die Sängerin warf mir einen ſeelenvollen Blick zu und redete zu mir — ich hörte es nicht! die Vornehmſten der Stadt, der Konzertgeber umringten mich, drückten mir die Hand und redeten auf mich ein — ich lächelte und ſchwieg, denn ich hörte nichts!

»Endlich hielt ich es nicht mehr aus, ich drängte mich aus dem Kreiſe, indem ich lachend ſagte: ich würde umfallen vor Durſt, wenn ich nicht ſogleich etwas zu trinken bekäme! — Ich ſtürzte fort aus dem Saal in die Schenkſtube, wo ich, ich weiß nicht wie viele Gläſer glühenden Punſch hinabſtürzte, und Allen, die mir nahten, nur immer lachend zurief: »Laßt mich trinken!« — Nach einiger Zeit war es mir plötzlich, als vernähme ich einen heftigen Knall, dem ein dumpfes, leichtes Summen folge; als das Summen ſich legte, hörte ich wieder. — Nun vernahm ich die Lobſprüche, mit denen man mich über-

ſchüttete — ich ſollte heute ſchöner, feelenvoller denn je geblaſen haben. — Es iſt möglich, ich habe es nicht gehört.

»Ich hatte jetzt ein Mittel gefunden, womit ich mein Uebel verbergen konnte, wenn es unvermuthet und plötzlich mich überkam. Es war ein entſetzliches Mittel, aber ich gebrauchte es, ſo oft ich mir nicht anders zu helfen wußte, und es glückte mir jedesmal damit.

»Freilich mußte ich mit jedem folgenden Male die Menge des Getränkes verdoppeln, wenn es mir noch helfen ſollte; ich that es aber, um mein Geheimniß nur nicht zu verrathen, und ertrug es, daß man mich als einen jungen Trunkenbold ausſchrie und — verachtete.

»Ein Zufall verrieth mein Geheimniß dem alten Italiener, dem Tanzmeiſter Peteletti, oder vielmehr ſeiner Tochter Zerline. Ich ſchwur Beiden, mich zu ermorden, wenn ſie es weiter verrathen würden. Beide liebten mich, und gelobten mir heilige Verſchwiegenheit. — Jetzt vertraute ich mich dem Alten ganz und auch: wie ich bemerkt hätte, daß in letzter Zeit ſelbſt die größte Menge geiſtiger Getränke oft keine Wirkung mehr auf meinen Zuſtand hervorbringe, wenn das Uebel einmal da ſei — ich ſagte ihm, daß ich mir eher das Leben nehmen, als meine Taubheit eingeſtehen wolle. Der alte Mann zitterte, und in ſeiner Angſt verſprach er mir ein Mittel, das mir unfehlbar helfen ſolle, das Eintreten meiner gänzlichen Taubheit möglichſt lange hinauszurücken; doch ſolle ich ihm ſchwören: es nur im äußerſten Nothfall anzuwenden, und alle geiſtigen Getränke fortan meiden. Ich ſchwur ihm dieſes zu, ſo weit es mir möglich war zu halten, ohne Verdacht zu erregen, und er — bereitete mir Opiumtränke.

»Es hielt hin damit, bis vor zwei Jahren, da erklärte mir der Alte, wie er ſchon ſeit lange die Opiumdoſen habe verdoppeln, ja verdreifachen müſſen,

damit ſie ihre Wirkung noch auf mich äußern könnten, daß er jetzt aber in Gefahr geriethe, mich zu vergiften, wenn er meine bisherige Doſis noch mehr verſtärken ſolle; — nur einmal höchſtens noch dürfe ich von dem gefährlichen Mittel Gebrauch machen, dann müſſe ich meinen aufs Aeußerſte gereizten Nerven Ruhe gönnen.

»Den Abend vor jener Muſikaufführung, welche Sie, Herr von Weber mit anhörten — reichte er mir den letzten Trank, und erklärte auf das Beſtimmteſte, daß ich nie, unter keiner Bedingung mehr von dem Mittel Gebrauch machen dürfe, wenn ich nicht den letzten Reſt meines Gehörs verlieren wolle.

»Mein Loos war gefallen! den Tag nach dem Konzerte entfloh ich aus ** nach Deutſchland, wo ich als Maler meinen Unterhalt zu Genüge fand. Aber ich floh die Menſchen, wo ich konnte, und las keinen Konzert- und keinen Theaterzettel, um nicht in Verſuchung zu gerathen, noch einmal den verderblichen Helfer herauf zu beſchwören.

»Da kam ich nach Berlin, ſah den Herrn Kammergerichtsrath, den Meiſter Ludwig — ſah Sie, Herr von Weber, vernahm von Ihrer neuen Oper, und war entſchloſſen.

»Mit aller Vorſicht nahm ich eine kleine Doſis Opium — die Wirkung blieb nicht aus, ich hörte beſſer. Ich verſtärkte ſie von Tag zu Tag, bis ich geſtern und heute das Aeußerſte wagte.

»Der »Freiſchütz" iſt die letzte Oper, welche ich gehört habe, von morgen an werde ich nichts mehr hören. — Und nun lebt wohl!" ſchloß der Unglückliche, indem er heftig aufſprang, Allen die Hand drückte, den Hut ergriff und raſch davon eilte. Stumm und bleich ſtarrten die Freunde ihm nach.

Von den in dieſer Geſchichte auftretenden Perſonen leben die Meiſten nicht mehr! Callot-Hoffmann war der Erſte, über deſſen Gruft ſich kurze Zeit nachher ein einfacher Denkſtein erhob. Dann ſchied Weber, nachdem er noch zwei unſterbliche Werke: »Euryanthe" und »Oberon", geſchaffen hatte. Bald darauf beklagte Deutſchland den Verluſt Beethovens, und mit dem Schluſſe des Jahres 1832 ging der Meiſter Ludwig Devrient heim.

Auch der alte ehrliche Stadtmuſikus zu ** lebt nicht mehr, gleichfalls ſtarben der poetiſche Senator und der luſtige Onkel Friedrich.

Und an den Vettern George und Johannes iſt die Prophezeiung des Zigeunerweibes in Erfüllung gegangen.

Antwort.

An P.

Von

Schleifer.

Ob ich deiner noch gedenke?
Ob ich eher meine Pflicht?
Die Gefang'ne darf nur ſchweigen,
Nur auf ihre Ketten zeigen;
Die Gefang'ne frage nicht!

Ob ich deiner noch gedenke?
Frag' mein Kirchen um Bericht,
Das, entflieh'n der Bruſt, der wunden,
Seinen Weg zu Gott gefunden, —
Die Verlaſſ'ne frage nicht!

Ob ich deiner noch gedenke?
Freund, die kranke Blume bricht,
Wenn wie zart und ſanft ſie fühlet,
Arztes Hand im Schooß' ihr wühlet, —
Laß die Kranke, — wühle nicht.

Ob ich deiner noch gedenke?
Weißt du, was die Thräne ſpricht,
Aus der Wehmuth Kelch empfangen,
Schleichend über bleiche Wangen?
Frage ſie, — mich frage nicht!

Ob ich deiner noch gedenke?
Wenn du bald im Dämmerlicht
Meinem Leichenzug begegneſt,
Wenn du mich beweinſt und ſegneſt, —
Bete dann, — doch frage nicht!

Gegenüber!

Liederkranz

von

Johann Gabriel Seidl.

Motto: Leicht verklungen
Wie ein Hauch;
Doch gelungen
Haftet's auch.

1.

Im Hause gegenüber
Da sind zwei Kämmerlein,
Die Kämmerlein sind mir lieber,
Als Säle von Marmelstein.

In ihnen wohnt mein Friede,
Mein Glück und meine Ruh',
Und eh' ich aus ihnen schiede,
Ging' ich dem Grabe zu.

Vertraut hab' ich den beiden
Mein ganzes junges Herz,
Mit allen seinen Freuden,
Mit allem seinen Schmerz.

In ihnen bin ich zu Hause,
In ihnen wohlbestellt,
Sie schützen mich vorm Gebrause
Der allzulauten Welt.

Die Herzenskammern der Liebsten,
Das sind die trauten Zwei:
In einer da wohnt die Liebe,
Und in der andern die Treu'!

3.

Wo ſeid ihr ſchon wieder, Gedanken?
Gefühle, wo ſchweifet ihr hin?
Geſteht es mir nur ohne Wanken:
Ich weiß, wo am liebſten ich bin; —
Gegenüber!

Frühmorgens, wenn dämmerndes Grauen
Noch kühlig die Straßen durchwebt,
Da drängt mich mein Herz ſchon zu ſchauen,
Ob ja wohl das Häuschen noch ſteht
Gegenüber!

In jeglicher Stunde des Tages,
Viel tauſendmal ſeh' ich hinaus,
Und blick' auf das Fenſter, und frag' es:
„Sag', Fenſterlein, iſt ſie zu Haus —
„Gegenüber?"

Wenn Abends die Sonn' im Entſinken
Die Scheiben mit Purpur bemalt,
Wenn liebliche Finger mir winken,
Dann lockt's mich mit ſüßer Gewalt
Gegenüber!

Dann koſen wir freundlich im Stübchen,
Oft guckt uns der Mond ſchon herein.
„Jetzt ſchlummere ruhig, mein Liebchen!
„Wie traurig doch iſt es allein —
„Gegenüber!"

Schon ſenkt ſich auf leiſem Gefieder
Der gaukelnde Schlummer zu mir:
Doch ruh'n auf dem Pfühl auch die Glieder,
So weilt doch die Seele bei ihr —
Gegenüber!

3.

Blümlein am Fenster
Sei mir gegrüßt,
Bilde vom Strahle
Des Morgens geküßt!

Blümlein am Fenster,
Seltener Art,
Bist keine Rose:
Bist keine so zart!

Bist Georgine,
Bist nicht:
Weichen die Beide
Am Glut und am Licht!

Blümlein am Fenster,
Duftig und rein,
Heißest »Vielliebchen«,
Bist Alles allein!

Alles in Allem,
Täglich mir neu,
Gleichst du des Herzens
Lebendigem Mai!

4.

Geht Einer auf die Wanderschaft,
So kehrt er ein bei Zeiten;
Da hat ein Schild oft große Kraft,
Und lockt das Aug' vom Weiten.

So bracht' ich manche Stund' im Jahr
Dahin mit munt'rem Wandern,
Und wenn ich eben müde war,
So macht' ich's wie die Andern.

„Zum Stern", ſo winkte mir ein Schild,
Da meint' ich, daß ich bliebe;
Wohl ſtand ein Stern von außen mild,
Doch innen war es trübe.

Da hielt ich, wo's „zur Roſe" hieß,
Und dacht' es zu gewinnen;
Wohl außen hing die Roſe ſüß,
Doch Dornen fand ich drinnen.

Da ſah ich hell von blauer Wand
Das Schild „zum Anker" winken;
Ich faßt' ihn an mit ſtarker Hand,
Der Anker ließ mich ſinken.

Und bald in Farben, bald in Erz
Erblickt' ich manche Schilder,
Doch für ein ſchmachtend Wanderherz
Sind's eitel leere Bilder.

Da führte gegenüber dort
Mein Glück mich an die Pforte:
Da wies kein böſer Blick mich fort,
Da klangen traute Worte.

Da kehrt' ich ein, da fand ich mild
Gelindert alle Schmerzen,
Das Haus dort hat das ſchönſte Schild:
Es heißt „Zum treuen Herzen"!

8.

Du brauchſt es nicht zu beſcheinen
Das Haus da d'rüben, o Mond!
Es iſt die Reinſte der Reinen,
Die friedlich drinnen wohnt!

Du brauchſt es nicht zu vergolden,
O Sonne, da d'rüben das Haus!
Die Holdeſte iſt es der Holden,
Die d'rüben blickt heraus!

Du brauchſt es mir nicht zu nennen
Das Haus da drüben, o Welt!
Du biſt nicht werth ſie zu kennen;
So lieb ſie dir auch gefällt!

Ich wollt', ich vermöcht' es zu heben
Dies Haus über Berge weit,
Um fern mit ihr dort zu leben
In ſeliger Einſamkeit!

2.

Ich kenn' eine ſchöne Brücke,
Kein Auge erräth, wo ſie ſei:
Die Liebe hat ſie geſchlagen,
Und ſteht als Wache dabei.

Sie iſt von meinem Kenſter
Hinüber zu jener Wand
In einem einzigen Bogen
Gar kühn und künſtlich geſpannt.

Die Leute gehen darunter
Geſchäftig ab und auf,
Und wiſſen nicht, was über ihnen
Sich tummelt in eiligem Lauf.

Da wandern viel tauſend Blicke
Gar heimlich hin und zurück;
Da ziehen über die Brücke
Viel Wünſche befrachtet mit Glück.

Da huſchen geflügelte Küſſchen
Den ſchwebenden Bogen entlang;
Das ganze Geſelge der Liebe
Zieht drüber mit Sang und mit Klang.

Und kaum bemerkt von den Pilgern,
Die kommen von hier und von dort,
Rauſcht unter der Brücke Bogen
Der Strom des Lebens fort!

7.

Mein Fenſterlein, mein Fenſterlein,
Wie theuer biſt du mir!
Kann keine Ausſicht ſchöner ſein,
Als ich ſie hab' aus dir!

Du zeigſt zwar nicht auf Berg und Flur,
Auf Straß' und Strand hinaus,
Du zeigſt mir gegenüber nur
Ein kleines, ſchlichtes Haus.

Doch dieſes Haus iſt meine Welt,
Mein Sud, mein Weſt, mein Oſt,
Mein Land, mein Meer, mein Sternenzelt,
Mein Kummer und mein Troſt!

Das macht, daß mir das Fenſterlein
So innig wohlgefällt:
Der ſeinen Scheiben klar und rein
Lebt meine ganze Welt!

Gedichte

von

Betty Paoli.

1.

Wiederkehr.

Gar ſelten nur ſah ich bei Tage
Dich, meinen Herrn!
Da hielt der Erde Luſt und Plage
Dich von mir fern;
Und immer biſt du nur gekommen,
Wenn fern am Horizont erglommen
Der träumeriſche Abendſtern.

Jetzt hat dich ganz von mir gewendet
Der Erde Macht;
Die lang ich hielt, ſie iſt geendet,
Die Liebespracht.
Doch iſt mir alles Weh entnommen,
Ich weiß, du wirſt einſt wieder kommen
Für eine lange, lange Nacht!

2.

O, frage nicht!

Warum, im Innerſten zerriſſen,
Mein gramgebleichtes Angeſicht
Ich von dir wende, willſt du wiſſen?
O, frage nicht!

Ob deiner Stimme Zaubergrüße,
Die Schönheit, die dein Haupt umflicht,
Für mich verloren ihre Süße?
O, frage nicht!

Ob uns're Trennung, ſchmerzdurchloht,
Für die mein Mund nur bebend ſpricht,
Von mir, ob vom Geſchick gegeben?
O, frage nicht!

Ob, was ich litte ohne Zagen
Und ohne, daß vor Qual es bricht,
Ein Menſchenherz vermag zu tragen?
O, frage nicht!

Lore Ley.

Eine allegoriſche Sage

von

Auguſt Schmidt.

Schwarze Nacht hat ſich auf die Gegend herabgeſenkt, und das undurchdringliche Dunkel wird nur zeitweiſe von flammenden Blitzen durchſchnitten, die wie feurige Dämone die Lüfte durchſchwirren und mit ihrem falben Zauberſcheine die Gegenſtände auf Augenblicke erhellen. Der Boden zittert unter den dumpfen Schlägen des rollenden Donners, der einem Heere ſtahlgerüſteter Streiter vergleichbar, unheilbringend durch die Welken ſtürmt und in die Felſenklüfte ſich zurückzieht, die von dem tobenden Gebrülle aus ihrem trägen Schlafe aufgerüttelt, in tauſendſtimmigem Echo widerhallen. Die mächtigen Wellen des gewaltigen Rheinſtroms winden ſich gepeitſcht von dem niederpraſſelnden Regen und aufgewühlt vom wüthenden Orkane im brauſenden Schwalle die felſigen Ufer hinan. Der Sturm heult durch's Gekläfte, und die aus ihrem ſichern Verſtecke aufgeſcheuchten Raubvögel umflattern in dichten Scharen kreiſchend die Wipfel der zitternden Bäume. Ringsumher das ſchreckensvolle Bild wilder elementariſcher Zerſtörung. — In dieſer Nacht der Schreckniſſe ſchleicht eine menſchliche Geſtalt, den Oberleib in einen Mantel gehüllt, mit der einen Hand ſorgfältig um ſich greifend, an dem felſigen Ufer des Stromes hin. Das gewichtige Schwert an der Linken des Unbekannten läßt in ihm einen Krieger, die goldnen Sporen einen Ritter, die Harfe aber, die er mit

ängſtlicher Sorgfalt vor Sturm und Regen in ſeinem Mantel zu bewahren ſucht, den — Minneſänger vermuthen. Die weiße Schwanenfeder, die ſonſt in üppiger Fülle ſich ätherleicht über ſein Barett hinbog, hängt nun vom Regen durchnäßt, wie ein Bündel Reiſig, von der goldenen Agraffe herab, der koſtbare Pund ſeiner Schaube iſt vor Koth und Näſſe kaum kenntlich, und das damaſtne Wamms von Dornenhecken zerriſſen. Sein Gang iſt ſchwankend vor Ermüdung und der unſichere Schritt häufig von herabſtürzenden Felſentrümmern und Baumäſten gehemmt. Sein Kopf gebückt vor dem raſenden Sturme, der über ihm einhertobt; nur wenn zeitweiſe der Blitz das düſtere Dunkel erleuchtet, dann hebt der Fremdling kühn ſein Haupt empor und überſchaut mit ſpähenden Blicken die erhellte Gegend. — Doch keine gaſtliche Hütte, kein ſchützendes Obdach will ſich ihm zeigen, nur eine ausgehöhlte Bucht öffnet ſich vor den Füßen des Wanderers, aus der die ſchäumenden Wogen des Rheins hereinſchlagen und die rieſigen Arme ausſtrecken, um ihn in die grauſe Tiefe des Abgrundes hinabzuziehen. Da ſtockt ſein Fuß, ſein Haar ſträubt ſich empor, der Angſtſchweiß träufelt über ſeine Stirne, er ſelbſt aber ſinkt ſchaudernd an einem Felſen nieder. Mit ängſtlichem Bangen hält er ſein Inſtrument umklammert, als ſein heiligſtes Kleinod, er drückt es an ſeine Bruſt, und mag auch der wilde Sturm ſeine Locken zerwühlen, und der kalte Froſt ſeine Glieder durchbeben, es kümmert ihn nicht — ſeine Harfe ruht ungefährdet in ſeinen Armen.

Unter dem Rollen des Donners und dem Gebrauſe der Wogen und des niederſtürzenden Regens wird plötzlich ein heller Klang vernehmbar, der jedoch alſobald wieder von dem allgemeinen Tumulte verſchlungen wird; allein dem lauſchenden Ohre des Wanderers iſt er nicht entgangen. Aufmerkſam horcht er hinaus in Nacht und Sturm, und — wieder ertönt derſelbe Schall und deutlicher als früher läßt

er das Läuten eines Glöckleins nicht verkennen. Da hebt ſich freudig die Bruſt des Verirrten, die Müdigkeit, die ſeine Glieder feſſelte, iſt geſchwunden, rüſtig klettert er den Felſen hinan, und — o Wonne! — ſein ſuchendes Auge entdeckt in geringer Entfernung ein kleines Licht. Mit dem haſtigen Ungeſtüm desjenigen, der bereits jede Hoffnung aufgegeben, und ſich plötzlich wie durch ein Wunder gerettet ſieht, ſchwingt er ſich behende vom Felſen, und halb über Steingerölle hinſtürzend, die Hände von Dornen zerriſſen, ſchreitet er lauſchend dem zeitweiſe aus dem Getümmel herausklingenden Klange des Glöckleins und nach dem einſamen Lichte, das bald verſchwindet, bald wieder in der Dunkelheit der Nacht wie ein Irrlicht vor ſeinen Blicken auftaucht, ängſtlich ſpähend und jedes Hinderniß muthvoll überwindend, raſch vorwärts.

Bald ebnet ſich der unwirthliche Pfad, und endlich nach vielen überſtandenen Mühſalen hält er athemlos vor einer Hütte, über der in einem kleinen Thurme die rettende Nothglocke herausruft in die finſtere Nacht, und von deren Fenſtern die Leuchte ausacht, die, ein Leitſtern dem Verirrten, das rettende Obdach gewieſen. Nach kurzem Pochen öffnet ſich die Thür der Hütte, und heraus tritt ein Greis mit ſilberweißem Scheitel und einem langen glänzenden Barte, die Glieder in härenes Gewand gehüllt, die nackten Füße mit Sandalen bekleidet. Freundlich heißt er den Fremdling in ſein gaſtliches Stübchen eintreten, das, obgleich prunklos und ärmlich, dem Wanderer in dieſem Augenblicke ein ſehr gemächlicher Aufenthalt erſchien. Ein Lager von Moos und dürrem Laube, ein Betſchämmel mit einem ſchlichten Kreuze, ein Tiſch, auf dem ein irdener Waſſerkrug ſtand, und eine Bank von rohgezimmertem Holze waren die Utenſilien und zugleich Prunkgeräthe der Eremitenwohnung. Nur flüchtig konnte der Fremdling ſeinen Zufluchtsort überſchauen, denn ſein gaſtlicher Wirth

trat bald herein und brachte ihm Brot und Früchte zur Labung. Einen ſorgſamen Blick warf er noch auf ſeine Harfe, und als er ſich überzeugt hatte, daß ſie keinen Schaden genommen, ſetzte er ſich ermüdet auf die Bank nieder.

»Hier,« ſagte der Klausner, indem er Beides auf den Tiſch legte, »labt Euch vorerſt an den magern Gerichten, ſo gut ſie Euch die Gaſtlichkeit eines armen Siedlers ſpenden kann. Einfach ſind ſie wohl, aber der Hunger wird ihnen jenen Hochgeſchmack verleihen, den ſie vermiſſen. Habt Ihr Euch durch Trunk und Speiſe ſattſam erquickt, dann mögt Ihr die durchnäßten Kleider von Euch werfen, und auf jenem Lager der Ruhe pflegen, der Ihr zu bedürfen ſcheint.« —

Der Pilger hatte nicht ſobald die Stimme des Eremiten vernommen, als er ihn feſter ins Auge faßte, haſtig von der Bank aufſprang und mit dem Ausrufe: »Vater Boar!« ſich an die Bruſt des Greiſes warf. Freudig überraſcht umfing der Einſiedler den jubelnden Jüngling, und indem er ihm dem Willkommungskuß auf die Stirne gedrückt, floßen die Wonnezähren des Wiederſehens langſam die gefurchten Wangen hinab. »Mein Siegbert!« war Alles, was er in dem Gefühle tiefer Rührung, die den Greis mit Allgewalt ergriffen hatte, hervorſtammeln konnte. Mit beiden Händen hielt er das lockige Haupt umfangen und blickte unverwandt unter Thränen in das blaue Auge des ſo heiß geliebten Theuren. Zärtlich ſpielend, wie die Mutter mit dem erſtgebornen Kinde, ſtrich er bald die blonden Locken dem Jünglinge aus der Stirne, bald faßte er ihn am Kinn, bald legte er die zitternden Hände ſegnend auf ſein Haupt. Doch zu groß war die Freude für die entſchwundene Kraft des alterſchwachen Greiſes, er brach zuſammen in den Armen Siegberts, der ihn ſorglich auf ſein Lager trug und erſt nach längerer Zeit unter Küſſen und Freudenthränen den ſchwindenden Geiſt wieder ins Leben zurückbrachte.

Nachdem ſich der Einſiedler durch die kindliche Sorgfalt des Jünglings wieder erholt hatte, ſetzte ſich der Letztere zu den Füßen des Greiſes, und fing an, mit der unbefangenen Offenherzigkeit eines Sohnes die Ereigniſſe zu erzählen, die ſich am Hofe ſeines Vaters Dagobert, Königs von Auſtraſien, zugetragen hatten, von der Zeit an, in der ſein heißgeliebter Lehrer Goar von ihm geſchieden war; und indem er auf ſeine eigenen Erlebniſſe zu ſprechen kam, ſchloß er ſeinen Bericht mit folgenden Worten: »Und je mehr ich die alten Weiſen ſang, je eifriger ich mich auf den Minneſang verlegte, um ſo größer wurde mein Verlangen darnach. All' meine Wünſche waren in dem kleinen Raum meiner Harfe vereint. Ich floh die bacchantiſchen Gelage der Ritter, um im einſamen Kämmerlein dem Geſange zu leben. Den Bogen und den Wurfſpieß warf ich von mir, und nahm dafür die Harfe und eilte hinaus in den Wald, und ſtatt das Wild zu fällen, ſang ich den fliegenden Wolken und den liſpelnden Bäumen die Gefühle meines Herzens. Statt im Turnier und Schimpfſpiele nach dem Ehrenpreis zu ringen, oder auf blutgetünchtem Schlachtfelde meine Brüder zu morden, träumte ich von einem ſchöneren Siege, den nur die ſüße Gewalt der Töne erringt, und von einem ewigen Frieden im Reiche der Harmonie. — Da kam die Kunde von der erhabenen Jungfrau auf dem Lurley zu meinen Ohren, wie ſie mit der Allmacht ihres Geſanges die Herzen Aller, die ihn hören, mit brünſtigem Verlangen nach der ewig unvergänglichen Muſika dermaßen erfülle, daß ſie freiwillig Alles, ja ſelbſt ihr Leben freudig hingeben für den Preis, ſich nur einmal an den zauberiſchen Klängen dieſer himmliſchen Maid erfreut zu haben; und eine namenloſe Sehnſucht erfüllte meine Bruſt, es ward mir offenbar, daß ſie allein das Urbild aller meiner Träume, der Inbegriff meiner Wünſche und der Gipfelſchwung aller Hoffnungen ſei. Ich wand mich aus den

bedingt Folge zu leiſten, wollte er auch diesmal ſein Vorhaben aufgeben; allein er fühlte ſich zu ſchwach, den ſchweren Kampf der Pflicht mit ſeiner Leidenſchaft zu beſtehen. Mit thränenfeuchten Augen ergriff er die Harfe, und wie er die Töne mit zagendem Finger anſchlug, ſo klangen ſie in ſeiner Seele nach, und voller wurden die Akkorde und ergreifender immer, die ganze Fülle ſeines Gemüthes entfaltete ſich nach und nach in wunderbaren Melodien, welche harmoniſch vereint, wie ein goldener Strom den bebenden Saiten entquollen. Schmerzvoll haftete ſein Blick an dem klingenden Inſtrumente und Thränen rannen heiß über ſeine Wangen. Vater Goar aber, der ſich von ſeinem Lager erhoben hatte, ſtand ernſten Angeſichtes an der Seite des trauernden Siegbert. Er kannte wohl den Schmerz, der die Bruſt des Jünglings erfüllte, ihm war der Kampf, der in ſeiner Seele wüthete, nicht fremd. War doch das Leben des ehrwürdigen Greiſes eine Kette von Kämpfen und Entbehrungen. Mit inniger Theilnahme blickte er dann ſeinen Liebling an, und legte die zitternde Hand auf ſeine Schulter, gleichſam als wolle er ihn ermuthigen zum unverzagten Streiten gegen ſich ſelbſt. Da entſank die Harfe Siegberts bebenden Händen; laut ſchluchzend warf er ſich in die Arme des Eremiten. »Vater Goar,« rief er, »verzeihe deinem ſchwachen Sohne, wenn er im Kampfe unterliegt! — Ich muß ſie ſchauen, die mein Herz mit unwiderſtehlichem Verlangen erfüllt; ich muß meine Seele an den himmliſchen Tönen der Geweihten erquicken und ſollte ich darüber ſelbſt zu Grunde gehen!« —

Mit Schmerz und Trauer erfüllten dieſe Worte das Herz des väterlichen Greiſes, und ſein Blick richtete ſich unwillkürlich nach oben, als ob er ſich von dort Rath und Hilfe erflehte. — Da ſchien mit einem Male wie ein Strahl vom Himmel ein Gedanke die Seele des Eremiten zu durchzucken, ſeine trübe Miene erheiterte ſich, und im

Glanze der Verklärung leuchtete ſein ehrwürdiges Antlitz. Mit hocherhobenen Händen betete er mit ſtarker Stimme: »Dank Dir, allgütiger Beherrſcher der Welten, der Du aus dem unverſiegbaren Borne Deiner Gnade einen Tropfen in die Seele Deines unwürdigen Dieners träufelſt, damit ſein Herz erquickt werde von dem himmliſchen Thaue, und die geſunkene Kraft ſeines Willens wieder neugeſtärkt das vollbringen könne, was Du in Deinem unerforſchlichen Rathſchluſſe ihm auferlegt!" — Und die Hand des Jünglings ergriff der verklärte Seher und drückte ſie an ſein Herz. »Siegbert!" ſprach er dann, und ſeine Stimme war die der feſten Zuverſicht, »Siegbert, du wirſt morgenden Tages zum Lurley fahren, du wirſt die Jungfrau ſchauen und ihre Zaubertöne vernehmen! — Der Herr wird mit dir ſein!" — Mit dieſen Worten verließ der Einſiedler den erſtaunten Jüngling, der in Freude und Luſt aufgelöſt auf's Lager hinſank, wo ihm die Ermattung bald das müde Auge zudrückte und der Schlummer ihn in ſeinen Armen wiegte. In entzückenden Träumen umgaukelten ſüße Bilder die Seele des jugendlichen Schläfers.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als Siegbert erwachte. Schnell ſprang er von ſeinem Lager auf, und ſtarrte hinaus in die Gegend, die, erleuchtet von der Helle des Tages, ein Bild des Friedens darbot und die Schreckniſſe der vergangenen Nacht kaum ahnen ließ. Die Ereigniſſe von geſtern würden ihm nur ein Traum geſchienen haben, wenn nicht die Klauſe, die ihn umgab, und die Harfe, welche noch am Boden lag, wie ſie geſtern im tiefen Schmerze aus ſeinen Händen geſunken, ihn von der Wirklichkeit des Erlebten überzeugt hätten. Jetzt war er ſich Alles bewußt, und die Hoffnung, den heißeſten Wunſch ſeiner Seele ſo nahe der Erfüllung zu ſehen, bewegte ſein Herz mit

unendlicher Freude, die Bruſt drohte ihm vor Wonne zu zerſpringen, ihm ward die kleine Stube zu eng, die niedere Decke lag wie ein Alp auf ihm, und die ſchmalen Wände wollten ihn ſchier erdrücken. Er trat hinaus ins Freie. Vater Goar lag auf einem Felſen, der unfern der Hütte ſich erhob, mit gefalteten Händen kniend im inbrünſtigen Gebete. Heiße Bitten entſtrömten ſeinen Lippen und ſtiegen vom ſanften Weſt getragen, hinan zu dem Throne des ewigen Vaters. Siegbert ſtand mit verſchränkten Armen an die Hütte gelehnt, und ſchaute tief ergriffen auf den betenden Greis, der in der hellen Beleuchtung der Sonne wie ein Heiliger von einem ſtrahlenden Nimbus umgeben war. Der Jüngling wußte, daß der gute Vater für ſein Wohl zum Himmel flehte, und in ſeiner Seele tauchte der fromme Wunſch auf, ſeine Bitten mit denen des betenden Klausners zu vereinen. Stumm faltete er ſeine Hände über die Bruſt, aus der in dieſem Augenblicke jeder fremde Wunſch gewichen war, und ſeine Gedanken flogen — himmelwärts.

Mit ungetrübter Miene und freundlichem Lächeln kam der Einſiedler, der mittlerweile vom Felſen herabgeſtiegen war, auf den Jüngling zu und drückte ihm zum Willkommen die Hand: »Sei mir gegrüßt, mein Siegbert!« ſprach er im liebevollen Tone. »Ich habe mit Gott geſprochen, er hat mein inbrünſtiges Flehen erhört und wird dich geleiten auf deiner gefahrvollen Fahrt nach dem Lurley, damit du nicht zu Grunde gehest, im Kampfe mit der Leidenſchaft, ſondern geläutert aus ihm hervortrittſt ins Leben, ein neuer, ein — beſſerer Menſch. Er will dir einen Schützer mitgeben, der dein Wohl im Auge hält, wenn du im Taumel eitler Sinnenluſt es leichtſinnig von dir wirfſt, einen treuen Freund, der taub für die Stimme der Leidenſchaft und blind für ihre lockenden Reize, dich ſorgſam bewacht, und nimmer dich verläßt, bis frei und gerettet an ſeinem Buſen

du liegſt. — Der Vater im Himmel hat dein ſtummes Gebet erhört, er hat in dein Herz geſehen, das von dem frommen Wunſche für Recht und Tugend erglüht. Vertraue feſt auf ihn, mein Sohn, er wird mit ſtarker Hand dich halten, damit du nicht verſinkeſt in den Abgrund des Verderbens."

„Vater Gear!" entgegnete der Jüngling nach längerem Schweigen, während welchem er ſich in äußerſter Anſtrengung einen Entſchluß abzuringen ſuchte, der mit ſeinem Wünſchen und Sehnen nicht im Einklange ſtand, mit ſchmerzlicher Reſignation: „Vater Gear, ich ziehe nicht zum Wunderfelſen, ich will ſie nicht hören, die zauberiſche Maid, will verzichten auf alle Wonnen, die mir ihr Geſang bereitet hätte, wenn auch mein Herz darüber brechen ſollte! — Ich will ſtark ſein, mein Vater! — Den Bogen will ich wieder aufnehmen und jagend durch die Wälder ziehen; ich will mich an die Spitze der Kriegsvölker ſtellen, und muthig das Schwert für Thron und Reich führen; bei der Tafelrunde den mächtigen Pokal leeren, und — nimmer träumen. Meine Harfe — ich will ſie von mir legen, und den ſchönen Traum verſenken in das Meer der Vergeſſenheit."

Seine Stimme wurde immer zitternder, bis er zuletzt den Schmerz, der ihn mächtig ergriffen hatte, nicht mehr bewältigen konnte, und ſein Geſicht troſtlos mit beiden Händen bedeckte.

Mit inniger Theilnahme blickte der Klausner auf den geliebten Pflegeſohn, und die Worte frommer Selbſtverläugnung rührten tief das Herz des väterlichen Freundes. „Nein, mein Sohn!" ſprach er im herzlichen Tone, „du darfſt nicht bleiben, jetzt noch nicht, mein Siegbert! Dein Entſchluß iſt eine ſchwache Pflanze, emporgeſchoſſen im Augenblicke der Rührung deines ſanften Gemüthes, ſie iſt nicht erſtarkt an dem Lichte der Ueberzeugung, ſondern

großgezogen von der trügeriſchen Selbſttäuſchung und mit den bitteren Thränen ſchmerzlicher Entſagung begoſſen, trägt ſie die herbe Frucht einer ſpäten, aber bitteren Reue in ihrem Blütenkelche verborgen. Nicht mit trauernder Seele ſollſt du den Pfad wandeln, den dir der Herr gewieſen, — frohen Sinnes und mit freudigem Herzen mußt du entſagen können, und dann erſt muthig in ſelbſtbewußter Kraft die Bahn betreten. Jedoch um dies zu können, lerne die Gefahr erſt kennen, und überzeuge dich, daß das geträumte Glück kein *wahrhaftes* geweſen. — Wenn die Sonne hinter jenem Felſengipfel ſich verbirgt, und der erſte Stern vom Himmel niederglänzt, dann iſt es Zeit, daß du den Nachen beſteigſt und dem Lurley zuſteuerſt. Jetzt aber folge mir in die Hütte, mein Sohn, und laß uns von der Hilfe Gottes und der Zukunft getroſt das Beſte erwarten."

Halb träumend folgte der Jüngling dem Klausner, der ſeine Hand gefaßt hatte, und ihn mit freundlichem Drängen fortzog.

Der ſtille Abend war herabgeſenkt auf die Gegend und das Halbdunkel der Dämmerung umhüllte Wald und Flur; nur die Spitzen der Felſen glühten noch im hellen Schimmer, mit den Strahlen der untergehenden Sonne übergüldet. Kein Lüftchen durchzog den ſtillen Aether, der Geſang der Vögel war verſtummt, und die ſummenden Käfer ſaßen ſchon ruhig im Graſe. Eine heilige Stille ſchien dieſen Ort zum Aufenthalte gewählt zu haben. Der mächtige Rheinſtrom lag regungslos wie die geſättigte Rieſenſchlange da, und die zeitweiſe an die Ufer ſich geräuſchlos hineindrängenden Wellen ſchienen die Athemzüge des ſanftſchlummernden Flußgottes zu ſein. Niemand hätte wohl bei dem Anblicke des anſcheinend trugloſen Gewäſſers

gahnt, daß seine tiefe Wöne ein Leichentuch über so manches frische Leben gezogen, welches der trügerische Strom verderbend in die Tiefe des Abgrundes hinabgerissen. Wie ein freundliches Kinderauge blickte der Abendstern auf die Fläche des Stromes herab, der das sanfte Himmelslicht in hundert Spiegelbildern wiedergab. Endlich war die Sonne hinabgesunken, und die rothe Glut der Felsenspitzen allmälig verglommen. Ein leiser Abendwind kräuselte die Wasserfläche und bewegte die Blätter der Bäume, welche flisternd am Ufer standen. Ferne Ruderschläge wurden hörbar, und wie sie näher kamen, erwachten die Wellen und tanzten als eilige Boten dem Fahrzeuge voran. Bald erschien ein Nachen in der Mitte des Stromes; zwei Schiffer trieben das Schifflein in hastiger Eile über den glatten Spiegel des Flusses. Ein Mann, sein Gesicht halb in einen Mantel gehüllt, befand sich am Vordertheile des Fahrzeuges. Vor ihm lag auf einem Brete eine Harfe, er selbst aber stand mit verschränkten Armen und sah träumend hinaus bald in die Wellen des Rheins, bald auf die im Abenddunkel halb verhüllten Felsen, die den Strom begrenzen. In einiger Entfernung folgt diesem ein zweites Fahrzeug, nur von einem Ruderer langsam und geräuschlos fortgeschoben. In der Mitte desselben kniet die Gestalt eines Greises, die Hände gefaltet, betend die Augen zum Himmel emporgehoben.

Die früher freundliche Gegend verdüstert sich allmälig, schroffe, kahle Felsen drängen sich an die Ufer, und wachsen zu riesigen Steinwänden an, welche den Fluß immer mehr verengen. Die Wellen schlagen zornentbrannt an die mächtigen Beschränker ihrer Freiheit, wild grollend windet sich der gewaltige Fluß in den steinernen Fesseln und bedeckt in ohnmächtiger Wuth sein blaugrünes Gewand mit weißem Schaum. Vor den Augen der Schiffer, die mit angestrengter Kraft den sich thürmenden Wogen

entgegenarbeiten, erhebt ſich plötzlich, wie durch einen Zauber hervorgerufen, in der Mitte des Stromes ein gewaltiger Fels. Ob auch die ganze Gegend rings umher in den düſteren Mantel der Dämmerung gehüllt iſt, ſo erglänzt doch ſein Gipfel wie von einem zauberiſchen Lichte erhellt. Auf der höchſten Spitze desſelben aber ſitzt eine Jungfrau mit verklärtem Antlitze, in überirdiſcher Schönheit. Eine Leier liegt an ihrer Seite, ſie ſelbſt aber ſchmückt die üppige Lockenfülle ihres Hauptes, die wie ſtrahlende Lichtſtröme über Hals und Nacken fließen, mit einem Kranze friſch gepflückter Blumen. Ewiger Friede thront auf ihrer hohen Stirne. Ihre Wangen beſchämen den Farbenſchmelz der Roſen, die in ihren Seidenlocken ſich verbergen, und ein ſüßes Lächeln ſpielt um die purpurfarbenen Lippen, die von ſüßen Klängen überſtrömen. Zur lebloſen Statue erſtarrt, ſchaut der Mann im Nachen zu der verklärten Jungfrau hinan. Begierig lauſcht ſein Ohr dem himmliſchen Geſange, der in wunderbaren Klängen vom Felſen niederhallt. Die Zufriedenheit mit all' ihren Wonnen iſt in ſein Herz eingezogen. Sein ganzes Weſen wird von einem namenloſen Entzücken erfüllt, ſeine Seele hat ſich frei und entbunden aller irdiſchen Mühſale aufgeſchwungen zu den lichten Höhen in das Reich der Töne, die Gefühle, die noch unerkannt ſeiner Bruſt innewohnten, ſind ihm jetzt klar und verſtändlich, die Ahnungen ſeines Herzens zur Wirklichkeit geworden, ſein Sehnen iſt erfüllt, ſein Geiſt aber durchzieht die weiten Räume des unendlichen All im leichten Aetherfluge.

Doch je länger er nach der zauberhaften Sängerin hinſtarrt, deſto mehr wächſt ſein Verlangen, ihr Antlitz zu ſchauen, ihrem Geſang zu lauſchen. Die Zufriedenheit, die anfangs ſo ganz ſein Herz erfüllte, mindert ſich zuſehends, bis ſie endlich, allmälig verſchwindend, einer unbezähmbaren Begierde nach dem Beſitze des reizenden Weibes Platz

macht, die eine Giftpflanze bald üppig anwuchert und sich in alle Fibern verzweigt, bis zuletzt die wilde Flamme der Begehrlichkeit unheilbringend über ihn zusammenschlägt. Mit rauhem Ungestüm treibt er die Fischer an, ungesäumt nach jenem Fels zu steuern, er selbst aber breitet mit glühendem Verlangen die Arme nach der Jungfrau aus. Ihr Gesang, der früher, eine Hymne des Friedens, beseligend in sein Herz einzog, wird nun in seinem Ohre, das die Leidenschaft bethört, zum liebetollen Freudenliede, das ihn mit verführerischen Sirenentönen an sich lockt. Wie die stürmischen Wogen dräuend das Schifflein umbrausen, daß es ungeachtet der angestrengten Kraft der Schiffer sich nicht Bahn brechen kann, so kämpft das Gefühl des Besseren bereits mit geschwächter Kraft in der Seele des von Zauberneßen wilder Lust umstrickten Jünglings. Noch einmal treibt er die Schiffer zur rastlosen Thätigkeit an, noch einmal ringt er die Hände nach der zauberischen Maid, da wälzen sich die Wogen wie riesige Ungeheuer dem schwachen Fahrzeuge entgegen und drohen es zu verschlingen, wenn es noch weiter vordringen wollte. Die Brandung schäumt, die Wellen zerstäuben, daß der Gischt bis zum Himmel emporspritzt, und der Sturm heult schaurig aus dem klaffenden Wasserschlunde empor. Jetzt befällt Wahnwitz die Seele des Mannes an der Spitze des schwankenden Nachens, als er sieht, daß die Ruder den todtmüden Händen der Schiffer entsinken, das Schiff aber wie von Zauberhänden zurückgehalten wird. Den Mantel wirft er von sich, die Harfe schleudert er in die tobende Flut, er selbst aber stürzt sich, die Hände emporgehoben, den sehnsüchtigen Blick nach der Jungfrau auf dem Lurley gerichtet, mitten in das Geheul der furchtbaren Charybde.

Gleichsam als wären durch dieses Opfer die empörten Wasser zufriedengestellt, zertheilen sich die aufgethürmten Wogen, die Wellen ebnen sich allmälig, der heulende Sturm

aber iſt verſtummt, nur von der Spitze des Felſens tönt noch der wunderbare Geſang der Jungfrau fort, ſanft und lieblich wie früher, und die melodiſchen Klänge werden auf den ſanften Schwingen des Abendwindes fortgetragen, bis ſie endlich in ein leiſes Geiſtergeflüſter verſchwimmen.

Majeſtätiſch ſteigt der Mond am Himmel herauf und beleuchtet mit ſeinem bleichen Scheine die Gegend. Die Felſenſpitzen, von ſeinem Lichte umfloſſen, ragen wie gigantiſche Grabſteine in die Nacht hinaus und die verſilberten Blätter der Bäume zittern vom Winde bewegt. Die Spiegelfläche des Fluſſes aber durchzieht ein kleiner Nachen; ruhig und ernſt wie der ſchiffende Schwan gleitet er über die kreiſelnden Wellen dahin. In demſelben kniet die Geſtalt eines Greiſes, hingebogen über den Körper eines wie es ſcheint leblos daliegenden Jünglings.

In der Mitte ſeiner Getreuen ſaß König Dagobert. Tiefer Kummer hatte ſeine Miene verdüſtert und in den ſchmerzlichen Zuckungen ſeines Antlitzes ward ein ſchwerer Kampf ſichtbar. Die zitternde Rechte des Greiſes hielt den Griff ſeines Schwertes krampfhaft umfaßt, während ſeine Linke in den wirren Locken ſeines grauen Haupthaares wühlte, ſeine Augen aber rollten wild im Kreiſe umher, und hafteten endlich auf einem Manne im ſchlichten Fiſchergewande, der vor dem Könige ſtand und einen mit koſtbarem Pelzwerk verbrämten Mantel über den Arm trug. »Dieſer Mantel,« ſprach Dagobert, indem er das drückende Schweigen brach, das Unheil brütend über der ganzen Verſammlung lag; allein an dem Ton ſeiner Stimme war zu erkennen, mit welch' großem Kräfteaufwand er dieſe Worte aus der bekümmerten Bruſt hervorpreßte: »Dieſer Mantel alſo iſt das einzige Andenken, das du mir zurückbringſt von meinem Sohne Siegbert?« —

»Ja, Herr!« antwortete der Fiſcher, »ſo iſt's. Als wir auf den Befehl Eures Sohnes unſere letzten Kräfte nutzlos verſchwendeten, um das Schifflein gegen den Lurley zu treiben, von wo aus die verwünſchte Zauberin durch ihr Singen den Prinzen an ſich gelockt; der Nachen aber, von böſen Geiſtern feſt gebannt, nicht von der Stelle wich, und wir die Ruder aus den müden Händen ſinken ließen, da warf Euer Sohn ſchnell den Mantel weg, und ſtürzte ſich, die Hände nach der böſen Fey noch ausſtreckend, mitten hinein in die toſenden Wellen, welche ſchäumend über ihn zuſammenſchlugen und ihn hinabriſſen in ihren ſchwarzen Schlund. Unſer Fahrzeug aber wurde von der Strömung ergriffen und flog pfeilſchnell fort von dem Orte des Schreckens.«

»Siegbert!« rief der König nach einer langen Pauſe, in der ſich die Beſtürzung über das ſo eben Gehörte in den Mienen und Geberden der herumſtehenden Ritter offenbarte. »Siegbert, warum haſt du mir dies gethan!« — Sein Haupt ſank nach dieſem ſchmerzlichen Ausrufe bitteren Vorwurfes wie die geknickte Blume kraftlos auf die Bruſt herab.

Ein undeutliches Gemurmel, wie ſich's im Meere beim nahen Sturme erhebt, durchlief die Schar der Vaſallen, das immer mehr um ſich griff, bis zuletzt ein Ritter mit wilder, kriegeriſcher Miene und benarbtem Antlitze aus ihren Reihen heraustrat, und ſich mit kühn emporgeworfenem Haupte vor Dagobert hinſtellte. »Du darfſt nicht dulden, König,« ſprach er, »die Schmach, welche dieſe böſe Zauberin deinem Hauſe angethan. Nicht genug, daß ſie bereits ſchon ſo viele deiner Getreuen durch ihren verführeriſchen Geſang verlockte, ſo hat ſie nun gar gewagt, dein eignes Blut, deinen geliebten Sohn Siegbert, die Hoffnung des Landes, die einſtige Stütze des Reiches, mit ihren Zauberkünſten zu beſtricken und ihn zu verderben. Dreifacher Fluch deshalb über ihr ſündiges Haupt! Deine getreuen Vaſallen haben mich ausgewählt, dieſe Schmach zu rächen, und die

Unholdin der gerechten Strafe auszuliefern, weil ſie glauben, daß mein Muth in Schlachten wohl erprobt, mein Herz aber gepanzert ſei gegen die ſüßen Schmeicheltöne der ſchönen Fey. Und beim Himmel, ſie ſollen das Rächeramt keinem Feigling anvertraut haben! — Im wüſten Kriegsgetümmel auferzogen, iſt der wilde Schlachtruf meinem Ohr die ſchönſte Muſik, und von jeher habe ich das ſüßliche Geleier der Minneſänger gehaßt und ihr Treiben ſchien mir des ſtarken Mannes unwürdig. Nie hat ein Weib dies Herz bezwungen, das, gepanzert gegen die verführeriſchen Reize, nur für Kriegsruhm und Siegespreis ſchlägt! — Erlaube mir daher, o König! daß ich ausziehe, um die Unbild zu rächen, welche dir und uns, deinen getreuen Vaſallen, in deinem Sohne angethan wurde. Dieſes Schwert, durch den Segen eines heiligen Mannes geweiht, ſoll mich ſchützen vor böſem Zauber, und mir den Weg bahnen zu dem Herzen der Unholdin!» — Alſo ſprechend riß er das Schwert aus der Scheide und ſchwang es kräftig über ſeinem Haupte.

Der König aber erhob bei der beherzten Rede des männlichen Ritters ſein Haupt und blickte wohlgefällig auf die kräftige Geſtalt des Mannes, der ſich zum Rächer des geliebten Sohnes anbot. Und wie der rauhe Kriegsmann mit der Betheuerung ſchloß, dieſe Unbild abzuwaſchen in dem Blute der Verführerin, da flammte ſein Auge vor wilder Rachelust, und der Schmerz, der das Herz des kinderloſen Vaters zu zerfleiſchen drohte, bahnte ſich ſchnell einen Ausweg in dem Gefühle blutiger Vergeltung.

»Ziehe hin!» rief er dem Ritter zu, und ſeine Stimme ward wieder ſtark, ſeine Bruſt erhob ſich unter der drückenden Laſt des Leides, das ihn niederbeugte. »Und bringſt du mir die Zauberin, die meinen Siegbert ins Verderben gelockt, lebend oder todt, ſo will ich dich belohnen wie ein König. Dies und der Dank eines verwaiſten Vaters,

deſſen einziger Troſt noch in dem Gedanken liegt, den Tod ſeines geliebten Sohnes gerächt zu wiſſen, mag deinen Muth im Kampfe ſtählen und dich waffnen gegen die Lockungen der Hölle!" —

Nach dieſen Worten verließ der König die Verſammlung ſeiner Vaſallen. Der Ritter aber machte ſich mit ſeinen Knechten ungeſäumt auf, um ſein verpfändetes Wort zu löſen.

Bald hatte die rüſtige Schar, ihren Führer an der Spitze, die Schiffe beſtiegen und war ungefährdet im Angeſichte des Zauberfelſens angelangt. Oben auf der höchſten Spitze des Lurley ſaß die Jungfrau mit verklärtem Angeſichte, in überirdiſcher Schönheit prangend. Und wie damals, als Siegbert ihrem himmliſchen Geſange lauſchte, ſo ſingt ſie auch heute, und eine Schnur von hellglänzenden Perlen ſchlingt ſie ſich um den blendenden Nacken. Kaum aber werden die rohen Krieger der Jungfrau anſichtig, als ſie mit wildem Geſchrei ſie begrüßen und frohlockend die Schwerter in den mordgewandten Fäuſten ſchwingen.

Allein je näher ſie dem Felſen kommen, deſto minder wird ihr wildes Lärmen, und die Blicke, die früher mit wilder Mordluſt die Jungfrau zu verderben drohten, ruhen jetzt bewundernd auf der in zauberiſchen Reizen prangenden Huldgeſtalt. Das Ohr lauſcht begierig den nie gehörten Klängen, die der Bruſt der holden Sängerin entſteigen; ihre Töne dringen tief ergreifend in die Herzen, denen ſonſt jede ſanfte Regung fremd geblieben, und als die Krieger ohne Widerſtand und unbeſchadet von dem Sturm und den Wellen, die den Prinzen Siegbert verſchlungen, mit leichter Mühe an dem Felſen landen, da iſt die Schar blutdürſtiger Schergen zu heimlichen Verehrern der Bardenjungfrau geworden. Schweigend und nur nach gewohnter Weiſe dem Beiſpiele ihres Herrn folgend, ſteigen die Krieger langſam den Felſen hinan. Allein wenn gleich ihr

Führer entſchloſſen voranſchreitet, und äuſſerlich jene ſtolze, unbeugſame Haltung von früher zu erheucheln ſucht, ſo hat doch der Geſang der verfehmten Zauberin in ſeinem Herzen nie gekannte Gefühle erweckt, die er vergebens daraus zu verdrängen ſich bemüht. Umſonſt ſucht er wie Ulyſſes ſein Ohr von den ſchmeichelnden Tönen dieſer nordiſchen Sirene zu bewahren, umſonſt ſtachelt er den ſinkenden Muth auf, ſein ſtarrer Sinn iſt gebrochen; und als er endlich den Felſen erklommen hatte, ſtand er, nun keines Wortes mächtig, vor der Jungfrau, die er zu verderben hierher gekommen war.

»Was führt Euch hierher?« fragte die ſchöne Maid mit unbefangener Miene die bärtigen Kriegergeſtalten, und ihre Stimme klang ſo ſanft, ſo lieblich wie leiſer Flötenton in abendlicher Dämmerung. Als aber ihre Verfolger betroffen ſchwiegen, und ſie vergebens einer Antwort entgegen geharrt, wandte ſie ſich zu dem Ritter, der das ſonſt ſo ſtolze Haupt gebeugt, und die Augen wie von dem Glanze ihrer Schönheit geblendet, niedergeſchlagen hatte: »Du kühner Ritter, dem der rauhe Schall der Kriegstrommete und der wilde Schlachtruf die ſchönſte Muſik, deſſen Herz, gepanzert für jeden ſanften Eindruck, bloß für Kriegsruhm und Siegespreis ſchlägt, was willſt du von mir, die ich blos durch die ſanften Töne des Geſanges das Menſchenherz erfreuen kann; was will der Mann des Krieges von der friedlichen Sängerin?« — Bei dieſen Worten fiel mit Zentnerlaſt die Erfüllung ſeines geleiſteten Verſprechens, ſein verpfändetes Ritterwort auf die Seele des tiefergriffenen Mannes. Er ermannte ſich, und in dem milden Tone, der je ſeiner Bruſt entſtiegen, und den er vergebens zu ſeiner vorigen Rauhheit hinaufzuſtimmen ſich bemühte, entgegnete er der Jungfrau: »Wiſſe, Lore Ley, daß ich gekommen bin, dich dem Könige auszuliefern, weil du ſeinen Sohn Siegbert durch deinen zauberiſchen Geſang bethört und ins Verderben gelockt haſt.«

»Siegbert,« antwortete die Jungfrau mit Würde, »hat seine eigene Leidenschaft bethört. Mein Gesang aber bestrickt nimmer die Sinne, er öffnet die Herzen, damit die edleren Gefühle in sie einziehen, und sie mit reiner Freude und schuldloser Lust erfüllen können. — Doch, was soll ich am Hofe des Königs, und was will Dagobert von mir?« —

Auf diese Frage schwieg der Ritter betroffen; denn der Gedanke, daß die herrliche Jungfrau dort gewisses Verderben erwarte, erfüllte ihn mit Entsetzen und Bangen. Er bebte zurück vor dem Laut des Wortes, das ihr der Schuldlosen, denn daß sie es sei, war er von ganzer Seele überzeugt, den Untergang verkünden sollte.

Nachdem die Jungfrau sich einige Zeit an der Verwirrung des Ritters, die ihren Sieg so unwiderlegbar an den Tag legte, geletzt, begann sie im Tone sanften Vorwurfes, der aber allmälig zu der salbungsvollen Würde einer überirdischen Seherin überging: »Mann, dem der Tod und das Verderben von Tausenden seiner Mitbrüder nimmer das harte Herz zum sanften Mitleid bewegen konnte, warum zitterst du für das Leben einer armen, unbekannten Maid, deren Untergang du selbst vor Kurzem noch mit rachedürstender Seele von dem Könige gefordert? — Was ist's, das deinen rauhen Sinn so wunderbar umgewandelt, dein stolzes Herz so allgewaltig rühren konnte? — Sieh', Mann mit der ehrnen Brust, dies ist die Allgewalt des Gesanges, die du mit frevelndem Munde verläugnen konntest! — Nicht böser Zauber ist's, der die Seele in schmachvolle Banden legt, es ist die Macht der Töne, die in ätherleichten Blumengewinden sich um die Herzen der Sterblichen schlingen, damit sie sich auf der Pilgerfahrt des Lebens, umgeben von Elend und Mühsal, an ihrem Duft und Farbenschmelz erlaben mögen. Allein mit frommen Sinn mußt du ihr vertrauen, denn in dem Herzen, das

die Leidenschaft beherrscht, wird sie zur wilden Lust, die die Seele hinabzieht in den Abgrund des Verderbens! —

»Kehre heim zu den Mannen deines Königs, und sage seinem Sohne Siegbert, den du wohlbehalten in den Armen seines Vaters wiederfinden wirst, daß ich freundlich sein gedenke und ihn umschweben werde, wenn er, ein Sieger über seine Leidenschaft, an der Spitze seines beglückten Volkes stehen wird, das in ihm einen Vater verehrt. — Ich aber scheide trauernd nun von dem geliebten Plätzchen, das so oft meine Gesänge vernommen; und über Deutschlands weite Gauen nehme ich meinen Flug, um dem geliebten Volke die Weisen zu lehren, die es dereinst nach langen Jahren fest verbinden soll in Liebe und Eintracht. Und Nord und Süd wird eine Sprache haben, verständlich Allen — das deutsche Lied! —

»Dir aber, vaterländischer Strom,« sprach sie, indem sie das Perlenband von ihrem blendenden Nacken löf'te und die hellglänzenden Perlen langsam in den Fluß gleiten ließ, »dir will ich ein Andenken an Lore Ley zurücklassen. An deinen segensreichen Ufern werden die Sänger des Volkes wandeln, und jede Perle, so sie aus deinen Fluten herausfischen, soll zum Liede werden, an dem sich das deutsche Vaterland erfreuen wird!« — Nachdem sie dies gesprochen, ertönte melodischer Gesang heraus aus den Wellen des Rheins, der Alle, die ihn vernahmen, mit sanfter Wehmuth erfüllte. Die Jungfrau aber war in einem lichten Wölkchen, das langsam am blauen Horizonte hinsegelte — entschwunden.

Lange standen die Krieger in sich selbst versunken, und starrten nach dem Felsen, auf dem die Huldgestalt gesessen, wähnend, ihr Entschwinden sei nur ein Gaukelspiel der Sinne, sie müsse wieder kommen, die ihrem Herzen so theuer geworden. Und als sie lange so in gespannter Erwartung fruchtlos dagestanden, die melodischen Klänge der

Wellen längſt verſtummt waren, und nur der Sturm über ihren Häuptern dahinbrauſ'te: da erwachte der Ritter aus ſeiner dumpfen Erſtarrung und hieß die Knechte den Rückweg antreten. Stumm und trauernd, wie von einem Leichenzuge, kehrten ſie in ihre Schiffe zurück, in ihrem Herzen aber lebte das Bild der entſchwundenen, überirdiſchen Jungfrau fort. Mit ihrem Führer hatte eine große Veränderung Statt gefunden. Der rauhe Krieger war zum Gefühlsmenſchen geworden; ſeine finſtere Miene, in der ſich wechſelweiſe unbeugſame Strenge und tollkühner Muth ausgeſprochen, hatte einem milden Ernſte Platz gemacht, die Augen, die ſonſt mordluſtig hinter buſchichten Brauen hervorflammten, blickten jetzt heiter um ſich, und den Mund, welchen früher ein ſchadenfroher Zug verunſtaltete, umſpielte nun ein frohes, zufriedenes Lächeln. Sehnſüchtigen Blickes ſchaut er nach dem allmälig entſchwindenden Lurley zurück, der ſo lange der Aufenthalt der ſchönen Fey geweſen, allein die Erinnerung an ſie und an die Zeit ſeiner Erkenntniß haftet ein bleibendes Denkmal in ſeiner Seele.

Daheim angelangt, fanden die Ausgeſandten, wie die Jungfrau verheißen, den bereits todtgeglaubten Siegbert in den Armen ſeines jubelnden Vaters; an ſeiner Seite aber ſtand der fromme Vater Goar. Als der Ritter von ſeiner ereigniſsvollen Fahrt dem Könige berichtet, und Siegbert getreulich die Botſchaft der ſcheidenden Jungfrau hinterbracht hatte, da blickte der Letztere dankend zum Himmel empor, drückte die Hände ſeines greiſen Lehrers an ſein Herz und ſprach mit frommer Begeiſterung: »Schenke mir, o Herr! die Kraft, damit ich die Weiſſagung der frommen Jungfrau erfüllen könne!« —

»Amen!« rief der heilige Klausner und legte die Hände ſegnend auf das Haupt des geliebten Pfleglings.

So weit die Sage, welche ich mit weniger Veränderung genau so wieder gab, wie ich sie vernommen habe. In wiefern Siegbert, nachmals der Zweite dieses Namens der Könige von Austrasien, dem frommen Wunsche seines Lehrers nachgekommen, und die Weissagung der Bardenjungfrau erfüllt habe, mag uns die Geschichte, welche seine Thaten aufbehalten, erzählen. Daß er aber ein frommer und gottesfürchtiger Regent, und der damals aufkeimenden christlichen Religion eine starke Stütze gewesen, geht aus dem hervor, daß er, so wie sein frommer Lehrer Goar, der Begründer der blühenden Stadt St. Goar am Rhein, später in die Zahl der Heiligen versetzt wurde.

Die Jungfrau am Lurley aber ward seit jenem Tage nimmer gesehen; nur wenn Abends der Schiffer am Felsen vorüberfährt, da tönt es noch jetzt aus den Wellen wie leiser Sphärengesang, und ein wunderbares Echo hallt von den steilen Felswänden dem Wanderer zurück, wenn er in der Mitte des Stromes an dem Orte, wo Siegbert sich in die schäumenden Wogen gestürzt, an den Lurley hinaufruft.

So manche Perle von dem Bande, das die Jungfrau in die Fluten warf, wurde von kunstgeweihten Sängern schon aus dem vaterländischen Strome herausgeholt, an der sich das deutsche Volk erfreute. Möge sich auch bald, um die Prophezeiung Lore Ley's ganz zu erfüllen, das deutsche Lied in Süd und Nord des deutschen Vaterlandes jener allgemeinen Anerkennung und Verbreitung erfreuen! —

Abendlied

von

Ernſt Freih. v. Feuchterſleben.

Des Lebens Morgenröthe
Wie golden ging ſie auf!
Der Hoffnung holde Blüte
Beflügelte den Lauf.
Aber ach, ſo manche Sterne
Sah'n wir allgemach verglüh'n, —
Und ſie ſchwanden in die Ferne
Still — unwiederbringlich hin.

Der holde Stern der Liebe,
Der Eine nur, — er ſtand;
O daß er bliebe! bliebe! —
Wir riefen's — und er ſchwand.
Schmerz und Sehnſucht ſind vergebens,
Nimmer kehrt er mir zurück
Jener Silberblick des Lebens, —
Und doch preiſ' ich mein Geſchick.

Dies Herz, das einſt geſcheitert
Durch Einer Woge Schwall,
Faßt nun, vom Schmerz erweitert,
Das unermeſſ'ne All:
Mich begrüßen neue Sterne, —
Und die traute Abendruh',
Flüſtert mir aus blauer Ferne
Ihren ſtillen Segen zu.

Gedichte

von

Vincenz Zuoner.

1.

Malers Liebchen.

Ihre reigende Geſtalt
Hab' ich ſchlafend mir gemalt,
Und die Züge lieb und mild
Legt' ich treu in's zarte Bild.

Prüfend ſprach ein Kenner zwar:
»Schade doch um's Augenpaar!
Mit des Blickes holdem Schein
Möcht' das Bild noch ſchöner ſein.«

Schöner wär's, das geb' ich zu,
Doch das Malen fordert Ruh',
Und um Ruhe wär's geſchehn,
Wenn ich ihr in's Aug' geſehn.

Darum hab' ich die Geſtalt
Lieber ſchlafend mir gemalt,
Treffen konnt' ich ihr Geſicht,
Aber ihre Augen nicht.

2.

Im trüben Wetter.

Das Wetter war ſo kalt und naß,
Als ich bei ihr im Wagen ſaß;
Doch, ſonderbar! an ihrem Arm,
Da blieb es immer ſchön und warm.

Ein zarter Druck von ihrer Hand,
Der machte, daß die Kälte schwand,
Und war der Nebel noch so feucht,
Ihn hat des Kusses Hauch verscheucht.

Und hat der Wolken graue Nacht
Den Himmel noch so trüb' gemacht,
Ich blickt' ihr nur in's Aug' hinein,
Da war es immer Sonnenschein.

2.

Das Echo.

Ein Mädchen weint im Waldesgrund,
Und ruft durch's Dämmerlicht:
»Mein armes Herz, von Liebe wund,
Genießt's auf Erden nicht?« —
Und's Echo spricht:
— »Auf Erden nicht!«

»So hätt' ich denn umsonst gebeten,
Gelitten und gewagt?
Mein nasses Auge hätt' so oft
Den Schmerz umsonst geklagt?« —
Und's Echo sagt:
— »Umsonst geklagt!«

»Ich hätt' umsonst hinaufgeblickt,
Woher der Trost uns strahlt?
Und dieses Herz, vom Leid' gedrückt,
Genießt nur, wenn es kalt?« —
Und's Echo schallt:
— »Nur wenn es kalt!«

»Wohlan! So klag' ich meinen Schmerz
Allein der Waldesluft!
Und heilt mir nichts das kranke Herz,
So heilt's die kühle Gruft!« —
Und's Echo ruft:
— »Die kühle Gruft!«

4.

Den fernen Lieben.

Wenn die Sonne ſanft und milde
Niedergeht im Abendreich,
Streu' ich manchmal durch's Gefilde
Und ich denke dann an Euch.

Nach der Gegend blick' ich drüben,
Wo die blauen Berge heb'n,
Um die Heimat meiner Lieben
In der Ferne zu erſeh'n.

Um die Wünſche zu beſtellen,
Die die Seele mir durchglüh'n,
Streu' ich Blumen in die Wellen,
Die zu Euch hinüberzieh'n.

Durch die Lüfte ſend' ich Grüße,
Die der Sehnſucht Boten ſind,
Und der Liebe heiße Küſſe
Geb' ich auf dem Abendwind.

Aber unerwidert blieben
Gruß und Kuß noch jederzeit,
Und mich hat von meinen Lieben
Eine Antwort nie erfreut.

Darum muß ich, zweifelnd, fragen:
Ward Euch wohl mein Gruß beſtellt?
Hat die Luft ihn hingetragen?
Hat der Bach von mir erzählt?

Hat mit meinen heißen Küſſen
Euch erreicht der Abendwind?
Ach, wie gerne möcht' ich wiſſen,
Ob ſie treue Boten ſind! —

Welteinklang

von

Ferdinand Sauter.

Der Schöpfung ſonnenhelle Sphären
Durchdringt die Harmonie,
Im Meergewog', in Thauestähren
Gleich herrlich waltet ſie.

Sie ſtürmt im Toſen der Orkane
Und löſ't ſich auf in Schaum,
Sie ſchwingt des Schattens Dämmerfahne
Um manchen Blumenraum.

Sie rauſcht in dunklen Eichenblättern
Durchſtrömt vom Abendwind,
Der Sterne gold'ne Räthſellettern
Ihr offenkundig ſind.

Sie zieht in dichten Kranichzügen
Lenzſuchend über's Meer,
Sie läßt ſich auf und nieder wiegen,
Ein wirbelnd Mückenheer.

Sie tränkt im warmen Sommerregen
Den durſt'gen Wieſenplan,
Die Quellen rauſchen ihr entgegen,
Sie iſt ihr Ocean.

In Klüften ſchimmern Erzgeſteine,
In Höhen Wolfengeiſt,
Ihr bringt die ganze Weltgemeine
Den unbewußten Sold.

Und ich, ich könnte fühllos ſchauen
Die Weltenharmonie,
Und ſänke nicht mit Wonnegrauen
Stillbetend in das Knie? —

Ich fühlte nicht im warmen Buſen,
Was Welt und Himmel eint,
Mir hätte zaubernd gleich Medusen
Natur das Herz verſteint? —

O nein, ich möchte weinend beten,
Und vor das Angeſicht
Des Schöpfers liebeathmend treten,
Doch ſagen kann ich's nicht.

Nur fühlen kann ich, wie die Güte,
Geſpendet ſonder Kniff,
Der Menſchheit höchſte Kronenblüte,
Des Daſeins Segen iſt.

Dieſelbe Güte, die als Sonne
Erſtarrte Fluren wärmt,
Und jubelt zu des Glückes Wonne,
Und mit dem Leid ſich härmt.

Doch ſoll ich eitle Rede ſammeln? —
Das Wort iſt kalt, iſt todt.
Ich will die Welt im Auge ſammeln,
Im tiefſten Herzen — Gott!

Der Kalkant.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem XVII. Jahrhunderte

von

Franz Ritter von Senfried.

1.

Es war ein trüber, froſtiger, nebelumflorter Oktoberabend des Jahres 1662, als ein fremder Wanderer, den die zum Nachmittags-Gottesdienſte offenſtehenden Pforten des koloſſalen St. Pauls-Domes in London gleichſam mit unſichtbarer Gewalt hineingezogen hatten, nunmehr wie in Selbſtvergeſſenheit verſunken, an eine einſame Säule gelehnt, den majeſtätiſchen, die immenſen Rieſenhallen durchdröhnenden Orgelklängen lauſchend, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuhorchte. Fortuna mochte ihn wohl keineswegs freundlich angelächelt, vielmehr ſchnöde den Rücken zugekehrt haben, — denn, obſchon vielleicht erſt im Lebens-Zenith, deutete doch Alles mit unzweideutigen Merkmalen auf einen ſchweren Kampf mit Noth und Entbehrungen; die gebleichten, eingefallenen Wangen auf drückend laſtenden Kummer und Sorgen, das hohle Auge, die gefurchte Stirne auf gänzliche Hilf- und Rathloſigkeit; und eine armſelige, abgenützte Matroſenjacke reichte kaum hin, die entblößten Glieder auch nur einigermaßen zu bedecken. — Dennoch ſchienen des Arghedrängten Geiſteskräfte durch der allmächtigen Tonkunſt zauberiſche Einwirkung ſichtbarlich zu erſtarken; — gleich beim Eintritt in das Heiligthum hatte ein gläubigfrommer Sinn hin zu des Altars Stufen ihn geleitet; dort, im Staube auf das Antlitz ſich werfend,

ſtieg ſein brünſtiges Gebet empor zu dem Ewigen, der ober den Sternen thront, deſſen Erbarmen und Vatermilde er ſein Seelenheil empfohlen, und Rettung erfleht aus irdiſchem Jammer. — Da träufelte — neubelebend — Hoffnung und Vertrauen lindernden Balſam in ſein wundes Herz, und wie feſtgebannt gab er wonnetrunken ſich hin dem wahlverwandten Impuls der Harmonien. Indeſſen — was unbezweifelt der Augenſchein lehrte — wollte ihm mitunter gar Manches im Vortrage des Orgelſpielers eben nicht ſonderlich behagen; er ſchüttelte bisweilen mißbilligend das Lockenhaupt, ſtampfte faſt ärgerlich leiſe mit dem Fuße, und aus ſeinen Mienen, welche jedenfalls eine nähere Vertrautheit mit dieſer Kunſt errathen ließen, war zu entnehmen, daß dies oder jenes ſchlechterdings nicht ſeinen Erwartungen und Wünſchen entſprach. — Unterdeſſen hatte die andächtige Gemeinde ſich zerſtreut, und bis auf den letzten Mann entfernt, die herabgebrannten Kerzen wurden ausgelöſcht; die polyphoniſchen Akkorde waren verklungen und verſtummt, als den, der Gegenwart entrückten, iſolirten Zuhörer ein ziemlich unſanfter Schlag auf die Schulter aus ſeinem dumpfen Hinbrüten erweckte, begleitet und kommentirt durch die barſchen Worte: »He! holla! Freund! wenn Ihr nicht zwiſchen die vier Kirchenpfähle eingeſchloſſen werden wollt, ſo packt Euch Eurer Wege!“ — Vor dem aufgeſchreckten Träumer ſtand aber ein kleines, unterſetztes, derb gebautes Männlein, eine Blendlaterne in der Hand, und einen gewaltigen Schlüſſelbund an der Seite; ſein ſtrenger, Gehorſam heiſchender Blick ſchien nimmermehr eines Widerſpruches gewärtig zu ſein. Der Angeredete bequemte ſich auch augenblicklich zur Folgeleiſtung, grüßte mit einer lautloſen, beinahe vernehmen, zu ſeiner ſo höchſt dürftigen Außenſeite ſcharf kontraſtirenden Kopfneigung, und ſchritt ungeſäumt hinaus durch die ehernen Flügelthore, an welchen der ſtörriſche Mahner

grollend noch, und für ſich in den Bart murrend, das gewohnte Schließeramt verwaltete. — Nach vorſichtig wiederholter Prüfung, ob Alles in Ordnung und den jeweiligen Nachtdieben ihr verpöntes Handwerk gelegt ſei, ſchlenderte der grämliche Alte im hereingebrochenen Zwielicht gemächlich durch enge Nebenſtraßen fürbaß, in geringer Entfernung gefolgt von dem, einigermaßen verdächtigen Fremden. Solches gewahrend, ermäßigte er nach und nach noch mehr ſeinen Gang, bis der Andere nahe gekommen, und fuhr alsdann rauh ihn an: »Was ſoll das? was wollt und ſucht Ihr, daß Ihr Euch ſo zu ſagen mir aufdringt? Iſt Euer Weg derſelbe, wie der meinige, oder ſeid Ihr vielleicht fremd in unſerer Königsſtadt?« — »Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen,« lautete die Gegenrede; — und, wie nun ein Wort das andere gab, erfuhr Maſter Richers — dies war der Name des Fragers —, daß der Unbekannte aus Frankreich herüber gekommen, noch auf dem Kontinente durch Räuber geplündert, und wunderbar nur bei der Ueberfahrt aus den Händen eines Tuneſer Kapers errettet worden ſei; ſich bis nach London fortgebettelt habe, nunmehr hier angelangt, Arbeit ſuchend, mit Gottes Beiſtand ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen hoffe; in dieſem Augenblick jedoch, ohne Barſchaft, der Verzweiflung preisgegeben, nicht wiſſe, wie er den ungeſtüm mahnenden Hunger ſtillen, noch wo er über Nacht das müde Haupt hinlegen ſolle. — Dieſe im verſtändlichen, doch nach dem Accent die deutſche Abkunft verrathenden Engliſch gegebene Mittheilung ſchien Maſter Richers' Theilnahme und plötzlich einen nicht ganz unerfreulichen Gedanken in ihm zu erwecken. „Das Mährlein,“ ſprach er, wohl etwas freundlicher, aber mit einem ungläubigen ſarkaſtiſchen Schmunzeln, »das Mährlein iſt wahrhaftig nicht übel erfunden, und Euer Ausſehen liefert wenigſtens keinen Gegenbeweis. Indeſſen, — ich mag nicht weiter hineingehen, Eure Noth

hat mein Mitleid erregt, und ich will Euch einen Vorſchlag thun. Alſo — doch, wie heißt Ihr?" — »John," war die Antwort. — »Hört alſo, John! Ihr ſeht in mir eine wichtige, hochanſehnliche Perſon, den Organiſten unſerer Kathedrale, und zugleich Hoforgelſpieler Sr. Majeſtät, Königs Karl II., den Gott beſchützen und erhalten möge! Da iſt mir nun vorige Woche mein Kalkant, der Schuft, davongelaufen, welcher verleumderiſcher Weiſe ſich beſchwerte, daß ich allzuſtrenge ihn gehalten, da ich doch, die gute Stunde ſelbſt, meine Dienſtleute eher zu verhätſcheln, vielmehr gleich leiblichen Kindern zu behandeln und auf den Händen zu tragen pflege. Seid Ihr demnach gewilligt, an des Flüchtlings Stelle bei mir das Bälgetreteramt zu übernehmen, ſo ſoll für Eure Bedürfniſſe, vor Allem für ein beſſeres, minder deſpektirliches Koſtüme geſorgt werden; Ihr erhaltet freie Koſt, Unterſtand, und überdies noch jeden Monat zwei Schillinge im Baaren. — Nun, — wie iſt's? Entſcheidet! Ja oder Nein?" — John glaubte aus den Wolken zu fallen; — ihm öffnete ſich der Himmel im roſigen Lichte. »Allbarmherziger!" — rief jubelnd ſeine Seele, — »Lob, Preis und Dank Dir, der Du Dein Angeſicht nicht abgewendet von dem, der Dein vertraut! Wenn Noth am höchſten, iſt Hilf am nächſten!" — Freudetrunken ſchlug er ein in die dargebotene Rechte, und bedeckte ſie mit glühenden, dem erkenntlichen Herzen entſtrömenden Dankesküſſen. Nicht minder aber vergnügt und zufrieden mit dem abgeſchloſſenen Handel, führte alsbald der königliche Hoforganiſt den neuangeworbenen Kalkanten in ſein nicht mehr fernes Wohnhaus, allwo er vorerſt deſſen Leib mit einem voluminöſen Stück Roſtbeef ſammt ſchäumendem Ale-Krug erquickte, alsdann auf einem Lotterbettlein der Ruhe zu genießen gebot.

Maſter Richers, ſchon ziemlich weit in den Fünfzigen vorgerückt, lebte ſeit Jahren bereits im Witwerſtande;

Polly, sein einziges Töchterchen, der Inbegriff von Lieblichkeit, Anmuth, Seelenreinheit und kindlichfrommer Herzensgüte, stand, obwohl kaum achtzehn Lenze zählend, mit rührigem Eifer und untadelhafter Sorgfalt dem kleinen, ihr ausschließend anvertrauten Haushalt vor, sie war, freilich stets nur hinter dem Rücken des väterlichen Harpagon, der jede christlich milde Gabe strafbare Verschwendung schalt, eine gütige Wohlthäterin der Armuth, — sparte und darbte sich oft vom Eigenen ab, um fremdes Elend zu lindern, und fühlte niemals sich unglücklicher, als wenn sie einen Nothleidenden ohne irgend einer Spende von ihrer Thüre weisen mußte.

Für John blieb es keineswegs ein Geheimniß, daß sein Loos nicht im geringsten zu beneiden sei; daß er aus dem Glückstopf wahrlich keinen Treffer gezogen, ja beinahe vom Regen unter die Traufe gerathen war. Außer seinen Obliegenheiten, als Bälgetreter und Kalkant, eben sowohl in der St. Paulskirche, wie bei Hofe, woselbst damals zu den gewöhnlichen Tafel-Musikinstrumenten nicht minder die Orgel gehörte, mußte er stündlich den erniedrigendsten Arbeiten sich unterwerfen, — Holz spalten, Stuben fegen, Wasser holen, die täglichen Markteinkäufe besorgen, wobei Wohlfeilheit auf's Nachdrücklichste eingeschärft wurde, in der Küche zureichen, Braten wenden, Kleider und Schuhe reinigen, bei der Mahlzeit aufwarten, nach den entferntesten Stadtvierteln botenlaufen, — und für all' dies und noch anderes ward ihm der subtrahirte Speisen-Abhub, aus des Meisters quiescirten Garderobestücken eine möglichst ökonomisch zugestutzte Bekleidung, und als Superplus Scheltworte in Hülle und Fülle. Von den verheißenen zwei Schillingen monatlich bekam er jedoch nicht einen einzigen jemals zu Gesichte; selbe wurden, da er ohnehin keiner Extra-Auslagen bedürfe, nach des Herrn Versicherung als Nothpfennig zurückgelegt, und unter sichern

Beſchluß deponirt. — Was nun aber des armen Kalkanten Stellung faſt bis zum Unerträglichen verleidete, war Richers, aufgeblaſener Pfauenſtolz, ſeine ſtupide Ignoranz, und jener anmaßende Eigendünkel, mit welchem er ſich ſelbſt über alle lebenden Kunſtgenoſſen erhob, und der auch nicht den geringſten Anſchein irgend einer Verletzung geduldet haben würde. Wohl fühlte John, wie unendlich weit er ſeinem Brotherrn, deſſen Geſammtwiſſen blos nur auf praktiſche Uebung ſich beſchränkte, ſonderlich in harmoniſchen Kenntniſſen, wie an Phantaſie und Ideen-Reichthum überlegen ſei, und was ihn gerade eben am ſchmerzlichſten berührte, beſtand darin, daß er es gar nicht einmal merken oder errathen laſſen durfte, wie auch er ſchlechterdings kein Fremdling in der Tonkunſt, und allerdings befähigt wäre, ſeines Gebieters mitunter ſehr arge Verſtöße und auffallende Mißgriffe nicht allein nur ernſtlich zu rügen, ſondern auch regelgerecht zu verbeſſern. Der kleinſte Selbſtverrath jedoch würde Richers' Argwohn erweckt, die Gewißheit, eine Schlange am Buſen zu nähren, die bloße Möglichkeit, einen vielleicht den erworbenen Ruhm ſchmälernden Nebenbuhler in der Nähe zu dulden, würde dieſen gnade- und ſchonungslos aus einem Aſyle vertrieben haben, welches für ihn, trotz aller Drangſale mancherlei Art, dennoch in ein Paradies umgewandelt erſchien, ſeit Eros, der nie fehlende Schütze, das mehr denn zwei Dezennien über gegen ſeine Pfeile mit Gleichgiltigkeit gepanzerte Künſtlerherz unheilbar verwundete. — Polly war der Magnet, welcher John, willenlos faſt, anzog und feſthand in einen magiſchen Zauberkreis. Lange ſchon hätte er das drückende Loos mit einem anſtändigeren vertauſchen, die Entdeckung ſeiner ausgebreiteten Muſik-Kenntniſſe eine reichliche Verdienſtquelle ihm eröffnen können: allein andererſeits wäre der Verluſt allzu groß, ja, außer menſchlicher Vermögenskraft liegend, geweſen; ein einziger Blick in Polly's engelreines

Auge, — und er blieb, duldete, litt und ertrug das ſchmähliche Sklavenjoch, als ob Roſenketten ihn umſchlängen. Aber auch ſie, das liebliche, in fleckenloſem Tugendreiz prangende Kind der Natur, ſchaute gleich mitleidsvoll als wohlgefällig auf den ſo oft ſchuldlos mißhandelten Knecht, der nunmehr, erholt von dem früheren Trübſal, wieder erſtarkte und erblühte in männlicher Schönheit; deſſen Sitten und geiſtige Bildung weit über den Stand der Untergebung hinausreichten; dem ſie jede erlittene Unbild nach Kräften durch Freundlichkeit zu vergüten beſtrebt war, und ſich ſelbſt gar nicht eingeſtehen wollte, wie gut, ſo recht von ganzer Seele gut ſie ihm ſein mußte. — Ohne die gegenſeitige Neigung ſich zu bekennen, wußten und fühlten dennoch Beide, daß ſie liebten und wiedergeliebt wurden. Aber eine innere Stimme flüſterte ihnen zu: wie eben dieſer wortlos geſchloſſene Herzensbund dem ſtrengen Vater ein uneiferſüchtiges Geheimniß bleiben müſſe. — Maſter Richers, der königliche Hofexamiſt, mit Glücksgütern geſegnet, Schätze noch auf Schätze häufend und zuſammenſcharrend; — der filziakarge, auf ſeinen Afterruhm und Mammon gleich ſtolze Geizhals, und deſſen deſpotiſch tyranniſirter, namenloſer Pälgetreter, — als Schwiegerſohn — welch' ſchreffer Abſtand! welch' unüberſteigliche Kluft, wie ſchwindelerregend ſchon der bloße Gedanke! — Das bedachten wohl die Liebenden; allein es vermochte nimmer ſie abzuſchrecken, noch zu entmuthigen. John glaubte zwar oftmals der Macht des aufgebürdeten Joches unterliegen zu müſſen, — aber ein einziger, unbewachter Augenblick an Polly's Seite, — ein warmer Händedruck, — und er dünkte ſich krösusreich, der beneidenswertheſte Staubgeborne! —

So waren im organiſchen Zeitlauf faſt unmerkbar ſchnell zwei volle Jahre dahingeſchwunden, — für den Unglücklichen jedoch von ſäculanger Dauer; — und der

Hoffnung des, auch ohne Treu-Schwüre auf ewig verlobten Paares, reichte nur hinaus in eine ungewiſſe, nicht einmal den allerentfernteſten Troſtesſchein gewährende Zukunft.

2.

Am Tage Sancti Gervasii, den 18. Junius, anno Domini 1637 war ein bewegtes Schalten und Walten, ein lebhaftes Regen und Treiben in der engen, ſtillen Behauſung des Daniel Timotheus Frohberger, wohlachtbaren und meritirten Kantor zu Halle in Sachſen. Es galt nemlich die Vor- und Herrichtung einer Familien-Feſtivität, und alle Hände hatten vollauf Beſchäftigung, um zur materiellen Erquickung der geladenen Pathengäſte, ohne ſchonender Rückſicht auf den keineswegs überflüſſig opulent dotirten Kaſſebeſtand, einen ſplendiden Kindstaufſchmaus zu bereiten; — ſintemal Frau Emerentia, Ehren Daniel's faſt über die Gebühr fruchtbare Lebensgefährtin, dieſem ihren Geſpons ein neues Pfand ehelicher Zärtlichkeit dargebracht; obſchon der Herr Kantor bei ſeinem ohnehin ſchmalen, nach homöopathiſchen Dimenſionen zugemeſſenen Einkommen ſich ohnehin nicht über Mangel an jenem Gottesſegen beſchweren durfte, zumal der jüngſte Ankömmling bereits die Zahl Zwölf komplettirte, und ſofort als Schlußſtein des Dutzend, auch ſpäter noch vom Stamm-Oberhaupt nur kurzweg »Duodecime" geheißen wurde. Derſelbe, ad honorem des weiland Großvater, mit den Doppelnamen Johann Jakob der Chriſtenheit einverleibt, war aber ein draller, ſtämmiger, haushackiger Junge, ſtrotzend vor Geſundheit; deſſen großes, rabenſchwarzes Aeugelein-Paar keck und faſt verwegen in die Welt hineingleßte, und der die Wände verhältnißmäßig mit einer ſolchen Kantor-Lunge beſchrie, daß Herr Timotheus, im parentellen Entzücken, ſchon aus dieſen Symptomen den Cantorem in futuro prognoſtizirte.

Häuschen wuchs heran und gedieh zum Verwundern an Leib und Seele; noch im zarten Knabenalter entwickelte er bereits ein unverkennbares Muſiktalent; erlernte ſpielend faſt das Geigen; ſuchte ſich ſelbſt, blos nach dem Gehör, auf dem alten Erb-, Haus- und Familien-Flügel harmoniſch richtige Akkorden-Folgen zuſammen, offenbarte das reinſte Taktgefühl, behielt die verſchieden abweichenden Choral-Melodien mit ſicherer Intonation im Gedächtniſſe und wich, wenn der väterliche Mentor von Amtswegen auf der Orgelbank präſidirte, den lebhafteſten Antheil nehmend, gewiß nie von ſeiner Seite, ſo, daß jener dem Pygmäen-Virtuoſen gar bald als ebenbürtigen Subſtituten den eigenen Platz anvertrauen konnte.

Wie nun Hänslein an Fähigkeiten und Fortſchritten die älteren Geſchwiſter weit hinter ſich zurückließ, ſo hatte ihm Mutter Natur auch noch einen wunderherrlichen Sopran verliehen, und bei einer von ihm geſungenen Motete wähnte die davon erbaute Verſammlung jederzeit eine Seraphsſtimme aus überirdiſchen Regionen zu vernehmen. — Da traf ſich's, daß der königlich ſchwediſche Geſandte auf ſeiner Reiſe nach Wien in Halle eine 24ſtündige Erholungsraſt hielt. Weil nun ſelbe gerade eben auf einen Sonntag fiel, ſo fehlte der Herr Cantor loci keineswegs, ſich in Anweſenheit eines ſo hohen Beſuchers fein ordentlich zuſammen zu nehmen, und auch des Stammes Stolz, der nunmehr zum Haus herangewachſene jüngſte Sprößling, muſte gleichfalls mit ſeinem Beſten ſich produziren. — Ueberraſcht, bewundernd und entzückt beſchied der Geſandte nach geendigtem Gottesdienſte den vierzehnjährigen Knaben unverzüglich zu ſich, und fand an deſſen ſittlich einfachem Benehmen, an ſeiner offenen und dennoch beſcheidenen Freimüthigkeit ſo großes Wohlgefallen, daß er dem Freude und Wonne ſtrahlenden Vater das Anerbieten machte, deſſen geliebte Duodecime förmlich zu adoptiren, in die

Kaiſerſtadt zu bringen, und dort die Aufnahme in das k. k. Muſik-Konvikt zu bewirken. Herr Thimotheus, hoch entzückt durch ſolche ſchmeichelhafte Ausſichten, und erwägend, wie er ſelbſt nimmermehr im Stande wäre, Johann die annoch fehlende höhere Kunſtausbildung zu ertheilen, zudem überdies für die andere zahlreiche Descendenz kümmerlich zu ſorgen habe, willigte mit gerührter Dankbarkeit in den ehrenvollen Antrag und ſchon am nächſten Morgen rollte der junge Sopraniſt, von weinenden Eltern geſegnet, und mit zwanzig blanken, in einem kleinen Lederſäckchen ſorglich verwahrten Silbergroſchen durch Frau Emerentia heimlich beſchenkt, zur Linken des humanen Grafen Lilienſtröm in einer ſchwerfälligen Staatskaroſſe der öſterreichiſchen Reſidenz zu. Sein gütiger Mäcen hielt getreulich Wort. Bald nach jener, die effizielle Sendung beglaubigenden Antritts-Audienz erbat er ſich von Sr. Majeſtät, Kaiſer Ferdinand III., die beſondere Gunſt, Höchſtdemſelben das kleine Hallenſer Ergebniß mittheilen zu dürfen. Der kunſtſinnige, ſelbſt die Tonkunſt ausübende Monarch geruhte an der ungeſchmückten Erzählung ſichtlich Antheil zu nehmen, und verlangte alſogleich kommenden Morgen den geprieſenen Günſtling zu ſehen und zu hören. Furchtlos betrat Johann, ganz neu und koſtbar beinahe gekleidet, an der Hand ſeines großmüthigen Beſchützers die kaiſerliche Antichambre; machte ungemein zierlich die etiquettmäßige Knie-Reverenz, und ſang, mit herablaſſender Huld von dem menſchenfreundlichen Fürſten dazu aufgefordert, mehre Arien und Madrigals ſender Anſtoß feſt und ſicher vom Blatte weg.

Der Kaiſer bezeigte ſich ſehr zufrieden, ließ es keineswegs an Lobſprüchen ermangeln, belohnte den jugendlichen, ſich ſelbſt geſchmackvoll akkompagnirenden Virtuoſen mit einer gewichtigen Rolle Kremnitzer, und die erſehnte Folge davon war, daß der proteſtantiſche Kantorsſohn aus Halle, obwohl gegenwärtig überzählig, dennoch vermöge allerhöchſtem

Kabinets-Reſcripte augenblicklich den Hof-Sängerknaben eingereiht wurde. — Außer dem muſikaliſchen Unterricht im Orgel-, Klavier-, Violin-, Theorbe-, Gamba- und Lautenſpiel hielt ihm ſein Adoptiv-Vater, welchem er nebſtdem ein namhaftes Jahrgeld verdankte, auch noch Privatlehrer für die franzöſiſche, italieniſche und engliſche Sprache, ſo wie er, gleich allen Konviktiſten, und dieſe an Fleiß und Fortgang ſtets übertreffend, vorſchriftsmäßig die lateiniſchen Schulen frequentirte.

Gegen drittehalb Jahre noch ertönte Johanns glockenreiner Silber-Diskant alſonntäglich in der St. Joſephs-Kapelle, und niemals vermißte man dabei in den Oratorien die Glieder des erlauchten Herrſcherhauſes. Spät erſt, wie kaum zu erwarten, zeigte ſich endlich die Mutations-Periode, und nunmehr war es an der Zeit, ausſchließend nur, und mit verdoppeltem Eifer den Inſtrumental-Übungen obzuliegen. Aber auch jetzt entzog ihm Ferdinand keineswegs die gnädige Gönnerhuld. Ihm ward die Bewilligung zu Theil, auf Koſten des kaiſerlichen Kammerbeutels Italien, der Tonkunſt Wiege, das Heimatland des Geſanges, beſuchen und in Rom bei dem weltberühmten Frescobaldi theoretiſch-praktiſch ſeine contrapunktiſchen Studien durchmachen zu dürfen.

Nach abgelaufenem dreijährigen Kurs, und mit einem Lehrbrief beglückt, welcher unumwunden des ehrwürdigen Meiſters vollſte, wahrſcheinlich nicht leicht zu gewinnende Befriedigung ausſprach, kehrte Frohberger als vollendeter Künſtler nach Wien zurück, und die unmittelbare Ernennung zum kaiſerlichen Hoforganiſten geſtaltete ſich für ihn als ſchönſte anerkennende Belohnung.

So war denn nunmehr die Bahn gebrochen und auch befeſtigt. Söhne und Töchter des erſten Adels und Reichs-Familien konnte Frohberger ſeine Zöglinge nennen, und galt zugleich nicht minder für den größten Klavier-Komponiſten

jener Zeit, da vor ihm noch kein anderer Tonſetzer Werke für dieſes Inſtrument geſchrieben hatte, und welches er, gleich der Orgel, in einer ganz eigenen, ſelbſtſtändigen, ungemein kunſt- und wirkungsreichen Art und Weiſe zu behandeln verſtand. — Mehre Kunſtausflüge — z. B. nach Dresden, wo er ſich vor dem Churfürſten Johann Georg II. mit unbeſchreiblichem Beifall produzirte, demſelben die bei jener Gelegenheit vorgetragene, aus achtzehn Nummern beſtehende Sammlung von Tokkaten, Suiten, Kapricen, Sarabanden, Giquen und Rikkorkaten handſchriftlich überreichen zu dürfen die Gnade genoß, und dagegen ein »güldenes Ehrenkettlein" empfing —, ſolche ruhmbringende Ausflüge erregten jedoch ſtets mehr und mehr ſeine, im Innerſten wurzelnde, faſt unbezähmbare Wander- und Reiſeluſt. Von dieſer hingeriſſen, nahm er einen Jahresurlaub; beſuchte zuerſt die Höfe in München und Stuttgart, dann die geiſtlichen Fürſten zu Bamberg, Würzburg, Fulda, Mainz, Trier, Köln, Lüttich u. a., verweilte längere Zeit in Paris, und beſchloß endlich auch das meerumſpülte Britannien durch ſeine allbewunderte Meiſterſchaft in Erſtaunen zu ſetzen. Wie gedacht, ſo geſchehen. Wohlgemeinte Warnungen verachtend, ſchlug Frohberger, ohne Begleitung, leicht bewaffnet, doch gut beritten, ganz allein den Weg durch die, wegen Unſicherheit verrufenen Wälder der Normandie ein, wurde auch wirklich von einer Räuberhorde überfallen, gegen welche ſelbſt eine kräftigere Vertheidigung, als der Einzelne zu leiſten vermochte, erfolglos geblieben wäre, von den Buſchkleppern rein ausgeplündert, die ihm außer dem nackten Leben weiter nichts als einige dürftige Lumpen überließen, in welche nothdürftig gehüllt und kaum die Blöße deckend, der Beraubte das nicht mehr ferne Calais erreichte, und aus dem Erlös eines dort verkauften, glücklicherweiſe im Mundwinkel verborgenen Ringes gerade den taxirten Betrag der Ueberfahrts-

Gebühren zu bestreiten im Stande sich sah. Allein das Maß des Unglücks war noch nicht gefüllt; unter Rosen lauerte die Schlange; das Schicksal hatte seine Tücken vollzählig noch nicht erschöpft, und schwerere Prüfungen noch barg die verschleierte Zukunft. — Vogelleicht tanzte das mit Passagieren stark bemannte Packetboot hin über die dunkelgrüne Flut; ein sanfter Zephir blähte die schwellenden Segel; Phöbus spiegelte flimmernd sich in der glattgeebneten Wasserfläche; des wolkenlosen Himmels reinstes Azurblau lächelte mild herab auf die kräuselnden Wogen; — fröhlich stimmten die harmlosen Schiffer ihre alten, volksthümlichen Weisen an, welche unser, mit flüchtig leichtem Sinn überreich begabte Künstler, uneingedenk der traurigen Vergangenheit, munter auf der, von einem Reisegefährten ihm dargebotenen Laute begleitete; — da schreckte, schon nahe der gastlichen Küste, ein jäher Blitz, gefolgt von einem furchtbaren Kanonendonner, die Sorglosen empor, — wie auf Windesfittigen stürmte gleichfalls ein mächtiger Tuneser Kaper heran, — seine erste volle Ladung zerschmetterte den Hauptmast, bohrte das schwache Fahrzeug in den Grund, — die Korsaren enterten, und an Gegenwehr war gar nicht zu denken. — Frohberger, von Jugend auf, trotz dem geübtesten Halloren, ein trefflicher, beherzter, unverzagter Schwimmer, überlegt, wählt und klügelt nicht lange, zieht der gewissen Sklaverei den ungewissen Tod vor, stürzt sich rasch kopfüber vom Verdeck mit einem kühnen Sprunge hinab in des Meeres geöffnete Arme, erreicht, vertrauend auf Gott und seine oftmals erprobte und bewährte Muskelkraft, unversehrt zwar geblieben im furchtbar dräuenden Wellenkampfe, doch auch beinahe splitternackt, Albions kreideweißen Felsenufer. Mitleidige Strandbewohner nahmen den Verunglückten gutherzig auf; allein eine größere Unterstützung, welcher der nur durch ein Wunder Gerettete so dringend bedurfte, ließ sich freilich von ihrer Armuth nimmer

erwarten. So blieb denn ſchlechterdings kein anderer Ausweg übrig, als in kurzen Tagemärſchen, wie körperliche Ermattung es bedingte, die Pilgerfahrt von Dover nach der Themſe-Stadt fortzuſetzen, wo er vorerſt durch rühriger Hände Arbeit die nothwendigſten Bedürfniſſe zu erwerben gedachte, um alsdann wieder anſtändig erſcheinen und als Künſtler ſeines Faches auftreten zu können.

Freilich mußte er, — an Ueberfluß gewehnt, und anſtatt des vorigen mit Gold und Silber verbrämten Hof- und Staats-Koſtumes, in einen fadenſcheinigen Matroſenkittel — einer Almoſengabe — gehüllt, mit geſenktem Blicke, und erröthend vor Scham, die dürftige Nahrung von der Mildthätigkeit erflehen; oftmals klopfte er vergebens an die Pforten des Reichthums, wurde mit Drohungen und harten Schmähworten abgewieſen, während ſo manch' hinfällige Hütte wohlwollend ihn aufnahm, und der ſelbſt am Hungertuche nagende Beſitzer das trockene, im Schweiße des Angeſichtes erworbene Stück Brot mit dem Verarmten theilte; nicht ſelten ſchirmte ihn der hundertjährigen Eiche hochgewölbtes Laubdach vor der in Strömen ſich ergießenden Regenflut; der feuchte Boden wurde ſeine Lagerſtätte, im vorüberrieſelnden Bach löſchte er den Durſt, und irgend ein ausgehöhlter Baum, oder eine morſche Feldſcheune gewährte die Nachtherberge. — So breiteten ſich denn endlich, nach einer zehntägigen, kummervollen Fußwanderung, nach beſtandenen Drangſalen aller Art, vor dem Anblicke des erſchöpften Fremdlings, den nur jener, ſchon im Vaterhauſe mit der Muttermilch eingeſogene, echt chriſtliche Glaubensmuth noch aufrecht erhalten, und vor ſündlicher Verzweiflung bewahrt hatte, Londons unabſehbare Steinmaſſen aus, — des Dornenpfades Endziel, ſeiner Hoffnungen letzter Nothanker. — Unbekannt, einſam, verlaſſen durchirrte der Ärmſte, um den keine Seele ſich kümmerte, die labyrinthiſch verſchlungenen Straßen der Weltſtadt,

mit ihrem ruhe- und raſtloſen Wegen und Treiben all' jener Tauſende, die geſchäftig ihren Verrichtungen nachrannten, und, auf ſolche nur bedacht, die bittende Miene überſahen, welche ſprachlos zu einem milden Werke der Barmherzigkeit aufforderte; — und höchſtens vermeinte das preß- und krüppelhafte Bettelvolk mit neidiſchen Augen in dem Ankömmling einen neuen, ſeine gewiſſermaßen privilegirte Profeſſion beeinträchtigenden Zunftgenoſſen zu erkennen. — Schon begann allbereits der Abend hereinzubrechen, ohne daß der bedauernswürdige Frohberger noch irgend eine Unterkunft aufzufinden vermochte, und ſchon war er feſt entſchloſſen, in der nächſten beſten, noch geöffneten Kirchenhalle zu übernachten, als der wundervolle Rieſenbau des St. Paul-Doms ſeine Schritte hemmte, und lang entbehrte Orgelklänge ſein entzücktes Ohr berührten.

Wir haben ihn dort getroffen, im Eingang unſerer Erzählung, bei einer, zwar wenig glänzenden, doch unverhofften, und im Momente gänzlicher Verlaſſenheit ſo eigentlich von Oben kommenden Schickſalswendung, wie er nämlich durch einen ſonderbaren Conflikt des Zufalls Maſter Richers', des königlichen Hoforganiſten, kollegialiſche Bekanntſchaft machte, und unter Auſpizien, welche freilich mit ſeinem erworbenen Künſtlerruhm den abſtrakteſten Widerſpruch bildeten, deſſen Hausgenoſſe, Kalkant, Famulus, und ſo zu ſagen Factotum, oder eigentliches Laſtthier wurde.

Nichts, ſelbſt nicht das Allergeringſte, hatte ſich inzwiſchen in ſeiner artiſtiſch läſtigen Stellung geändert; — immer noch mußte er für einen kompletten Ignoranten in der himmliſchen Tonkunſt gelten, die doch ſeine angeborene heimiſche Sphäre, ſein weſentlichſtes Lebenselement, und in deren weitem Reiche er als Selbſtherrſcher zu gebieten berufen und auserkoren war; ſogar jeder Schein mußte ſorglich wachſam vermieden werden, durch welchen Richers

Argwohn, ſein grenzenloſer Kunſt- und Brotneid geweckt werden konnte; — immer noch blieb Schmalhans Küchenmeiſter, und Polly nur gelang es zuweilen, verſtohlenerweiſe ihren herzinniggeliebten John leiblich zu erquicken; immer noch lächelte den treu Liebenden kein freundlicher Hoffnungsſtern; in Geheim nur durften ſie ihres paradieſiſch unſchuldigen Glückes genießen, da Polly's Schutzgeiſt, ihre engelreine Seele ſie vor jedem Fehltritt bewahrte, John aber allzu edel fühlte, um das hingebende, kindlich fromme Vertrauen der Angebeteten auch nur im Geringſten zu mißbrauchen, wenn gleich Beide faſt darauf ſchon gefaßt waren, daß vielleicht nie, oder doch ſpät erſt jemals die Morgenröthe ihrer Vereinigung heraufdämmern würde.

8.

Der Kronpalaſt Whitehall ſchien in einen Feenſitz metamorphoſirt. Purpur und Gold ſtrahlte hernieder von den Wänden, Blumen und Gewächſe aller Zonen hauchten würzige Balſamdüfte; zahlloſe Spiegelflächen vertauſendfachten den magiſchen Zauberanblick; ein blendend ſchimmerndes Demant-Flammenmeer ergoß ſich in dem Prunkſaale, wo König Karl, ſeine Vermählung feiernd mit Katharina von Portugal, offene Tafel hielt, welcher alle Pairs und Groß-Dignitäten Britanniens, der höchſte geiſtliche Klerus, ſo wie das geſammte diplomatiſche Korps nebſt den Botſchaftern und Ambaſſadeurs der befreundeten Mächte zugezogen waren. — Im Nebengemache harrten die verſammelten Hofmuſiker des Winkes, bald die ausgebrachten Toaſte mit ſchmetternden Fanfaren zu begleiten, oder in den Zwiſchenpauſen die Feſtlichkeit noch durch ausgewählte Tonſtücke zu verherrlichen. — Auch John mußte ſeinem ſtrengen Gebieter dahin folgen, um, wie jedesmal, das widrig mechaniſche, ihn anekelnde Geſchäft bei der Windlade zu verrichten. Der königliche Hoforganiſt

welcher diesmal sein ganzes Kunstvermögen zu Markte bringen wollte, fast bereits in Gala-Uniform vor dem Instrumente; — leise ertönen Anfangs der Orgel ernste Feierklänge, — bald aber schwellen sie, gleich dem brausenden Waldstrom, der schäumend seine Ufer überflutet, zu mächtigen Donnerlauten: als — auf einmal — urplötzliche Todesstille eintritt, und die so eben begonnene majestätische Choral-Melodie mitten im Flusse, wie zerschnitten, ohne Kadenz abbricht. Verwundert richten Aller Blicke sich auf den bestürzten Meister, welchen sein Kalkant vollends im Stiche gelassen, und überwältigt von dem Gedanken, ganz Anderes und weit Vortrefflicheres selbst schaffen zu können, des knechtischen Bälgetretens rein vergessen hatte. Wild ergrimmt ob solch' sträflicher Versäumniß, stieß ihn der Erboßte mit Füßen von sich, und gab, sonder Berücksichtigung der hohen Anwesenden, dem lässigen Famulus derbe Faustschläge ins Angesicht. Diesem entrollte eine brennende, heißglühende Unmuthsthräne die schamerröthete Wange herab, doch schwieg er, duldend, mit verbissenem Schmerz. Als aber kurz darauf mit den übrigen Kapellisten auch sein Peiniger in die angrenzende Trabantenstube sich zurückgezogen hatte, wo für selbe der herkömmliche Imbiß serwirt ward, — da erwachte in der Seele des entwürdigten, schmählich mißhandelten Künstlers gerechter Zorn; alle Dämme schienen durchbrochen, zu Ende war seine Langmuth, und herangenaht die Stunde der Vergeltung; — besinnungslos fast, und selbstvergessen, schwang er sich rasch empor auf den erhabenen Sitz, der so lange schon für ihn ein verschlossenes Eden geblieben, griff begeistert kühn in die Tasten, stets mit einer auf Augenblicke wechselweise frei gelassenen Hand, schnell den Strang der Bälge anziehend, wühlte umher in vollstimmigen, scharfdissonirenden Accordenfolgen, welche sich jedoch allmälig, nach den mannigfaltigsten Wendungen und Verschlingungen, als ob

dem entfeſſelten und verklärten Geiſte die Himmelspforten geöffnet würden, in die reinſten, ausdruckvollſten Harmonien auflöſ'ten, zur unbeſchreiblichen Überraſchung aller Anweſenden, unter denen die verblüfften Muſiker kaum den eigenen Ohren zu trauen wagten, Maſter Richers aber, als ſtummer Oelgötze, wie Loths Weib zur Salzſäule geworden, mit ſtarren Augen und weit aufgeſperrtem Munde, gleichſam feſtgenagelt an der Thürſchwelle ſtand. — Durch den glücklichſten Zufall, oder vielmehr nach der Vorſehung unerforſchlichem Rathſchluſſe nahm auch ein Ehrenfräulein der kaiſerlichen Geſandtin an dem Bankette Theil, welches noch erſt kürzlich zu Frohbergers vorzüglichſten Schülerinnen gehört hatte, nunmehr aber an der durchaus originell eigenthümlichen Spielweiſe den unvergeſſlichen Lehrer alſogleich wieder erkannte, und nicht verabſäumte, auf Befragen dem neugierig gewordenen, und ihre nicht zu verhehlende Aufregung gewahrenden Fürſtenpaare die unerwartete Entdeckung mitzutheilen. Auf höchſten Befehl durch den Ceremonienmeiſter herbeigerufen, näherte ſich Frohberger in ſeinem ärmlichen Wammſe, ſenkte ehrerbietig vor den Majeſtäten das Knie, und bekannte freimüthig, mit jenem zwangloſen, im Umgang der höheren Klaſſen gewonnenen Anſtand, ſein ſonderbares, faſt ans Abenteuerliche grenzende Schickſal, edelmüthig Denjenigen ſchonend, der das an ihm geübte Samaritaner-Werk durch eine Behandlung härteſter Art böswillig wieder zernichtet hatte. — Karl, ſelbſt geprüft in der Schule des Unglücks, wurde tief gerührt; hieß freundlich den Erzähler ſich erheben, ertheilte deſſen bewieſener Standhaftigkeit und Seelengröſie das ſchmeichelhafteſte Lob, und umſchlang demſelben das eigene, koſtbare Halsgeſchmeide mit den denkwürdigen Worten: »Solch' einem Künſtler ziemt für ſo viele, unverſchuldete Leidenstage, als Erſatz, auch nur ein königlicher Lohn!" —

Von nun an genoß Frohberger die ehrenvollſten

Auszeichnungen, und man wetteiferte gleichſam, für die erlittenen Verluſte durch Gnadengeſchenke ihn zu entſchädigen; — Alles drängte und mühte ſich, den Sonderling kennen zu lernen, der einen ſo hohen Grad von Muth, Selbſtverleugnung und Geiſtesſtärke beſaß, dem Drucke ſo mannigfaltiger Unglücksfälle nicht zu erliegen, wiewohl es dabei Niemanden recht klar werden wollte, warum er die Incognito-Maske nicht längſt ſchon abgeworfen, und den ihm gebührenden Rang als erſter Künſtler ſeines Faches eingenommen habe. — Sein königlicher Mäcen, deſſen Scharfblick nicht leicht etwas entging, kam am erſten hinter das Geheimniß, und wie nun überhaupt das Eheſtiften in den Bereich ſeiner Privatvergnügungen gehörte, ſo war er ſo gnädig, ſich ſelbſt zum Brautwerber anzubieten. Maſter Richers, der ſeit der Entpuppung ſeines bisherigen Kalkanten freilich ganz andere Saiten aufgezogen, und dem die artiſtiſche Superiorität ſeines Kunſt- und Zunftgenoſſen einen ungeheuern Reſpekt eingeflößt hatte, wollte ſchier aus Zerknirſchung in Staub verſinken und in Demuth zerfließen, als König Carl, flüchtig hindeutend, daß ihm die jüngſte Vergangenheit allerdings nicht unbekannt geblieben, jedoch großmüthig darüber der Vergeſſenheit Schleier geworfen ſein möge, Polly's Hand für ſeinen Günſtling begehrte. — Wie hätte auch der, durch ſolche Fürſprache Hochgeſchmeichelte, und zudem noch mit einem General-Pardon Begnadigte ſeine Zuſtimmung verweigern können? — Der gütige Monarch übernahm ſelbſt mit fürſtlicher Munificenz die Ausſtattung; das Hochzeitsfeſt wurde prachtvoll im Schloſſe Windſor gefeiert; Albions ſelten wolkenloſe Sonne beſchien das ſeligſte Paar, und der von Eitelkeit aufgeblaſene Brautvater ſpielte zum erſten Male in ſeinem ganzen Leben einen politiſchen Cabinetsſtreich, indem er mit höchſter Sanction Amt und Würde dem verdienſtvollen Eidam cedirte.

Allein es lag nun einmal in Frohbergers spezieller Individualität, daß er ungleich leichter Noth, Kummer, Entbehrungen und Drangsale ertragen konnte, als den glänzendsten Wohlstand. Mitten im Schoße des Glückes fehlte Zufriedenheit, und nur der endlich errungene Besitz des geliebten Weibes galt ihm als einzig beneidenswerthes Gut. — Aber anders war es beschlossen im Buche des Verhängnisses. — Polly's erste Entbindung nahte; sie gebar einen todten Knaben, und am dritten Tage ihres Wochenbettes sank auch die zarte, kaum entfaltete und schon wieder zerknickte Lilie hinab ins kühle Grab. — Nun hielt auch nichts mehr den trostlosen Gatten zurück; keine Bande fesselten ihn mehr an jenen Boden, der sein Alles ihm geraubt; — die mühsam bekämpfte Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande erwachte mit erneuerter Gewalt, und trieb ihn wieder fort aus dem gastlich freigebigen Inselreiche; dankbare Thränen in den Augen, schied er von seinem königlichen Gönner, und flog, schätzebeladen, sonder Aufenthalt dem heimatlichen Herde zu.

In Wien jedoch hatte einstweilen gar Manches sich geändert, und wahrlich nicht zu seinem Besten; des Kaisers persönliche Zuneigung war durch die mehrjährige gesetzwidrige Abwesenheit, durch ein keineswegs zu entschuldigendes Stillschweigen — Motive, welche Neider und Feinde nur allzu wirksam für ihre geheimen Zwecke zu benützen wußten —, inzwischen merklich erkaltet; Verleumdung obsiegte; kabalirende Widersacher triumphirten, und dem vormaligen Günstling wurde sogar zur Rechtfertigung der Weg zum Thron versperrt. — Da gewahrte denn der in Ungnade Gefallene, daß hier sein Stündlein geschlagen; im Innersten verletzt und tief gekränkt, bat er um seine Entlassung, welche auch schnell erfolgte, und bei derlei Anlässen wohl niemals verweigert zu werden pflegt. — Die Vaterstadt hatte keinen Reiz mehr für ihn; — das geliebte

Elternpaar und fünf ältere Geſchwiſter waren eingegangen ins ewige Friedensthal, die Anderen zerſtreut; — Graf Lilienſtröm, ſeiner Jugend erſter Beſchützer, ſtand im fernen hohen Norden auf einem Geſandtſchaftspoſten; — ſo zog denn alſo der Geſtürzte, mit ſeinem Abſchieds-Dekret in der Taſche, zum letzten Male aus Vindebona's Mauern, und wandte ſich nach Mainz, deſſen an Naturſchönheiten ſo geſegnete Umgegenden ſchon bei einem früheren Aufenthalte einen bleibenden, wohlthätig berührenden Eindruck hinterließen. — Dort erkaufte er ſich ein kleines, entlegenes Häuschen, ſagte der Kunſt für immer Valet, lebte ſtill und zurückgezogen als einſam verwaiſ'ter Witwer und Miſanthrop, ohne weiſen Gebrauch zu machen von ſeinen Glücksgütern, — mißmuthig und zerfallen mit ſich ſelbſt, wie mit der ganzen Welt, — ohne Leid und Freude — bis endlich der Senſenmann ihn abrief in einem ſchon zur Laſt gewordenen Alter von 61 Jahren.

Frohbergers Künſtlerruhm gründete ſich auf ein, für ſein Zeitalter unerhört großartiges Orgelſpiel; die ſpezielle Behandlungsart: ſämmtliche Regiſter zu impoſanten Effekten zu verbinden, das Pedal überraſchend wirkungsvoll in üppig reicher Figuration anzuwenden, und über das ſchwierigſte Thema ſtundenlang, mit unermüdlicher Ausdauer in künſtlich verſchlungenen Kombinationen zu präludiren, — dieſe Vorzüge ſollen im hohen Grade ſein Eigenthum geweſen ſein.

Wie ſo viele andere weltberühmte Notabilitäten einer entſchwundenen Vorzeit, iſt auch Johann Jacob Frohbergers Name verſchollen; — ja ſelbſt ſeine nachgelaſſenen Werke, theils gedruckt, theils Manuſcripte, dürften zweifelsohne und ſchwerlich irgend anderswo als in beſtaubten Archiven modern und begraben liegen *).

*) Wir glauben dem Leſer, der ſich für den großen Organiſten intereſſirt, einen willkommenen Beitrag zu liefern, wenn wir das

Dennoch aber ſind ſeine, dem alltäglichen Künſtlerleben entfremdeten, hier treu nacherzählten Schickſale, welche insgeſammt, die einzige Liebes-Epiſode, eine Einſchal-

---

Verzeichniß aller bekannten Werke Frohbergers, das wir größtentheils der gütigen Mittheilung des Herrn Profeſſors Aſchbof am hieſigen Konſervatorium verdanken, hier aufführen.

Auf der k. k. Hof-Bibliothek in Wien befindet ſich ein prachtvoll gebundenes Dedicationsexemplar von den Kompoſitionen Joh. Jac. Frohbergers. Daſſelbe beſtand urſprünglich aus vier Bänden, da aber der erſte Band vor langer Zeit verloren ging, ſo hat die überaus thätige Verwaltung diejenigen Compoſitionen, welche ſich in andern Sammlungen, namentlich in der des Herrn Profeſſors Aſchbof vorfanden, in einen Band vereinigt, und demſelben den Titel des erſten Bandes vorgeſetzt. Wünſchenswerth wäre es, Alles von dieſem merkwürdigen Autor hier vereinigt zu beſitzen, daher der Beſitzer von nicht hier angeführten Kompoſitionen freundlichſt zur Mittheilung aufgefordert wird.

Wir fangen mit dem zweiten Bande an, der Titel iſt: Libro secondo di Toccate, Fantasie, Canzone, Allemande, Courante, Sarabande, Gigue ed altre partite di Giov. Giac. Froberger. 1649.

Parte I. Toccata I. in A mol.
» 2. » D mol.
» 3. » G.
» 4. » C.
» 5. » D mol (da sonarsi alla levatione).
} Der Diskant auf ſechs Zeilen, der Baß auf ſieben Zeilen.

Parte II. 1. Fantasia sopra ut re mi fa sol la. in C.
2. Fantasia » C.
3. » » F.
4. » sopra sol, la, re » A mol.
5. Fantasia » C.
6. » » A mol.
} In Partitur für vier Stimmen, nämlich Sopran, Alt, Tenor und Baß.

Parte III. Canzona I. A mol.
» 2. F.
» 3. C.
» 4. A mol.
» 5. G.
» 6. A mol.
} Vierſtimmige partitur.

Parte IV. 1. Allemand A mol.
2. Courante A mol.
3. Sarabande A mol.
4. Allemande D mol.
5. Courante D mol.
6. Sarabande D mol.
} Zwei Zeilen mit fünf Linien.

tung, die bei der gewählten Novelletten-Form zur Schürzung und Löſung des Knotens unentbehrlich erſchien, abgerechnet, auf einem hiſtoriſchen Baſisfuſie, von alſo wechſelnder Mannigfaltigkeit, daß ſie wohl für die Gegenwart vielleicht

---

7. Gigue D mol.
8. Allemande G.
9. Courante G.
10. Sarabande G.
11. Allemande F.
12. Courante F.
13. Sarabande F.
14. Allemande C.
15. Courante C.
16. Sarabande C.

} Zwei Zeilen mit fünf Linien.

17. bis 22. Auf die Mayerinn C partite, die erſte genannt. Gramatica G.
23. Courante supra Mayerin G.
24. Double . . G.
25. Sarabande . . G.

Libro III. di Capricci, Ricercati etc. Composto e dedicato alla S. C. M. Leopoldo I. Imperatore etc. da Giov. Giacomo Froberger.

1. Capricio 1. G.
2. » 2. A mol.
3. » 3. D mol.
4. » 4. F.
5. » 5. G mol.
6. » 6 G mol.
7. Ricercar 1. C.
8. » 2. C.
9. » 3. F.
10. » 4. E mol.
11. » 5. G mol.
12. » 6. Cis mol.

} In Partitur für Sopran, Alt, Tenor und Baß.

Libro IV. di Toccate, Ricercati, Capricci, Allemande etc. etc. dem Kaiſer Ferdinand III. gewidmet. Sämmtliche Titel dieſes Bandes ſind mit goldenen Buchſtaben.

Parte I. Toccata 1. G.
» 2. E.
» 3. C.
» 4. F.
» 5. E mol.
» 6. A mol

} Diſkant auf ſechs Zeilen, Baß auf ſieben Zeilen.

nicht ganz ohne Intereſſe ſein möchten. In wie fern jedoch der Verſuch, ſelbe in vorſtehende Skizze einzukleiden,

---

Parte II. Ricercata I. D mol.
» 2. G mol.
» 3. C.
» 4. C.
» 5. D mol.
» 6. E mol.
} Vierſtimmige Partitur.

Parte III. Capriccio Nr. I. G.
» » 2. G mol.
» » 3. D mol.
» » 4. F.
» » 5. F.
» » 6. A mol
} Vierſtimmige Partitur.

Parte IV.

Allemande	E mol.	Allemande	G. mol.
Gigue	»	Gigue	»
Courante	»	Courante	»
Allemande	»	Sarabande	»
Sarabande	A	Allemande	»
Gigue	»	Gigue	»
Courante	»	Courante	»
Sarabande	»	Sarabande	»

Allemande D mit beigefügter Reichskrone.
Gigue D » beigefügtem Reichsapfel.
Courante D » » Schwerte.
Sarabande D » » Scepter.
Lamento sopra la dolorosa perdita della R. M. di Ferdinando IV. Re di Rom. C.
Gigue C.
Courante C.
Sarabande C.
} Dieſe vier und zwanzig Stücke ſind auf gewöhnlichem Linienſyſteme notirt.

Libro I. di Toccate, Ricercatie Capricci di G. Froberger.
Toccata I. E mol.
» 2. G.
» 3. G mol.
» 4. C.
» 5. G.
» 6. F.
» 7. D mol.
» 8. A mol.
} Dieſe acht Stücke ſind entnommen aus dem Exemplar des Herrn Profeſſors Aſchhof, welches als Manuſcript aus Muffats Nachlaß herſtammt

gelungen oder mißrathen, bleibt dem geneigten Leſer zur Entſcheidung anheim geſtellt.

Capriccio 1. D mol.
» 2. C.
» 3. A mol.
» 4. F.
» 5. A mol.

} Dieſe fünf Stücke ſind entnommen aus dem Exemplar des Herrn Profeſſors Fiſchhof, welches als Manuſcript aus Muffats Nachlaß herſtammt.

Toccata 1. F.
» 2. F.

} Aus einem alten Notenbuche vom J. 1742, Herrn Al. Fuchs gehörig.

Ricercata 1. C. — Vide Mannheimer Orgel-Journal 2. Jahrgang.
» 2. C. — » Prager Orgel-Muſeum 2. Band.

Der Redacteur.

Lieder

von

O. L. B. Wolff.

1.

Wer es wüßte.

Hoch auf dem Schloß im Morgenſchein
Die junge Fürſtin ſteht und ſinnet:
Der Schäfer unten in dem Hain
Iſt es, den ihre Seele minnet.

Vor Liebesgram das Herz ihr bricht;
Sie wird in's Thal zur Gruft getragen.
Er ſieht ihr nach und ahnet nicht,
Welch' hohes Herz für ihn geſchlagen.

Auf ihrem Grabe ſitzt er viel
Und lehnt ſich an den Stein im Schlummer,
Träumt dort von Luſt und ſüßem Spiel,
Von fremdem Leid und fernem Kummer.

2.

Der Blick.

Ich ſeh' ſo gern der Sterne Pracht
Am dunklen Himmel an,
Da dann ſo viel in mir erwacht,
Das ich nicht ſagen kann.

Des Auges kleiner Rahmen ſchließt
So große Welten ein,
Vor Luſt die Seele überfließt,
Weil ſo viel Schönes mein.

Das Auge wie ſo wunderbar,
Bannt in den kleinen Raum,
Was ſonſt der Sinn bewußt und klar,
Nur ahnet wie im Traum. —
Doch wenn dein Bild darin ſich weiſ't
In Liebe-Wunderſchein,
Dann faßt der Blick, dann ſieht der Geiſt
Nur dich und dich allein.

3.

Klage.

Die Wolke hängt ſo tief in's Thal,
Und kam ſo weit hoch hergezogen. —
Ich ſagt's ihr viele tauſendmal.
Allein ſie ward mir nicht gewogen.

Bald kommt von Neuem Sonnenſchein,
Und ſtrahlt noch heller nach dem Regnen. —
Kein Ende find' ich reiner Pein,
Nie wird ſie freundlich mir begegnen.

Ein Regenbogen ſpielt dort bunt,
Den dunkle Wolkengründe heben. —
Wem thu' ich meine Schmerzen kund,
Und wer kann ſüßen Troſt mir geben?

4.

Einſamkeit.

Wild brauſ't vom Wehr der Waſſerſchlag,
Sanft zieht der Fluß dann ſpielend weiter. —
Ach! wie's in mir auch brauſen mag,
Ich werde niemals davon heiter.

Die Welle küßt des Ufers Grün
Mit leiſem Spiel vor ihrem Fliehen. —
Ich, wie auch meine Wangen glüh'n,
Muß ungeküßt von dannen ziehen.

Das ärgert mich und quält mich ſehr;
Allein ich muß darein mich ſchicken.
Seh' ich mich um, ſo brauſ't das Meer,
Und weiter kann ich nichts erblicken.

Lied eines Achtzigjährigen

von

N. von Lenau.

Eisern war einst Sehn' und Nerve,
Gold mein glänzend Haar;
Meilenweit mit Falkenschärfe
Drang mein Augenpaar.

Meinem Arm war zu gewichtig
Nicht die schwerste Wehr;
Nur auf heute dacht ich flüchtig,
Kaum auf morgen mehr.

Meine Paradiesesblauen,
Bilder sel'ger Lust,
Heil'ge Ideale glühten
In der gläub'gen Brust.

Meiner Sehnsucht freud'gem Hoffen
Schien das Ferne nah,
Und mein Inneres lag offen
Jedem Blicke da.

Mit gebücktem, kahlem Scheitel
Schleich' ich nun einher;
Alles scheint mir thöricht, eitel,
Traue Niemand mehr.

Ungewiß, ob mir auch morgen
Noch die Sonne lacht,
Aengſtigen der Zukunft Sorgen
Mich in jeder Nacht.

Nimmer ſah ich ſich bewähren
Meiner Jugend Traum;
Menſchlich Trachten und Begehren
Geht nach Tand und Schaum.

Alles beugt mich troſtlos nieder,
Hoff' auf Eins allein:
Werde über'm Grabe wieder
Ewig Jüngling ſein! —

Gedichte

von

L. A. Frankl.

1.

Die beiden Wallfahrer.

Duett.

Es brennt der Sonne heißer Strahl;
Zwei müde Wand'rer zieh'n
Durch's laubumhüllte Sommerthal,
Der Eine her, der Andre hin.

Der Eine ist ein frischer Greis
Mit hellem, lebendigem Blut;
Dem Andern wallt schon silberweiß
Der Locken leichte Flut.

„Grüß Alter Dich im Sonnenbrand,
Woher, wohin? sag' an!"
„„Aus schönem, herrlichem Wunderland
Rührt mich heraus die Bahn.""

„Und sprich, wo ist dies Wunderreich,
Darnach sich sehnt mein Sinn;
Hin will ich rüstig zieh'n sogleich."
„„Du bist so eben d'rin!""

„Und bringst du vom Land, das mein Herz ersehnt,
Kein Denkmal heimatwärts?"
„„Ich bringe das Auge mir bethränt,
Bring' mit ein gräuschtes Herz!""

„Du greiſer Wanderer, mir ſinkt
Der Muth, der mich entbrannt,
Denn Alter, wie es mich bedünkt
Kommſt du vom Jugendland?“
„Ich komm' vom Jugendland!“

9.

An die Schwalben.

Luſtige Geſellen
In dem Wolkenreich,
Wenn ihr nahet, ſchwellen
Alle Knoſpen gleich.

Ihr glückſel'gen Schwärmer!
Wenn es um euch kalt,
Zieht ihr wo es wärmer
In den Lüften wallt.

Will's zum Verbild nehmen —
Oi, das macht ihr klug!
Soll ich lang mich grämen
Bei des Liebchens Trug?

Kann, wie ihr, ja wandern,
Wird's bei Einer Eis,
Zieh' ich zu der Andern,
Wo es wieder heiß.

Die Harmonie der Sphären.

Ein Phantaſieſtück

von

Adolph Ritter von Tſchabuſchnigg.

Die heilige Woche entſchied wieder einmal den Sieg des neuen Roms über das alte; die ſixtiniſche Kapelle war mit Menſchen überfüllt, und das unſterbliche Miſerere von Leo Allegri ſollte alſobald an dieſen Gewölben widerhallen. Man mochte ihre Säulen und Bogen noch ſo oft betrachtet, die Fresken ihrer Wände bei hellſtem Taglichte ſorgfältig durchſtudiert haben, um dieſe Stunde war die Kapelle eine andere, und ihr Eindruck von jedem früheren verſchieden. Sie ſchien nicht mehr das vergängliche Bauwerk des Baccio Pintelli, ſondern der heilige Bezirk ewiger Andacht; man gedachte nicht der hohen Meiſter, die ſie einſt ausgeſchmückt hatten, ſondern ihre Gebilde nahmen allein in Anſpruch, und der Beſchauer ſtand ſchüchtern unter den mächtigen Geſtalten. Der klare und doch myſtiſche Lichtſchimmer, der ſich gleichmäßig von den verdeckten Girandolen ergoß, ſchien die zukömmliche Beleuchtung dieſer Räume; das Taglicht zeigte hier nur Meiſterſtücke der Kunſt, dies Helldunkel weckte ſie alle zum Leben. An der einen Seite des Tempels ſtehen die Geſchichten Moſes, an der andern die des Weltheilandes; die vortrefflichſten Maler des letzten Theils des fünfzehnten Jahrhunderts haben daran gearbeitet: Botticelli und Roſelli, Ghirlandajo, Signorelli und Perugino machten ſich dadurch unſterblich; aber alle überragt einzig unerreicht der übergewaltige

Michel-Angelo. Die Decke der weiten Kapelle, ſo wie ihre Hinterwand ſind ihm allein vorbehalten, ſie faſſen das Schönſte, das Herrlichſte, das dieſer Genius leiſtete, hier hat er die Geheimniſſe der Ewigkeit verrathen. Der allmächtige Vater ſchwebt über der jungen Erde und ſcheidet das Licht von der Finſterniß, weiſet der Sonne und dem Monde ihre Bahnen und ſtrömt den Geiſt des Lebens in das Gebild des erſten Menſchen. In gewaltigem Fluge rauſcht er durch die Lüfte hin, umgeben von Genien, die halb ihn tragen, halb von ihm getragen werden, und in ſeinen flatternden Gewanden verſchwinden; es ſind die einzelnen Gedanken, die beſonderen Kräfte ſeines ſchöpferiſchen Geiſtes. Noch mehre Geſchichten der Geneſis ſtehen umher, und über Allen ruht die Feier der Schöpfung; andere Bilder der heiligen Urgeſchichte der Menſchheit knüpfen ſich daran, und die Propheten und Sibillen, die in den Abhängen des Gewölbes erſcheinen, vorbereiten auf Chriſtus. Auch ſie gehören zu den wunderbarſten Geſtalten, die die Kunſt je ins Leben gerufen hat. Klagend, ſinnend, forſchend und begeiſtert ſitzen dieſe mächtigen Weſen, und ſtellen in ihrer großen Verſchiedenheit den Gang der Menſchheit dar, von dem Augenblicke, wo ſie die Zerrüttung ihres ſündigen Daſeins erkannte, bis da ſie in erhab'ner Verzückung der kommenden Erlöſung gewiß ward. Den näheren Uebergang zum Heilande der Welt vermitteln die Verfahren der heiligen Jungfrau. In mannigfaltigen Gruppen reihen ſie ſich an einander und bezeichnen ein ſtilles Harren und Hoffen in die Zukunft. Kunſtreiches, architektoniſches Beiwerk trennt und verbindet das Ganze, und weiſet jedem Einzelnen die zukömmliche Stelle an. Aber alle dieſe Geſtalten ſind frei von der Willkür menſchlicher Erfindung; in typiſcher Nothwendigkeit behaupten ſie ihr Daſein, und dem Meiſter ſelbſt wäre nicht mehr vergönnt, daran zu makeln oder zu rechten.

Eine Darſtellung anderer Art bedeckt die Hinterwand der ſixtiniſchen Kapelle, es iſt das jüngſte Gericht. Sechs und zwanzig Jahre nach Vollendung der Deckengemälde malte es Michel-Angelo, er wendete ſieben Jahre ſeines koſtbaren Lebens daran, und dennoch muß man erſtaunen, daß ſie zur Verwirklichung des kühnen ungeheuren Gedankens, zur Ausführung der zahlloſen Menge der Figuren genügten. Oben am Bilde ſehen wir den Richter der Welten im Kreiſe der Apoſtel und Erzväter, umgeben von Märtyrern und Heiligen; zwei Engelchöre ſchweben darüber mit den Werkzeugen der Leiden; unter ihm iſt eine dritte Schar von Engeln verſammelt, ſie blaſen zur Auferſtehung der Todten, und halten die Bücher des Lebens, die Wage des Gerichts. Die Poſaunen dröhnen bereits, zur Rechten in der Tiefe öffnen ſich die Gräber zur Auferſtehung, und die Seligen, Erlöſten ſchweben empor; zur Linken lauert die Hölle, der Niederſturz der Verdammten erfüllt ſie; ihr frecher Aufſchwung zu dem Himmel iſt ſchon zurückgeſchlagen.

Michel-Angelo und Dante, jeder von Beiden ging ſeinen geſonderten Weg; dieſem Gemälde, ſo wie der göttlichen Komödie gebührt die gleiche Bewunderung der Nachwelt.

Unſer Herz bebt vor dem Hereinbrechen des Tages des Zornes:

Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus
Cuncta stricte discussurus. . . .

Streng wendet ſich der Richter gegen die Seite der Verdammten, er erhebt abwehrend, verwerfend, niederſchmetternd ſeine Rechte, ſein Zorn fährt wie ein leuchtender Blitz gegen ſie. Angſtvoll hüllt ſich an ſeiner Seite Maria in ihre Gewande, und wendet ſich troſtbedürftig zu den Begnadigten. Aber die Märtyrer erheben die Werkzeuge ihres Todes anklagend gegen ihre Mörder; Engelchöre

vollſtrecken das Rächeramt an dieſen. Zagend und bang erſtehen die Todten, langſam noch, wie von den Träumen der Erde beſchwert, erheben ſich die Begnadigten zu den Seligen empor, und ſelbſt durch die Chöre dieſer verbreitet es ſich, wie ein geheimes Entſetzen.

Auch über die Gemeinde der Lebendigen, die jetzt die Kapelle verſammelt, wird der Spruch des jüngſten Gerichtes ergehen, und Alle werden je nach ihren Werken eingereiht werden unter die Gebenedeiten oder unter die Verſtoßenen. Noch liegt die Wahl in ihren Händen, und der Engel mit der Wage harrt in ängſtlicher Liebe auf die That der Begnadigung. Der Deckel des Sarges ſchließt das Buch des Gerichtes. So leichtſinnig ſonſt auch dieſe Verſammelten ſein mochten, die Schauer jenes Tages rieſeln doch auch durch ihre Glieder, und wie ſie in Lichtſchimmer und Weihrauchdampf halbverhüllt daſtehen, ſcheinen ſie nur eine fortgeführte Gruppe jenes hohen Gebildes. Jetzt beginnt plötzlich der Chor des Miſerere, lautlos horcht die Menge, und jedes Herz findet ſich vom geheimen Schmerze dieſer Töne ergriffen. Die Sänger ſind unſichtbar; hier ſcheint der Jammerſchrei der ganzen Menſchheit auszubrechen. Aber ein großes Geſetz lenkt ihn, er tönt nicht ohne Hoffnung, ohne Zuverſicht; er iſt eine erhabene Klage, würdig vor dem Throne Gottes zu erſchallen.

Tadellos und voll wechſeln einzelne Stimmen miteinander, und dazwiſchen fallen wieder alle vereint in den gewaltigen Chorgeſang. Jeder Ton ſchießt rein wie eine Lilie empor, leuchtet hell wie ein Sonnenſtrahl; ſie reihen ſich aneinander zu einer Paſſionskrone aus Dornen und Sternen. Der Rythmus, die Harmonie dieſes Geſanges ſind ſo vollkommen und wunderbar, daß ſie den Geiſt des Zuhörers mit ſich über die Erde tragen, unter ihm liegen die Trümmer des zerſtörten Jeruſalems, die blinzenden Töne ſind der einzige Schein in der mondlichen Nacht.

Wie aber der Trauerpſalm endet, da fallen alle dieſe funkelnden Stimmen plötzlich in ein jubelndes Halleluja ein, ſie ſchwingen ſich empor und reißen die Pforten des Himmels auf, und aus tauſend Schleußen bricht der ewige Glanz in unſere Finſterniß. Dieſes Entzücken iſt nicht minder ſchauerlich als jene unendliche Klage.

Dann wird es plötzlich ſtill, die himmliſchen Lichter verlöſchen. Die Zuhörer regen ſich noch nicht; in fernen Regionen verließ ſie die Hand des Geſanges; lichttrunken ſinken ſie langſam durch die Dämmerungen hernieder und fühlen erſt ſpät den Boden unter ihren Füßen. Jetzt erſt verlaſſen ſie die Kirche, und das vielformige Leben greift wieder nach den Zurückkehrenden und führt ſie auf tauſend Kreuz- und Querwegen in die Wirklichkeit.

Unter der Menſchenmaſſe, die heute aus der ſixtiniſchen Kapelle ſtrömte, befand ſich auch ein in Rom wohlbekannter Maeſtro, der vertraut und zudringlich am Arme ſeines Gefährten ging.

»Nun Mylord, was ſagen Sie zu dieſem ſtupenden Kunſtwerke?« fragte der Kleine, und leckte ſich wie beim Nachtiſche die Lippen.

Der hohe junge Mann an ſeiner Seite ſeufzte leiſe, ohne eine Antwort zu geben.

»Nicht wahr, ſo was findet ſich nur bei uns in Italien! Wie glänzende Schlangen, wie bunte Flammen drangen die Töne von allen Seiten hervor, und ringelten und verwickelten ſich, und wühlten und ſcheuten durcheinander. Und doch fehlte nie ein Hundertel am Takte, und endlich löſte ſich der melodiſche Knoten leicht und richtig wie er geſchürzt ward. Jedem Tone durfte man Winkelmaß und Zirkel anlegen, und er mußte gerecht befunden werden. Reden Sie, ſprechen Sie doch, Mylord!

»Große Kompoſition, braver Vortrag,« erwiderte der Engländer, und ſtrich ſich die ſchwarzen Locken

aus der Stirne, die ſchwermüthig über die dunkelblauen Augen hereinhingen.

»Um Gotteswillen, welche Kälte! wer ſollte errathen, daß Sie weiblicher Seite aus Italien ſtammen! Das kommt von den vielen Nebeln auf ihrer Inſel, vom Steinkohlenrauche, von den Dampfmaſchinen. Der nordiſche Reif, der ſchwarze Dunſt liegt fingerdick über Ihrer Phantaſie. Was groſſe Kompoſition, tüchtiger Vortrag, — etwas Unerhörtes, Mirakulöſes iſt es! Wo in der Welt findet man ein ſolches Cio und Fio, das lang und metallrein aushält, und dann zum Ueberfluſſe noch Triller ſchlägt. Die Fuge, die darauf folgt, iſt aus Edelſteinen geſetzt, beim nächſten Laufe dürfte jeder Fehltritt mindeſtens den Hals koſten, und die letzte Kadenz ſinkt wie ein Stück des Himmels auf die Erde. Geſtehen Sie doch, etwas ähnliches iſt Ihnen noch nicht vorgekommen!"

»Und dennoch," unterbrach der junge Mann den Enthuſiaſten mit düſterem Nachdrucke, »ich hörte ſchon Schöneres, ja ſo Herrliches, daß ich den heutigen Geſang nicht damit vergleichen kann."

»Wie, was!" ſchrie der Maeſtro in voller Entrüſtung, »wo iſt Ihnen je dieſes Beſſere zu Ohren gekommen?" —

»Sie wiſſen, daß ich ſchon ſonſt dieſe Frage ablehnen muſte, ja ich erſuche Sie —"

»O ich thörichter Kapellmeiſter, ich! der ich mich wieder ſo elendiglich naſeführen ließ. Hohle Dieſer und Jener Sie und Ihre muſikaliſchen Geheimniſſe! Empfehle mich, Mylord!"

Brummend eilte der Muſikus in eine Seitengaſſe, der Engländer aber ſchritt langſam und ſinnend die herrliche Fronte des Vatikans hinunter.

Lord Edgar hatte ſeltſame Anſichten von der Tonkunſt, ſeine Forderungen an dieſelbe mochten übertrieben ſein, er galt allgemein für einen muſikaliſchen Sonderling. Er hatte von früher Jugend an die Muſik mit vieler Leidenſchaft und ſo raſtloſer Haſt betrieben, wie ſie gewiß nur ſelten vorkommen; im Verlaufe der Zeit hatte er ein Inſtrument nach dem anderen vorgenommen, mit unermüdetem Fleiße die Schwierigkeiten jedes einzelnen überwunden, und es dann im unbefriedigten Mißmuthe wieder weggelegt. Sein Schloß in Schottland glich einer Inſtrumenten-Niederlage; wenn er reiſte, fuhren ein paar Packwägen mit Geigen, Bratſchen, Klarinetten, Hoboen, Trompeten, Waldhörnern, ja ſelbſt mit Pickelflöten und Bäſſen hinter ſeiner Chaiſe, und jeder ſeiner Diener mußte Virtueſe auf einem dieſer Inſtrumente ſein. War ihm irgendwo eine Violine von Guarneri oder Amati, oder ſonſt eine ſeltene Harfe, eine berühmte Poſaune, ein koſtbares Fagott vorgekommen, ſo wurde es um jeden Preis angeſchafft und ſeinem Vorrathe beigelegt. Es beliebte ihm ſogar in früherer Zeit, wenn ihm plötzlich ein muſikaliſcher Gedanke durch den Kopf fuhr, dieſen während des Fahrens niederzuſchreiben, und dann auf einem einſamen Waldplatze, oder in dringenden Fällen auch mitten auf der Landſtraße von ſeinen Domeſtiken ausführen zu laſſen. Mit leuchtenden Augen ſtrich er dann ſelbſt die Violine dazu, oder begleitete die Simphonie auf der Mandoline oder Flöte; aber ſo fehlerlos und prächtig ſie auch abgeſpielt werden mochte, ſchon nach wenigen Takten wurde er ungeduldig, ſchüttelte mit dem Kopfe und ließ ſie ſelten bis zu Ende gelangen. Seine Diener waren daran gewohnt, brachen ab, ſobald er es verlangte, packten die Inſtrumente wieder in ihre Laden und Ueberzüge, und ſetzten den Wagenzug in Bewegung. Mit gleichem Eifer hatte der Lord auch eine Sammlung aller vorhandenen Tonſtücke angeſchafft; eines nach dem

andern wurde zur Ausführung gebracht, dann aber wieder mißmuthig bei Seite gelegt. Das Archiv seines Schlosses enthielt Alles, was Mozart, Beethoven, Spohr und Meyerbeer, was Bellini und Donizetti, Schubert, Herold und Boildieu komponirt hatte; dort waren aber auch Volkslieder und Kirchenchorale, Tanzweisen und Requiem von tausend untergeordneten Meistern aufbewahrt. Die seltenen Tondichtungen eines Pergolese und Cimarosa standen bei den Nationalweisen der Indier, Chinesen, Isländer und Südsee-Insulaner. All' diese Massen von Tönen waren an Lord Edgars Ohren bereits vorbeigerauscht und geklungen, aber nichts von Allem konnte ihn befriedigen; mit gesteigerter Sehnsucht hatte er sich von jedem Einzelnen abgewendet und schwermüthig bei Neuem und Entlegenem dasjenige gesucht, das alle diese Tonwerke ihm nicht gebracht hatten.

Im Verlaufe der Zeiten war er über dies vergebliche Suchen unmuthig, hoffnungslos geworden, er selbst berührte endlich keines seiner Instrumente mehr; und nur aus alter Gewohnheit führte er noch den Wust von Noten und Musikgeräthen mit sich, und behielt seine kunstfertigen Diener. Die stille Sehnsucht schien ihm fast erträglicher, als jenes Wasserschöpfen in bodenlose Fässer, jenes Verschmachten seines bedürftigen Herzens mitten in der Flut der Melodien. Nur wo ein besonderes Musikfest zu erwarten war, wo ein unvergleichlicher Künstler sich hören ließ, dahin eilte noch Lord Edgar mit schwacher Hoffnung und ruheloſem Drange, und suchte den brennenden Durst, den quälenden Hunger seiner Sehnsucht zu stillen. Aber jede Liedertafel machte ihn nur um eine Täuschung reicher und drückte ihren Stachel tiefer in sein vergehendes Herz. So hatte Edgar bereits die unsterbliche Maria Malibran gehört, und den süßen Romberg, dessen Töne einer grünen Waldeinsamkeit gleichen; Paganini hatte ihm das Geheimniß der

Menſchenbruſt in Tönen aufgelöſ't, Ole Bull alte Nordlandſagen vorgeſpielt, und Liſzt die Harmonie der Mißklänge bewieſen. Zwar war es ihnen manchmal gelungen, ſeine Hoffnung zu entzünden, ſeine Augen fingen zu glänzen an, jetzt und jetzt glaubte er, müßten ſich die Töne aufſchwingen, die Nebel reißen und er jenes Etwas hören, dem er lechzend und gierig nachjagte; aber da ſank plötzlich der Jubel der Melodien, die Schwingen der Akkorde wurden ſchwerer und die fliegende Begeiſterung verkam ganz gemein und gewöhnlich auf der Erde. Mit Ekel und Mißmuth ſtürzte er dann aus den lichthellen Sälen, und trug ſein Ideal, ſeine ewige Sehnſucht hinaus unter die ewigen Sterne.

So lehnte Lord Edgar auch heute im Salen eines römiſchen Fürſten, abgeſchieden in einer Fenſterbrüſtung, ſeine Augen ſtarrten in den Lichtſchimmer, in das glänzende Gedränge der Geſellſchaft, aber der nach Innen gekehrte Blick beſchäftigte ſich mit anderen Dingen. Er hörte den Streit nicht einmal, der ſich in ſeiner Nähe ſo eben entſponnen hatte.

»Ich ſage Ihnen, Theurer, Signora Emma's Geſang muß mit der Harfe begleitet werden.«

»Ich aber verſichere Sie, daß dazu gerade nur das Pianoforte paßt.«

»Nein, Sie irren ſich, Werthester, Harfe mit beiläufigem Einfallen des ganzen Orcheſters iſt hier angezeigt.«

»Wozu den unnöthigen Aufwand, der noch überdies die Stimme der Signora überbietet; iſt das Klavier nicht ſchon für ſich und allein die lieblichſte Taſchenausgabe des vollen Orcheſters?«

»Verſchonen Sie mich damit, Vortrefflicher, das ordinärſte Inſtrument iſt es offenbar. Stolz und frei ſpringt die Harfe in die Lüfte, die göttlichen Saiten beherrſchen

das irdiſche Beiwerk, und die Töne rauſchen unbezwungen und feſſellos; aber im Klaviere liegen ſie verbaut und geknechtet, ein Hammer aus Holz und Leder trommelt gefühllos auf die Saiten, und das freie Tonwerk ward zum eleganten Meuble."

»Das ſind ſeltſame Grillen, phantaſtiſcher Schnak, der nur wenig zur modernen Muſik paßt. Vor der Bundeslade mochte David tanzen und Harfe ſchlagen, aber im jüngſten Salen erklinge der liebliche Flügel."

»Das wollen wir ſehen, Theuerſter!" ſchrie der Mann der Harfe, in dem wir den Maeſtro aus der ſixtiniſchen Kapelle wiedererkennen, »da mögen noch andere Autoritäten mitreden. Was ſagen Sie dazu, Mylord! ſteht nicht die Harfe weit über dem Cembalo?" —

Edgar, zu dem ſich der Kleine plötzlich wendete, hatte weder vom Zanke der zwei Muſiker, noch von der Frage, deren Schiedsrichter er werden ſollte, das Mindeſte verſtanden. Da er jedoch bemerkte, daß jetzt die Reihe zu antworten an ihm ſei, ſo loskaufte er ſich mit einer ſicheren, beſtimmten Bejahung.

»Aha, ſehen Sie!" rief der Kapellmeiſter triumphirend, »und das ſprach ein Kenner. Madonna wird zur Harfe ſingen."

Er drängte ſich durch die Umſtehenden und bot einer jungen, blaſſen Dame zierlich den Arm.

»Aber wiſſen Sie wohl, Maeſtro! daß ich heute wieder an der Migräne leide?" —

»Hat nichts zu ſagen, Signora, dann gerade klingt Ihre Stimme am hellſten."

Bald darauf ſtand die Dame auf dem erhöhten Orcheſterboden, ein ſchöner Greis prüfte leiſe die Saiten der Harfe, und der Kapellmeiſter ſetzte ſich an die Spitze der Muſikbande. Jetzt gab er mit dem ſchwarzen Stäbchen das Zeichen, und das Orcheſter fiel in ein prächtiges Vorſpiel ein.

Raſtlos ſchlug er den Takt, die Töne drangen vor wie gewapnete Scharen. Hoch hielt er den Stab, und die Blas- und Streich-Inſtrumente ſchwiegen, ein Harfenſolo folgte, und dann eine Stimme, rein wie die Unſchuld, mächtig wie die Begeiſterung:

Auferſteh'n, auferſteh'n wirſt du, armes Herz!
Deine zerſtändende Hülle
Wird zum ätheriſchen Lichtgewand'....

Die Töne flogen leuchtend und makellos durch' die Harfenakkorde; mit verhaltenem Athem horchte es im Saale, und erſt als eine Strophe geendet war und das Orcheſter wieder einfiel, rang ſich ein Laut der Bewunderung, ein Seufzer der Rührung aus jedem Buſen.

»Nicht wahr, wir Italiener haben den wahren Punkt getroffen,« bemerkte der Herr des Hauſes zu Edgar, »cantare — incantare, was bezaubert mehr als Geſang?«

Edgar bemühte ſich, ein verbindliches Geſicht zu zeigen, aber es fiel ihm ſchwer und gelang nicht zum Beſten. Er und der Lobredner des Flügels waren die zwei einzigen Mißvergnügten im Saale, — dieſer, weil er mit ſeiner Anſicht nicht durchgedrungen war, und Edgar, weil jeder Geſang ſeine böſe Laune nur noch mehr erregte. Beide bemühten ſich, ſo wenig als möglich darnach zu hören, Edgar hatte noch nicht einmal auf die Sängerin geſehen. Aber mit jeder Strophe ſchwoll die Flut der Muſik höher und prächtiger, ſtolz wie eine Königin fuhr Emma daher auf der ſchmetternden Brandung, und weit darüber klang ihr Lied als ein Triumphgeſang der Unſterblichkeit.

Auferſteh'n, auferſteh'n wirſt du, ſelig Herz!
Jauchzend kommen ſie dir entgegen
Alle, die du einſt hier verlorſt.
Dort das Weib in prangender Jugend —
Deine Mutter iſt's!
Dieſe Züge leuchtend und klar
Deine Geliebte .....

Wie ein Blitz zuckte es durch Edgars Herz, er fuhr auf und ſtarrte nach der Sängerin. In zwei großen, feuchten Augen loderte die Begeiſterung, ſie durchglühte ihre Wangen, die weißen Roſen daran erblühten plötzlich zu brandrothen. Aber der Ton, den ſie jetzt anſchlug, ſchauerte und jubelte durch das innerſte Mark der Zuhörer, der Kapellmeiſter ließ verblüfft den Taktſtab ſinken, — davon ſtand nichts in ſeiner Partitur, — das Orcheſter ſchwieg, und der Harfenklang verlor ſich in langen Akkorden. Emma ſang die Strophe allein zu Ende. Als ſie den letzten Ton hoch aufſchleuderte und dann ſchwellend und ſenkend aushielt, brach er plötzlich in einen Schrei ab, ſie fuhr mit beiden Händen an ihr Herz, und ſank dann zu Boden.

Der Kapellmeiſter und die Nächſten der Zuhörer ſprangen erſchreckt hinzu, aber Edgar lehnte traumhaft in ſeinem Stuhle: er hatte ein Stück, eine Stimme aus der Harmonie der Sphären gehört.

Der nächſte Morgen fand Edgar im Vorzimmer der Sängerin, auch der kleine Kapellmeiſter war dort, und Mehre aus der geſtrigen Geſellſchaft, Alle warteten ängſtlich auf den Ausſpruch des Arztes, der ſich ſo eben im Kabinete der Kranken befand. Endlich trat er heraus, und ungeduldige Fragen beſtürmten ihn. Es war ein Mann aus der guten alten Zeit, eine gepuderte Perrücke bedeckte ſeine Weisheit. Mit den langen, derben Händen erfocht er ſich Raum, und ſchien ſich mit ſtummen Achſelzucken entfernen zu wollen. Aber der Kapellmeiſter hing ſich an ſeinen Rockflügel, die zwei erſten Violinen vertraten ihm den Weg, der Chor der Fragen fiel von Neuem ein.

»Wenn ich nicht wäre,« rief der Doktor endlich mit halben Ingrimm, »Ihr, muſikaliſches Geſindel hättet ſie ſchon längſt zu Grabe geſiedelt. Doch, ich werde ſie noch

einmal retten, aber ſingen darf ſie nicht wieder!" Damit war er aus der Thüre hinaus.

»Sie wird gerettet, — eviva!" —

»Wie, ſie ſoll nicht mehr ſingen?" —

»Das iſt nur ein Schnak des alten Aeskulaps, ihr Unwohlſein iſt am Ende wohl gar nicht gefährlich."

»Mögen ihm die Katzen dafür ein Ständchen bringen!" —

Die Nachfragenden hatten ſich bald darauf verlaufen, nur Edgar und der Kapellmeiſter befanden ſich noch im Zimmer. Dieſer war im Hauſe ganz vertraut, und es gelang ihm, des Kammermädchens habhaft zu werden.

»Nicht wahr, Florettchen, mit der Krankheit der Signora hat es eigentlich nichts zu bedeuten?" —

»Ei, da ſehe man einmal den Herrn," ſchmollte die Zofe, »Sie glauben wohl gar, die Nerven der Donna ſeien ſo feſt wie die A-Saite, und ihre Geſundheit ſo unverwüſtlich wie die Stimmung einer Trompete."

»Geh, liebenswürdiger Schalk!" beſänftigte der Muſikus, »weißt du aber auch, warum wir noch hier ſind, — wir wünſchen die Donna noch dieſen Morgen zu ſehen und zu ſprechen."

Schon wollte der Dienſteifer der Kameriera ſich in einem Donnerwetter entleeren, als ihr der Lord eine Guinée in die Hand drückte. Der Maeſtro hatte ihm einen ziemlich ſichtbaren Wink gegeben, und der Engländer ihn zu ſeinem Erſtaunen verſtanden.

»Aber bedenken Sie, ſchon an dieſem Morgen, nach einer ſo böſen Nacht —"

»Ja ſiehe, Mylord verläßt Rom bereits in wenigen Tagen, und ohne vorher die Bekanntſchaft deiner Dame gemacht zu haben, kann dies füglich nicht geſchehen."

»Nun wenn es ſo iſt, da muß ich wohl das Aeußerſte wagen." Flora ſchlüpfte in das Zimmer ihrer

Herrin, und nach kurzem Verweilen kam ſie mit bejahender Antwort.

Mit Herzklopfen trat Edgar in Emma's Zimmer; ſie lehnte in der Ottomane, ſie war blaß aber ſchön wie die Nymphe der Dämmerung. Der Kapellmeiſter ſtellte ihr den Lord vor, und ergoß ſich dann in eine lange Lobrede über ihren geſtrigen Vortrag. Sie lächelte gefällig, ſchien aber wenig Vergnügen an der Anerkennung des Muſikers zu finden. Bald darauf ſpielte eine Flötenuhr, die Stunde ſchlug und er mußte zu einer Probe. Die Dame ſchien zu erwarten, daß auch der Engländer ſie zugleich verlaſſen werde, aber Edgar, der bis nun nur wenig geſprochen hatte, blieb ohne weiters zurück. Emma war hierüber überraſcht, und, vielleicht nur um zur Fortſetzung des Geſprächs Zeit zu gewinnen, beſchäftigte ſie ſich einige Augenblicke mit dem zierlichen weißen Windſpiele, das aufmerkſam vor ihr ſaß, und ſie mit großen ſchwarzen Augen betrachtete. Aber ehe ſie noch damit endete, begann ſchon Edgar ſeine Anrede.

»Sagen Sie mir, woher hatten Sie den Geſang von geſtern?« —

»Verzeihen Sie, Mylord,« erwiderte Emma und erröthete leiſe, »die Frage iſt mindeſtens ſeltſam. Sie wiſſen, ich bin Sängerin, und man iſt ſo gütig, mich nicht unter die letzten zu zählen; ich genoß ſeit meiner Kindheit muſikaliſchen Unterricht, ich ſtudierte meine Kunſt, und war bemüht, wo ich konnte darin zu gewinnen.«

»Nein, Madonna, ſo was erlernt ſich nicht; wie die Liebe muß es kommen, wie die Begeiſterung, wie die Glückſeligkeit.«

»Sie fragen, und ſcheinen Ihrer Sache ſo gewiß.«

»Sie wollen nicht wahr ſein, Signora, vielleicht daß ein Geſtändniß, das ich Ihnen machen muß, Sie gütiger ſtimmt. Wollen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen

meine Geſchichte erzähle, die, ſo ſonderbar ſie ſcheinen mag, nur Wahres enthält, die aber bis zu dieſem Augenblicke noch nicht über den Rand meines Mundes gekommen iſt.

»An der Nordküſte von Schottland,« begann Edgar, »liegt ein Kaſtell, das zur Zeit des Königs David Bruce erbaut worden iſt, in den kommenden Zeiten aber zum friedlichen Feudalſitze eines reichen Geſchlechtes umgeſtaltet wurde. Es iſt im Innern mit Eleganz und Pracht ausgerüſtet, während ſein Aeußeres noch das ehrwürdige Alterthum der Erbauung ausweiſ't. Von ſeinen Thürmen ſieht man auf der einen Seite ein romantiſches Bergland, über das die Höfe der Vaſallen und Pächter ausgeſtreut liegen, auf der andern ſchlägt die weiße, brandende Nordſee an die Klippen des Abhanges. Das Meer liegt hier düſter und einſam, denn Sandbänke und häufige Riffe machen die Küſtenſchifffahrt gefährlich, und nur weit draußen am grauen Horizont wird manchmal ein verſchlagenes Segel ſichtbar. Ein Meerſturm bietet den Bewohnern von Mortherly-Caſtle einen wilden, großartigen Anblick, die dunklen Wogen ſind weit hinaus mit weißem Schaum überdeckt, verlorne Maſtbäume und Schiffstrümmer langen hier und dort wie ſchwarze Rieſenarme aus der brauſenden Flut, und durch das Rollen des Donners, durch das hohle Tönen der See pfeift und ſchwirrt das Girren irrender Sturmvögel. In den Klippen des Vorgebirges haben ſie ihre Neſter und kreiſen in flüchtigen Scharen um die Nebelfelſen, oder ſenken ſich in langem Striche hinab in die Flut, und ſchreien und zanken um treibendes Aas. Auch den trüben, ſtillen Winternächten mangelt nicht eine eigenthümliche Staffage; durch den Nebel tönt dann wohl der haſtige Ruderſchlag eines Schleichhändlerbootes, das ſich in den Bereich dieſer Klippen flüchtete, und hinter ihm ſchlagen die Kanonenkugeln des Wachſchiffes in die hüpfenden Wellen.

Aber traurig und verlaſſen ſtehen die weißen, einſamen Geiſterfelſen, von denen einſt die Lieder der Barden geklungen haben, Nebel irren um ihre Scheitel, oder ſind es Schatten der Tage, die nicht mehr ſind, — der Sturm zieht darüber wie die Klage erſchlagener Helden. Auf der Landſeite umgibt das Schloß ein weiter Thiergarten zwiſchen altem Gemäuer. Maleriſche Baumgruppen, wie ſie nur dem brittiſchen Eilande eigen ſind, ſchmücken den hohen, üppigen Graswuchs, und aus dem tieferen Forſte lauſcht das Wild mit ſcheuen, glänzenden Augen. Das Schilfgeſtade der drei Teiche wimmelt von edlem Waſſergeflügel. In dieſer alten Stammburg meiner Väter bin ich aufgewachſen; ſchon mit fünf Jahren war ich eine Waiſe und Erbe von Northerly-Caſtle. Ein greiſer, menſchenſcheuer Onkel führte hier die Aufſicht über mich, aber meine eigentlichen Erzieher waren der tiefe Forſt, die Meerküſte, die Sternennacht. Tagelang ſtrich ich in den einſamen Wildbahnen umher, oder lag am Klippenufer und horchte der Luftmuſik und der Brandung, und ſtarrte in die Geſtirne der Mitternacht. Meine Studien gingen ganz regellos vorwärts, ſo wie dazu Luſt und Wißbegierde in mir entſtand, wie der Zufall und äußere Eindrücke ſie leiteten. Die Windharfe, die an einem Felſen des Parkes angebracht iſt, erregte frühzeitig meinen Antheil an der Muſik; das erſte Inſtrument, das ich vernahm und auf dem ich es bald zu einem gewiſſen Grade von Fertigkeit brachte, war die Harfe. Sie iſt das Inſtrument des Nordens, ſie gibt die Tonleiter jener Laute, die in Windzug und Wellenſchlag irren, ihre Töne ſind nebelvoll und voll Geiſternähe. In der Bibliothek ſtand zwiſchen mehren Sternkarten ein Himmelsglobus; ich ließ mir ſeine Zeichen erklären und am Firmamente nachweiſen. Wenn ich nun in den Nachthimmel blickte, ſo vereinten ſich die zerſtreuten, lichten Punkte desſelben faſt unwillkürlich zu ſinnvollen Sternbildern. Hell und heiter ſchritten

die zwei Bären im Norden, der Drache wand ſich dazwiſchen, das Geſtirn der Kaſſiopeia ſtand an der Seite; aber darüber breitete der aufſteigende Schwan ſeine ſchimmernden Flügel und die himmliſche Leier war mit goldenen Saiten gerüſtet. Die nördliche Krone ſtrahlte würdig der unſterblichen Stirne, das Haar der Berenice wallte in leuchtenden Locken. Der lauernde Schütze ſpannte den ewigen Bogen, und die Zwillinge wallten vor mir in vertraulicher Eintracht. Sphären reihten ſich an Sphären, die blauen Abgründe der Unendlichkeit waren mit ihnen erfüllt, in hohem Einklange rollten und flogen ſie durch einander, und ihr erhabenes Geſetz ward nie verrückt und erſchüttert. Näher und faſt mit irdiſch leidenſchaftlichem Lichte zogen die Planeten über mir, und der Mond bewegte ſo wie das Meer auch mein Herz in Flut und Ebbe.

»Zwei ſeltſame Elemente ſind in mir vereint, die Melancholie des Nordens und die Glut ſüdlicher Begeiſterung. Mein Vater war ein Peer Schottlands geweſen, meine Mutter eine Fürſtin Siziliens. Lord Byrons dämoniſcher Gloom dunkelte frühe durch meine Seele, aber die Phantaſie warf leuchtende Aetnaflammen durch dieſe Dämmerung. Die Bibliothek des Schloſſes ſtand ſchon dem Knaben geöffnet; ich las ohne Wahl; jener Genius der Nacht und Dante's göttliche Komödie ſtritten ſich lange in mir um den Vorrang. Der Kampf ward endlich zu Gunſten des Italieners entſchieden. Wo ich ihn nicht begriff, da half mir die Einbildungskraft mit Geſtalten und Bildern. Aber die Betrachtung des Nachthimmels gewann durch ihn einen andern Standpunkt: die Geſtirne ſcheinen gleichſam perſpektiviſch in hohen Kreiſen hinter einander aufgeſtellt, in den erſten Ringen mögen noch die Sternzeichen ſtehen, unter denen die Menſchen geboren ſind, in der Tiefe des neunten Himmels aber öffnet ſich der Abgrund des ewigen Lichtes, dem irdiſchen Auge mit matten Glanznebeln

verhüllt. Die Ahnung des Himmels ergriff damals mein Herz, mit glühender Sehnsucht bat ich, daß mir auch nur einmal der Blick in jene Glorie vergönnt würde, daß einmal die Harmonie der Sphären um mein Ohr klänge.

»Ich war gerade neun Jahre alt, als ich an meinem Geburtstage, der zugleich der längste Tag im Jahre iſt, im Blumengrün vor meinem Erbſchloſſe ſaß, und den Untergang der Sonne bewunderte. Ich hatte ſo eben wieder im Dante geleſen, jetzt ward vor mir am Himmel eine Epiſode der göttlichen Komödie geſpielt, mir war das Buch aus der Hand geſunken, und verloren im hohen Anblick rezitirte ich einzelne Strophen des unſterblichen Liedes. Ueber dem dunklen Walde verloderten ſpät erſt die Flammen des Abendrothes, und die Sterne ſchlugen noch geblendet ihre Augen auf. Die Roſenhecken umher dufteten ſtark, und die Vielen und Jasmine miſchten ihren ſüßen Geruch darunter. Unfern klang der Springbrunnen, im Waldgebüſche ſchlugen die Nachtigallen, und über die Wipfel zog manchmal ein Ton der Windharfe wie der matte Flug des Nachtgevögels. Ich hatte mich rückwärts gelehnt, mein Haupt verſank in das Blumenkiſſen, vor mir ſchimmerten die Sterne. Ruhe und Harmonie war durch die Himmel ergoſſen, die Sphären zogen in ſtillen Kreiſen ihre Bahnen, und ſelbſt die letzten Glanznebel fingen an zu wallen und ſich zu regen. Ich fühlte das Gewicht des Körpers nicht mehr, meine Seele wiegte ſich in den Roſenkelchen, dann flog ſie mit jenen Leuchtkäferchen auf einem heimlichen Tone davon. Ihre Sehnſucht trieb ſie immer weiter, blaue Fernen ſchienen ſchon zwiſchen der Erde zu liegen und klarer verſchlangen ſich vor ihr die Bahnen der Sterne . . . .

E di', perche si tace in questa ruota
La dolce sinfonia di Paradiso . . . .
Tu hai l'udir mortal si come 'l viso . . .

„Da rauſchte plötzlich ein Lichtverhang in die Höhe, ein Ton ſprang aus der Tiefe des Himmels, und alle Sterne antworteten gleichmäßig. Das Schwanenlied, der Nachtigallſchlag verſank vor dieſem Chore, der Jubelruf des Entzückens, der Triumphgeſang der Liebe verloſch darüber, die himmliſchen Kreiſe öffneten ſich vor mir, mein Ohr hing an der Harmonie der Sphären.

„Im Schloſſe verwunderte man ſich Anfangs nicht über das lange Ausbleiben des Kindes; erſt als Mitternacht vorüber war, ſendete mein Onkel die Diener aus, mich zu ſuchen. Bald fand einer derſelben den Knaben am Grasplatze liegen; ich ſchien erſtarrt und meine Glieder waren feucht und kalt vom Thau der Nacht. Erſt nach mehren Verſuchen kehrte das Leben in meine Adern zurück, aber die Kälte des Todes machte wilder Fieberhitze Platz, und ich ſchwebte viele Tage am Rande des Grabes. Meine Phantaſien ergingen ſich in verklärten Geſichten, in paradieſiſchen Simphonien; ſobald ich jedoch zu mir kam, ſchwieg ich völlig darüber. Ich ward gerettet, aber mein Gemüth hatte eine neue Richtung gewonnen, ich hatte die Harmonie der Sphären gehört. Fünfzehn Jahre ſind beinahe ſeit jenem Johannestage verfloſſen, heute zum erſten Male entdecke ich Jemand das Geheimniß desſelben. Oft war ich bemüht geweſen, nur die ſelige Weiſe jener Viſion in das Gedächtniß zurückzurufen, doch nie gelang es mir, auch nur des geringſten Theiles davon in der Erinnerung habhaft zu werden. Ich wußte nur, daß ich jenen Geſang gehört hatte, der ſonſt dem Ohre des Menſchen verſchloſſen iſt; wie eine heilige Wehmuth, wie eine unausſprechliche Sehnſucht lag er ſtets in der Tiefe meines Gemüths, und alles Irdiſche erblaßte vor ſeinem wunderbaren Glanze. Auf allen Muſikinſtrumenten hatte ich mich jahrelang abgemüht, um auch nur einen jener Laute zu erringen, allen Künſtlern war ich nachgereiſ't, um einen Anklang, einen Schatten jener

Harmonie zu erhaſchen, aber über Doppelgriffen und Rouladen blieb jenes hohe Lied in unerreichbarer Ferne, und der endliche Ton ſank wie ein ausgetriebener Pfeil mitten im kühnſten Aufſchwunge. Manchmal, vorzüglich in früheren Zeiten, hatte ich dem Ziele nahe zu ſein geglaubt, begeiſtert ſtreckte ich ſchon die Hand aus, um das Sternenkleid des vorübereilenden Genius zu erfaſſen, aber da entrauſchte ſein Flügel wie Sturmwind, und ich hatte nur einen gewöhnlichen muſikaliſchen Lappen erbeutet. So geſchah es, daß ich, ungeachtet jener Leidenſchaft für Muſik, endlich nicht ohne Verſtimmung ihrer Aufführung beizuwohnen vermochte, meine Sehnſucht loderte wilder während derſelben, alle meine Nerven waren ergriffen, und am Ende ſah ich mich doch nur geäfft und betrogen. Es ging mir mit der Muſik wie es Einem mit einer angebeteten, aber leichtſinnigen und treuloſen Geliebten ergehen mag. Die italieniſchen Meiſter hielten dieſe Eigenſchaften für engliſche Launen, und lachten im Stillen über meinen ſeltſamen Spleen. Ich aber war nun am liebſten allein, die Einſamkeit that meinem kranken Herzen wohl, da ſtörte nichts meine irrenden Träume. Die ſogenannten Freuden des Lebens beſaßen wenig Reiz für mich, das Geheimniß, mit dem ich mich umhertrug, und das durch jede Entdeckung von den ſchwergläubigen Leuten nur entweiht werden konnte, hielt mich von den unſichern Banden der Freundſchaft zurück, und auch die Liebe hat ſich nie meines Herzens bemeiſtert. In mich verſunken und mit traumhaftem Streben beſchäftigt, gewahrte ich kaum die reizenden Weſen, die ſonſt die Liebe der jungen Männer um mich gewannen, und wenn mir zufällig Schönheit und Liebreiz begegnete, konnten ſie meinen Antheil kaum erregen, und noch weniger feſſeln.

»So ging es mir bis geſtern, da ſangen Sie, Emma, und in ihrem Liede hört' ich den Nachhall von der Harmonie der Sphären.«

Edgar brach ab, und auch Emma ſchwieg, verſunken in das ſo eben Gehörte. Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten.

»Und nun beurtheilen ſie ſelbſt, Signora, ob ich ein Recht hatte, jene Frage an Sie zu ſtellen, ob ich ihrer Antwort würdig bin.“

»Ihre Erzählung iſt höchſt ſonderbar,“ entgegnete Emma nach einer Pauſe, »und hat mich tief ergriffen, um ſo verlegener bin ich, ihnen eine Antwort zu ertheilen. Und wenn ich Ihnen Alles ſagen will, was ich ſelbſt weiß, ſo werden ſie nur wenig befriedigt ſein, und meine Mittheilung kann nur das Gewöhnlichſte enthalten. Aber Ihr Vertrauen verdient das meine. Ich befand mich ſchon geſtern unwohl; als ich das Lied zu ſingen begann, war ich ſeltſam ergriffen, ich ſchrieb es auf Rechnung meiner Migräne. Ich ſang die erſten Strophen, wie ſie der große Tonſetzer niedergeſchrieben hat, ich gewahrte dabei, daß ihr Vortrag mir ungewöhnlich gelang. Doch je weiter ich fortfuhr, deſto mehr wurde ich ſelbſt gerührt, ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe, und konnte doch nicht aufhören. Endlich da riß es mich dahin, es jauchzte auf in meiner Bruſt, ich ſang, was ich ſelbſt nie gehört, nie gedacht hatte; dann fiel ich bewußtlos zu Boden. Zum dritten Male in meinem Leben iſt mir geſtern dasſelbe geſchehen, ohne daß ich Grund und Möglichkeit zu erklären wüßte. Im Augenblicke eines ſolchen Ausbruches iſt es mir, als läge eine verborgene Weiſe in meinem Innern, als fiele eben der Riegel des Geheimniſſes, und als müſſe die Liederquelle hervorſtrömen. Ein Jubel des Paradieſes durchzuckt mich, aber die irdiſche Kraft langt nie aus, ein wilder Stich fährt durch mein Herz, mich zerſchmettert die Ohnmacht. Langes Unwohlſein folgte die früheren Male auf den kurzen Aufſchwung, und mein Arzt ſchüttelt bedenklich mit dem Kopfe. Ich fühlte mich ſchwach; von dem aber, was ich geſungen, weiß ich

nichts weiter, ja ich erinnere mich nicht einmal, ob ich die früheren Male dasselbe gesungen habe. So oft ich jene Weise versuche, mißlingt sie, und unwillkürlich und plötzlich naht sie dann einmal wieder von Neuem. Der Arzt verbietet mir das Singen, die Musik jedoch verlasse ich gewiß nicht, es wäre so selig, wie ein Schwan im Singen zu sterben."

»O Emma, Emma! weißt du aber auch, daß diese himmlische Weise ein Erkennungszeichen ist, das uns Beiden auf die Erdenwanderung mitgegeben wurde."

»Still, mein Freund, das Gebiet der Musik ist unsicher, und unsere Ahnungen trügen."

»Nicht diese Kälte, Emma, verkennen Sie den Wink des Schicksals nicht; ein Augenblick vermittelte das Verständniß unserer Seelen, in jenem Liede begegneten sich unsere geheimsten Ideen, und mein Herz lodert seitdem in Liebe."

»Nicht doch, Edgar, mein Dasein ist zu kurz und vergänglich für irdische Bande."

»Woher diese Schwärmerei, gegen die Sie so eben selbst eiferten?" —

»Sie haben Recht, Edgar; ich selbst verweise meine Ahnungen, aber fragen Sie den Arzt, und er wird sie Ihnen bestätigen. Lesen Sie mir doch den Text des gestrigen Liedes," fügte sie hinzu, gleichsam um das Gespräch zu wenden.

Edgar nahm das Notenblatt und las. Als er geendet hatte, schwiegen Beide, in Emma's Auge war ein feuchter Schimmer aufgestiegen.

»Wir werden uns Alle wieder finden," begann sie dann, »die Gemeinde unserer Lieben wird versammelt werden, so wie sie hier unsere Freude gewesen ist, und alle Eigenschaften werden wir wieder treffen, nur nicht unsere Schwächen."

»Wohl ist es ein schöner Gedanke, Emma; aber der Zurückgebliebene, was soll er noch hier in der Wüste verödeter Jahre?" —

„Er muß ſeine Pilgerfahrt beſtehen, an deren Ende ſie ihn wieder erwarten.“

„Aber bis dahin, allein, ohne Zeichen der Liebe!“

„Nicht immer, Edgar, es läuft eine Kette zwiſchen unſern Geliebten, die auch durch die Gräber dringt. Das Wort der Liebe ſäuſelt im Abendwind, Blumen und Gräſer ſind ihre Boten, und Geiſternähe wittert in unſern großen Gedanken.“

Konnte es anders kommen, als daß Edgar und Emma ſich liebten? — Wie die Töne gleichgeſtimmter Inſtrumente ſpielten ihre Gedanken in einander, Melodie und Takt ihrer Seelen griffen zuſammen, und ihre Herzen fühlten ſich ſo glücklich, wie nie vorher. Emma erholte ſich zwar nur langſam von ihrem Übelbefinden, die irdiſche Sendung lag ſchwer im Kelche ihres Herzens und beugte ihre Geſtalt; aber die Krone ihres Lebens war doch nicht mit Duft und Farben geſättigt, und ihre Tage ſchienen ihr ſelige Träume. Ihr Glück beſtand nicht in irgend einem irdiſchen Gute, es hatte keinen Namen und keine Grenzen, es entſprang in ihrem Innern und erfüllte es. Ihre Liebe war von der Art, daß man nichts von ihr erzählen kann, als daß ſie ſich durch ſie glücklich fühlte, daß ſie nichts mehr zu wünſchen gewußt hätte.

Edgar bot ihr ſeine Hand an, ſie wies ſie zurück, und warnte ihn, das Schickſal durch einen neuen Wunſch auf ihr Glück aufmerkſam zu machen. Seinen fortgeſetzten Bitten ſetzte ſie die kurze Lebensdauer, die ihre ſchwache Geſundheit zu bedingen ſchien, entgegen.

Aber der Lord drang in ſie, er beſchwor ſie. Er machte die Fortdauer ſeines Glückes davon abhängig; und Emma willigte endlich ein. Edgar ſah nun auch ſeinerſeits das Maß aller ſeiner Wünſche erfüllt. Emma's Arzt machte ihn aufmerkſam, daß der Aufenthalt außerhalb des milden Klima's Italiens, Emma's Leben verkürzen würde, und der

Lord beſchloß alſogleich, ſich bleibend in dieſe Gegenden zu ziehen. Um dieſe Veränderung auszuführen, blieb jedoch ein Beſuch Edgars in England unerläßlich. Der Arzt bezeichnete aber ſelbſt eine ähnliche Reiſe mindeſtens in dieſer Jahrszeit für Emma von bedenklichen Folgen. Der Lord fühlte ſich von dieſen Umſtänden bedrängt, und beſchloß, erſt wenn er bei ſich ſelbſt zu einer Entſcheidung gekommen ſein würde, mit ſeiner Verlobten darüber zu ſprechen. Aber mochte ſie nun der Arzt damit bekannt gemacht haben, oder errieth ſie dieſelben, ſie begann endlich ſelbſt darüber mit Edgar zu ſprechen, und indem ſie ſeinen Entſchluß, nach Italien zu ziehen, dankbar anerkannte, erklärte ſie, die Trauung jedenfalls erſt nach ſeiner Rückkehr feſtſetzen zu wollen. Da Edgar ihre Beſtimmung hierüber unerſchütterlich fand, ſo beſchloß er, jetzt die Abreiſe nach Möglichkeit zu beſchleunigen. Emma fand ſich hiedurch überraſcht, und ſchien ihm dieſe freiwillige Trennung beinahe vorzuwerfen. Der Brautſtand ſei ja ſo ſchön, meinte ſie, daß ſchon ſeine Fortdauer genügen könnte; warum verlaſſe der Menſch ein gewiſſes Glück, und ſuche nach entfernterem. Aber Edgar wollte das volle Glück ſeines Lebens erringen.

Nicht ohne Wehmuth gewahrte Emma ſeine haſtigen Vorbereitungen zur Reiſe, die Stunden und Tage gingen beinahe unter äußeren Beſchäftigungen verloren, und endlich ſtand die Sonne des letzten im Verſinken. Edgar lehnte an Emma's Seite am Fenſter ihrer Wohnung; das neue wie das alte Rom lag vor ihnen um den monte Cavallo in Goldglanz; aber herrlicher als in Paläſten und Ruinen widerſtrahlte er in ihren Augen. Er ſtürzte an ihre Bruſt, er umſchlang ſie, und ſelbſt ſein Schmerz war berauſcht vom Jubel der Liebe. In dieſem Augenblicke ſchien ihm die kurze Geſchichte ſeines Herzens ſo groß und unſterblich, als die paar Jahrtauſend Welthiſtorie zu ſeinen Füßen.

Es war ſchon tief in der Nacht, da faßte Emma plötz-

lich ſeine Hand: »Verſprich mir, Edgar, daß, wenn ich auch je vor dir ſterbe, du nicht unternimmſt, dein Leben zu verkürzen!" —

»Was ſoll jetzt dies Verlangen, Emma?" —

»Nichts Edgar, als daß deine Zuſage das Herz eines kindiſchen Mädchens befriedigen würde."

»Soll dieſe Trennung noch ſchwerer werden durch das Gedächtniß der ewigen? Und liegt dieſe nicht ferner als je, da du dich wohl fühlſt."

»O mein Freund!" rief ſie mit ſanftem Lächeln, »du weißt, was uns Mädchen oft Alles durch den Sinn fährt, wir ſind wie Kinder; aber nach dieſem Verſprechen würde ich ſtärker zur Trennung ſein."

»Du leuchteſt in Jugend und Fülle, das Verſprechen wird mir leicht."

»Nicht wahr und du gibſt es?" —

»Wenn du mir für den gleichen Fall auch das deine gibſt," erwiderte er faſt in halbem Scherze.

»So laß uns die Hand darauf reichen," ſagte ſie feierlich.

Es geſchah. Etwas ſpäter griff Emma am Klaviere jenes Auferſtehungslied in leiſen Akkorden. Sie lächelte, aber langſam und ungeſehen träufelten Thränen von ihren Wangen.

Jetzt ſchlug ein Stundenklang vom Quirinal; es war Mitternacht. Emma ließ die Akkorde verſchweben und erhob ſich.

»Scheiden wir! —

Ein Seufzer flog aus Edgars Buſen; ſie ſtrich ihm ſanft die Locken von den Wangen und ließ das volle Licht der Lampe auf ſein Angeſicht fallen. Sie ſtand vor ihm und ſchaute ſehnſuchtsvoll in ſein Antlitz, dann ſchlug ſie die Arme auf und ihr Kuß war lang und ſelig.

Jetzt winkte ſie, er ließ ihre Hände los, ſie trennten

ſich ſtumm. Aber Emma ſchickte ihm ihren Segen nach, den Segen des Dankes und der Liebe.

Edgar flog über die Stiege, er warf ſich in den Wagen und jagte nach Hauſe. Heute waren ihm dieſe Paläſte und Säulen, die der Mondſchein ſo eben verſilberte, dieſe Kuppeln und Triumphbogen werthlos und ſtumm; ein Weib erfüllte ſein ganzes Herz, ihr Lächeln, ihre Thräne konnte kein Erz, kein Marmor erreichen.

Er hatte nur noch Weniges zu ordnen, und ehe der Tag anzubrechen begann, verließ er in ſeinem Reiſewagen das Hôtel. Er mußte noch ſeinen Reiſegefährten, der gegen Oſtia in der Campagna di Roma wohnte, abholen. Erſt nach längerem Fahren kam er an der wieder aufgebauten Baſilika vorüber gegen das Thor von S. Paolo. Der Mond erblaßte allmälig, der Himmel wurde blauer, und der Stern des Morgens leuchtete prachtvoll. Edgar ſah jetzt das erſte Mal aus dem Wagen, das Grabmal des Ceſtius ſtand an der Seite der Straße, die Pyramide warf einen langen Schatten über die Wohnungen der Todten, die ſich in ihrer Nähe angeſiedelt haben. Schon wollte Edgars Auge wieder in innere Anſchauungen verſinken, als er eine weibliche Geſtalt vor dem Bauwerke gewahrte; die weißen Gewande glichen Emma's geſtrigen, auch dieſer Wuchs konnte nicht unbekannt ſein, ja wäre es nicht unglaublich geweſen, er hätte ſie wirklich für Emma gehalten. Der Wagen hatte jetzt die alte Straße von Oſtia erreicht; als die Pferde auf dem prächtigen Wege in geſtreckten Lauf einfielen, ſchien die Geſtalt zu winken.

Eben wollte der Lord anhalten laſſen, da verſchwand ſie im Grabgewölbe.

Was ſoll ich von zwei Liebenden erzählen, die getrennt ſind? Sehnſucht miſcht ſich ſtatt des Glücks des Beſitzes in

ihre Gefühle; aber die Liebe ſelbſt bleibt unbeſchreiblich, wie das Blühen, wie das Duften.

Der Lord bemühte ſich, ſeine Geſchäfte in England ſo ſchnell als möglich zu beenden. Northerly - Caſtle, ein ihm ſonſt ſo theurer Aufenthalt, hatte jetzt alle Reize für ihn verloren. Der Wolkenhimmel ſeiner Heimat hing trüb über ſeinem Scheitel, und die Farben ſeines Innern drohten unter dieſen Nebeln zu verblaſſen. Wie Luft des Frühlings, wie Orangenluft aus Süden kamen Emma's Briefe; an dem Tage, der ihm einen brachte, ſchien Albions Himmel blauer und reiner, war die Nordſee glatt wie der Buſen von Bajä. Emma berichtete ihm über Alles, nur nicht von ihrer Geſundheit; da er ſie geſund wünſchte, zweifelte nicht daran.

In frommer Erinnerung beſuchte er jene Stelle, wo ihm einſt in der Ahnung der Kindheit die Harmonie der Sphären erklungen war; ſchon hatte er ſpäter jene Stunde für einen Traum halten gewollt, als die Liebe ihn wieder von der Wahrheit der inneren Offenbarung überzeugte.

Endlich waren ſeine Geſchäfte beendet, und Edgar eilte nach dem Süden zurück. Das Schiff ging ihm zu läſſig, der Wagen zog zu langſam; ſeine Sehnſucht flog vor ihm und ſtreute ihm Blumen der Erinnerung und Hoffnung. Als er die Alpen überſchritt, begrüßte er jubelnd Italiens Boden. Er hatte jetzt ſchon lange keinen Brief von Emma erhalten; er war aus England früher weggereiſ't, als ihr nächſter ankommen konnte; er hatte jede Stadt, wo er einen erwarten ſollte, eher durchflogen, als er es beſtimmt hatte. Es konnte ihn kein Brief von ihr erreichen; deſto freudiger ſollte das Wiederſehen ſein.

Nach ſo langer Zeit befand er ſich endlich wieder in der Campagna di Roma; Ruinen nach Ruinen wurden ſichtbar, Waſſerleitungen und Villen lagen zerſtreut in der düſtern, verwüſteten Gegend; aber Edgar war blind für die ſchwermüthigen Reize der Gegend. Der Zufall wollte, daß

er dieſelbe Straße, auf der er ausgegangen war, wieder zurückkam. Da er an einer Schenke der Campagna vorbeikam, nahm er, um früher nach Rom zu kommen, ein Reitpferd, deſſen Ausdauer und Schnelle ihm noch von früheren Ausflügen bekannt war. Er jagte über das Haideland. In der Ferne ſtieg ſchon die Stadt der Cäſaren aus goldenen Nebeln, und ewige Kuppeln ſprangen in die Lüfte. Die gelbe Tiber zog daneben, der Almo und das heilige Waſſer der Egeria miſchte ſich mit ihren Fluten, über die verbrannten Moosſtriften ritten einzelne Hirten, in Thierfelle gehüllt. Jetzt ſprengte Edgar gegen das Paulusthor, unbeachtet blieb die Pyramide des Cajus Ceſtius an der Seite. Aber da heulte plötzlich ein Hund und ſprang über den Graben des Kirchhofs der Fremdlinge. Edgar erkannte Emma's weiſſes Windſpiel; er hielt ſein Pferd an; es mußte deſſen Herrin in der Nähe ſein. Der Hund kroch winſelnd vor dem Pferde, mit hochklopfendem Herzen überließ ſich Edgar ſeiner Leitung. Er ſtieg endlich ab und folgte über die Gräber.

Jetzt ſtieß das Thier ein wildes Geheul aus und ſcharrte in die Erde eines Grabes. Ein ſchwarzes Holzkreuz ſchien wie zu einſtweiliger Bezeichnung auf den friſchen Hügel geſetzt.

„Emma!"

ſtand darauf; der Lord brach kraftlos in die Knie.

Sie war todt; wie eine Blume verblüht, wie ein Ton verklungen! Jetzt erſt fühlte der Lord, welch' ſchweres Gelübde er abgelegt, als er auch ohne ſie zu leben verſprochen hatte. Die Seele war aus ſeinem Daſein geſchieden, die Hand des Todes hatte die Zügel ſeines Lebens ergriffen. Der ſelige Ton der Sphärenmuſik war für ihn hienieden auf immer verklungen, keine Hoffnung blieb ihm mehr, nur die unauslöſchliche Sehnſucht.

In jener erſten Nacht, die er an ihrem Grabe verbrachte, als er endlich nach vielem Weinen die Augen zum Himmel erhob, gewahrte er zu ſeinem Erſtaunen neben der Caſſiopeja einen Stern, den er noch nie zuvor erblickt hatte. Er war nur klein, aber von ſanftem, freundlichem Lichte, und je länger er ihn betrachtete, deſto heller tauchte ſein Schimmer auf, deſto troſtreicher ergoß er ſich in ſein Herz.

Edgar blickte von nun an oft und gern zu ihm empor, und da er ihn in Sternkarten und Himmelsbeſchreibungen vergeſſen fand, ſo verſetzte er ſeine Liebe unter die Sterne. Emma wandelte jetzt für ihn mit den Geſtirnen der Nacht, ſtill und ſelig, und liebend zu ihm niederſchauend.

Aber auch auf Erden fand er ein hinterlaſſenes Gleichniß vor ihr. Die Augen ihres Windſpiels ſchauten oft ſo treu und dunkel zu ihm, als ob ein Glanz ihres Blickes in ſie übergegangen ſei. Er lebte in tröſtender Geiſternähe; wenn er allein war, mochte er den Gedanken nicht abweiſen, daß Emma ihn unſichtbar umſchwebe; das Blatt des Buches, das wie im plötzlichen Windzuge umfuhr, konnte ihre Geiſterhand gewendet haben. Wenn er ihr Grab beſuchte, da ſahen ihm aus dem Blumengebüſche die dunklen, thaufeuchten Violenaugen manchmal ſo ſehnſuchtsvoll und liebebedürftig an, als drängen Emma's Blicke aus dem Todtenreiche empor.

So verginnen Jahre; Edgar hatte Italien nicht wieder verlaſſen, ihr Grab war der Mittelpunkt ſeines Lebens geworden. In ſchöner, ſchimmernder Johannisnacht ſaß er einmal wieder an ihrem Grabe, der Himmel lag über ihm wie die transparente Perſpektive der Ewigkeit, die Sterne leuchteten wundervoll. Jene Unermeßlichkeit überfiel ihn mit heiligem Schauer, ſeine Sehnſucht breitete die Flügel wie der himmliſche Schwan, ſein Geiſt zog aufwärts. Ewige Sphären rollten um ihn; er ſuchte Emma in der Unendlichkeit, der Stern der Geſtorbenen war ſein Leitſtern. Sein Angeſicht ſchwebte in blaſſem Glanze, ihre Züge webten

hinter dem Sternenſchein. Edgar erinnerte ſich ſeiner Kindheit, ſeiner kurzen Liebe, und ſeine Sehnſucht loderte ſchrankenlos. Da klangen plötzlich alle Geſtirne um ihn, ſie drehten ſich und ſangen die ewige, ſelige Weiſe, und auch Emma zog unter ihnen und ſtimmte in den hohen Chorgeſang, und alle Himmel wiederholten ihn.

Am nächſten Morgen fand man Lord Edgar todt auf einem Grabe unweit der Pyramide des Ceſtius: zum dritten Male hatte ihm die Muſik der Sphären — im Tode geklungen.

Lieder

von

Otto Prechtler.

1.

Das Zigeunermädchen.

Ich ſitze hier in dunkler Nacht,
Und flechte meine Locken,
Das Feuer hab' ich angefacht,
Ich harre unerſchrocken.

Sie ruhen all' in Schlafesarm,
Mir wollen ſie betriegen!
Komm nur, ich will dich liebewarm
An meinem Herzen wiegen.

Wohl pfeift der Wind ſchon rauh und kalt,
Ich fühle nicht ſein Wehen,
Schon ſeh' ich deine Nachtgeſtalt
Durch unſer Lager gehen.

Komm her! und fühle meine Glut,
Du ſchmucker Preis der Haide!
Es hüpft dir zu mein junges Blut
In wilder Liebesfreude.

Ach! ſüße Nacht, wie gern durchwacht
In traulich ſtillem Koſen!
Es blühen dir in dunkler Nacht
Der Liebe friſche Roſen!

9.

Die Einſame.

Fließet nieder, ſtille Thränen,
Armes Herz, leg' dich zur Ruh'!
All' mein Lieben, all' mein Sehnen,
Ach! dir, Theurer, ſchwärmt es zu.

Trübe ſchleicht der Tag von hinnen,
Einſam, einſam meine Nacht.
Und der Sehnſucht Thränen rinnen,
Ihre Flamme iſt entfacht.

Doch die Ahnung ſchön'rer Tage
Ueberkommt die Seele mir;
Leiſer wird der Liebe Klage,
Und mein Schmerz ruht aus in dir.

Süße Träume — ſüße Bilder
Wieget ein das kranke Herz!
Aug' der Nacht, o ſchaue milder,
Schlumm're ein, du tiefer Schmerz!

10.

Schiffervision.

Ich ſtand auf dem Verdecke
Bei Nacht in weiter See;
An meinem Herzen zehrte
Ein namenloſes Weh.

Da kam ein Schiff geſchwommen
Aus ferner, dunkler Nacht;
Es war das Schiff, an das ich
So ſchmerzlich hab' gedacht.

Ich brannte tauſend Lichter
Auf meinem Schifflein an;
Und Blumenkränze ſchlangen
Sich hoch zum Maſt hinan.

Und näher — immer näher
  Flog an das liebe Schiff.
Die Hand zum Jubellied
  Froh in die Saiten griff.

Schon weht die Flagge grüßend
  Herein in heller Pracht;
Doch — wie das Schiff gekommen —
  Verſchwamm's in ew'ge Nacht! —

Der letzte Tänzer.

Eine Karnevalſcene

von

Johann Nep. Vogl.

„Brave Kanner, Brave Kanner,
Nur die Geige friſch geſtrichen,
Heißa, walzen, walzen, walzen,
Bis die Sterne ſind verblichen!“

Alſo ruft's von hundert Lippen,
Alſo ruft's in hundert Herzen,
Und die Walzermelodien
Klingen hin in Moll und Terzen.

Aufgeheft'te Herr'n, mit möchtigen
Zwickel-, Schnur- und Judenbärten,
Faſſen zierlich ihre Damen,
Die zu walzen nur begehrten.

Und in flatternd weißen Kleidern
Rauſchen dieſe hin wie Feen,
Bis in ſüßem Wonnetaumel
Ihre Sinne faſt vergehen.

Schöne Roſe, Blondgelockte,
Zierlichſte der Tänzerinnen,
Ha, wie lacht des Walzens Wonne
Doch aus jeder deiner Mienen.

Wie nur weißt du auf den kleinen
Flinken Füßchen hinzuſchweben,
Gleich als wären Automaten
All' die Andern, ohne Leben.

Zehnmal hat die schlanke Schöne
Schon durchrauscht des Saales Länge,
Und es ward bei jedem Walzer
Ihres Tänzers Brust zu enge.

Und noch immer nicht befriedigt,
Wie Mama auch mahnt an's Schlafen,
Sucht sie für den nächsten Walzer
Nur nach einem neuen Sklaven.

Sieh', da naht ein zartes Herrchen,
Schwarzbefrackt, mit dünnen Beinen,
Bleich das Antlitz, schmal von Taille,
Wie sie's jetzt zu lieben scheinen.

Dieser spricht: »Mein Fräulein, darf ich
Mir noch eine Tour erbitten?«
Und sie kniret, artig lächelnd,
Nach salongemäßen Sitten.

Und die Walzermelodien
Rauschen in bachant'schen Weisen,
Hah, wie fliegen da die Beiden
Fort in wilden Wirbelkreisen.

Wie das brauset, schleift und wehet,
Wie sich's hastet ohne Halten,
Gleich als würden fortgerissen
Sie von zaub'rischen Gewalten.

Ei, warum nur brennen immer
Düsterer des Saales Kerzen,
Selbst die lichterhellten Wände
Scheinen mählig sich zu schwärzen.

Doch das schwarzbefrackte Herrchen
Reißt sie fort in wirren Ringen,
Nein, das sind nicht mehr die Räume,
Die sie schimmernd erst umfingen!

Oede Haiden, ſtuf'te Wellen
Kreiſen flüchtig um die Weiden,
Jetzt ein Kirchthurm, ein Gemäuer,
Reben hängend grauen Weiden.

Horch, was klirrt? — Aus roſt'gen Angeln
Raſſelt auf ein altes Gitter,
Und hinein mit ſeiner Schönen
Braus't der tapf're Walzerritter.

Hügel ragen da an Hügel,
Nein ſie ſieht es nicht im Trage,
Ueber nachtbethaute Gräber
Raſen Beide hin im Flage.

Und ihr Haar durchweht die Lüfte,
Fiebernd klappern ihre Zähne,
Und ihr Herz erſtarrt im Buſen
Ob der ſchaudervollen Scene.

Ach, umſonſt ſucht ſich die Arme
Ihrem Tänzer zu entringen,
Spinnenartig weiß der Raſche
Sie nur feſter zu umſchlingen.

Schau, da fliegt ſein Schopf vom Scheitel,
Und ſein Frack zerfällt in Fetzen,
Und ein Beingeripp' erblicket
Sie mit Schaudern und Entſetzen.

Fühlt von ihm ſich fortgeriſſen,
Gleich als hätten Beide Flügel,
Unter Klappern, unter Raſſeln,
Ueber Schollen, Särge, Hügel.

Und die alten, moof'gen Steine
Taumeln ihnen aus dem Wege,
Und ein ſchaurig Nachtgeſpenſte
Wird um ſie mit einmal rege.

Aus den Gräbern tauchen Larven,
Hebt das Aug' und weiß wie Kreide,
Winken hier mit dürrem Finger,
Haschen dort nach ihrem Kleide.

Plötzlich reißt zu Rosa's Füßen
Mit Gekrach sich auf die Erde,
Und in schwindelnd raschen Wirbeln
Zerrt zur Gruft sie der Gefährte.

Da entringt ein gellend wilder
Schreckensschrei sich ihrem Munde,
Aber schon ist sie umfangen
Sammt dem Scheusal von dem Schlunde.

Sieh, da flirrt's vor ihren Blicken,
Horch, da klingen wirre Klänge,
Und im Saale steht sie wieder
Sich umdrängt von bunter Menge.

Denn am Arme ihres Tänzers
War sie plötzlich hingesunken,
Als zum zweiten Male die Runde
Sie durchjagt von Wonne trunken.

Doch verschwunden, wie ein Schatten,
War im selben Nu der Grause,
Und die erst vor Lust noch glühte,
Bringt man halbentseelt nach Hause,

Bettet sie in weiche Kissen,
Kennt nach Arzt und Apotheke;
Doch im Saale dreht sich's wieder
Lustig auf dem alten Flecke.

Und des Walzerkönigs Bogen
Ist schon wieder tief im Gange,
Als das trunkne Jägerglöckchen
D'rein sich mengt mit schrillem Klange.

Lieder

von

Alex. Jul. Schindler.

1.

Sturm und Ruhe.

Ich bin der Sturm, der durch die Tannen ſauſet,
Daß ſie erſchreckt die grünen Häupter beugen,
Die Wetterfahnen auf den Thürmen zeigen
Mir meinen Weg: »Mach' daß du weiter brauſeſt.«
Ich bin der Sturm, den ſelbſt ſein Raſen reuet,
Der krampfhaft ſich an alle Felſen klammert
Und wieder losreißt, durch die Lüfte jammert,
Und weil der Herr ihm noch kein End' bereitet,
Sich ſelbſt das Todtenglöcklein läutet
Im hohen Thurm.
Ich bin der Sturm.

Du biſt die Ruh', die in das Thal ſich ſenket,
Wenn ſich die Sonne im Gebirg verbergen,
Wenn du dich nahe'ſt, ſchlafen alle Sorgen
Und was noch wacht, an ſüße Liebe denket.
Du biſt die Ruh, wie ſie den Reinen winket,
Wenn ihnen ihres Lebens Lenz verblühet,
Wenn wie ein ferner Roſengarten glühet
»Erinnerung« in ihres Alters Tagen,
Die Hoffnung darf ich nimmer wagen,
Zu ſein wie du,
Du biſt die Ruh'.

9.

Unaussprechlich.

Ich wollte, ich könnte sprechen,
Wie deine Augen so schön,
Da würden mich Freunde und Feinde
Schon lange besser verseh'n.

Es sagen all' meine Lieder
Noch lange nicht, was ich will,
Das herrlichste, was ich empfinde,
Ruht in meinem Herzen noch still.

Denn, denk' ich an dich, so verstummet
Mir tief schon im Herzen das Wort,
Nur deine lieblichen Augen,
Die sprechen es fort und fort.

10.

Mailiedchen.

Ich wollte, ich könnte dichten,
Ein Liedchen, so schön und so neu,
Und voller Liebe und Blüten
Wie jährlich der erste Mai.

Wie würden die Mädchen lauschen
Und Liebes denken dabei,
Ich glaube sie hätten den Dichter
So lieb wie den ersten Mai.

Er könnte so lieben und küssen
Und könnte umschlingen so frei.
So wie es mit blühenden Armen
Umschlingt der erste Mai.

4.

Poſtlied.

Ei, was ſchallt durch Feld und Hain?
Was durch Buſch und Hag?
Frohe Lerchenmelodien?
Nachtigallenſchlag?

Lerchenlied und Nachtigall
Schlafen unter'm Schnee,
Aber heller Poſthornſchall
Tönet von der Höh'.

Mädchen, dein Geliebter zieht
Heim in deinen Arm,
Bringt dir einen Frühling mit,
Blumenvoll und warm.

Wie ein Frühlingsbote ruft
Laut der Poſthornklang;
Wie die Schwalbe in der Luft
Oder Lerchenſang.

Iſt nur der geliebte Mann
Ganz bei dir im Thal,
Hebt auch bald das Blühen an
Und die Nachtigall.

5.

Erinnerung.

Du haſt einſt viel geſprochen
Von deinem liebenden Sinn,
Doch als die Luft vorüber,
War auch die Liebe hin.

Mein Haar iſt grau geworden,
Mein Roß iſt blind und lahm,
Auf dem ich ſo oft durch das Dornfeld
Zu dir herüber kam.

Viel Winter gegen vorüber,
Verblühet iſt manches Mai,
Doch, daß du mich nimmer liebeſt,
Das iſt mir noch immer neu.

Oft treibt's mich mit meinem Wagen
Nach deinem Schloſſe zu fahr'n,
Dann iſt's mir, als wäre die ganze
Geſchichte erſt geſtern geſchehn.

Fruchtloſer Kampf

von

C. M. Groß.

Soll ich meine Augen ſchließen,
Wenn ich nah' dir bin?
Soll ich freudig nicht genießen,
Was mir labet Herz und Sinn?

Soll ich haſſen, meiden, fliehen,
Was mir lieb und werth?
Zu verlieren mich bemühen,
Was mein Herz begehrt?

Alle Dämme ſind geriſſen,
Die den Bach gehemmt,
Raſtlos muß die Welle fließen,
Wär's auch über fruchtbar Land.

Habe redlich Wort gehalten,
Unterthan der Pflicht,
Doch den Kampf mit den Gewalten
Deiner Liebe kämpf' ich nicht.

Der Mann mit der Flöte.

Novelle

von

Emanuel Straube.

„Wer, um des Himmels Willen," rief ich in den Hof hinab zu meiner Wirthin, welche daſelbſt ihre beſiederten Untergebenen ſpeiſ'te, „wer bläſt nur ſo wunderſchön?"

„Der Mann mit der Flöte im Nachbarhauſe," war die Antwort.

„Der Mann mit der Flöte?" fragte ich verwundert, „wer iſt das?" —

„Ja, da fragen Sie mich mehr, als ich Ihnen zu beantworten weiß. — Es iſt ein alter, unſcheinbarer Mann ſeit Kurzem hier nebenan eingezogen; Niemand kennt ihn, er ſpricht mit Niemanden, und der Herr Bürgermeiſter hat ausdrücklich verbeten, ihn auf irgend eine Weiſe zu behelligen."

„Sonderbar. — Und hat man keine Vermuthungen ſeinethalben? Ich weiß doch, daß in kleinen Orten, wo die ganze Bewohnerſchaft, gleich einem Traubenſchuſſe unter ſich verflechten iſt, ein Incognito durchzuführen, nichts weniger als zu den leichten Aufgaben gehört."

„Nun, nun, gar ſo klein iſt denn doch unſere Stadt nicht; zählt 7200 Seelen, die Juden nicht mitgerechnet, hat ein Caſino, ein ſo zuſagen ſtehendes Theater, einen Muſikverein, allerlei Sehenswürdigkeiten, als da ſind: eine Uhr, die noch aus der Zeit des berühmten Mohrenkönigs Tertullianus ſtammen ſoll, eine Actiengeſellſchaft auf eine

Wäſchbleiche durch Dampf, ferner auf dem Rathhauſe einen Bratenwender der weiland Königin Bethſabeh, und in den letzten Tagen iſt ſogar die Rede von einer Eiſenbahn geweſen, welche möglicherweiſe einmal an unſerer guten Stadt vorbeigeführt werden könnte. — Wir ſind freilich nicht in London, Paris und Wien; aber es gibt Städte genug, die — — —"

»Die noch unbedeutender ſind? — Einverſtanden. — Doch laſſen wir dieſen Streit fallen, denn ich habe in der lieben Welt nichts gegen Ihr unvergleichliches Krähwinkel einzuwenden; mich intereſſirt nur Ihr ſogenannter Mann mit der Flöte, und ich wünſchte ſeine Bekanntſchaft zu machen. — Wiſſen Sie vielleicht das Gaſthaus, in welchem er zu Mittag ſpeiſ't?"

»Ei, damit kann ich dienen? — Wo ſollte er auch anders eſſen, als im grünen Hahn? Sind doch unſere ſämmtlichen Gaſthäuſer wahr und wahrhaftig nichts anderes als jämmerliche Kneipen, in denen man weder ein reines Bettlaken, noch einen geſunden Tropfen für den Durſt, am wenigſten aber einen honnetten Löffel Suppe, geſchweige denn ein ſchmackhaftes Endchen Braten bekommen kann!"

»Trotz des Bratenwenders der Königin Bethſabath?" rief ich lachend, und wendete der Geſchwätzigen den Rücken zu.

»Ich bin kein Freund der Flöte: weder die verſchwundene flûte à bec, die man gleich der Obee handhabte und welche, nebſt ſieben Tonlöchern für die Finger, auch noch eines für den Daumen beſaß, noch auch die jetzt ſo beliebte flûte traversière, in ihrem von Tremitz vervollkommneten und mit Klappen aller Art aufgeſtutzten Zuſtande, oder eine ihrer Abarten, die Terz-, Quart-, Octavflöte und die flûte d'amour, wäre ſie auch, wie jene Lauriſtens von Kryſtall, ſagt mir beſonders zu, ſo daß die von einem meiner Freunde ausgedachte Benennung, welcher die Flöte gewöhnlich »das Lamentir-Holz" heißt, ganz nach meinem Sinne

ist. Ich weiß recht gut, daß dieses Instrument im Solo von sehr schönem Effekte sein kann; allein mich ermüdet der geringe Reichthum desselben, und das eigenthümliche Lamentoso seines Tones, dessen die Wenigsten Herr werden, langweilt mich bis zum Sterben; als Konzert-Instrument sollte man es, meines Erachtens, schon gar nicht anwenden. — Mit dem Virtuosen des Nachbarhauses war dies jedoch eine ganz andere Sache; wie er dieses Blasewerkzeug behandelte, war es nicht mehr todtes Holz, Elfenbein oder Horn; es lebte, es athmete, es sprach, es fühlte und sang, es weinte und jauchzte, es erhob und begeisterte. Nicht nur, daß der unbekannte Meister alle Register der Flöte, vom eingestrichenen D bis zum dreigestrichenen C mit außerordentlicher Leichtigkeit und Sicherheit durchlief, so war auch nirgends von einer Stumpfheit des Tones eine Spur, und sein Trillo perlte wie die Silberwellen einer Felskaskade; vorzüglich aber war es die Seele, die Glut seines Vortrages, welche mich elektrisirt hatten; ich hatte eine ganze schmerzliche Biographie, ein Epos von Leiden und Entsagungen darin zu lesen geglaubt und brannte deshalb um so mehr vor Begierde, diesem Mann im Leben näher zu treten, vielleicht den Kommentar zu jener tonreichen, aber wortarmen Jammergeschichte von ihm zu erhalten. — Ich liebe die Künstler; der Schmerz kleidet sie unvergleichlich, man interessirt sich für ihre Blässe und Magerkeit, und ich würde es einem Poeten, einem Musiker, Bildner oder Maler gewaltig übel nehmen, wenn er feist und vollmondangesichtig einherträte wie ein Schlächter oder Weinwirth; der Genius ist von so subtiler Natur, daß er kein Fleisch ansetzen läßt, und wenn dies ja einem Repräsentanten der Göttlichkeit geschieht, so werf' ich ihn zu den Todten. Das Talent hat die Mission, auf Erden Kassandra's Seherrolle zu spielen, deren wundersame Verkündigungen Niemand glaubte; alle Künstler sind mißkannt; aber es hört sich

ihnen ſo graulich ſüß zu, und läßt ſich ſo anmuthig bei ihren Phantaſien träumen, ſo ſelig dabei weinen, daß nur ein Klotz kalt bleiben kann, wo die Laute der Begeiſterung erſchallen; — und darum lieb' ich, wie ſchon geſagt, die Künſtler und ſuche ſie auf, und kette mich an ſie, und befreunde mich ihnen, ſo herzlich ſie es dulden, und eben darum hatte ich auch beſchloſſen, »den Mann mit der Flöte" um jeden Preis auszukundſchaften, um ihn, — wenigſtens für mein Album — zu erobern; ein ſolches muß ja bekanntlich jeder Kunſtenthuſiaſt anlegen! —

Es war noch lange nicht Eſſenszeit, als ich mich am Thorwege »des grünen Hahns" aufpflanzte, um meinen Mann auf's Korn nehmen zu können, deſſen Äußeres ich mir in Eile hatte beſchreiben laſſen, und den ich um ſo leichter herausfinden zu können hoffte, da ich ſeit mehren Wochen, einer Erbſchaftsangelegenheit wegen, im Städtchen wohnte, und deſſen gaſthausfähige Mannſchaft ſo ziemlich an den Fingern herzuzählen wußte. Man hatte mir zwar die gewöhnliche Abfütterungsſtunde des Fremden bezeichnet; doch ich wagte es nicht, mich genau an dieſe Angabe zu halten, fürchtend, der Künſtler möchte etwa aus Grille, oder durch irgend ein Ungefähr veranlaßt ſein, gerade heut von ſeiner hora legalis eine Ausnahme zu machen, die mich um den Gewinn meines Abenteuers brächte. Ich ſtand alſo zwei Stunden auf der Lauer, ehe ſich ein Reſultat meiner Geduld zeigte.

Endlich kam er, er mußte es ſein, genau ſo hatte man mir den wunderlichen Heiligen geſchildert.

Eine gedrückte, faſt kümmerliche Geſtalt von kaum mittelmäßiger Größe, nett, aber ſchlicht gekleidet, mit einem grauen Filzhute und in Kamaſchen von Nanking, einem Bambusſtock mit auffallend großem Knopf in der Hand, die Augen geſenkt und die Lippen ſcharf eingekniffen, daß in den Mundwinkeln ſich ein Ausdruck von Lebensüberdruß

oder von bitterer Herbheit ſammelte, welcher unerfreulich mit der in den Zügen ausgeprägten Gutmüthigkeit contraſtirte. Aus der Weſte ſchob ſich eine ſchwere Uhrkette mit altmodiſchen Breloques hervor, an denen der Fremde, deſſen Alter ich auf ungefähr Fünfzig ſchätzte, ſtehen bleibend, von Zeit zu Zeit ſpielte, während der Stock im Boden wühlte, um, wie es mir vorkam, Linien zu ziehen und ſie mit den krauſen Charakteren zu füllen, die wir insgemein Noten zu heißen pflegen; unter dem Arme guckte die alte Flöte von ſchwarzem Holze hervor, welche das Signalement vollendete. Die ganze Erſcheinung war für den oberflächlichen Beſchauer unbedeutend; allein es ſchien damit, wie mit den feinen Details des Daguerreotyps zu ſein, welche dem unbewaffneten Auge entgehen; — man muß die Loupe zur Hand nehmen, um an dem fernen Gebäude das Kreuz, an dem Monumente die Inſchrift, an der unerkennbaren Geſtalt das Antlitz und die Phiſiognomie zu erkennen; — wer den Menſchen nur mit den Augen des Körpers anſchaut, wird niemals ſein beſſeres Theil, niemals die Inſchrift des Monumentes ausnehmen! Überdieß hat man einen Menſchen eigentlich erſt dann recht geſehen, wenn man ihm in's Auge geſchaut, in ſeinen Blicken geleſen hat!

Der Unbekannte ſchritt an mir vorüber, ohne mich zu bemerken; ich folgte ihm auf der Ferſe nach.

Er ſtieg die Treppe hinan, trat in das Extra-Zimmer, nahm an einem abſeitigen Tiſchchen Platz und hängte ſeinen Hut an die Wand.

Ich ſetzte mich, wie zufällig, an dieſelbe Tafel, und machte mir's, gleich ihm, bequem mit Hut und Stock.

Noch nahm er keine Notiz von meiner Anweſenheit.

Ich ließ mein Spazierſtöckchen auf die Erde fallen, daß es einen gellenden Mißton hervorbrachte; er ſah nach der Urſache des Geräuſes, dann auf ſeine Serviette — und ſchwieg.

Die Bekanntſchaft ſchien ſich nicht machen zu wollen.

Mein »Mann mit der Flöte« langte nach der Speiſekarte; ich griff, wie unabſichtlich, zu gleicher Zeit darnach, und unſere Hände begegneten ſich.

»Sie entſchuldigen,« ſagte ich.

Der Fremde wiegte mit dem Haupte, ohne aufzublicken, und ließ den Tariff fallen.

Ich ſchob ihm denſelben abermals hin und rief:

»Sie haben das Vorrecht; Sie langten zuerſt darnach.«

Er nahm das Papier zur Hand, überblickte es flüchtig, winkte den Aufwärter herbei und ſagte phlegmatiſch:

»Kräuterſuppe.«

»Mir auch,« fiel ich ein.

Große Pauſe. Mein Auge bewachte jede Regung des Künſtlers, das ſeinige ruhte ſtarr auf der Scheibe des Wedgewood-Tellers und ſchien faſt an daſſelbe gebannt.

Die Suppe kam; wir ſchänkten ſie auf unſere Teller über, griffen nach den Löffeln und begannen das Geſchäft der Verzehrung. Es iſt ein eigenes Ding mit dem Eſſen; in der Jugend bringt man Alles und Jedes unter Dach, wie gut oder wie ſchlecht es ſein möge, und würde Kieſelſteine verſchlingen, wenn ſie, mit einer Brühe oder einem Gemüſe vereinigt, einen mundrechten Anſtrich hätten; in ſpätern Jahren wird man wählig oder man iſt überſättigt, kurz: es will nicht mehr ſo recht gehen und man wird aus einem Freſſer ein Eſſer, d. h. man ſchluckt nicht mehr blos des Leibes Nahrung in ſich hinein, ſondern man begleitet ſie mit Betrachtungen und allerlei geiſtiger Würze zu Schlund und Magen, daß ſie gleichſam hinunter eskortirt wird, wie die Pille durch die Vergoldung, und auch nicht mehr die Befriedigung eines angenehmen Bedürfniſſes iſt, ſondern eine Arznei, die man hinabwürgt, um irgend ein Übel, z. B. den Hunger, zum Schweigen zu bringen;

die Zeit des Appetites iſt meiſtens auch die Zeit des Glückes!

Von meiner Seite hatte ich noch nicht über die Abweſenheit dieſer Zeit zu klagen, und es ſchmeckte mir, trotz meiner Neugierde und trotz der ſchlechten Kochkunſt im »grünen Hahn" ganz vortrefflich, — nicht ſo dem Virtuoſen; jeder Löffel voll Suppe, welchen er dem Munde zuführte, ſchien ſeinem Geiſt einen Eimer voll Gedanken zuzuführen, er hielt oftmals inne, der Löffel blieb zwiſchen Teller und Mund in suspenso, wie Damokles' Schwert zwiſchen Zwirnsfaden und Haupt, und der Kellner war daher wohl ſchon ſechsmal mit der Anfrage zu mir getreten: was ich weiter befehle, ehe mein Tiſchnachbar in ſeiner Mahlzeit ſo weit vorgeſchritten war, um einer gleichen Aufmerkſamkeit Raum zu geben.

Endlich rief er:

»Rindfleiſch mit Gurken!"

»Mir auch," ſetzte ich, plötzlich entſchloſſen, ſogleich hinzu. Der Fremde warf einen flüchtigen Blick auf mich, wahrſcheinlich durch die beharrliche Aſſimilirung an die Nuancen ſeines Geſchmacks überraſcht, und ſtarrte mich dann, ſogleich wieder in ſeine Gedanken vertieft, mit ausdrucksloſen, gläſernen Augen an. Ich grüßte raſch und angelegentlich; er aber bemerkte mich gar nicht weiter und liebäugelte wieder mit dem Rande des Tellers, welchen er mit einer Tiefſinnigkeit ſtudierte, als ob er eine Landkarte vor ſich hätte, um ſich in der Schaubühne einer großen Weltfrage zu orientiren.

Alſo wieder abgeblitzt! —

Nicht glücklicher ging es mit den folgenden Gerichten, und ich fürchtete bereits, daß all' mein Aufgebot von Höflichkeit, mein Warten und die ſämmtlichen Opfer, welche ich ſonſt noch dieſem ſpottſchlechten Diner auf Koſten meiner Feinſchmeckerei gebracht hatte, hinausgeworfen Geld ſeien;

als ſich im Vorzimmer eine Harfe vernehmen ließ, und nach einem gräßlich-falſch intonirten Ritornell, eine zerbrochene Baßſtimme einen jener Gaſſenhauer anſtimmte, wie man ſie, zum Ärgerniß für ſchamhafte Hörer und für gebildete Ohren, nur allzu oft von Harfeniſten und Bänkelſängern vernehmen muß. Alſogleich langte mein Griesgram nach ſeinem Hute, klingelte heftig mit der Gabel an das zunächſtſtehende Glas und rief, mit ſichtbarem Ärger, raſch:

»Kellner, zahlen! — aber ſogleich!"

Dieſe Gelegenheit durfte nicht unbenutzt bleiben, oder ich mußte mit dem Römer ſagen: Oleum et otium perdidi; — ich hatte nur mehr den letzten Nothanker auszuwerfen. War der Fremde einmal draußen, ſo fand ſich vielleicht nie wieder ein Anlaß, die Bekanntſchaft mit ihm in Gang zu bringen; ohne Weile platzte ich daher mit dem, was mir gerade vor den Schnabel kam, heraus.

»Sie ſind wahrſcheinlich auch kein Freund der Muſik?"

Der »Mann mit der Flöte" maß mich in raſchem Aufblicke vom Kopf bis zu den Zehen, lächelte und erwiderte:

»Kein Freund der Muſik? — auch kein Freund der Muſik," ſetzte er, das Wort »auch" ſtark und mit verächtlichem Ausdrucke betonend, hinzu — „ich verſtehe! — Bin allerdings ein Freund der Muſik," brummte er nach einem augenblicklichen Intervalle, »nur nicht einer ſolchen!"

Jetzt war das Eis gebrochen, und ich beſchloß, mein Schifflein zwiſchen den Schollen zu bugſiren, ſo gut es angehen wollte.

»Ei," begann ich, »Sie mißverſtehen mich. Es war auch meiner Seits nur auf eine Muſik dieſes Kalibers abgeſehen; für gute Muſik bin ich Enthuſiaſt!"

Der Fremde warf einen mißtrauiſchen Blick auf mich, und fuhr dann fort:

»Gratulire, gratulire! — Spielen wohl ſelbſt ein Inſtrument?"

»O ja, mehre,« repligirte ich alſogleich, um das Geſpräch nicht ins Stocken gerathen zu laſſen; »aber es iſt nur Dilettantismus, bloße Liebhaberei — weiter nichts, gar nichts!«

Mein Partner bohrte mich mit einem glühenden Blicke ſchier durch und durch, ſchlug dann eine helle, gellende Lache auf und murmelte zwiſchen den Zähnen:

»Schön, ſehr ſchön, wunderſchön! — Das nennen Sie Liebhaberei, wenn Sie die göttliche Muſika mit pfuſchermäßigen Verſuchen mißhandeln, die Kunſt halten wie eine Ratte, die man auf den Schweif tritt, daß ſie quiekt und piept, elendiglich anzuhören! — Ei, wer die Kunſt will liebhaben, muß ſie ehren und ausbilden und vervollkommnen und muß ſie zu Einem und Allem machen, ſonſt bleibt er all' ſeine Lebtage ein — Hanns Hafenfuß bis über die Ohren! — Recommandire mich beſtens!« —

Der Mann war verzweifelt kurz angebunden, und ich ſchon wieder in Gefahr, mein Schloß in die Luft gebaut zu haben, denn ſchon erhob er den Fuß zum Gehen; aber ſo hatten wir nicht gewettet! nun er mir einmal einen Finger dargereicht hatte, wollte ich die ganze Hand haben, und war entſchieden, um keinen Preis mehr von ihm abzulaſſen.

»Sie deuten meine Worte ſchon wieder falſch,« fiel ich ihm ein, mich wie eine Zollſchranke vor ihn ſtellend, »ganz falſch, indem Sie mich für einen jener heilloſen Kunſtſtümper anſehen, die, weil ſie irgendwo ein paar Brocken von der Ambroſia der Göttertafel »Muſik« aufgeleſen haben, wie hungerige Hunde daran nagen, ſo lange ein Knochen übrig geblieben iſt, und welche ſelbſt dieſes armſelige Bein noch knirſchend und ohrenpeinigend zermalmen. Nein, nein, ich bin ein Muſiker mit Leib und Seele, und nur, weil Verhältniſſe mich in eine andere Bahn geworfen haben, weihte ich mich nicht ausſchließend der Kunſt, die mir aber Krone und Würze und beſtes Zukehör des Lebensgenuſſes iſt.

Mir gilt Muſik als die eigentliche Univerſalſprache, welche zu allen Ohren, zu allen Herzen ſpricht. Poeſie, Bildnerei, Malerei, und jeder andere Zweig jener höheren Offenbarung, in welcher ſich die Anbetung des höchſten Weſens wahrnehmbar darſtellt, redet zum Verſtande, und bringt ein Selbſtbewußtſein der veranlaſſenden Urſache ſeiner Wirkungen hervor; unſerer Kunſt dagegen iſt nur das Reich des Gemüthes angewieſen, welches unter ihrem Einfluſſe die Empfindung bis zur bachantiſchen Luſt, bis zur tödtenden Trauer ſteigern kann. Sie weckt unbewußte Ahnungen in unſerer Seele, ſie beflügelt ſie zu dem Schwunge namenloſſer Seligkeit, ſie bedarf keines Vorhandenen, Gegebenen, um ſich an ihm hinanzuranken als Schmarotzerpflanze; ſie iſt die ſelbſtſtändigſte, urkräftigſte von allen Künſten. Selbſt das Gethier des Waldes, der todte Stein und das taube Element erkennen die Allmacht der Muſik, indem das regſame Kamehl ſeine Laſt durch die Wüſte fördert, trotz Hunger und Durſt, wenn es durch die Zauber des Tones bewältigt wird; indem die Steine ſich dem Klange fügten zur Mauer Thebens, und die Waſſer Arions ſchonten, da er die Saiten rührte; — und gerne möchte ich Göthe's bekannte Worte für unſere Göttin vindiziren, wenn der Dichter ſagt:

Wer nicht der Tonkunſt holden Zauber ehrt,
Iſt ein Barbar, er ſei auch, wer er ſei!

»Nein, nein, mein Herr, wenn Sie mich für einen Böotien halten, thun Sie mir mehr Ehre an, als ich verdiene und als ich annehmen mag!"

Jetzt hatte ich gewonnen.

Der »Mann mit der Flöte" drückte mir warm die Hand, lächelte mich innig an, deutete nach dem Vorzimmer, wo der Pſeudo-Minſtrel ſich eben anſchickte, eine neue Piece zu beginnen, und fragte mit einladender Zutraulichkeit: »Wollen wir gehen?"

Im Nu war ich fertig, wir zahlten und ſchritten durch die verwunderten Gäſte hinaus, welche uns wohl für ein Paar Filze anſehen mochten, denen die paar Kreuzer für den Sammelteller Leid thaten.

»Haben mir da aus der Seele geſprochen, mein junger Freund,« eröffnete der Fremde, als wir auf die Gaſſe getreten waren, das Geſpräch, »haben mir eine Freude gemacht, die mir lange nicht zu Theil geworden iſt. — Sind jetzt gar keine rechten, echten Muſiker mehr auf der Welt, ſage ich Ihnen, lauter Fiedler und Hanswurſte treiben Gaukelei und Teufelsſpuk mit der herrlichen Kunſt, brechen ihr in konfuſen Sprüngen und Schnurpfeifereien den Hals, machen ſie zur Seiltänzerin, zur Gaſſenbuhlerin, — hol' ſie alleſammt der Buckguck!«

»Amen,« fügte ich hinzu, »und möge bald ein tüchtiger Geiſt aufſtehen, welcher das jetzige Flitter- und Zwitterweſen zerſchmeißt, und der holden Muſa wieder einen ihrer würdigen Altar aufrichtet.«

Von dieſem Spaziergange datirend, war unſer Bund geſchloſſen, und es knüpfte ſich eine recht innige, wahre Freundſchaft zwiſchen uns an, welcher die Verſchiedenheit unſerer Jahre keinen Abbruch that. Man ſagt wohl: daß Gleichheit des Alters nothwendig ſei, um eine Herzensneigung zu feſtigen und zu erhalten; allein meines Bedünkens gilt dies nur von der geſchlechtlichen Liebe, und kann auf eine Männerfreundſchaft nicht angewendet werden. Zwei Herzen in zwei Körpern, das iſt Alles, was dazu nöthig iſt; ob die Scheitel der Kontrahenten grau und blond, die Wangen glatt und gefurcht ſind, das Blut roſig und dunkelbraun ausſieht, ob die Lebensanſicht hier ſchwärmeriſch, heiter, dort ernſt, gemeſſen iſt, ob hier das Ideal noch auf morgenrothen Wolken flattert, oder dort unter einem Hügel bitterer Erfahrungen eingeſcharrt wurde, macht

nichts zur Sache; vielleicht wird nur dadurch die Harmonie um ſo vollkommener, wie in der Muſik Diskant und Baßtöne ſich zu dem lieblichſten Geſammtſtücke verſchmelzen. Zwei Freunde, deren einer jung, der andere alt, ergänzen ſich gewiſſermaßen; die Ecken des Einen reiben ſich an den Kanten des Andern ab; was Dieſer zu ſchwarz ſieht, erſcheint Jenem unter einem zu lichten Augenpunkte, und dort, wo ihre gegenſeitige Liebe ſie im Mittel zuſammenführt, iſt gewiß eben die rechte Mitte, welche Beiden die gedeihlichſte ſein wird. Rede mir Niemand von der Unmöglichkeit einer Freundſchaft unter Perſonen, die nicht Altersgenoſſen ſind; ich werde niemals daran glauben können, weil ich an mir ſelbſt vom Gegentheil überzeugt wurde, denn mir gab das herzliche Verhältniß mit Herrn Bader (ſo hieß mein neuerworbener Freund) eine Befriedigung, wie ſie mir der Umgang mit Männern, von was immer für einem Alter, nie wieder gewährt hat. Es war allerdings mehr die Beziehung wie zwiſchen Vater und Sohn, welche zwiſchen uns obwaltete; allein ſie konnte nicht aufrichtiger, nicht wärmer ſein, ſie beglückte uns, und ich habe immer die Ueberzeugung gehegt, daß es nichts Schöneres geben könne, als eine Liebe zwiſchen Vater und Sohn, welche ſich bis zur Freundſchaft ausgebildet hat. —

Eines Tages erzählte mir Bader ſeine Geſchichte, um welche ich ihn mehrmals angegangen hatte, die aber ſehr einfach war, wie die Geſchichte Aller, bei denen das Herz die erſte Rolle zu ſpielen, oder, um im muſikaliſchen Ausdrucke zu bleiben, die Primſtimme zu verſehen hat: warme Liebe, Hingebung, Täuſchung, Vereinzelung, Menſchenſcheu, und doch gleich wieder warme Liebe und Hingebung mit jenem ewig kindlichen Gefühle, das von den Seifenblaſen, wenn auch ſchon tauſende zerplatzten, immer noch erwartet, daß ſie ſich endlich fixiren, und als leuchtende Geſtirne am Himmel haften bleiben würden.

Sohn armer Eltern hatte er ſich durch ſein meiſterhaftes Flötenſpiel eine ehrenhafte und rentirliche Anſtellung im Kapellendienſte des Hofes verſchafft und ein kleines Privatvermögen geſammelt, war dann zur Ehe geſchritten mit einem Mädchen geringen Standes zwar, aber von guter Erziehung, war Vater einer lieblichen Tochter geworden, und hatte im behaglichſten Comfort einem glücklichen Alter entgegen geſehen. Plötzlich aber, wo er keine Störung ſeines Glückes mehr für möglich hielt, hatte ſich ein Verwandter ſeiner Frau, ein gründlicher Muſiker, eingefunden, welchem er Vertrauen ſchenkte, und mit dem die Familie auf ſehr freundſchaftlichem Fuße lebte. Sehr bald ſchon fiel Vater'n die Zuthulichkeit ſeines Schwagers gegen die Gattin des Erſteren auf: allein er hatte kein Arges daran, weil er, von Natur ſelbſt ungewöhnlich offen, allen Menſchen die gleiche Eigenſchaft zuſchrieb, und ſich das Bild der Schlange niemals mit der Idee des Paradieſes vereinigen konnte. Er blieb daher in ungetrübter Gemüthsruhe, bis ihn verſteckte Ausfälle ſeiner Bekannten, und endlich unverholene Scherze »über das Glück blinder Ehemänner" nöthigten, die Sache ernſter zu nehmen, als ſie ihm wirklich vorkam. Er ſchärfte nun ſeine Augen, ſpitzte ſeine Ohren, und obwohl er anfänglich nichts Unrechtes bemerkte, ſo mißfiel ihm doch nach einiger Zeit ein gewiſſes Heimlichthun, ein Augenwinken, ein Zulächeln des Einverſtändniſſes, welches er zwiſchen Frau und Schwager beſtehen ſah, und welches allerdings ein nach ſeiner Schilderung im hohen Grade beunruhigendes Anſehen hatte. Eines Tages rückte er mit dieſem ſeinem Verdachte, deſſen er ſich noch immer ſchämte, gegen die Gattin heraus; doch dieſe ſah ihn zuerſt befremdet an, dann lachte ſie ihm mit einem ſo heftigen Ausbruch in's Geſicht, als ob er irgend einen wunderguten Witz gemacht hätte. Er ſchämte ſich nun ſeines Argwohns um deſto mehr; doch am nemlichen Abende

kam dem Gekränkten ein Brief in die Hände, worin Doris, ſo hieß Baders Frau, an ihren Verwandten von einem unter ihnen verabredeten Plane ſchrieb, ſich über des Getäuſchten Argwohn höchlich erluſtigte, und den Nebenbuhler aufforderte, »die bewußten Anſtalten ja ganz gewiß und genau nach der Verabredung zu treffen, indem keine Zeit mehr zu verlieren ſei, wolle man anders nicht, da einmal ſchon ſo dummes Geträtſch im Zuge ſei, zum Stadtgeſpräche werden.« — In derſelben Nacht noch hatte Bader eine Reiſegelegenheit aufgenommen, ſeine Sachen heimlich fortgeſchafft, unter dem Vorwand einer dringenden Familien-Angelegenheit ſchriftlich um einen Urlaub auf unbeſtimmte Zeit angeſucht, und war zum Thore hinausgefahren, ohne ſeinen Angehörigen mit einer Silbe Zweck und Ziel ſeines Verſchwindens kund zu geben. Eine Zeit lang war er ſeitdem wie ein Heimatloſer die Kreuz und Quere herumgezogen in der Welt, hatte von ſeinen Sparpfennigen gezehrt, mitunter auch Stunden gegeben, aber nirgends ſich zum öffentlichen Auftreten entſchließen können, damit nicht etwa durch Zeitungsnachrichten eine Spur ſeines Aufenthaltes zu ſeiner Gattin gelange, die er nie wieder ſehen wollte, da ſie ihm nicht nur ſeinen Himmel zertrümmert hatte, ſondern ihm auch die ſchöne Welt des Ideals über den Haufen warf, ohne welche er nicht, ohne welche kein Künſtler glücklich ſein konnte. Er hegte in ſeinem gegenwärtigen Verſtecke, wo ihm die Vorweiſung ſeines Anſtellungs-Dekretes den Schutz des Bürgermeiſters verſchafft hatte, nur den einen, einzigen Wunſch: ſein Töchterlein wieder zu haben, das er im Laſterpfuhle für verloren achtete; doch wußte er nicht Rath, wie er ſich zum Beſitze des Kindes verhelfen ſollte, und forderte mich auf, ihm dabei nützlich zu ſein; denn er wolle mit mir in meine Heimat ziehen, bis an das Ende ſeines Lebens treulich bei mir ausharren, mit mir muſiziren, oder was mir ſonſt genehm

ſein würde, und wir wollten leben, wie die Engel im Himmel, ich, ſeine Tochter und er, und wollten thätig ſein für die Kunſt alle drei, und ich ſollte ſein Schwiegerſohn werden, und wir wollten der entwürdigten Tonmuſe ein Aſyl eröffnen, das ſeines Gleichen nicht haben ſollte auf dem ganzen Erdenrunde! —

So viel ich aus Baders Erzählung zu entnehmen glaubte, ſchien mir die Schuld der Frau nicht recht in's Klare geſetzt; denn da der beleidigte Gatte ſelbſt ihrer Bildung, ihrer Gutmüthigkeit, und ihrem von Tücke oder Hinterliſt freien Weſen mehre Male Gerechtigkeit hatte widerfahren laſſen, und offen geſtand, durch alle früheren Jahre ſeines Eheſtandes nicht den kleinſten Absprung, oder eine Neigung zu ſolchem, in ſeiner Ehehälfte gefunden zu haben, ſo konnte man recht füglich annehmen, daß jener Heimlichkeit mit dem Schwager irgend ein anderer, ganz unſchuldiger Anlaß zum Grunde lag, ja daß es vielleicht ſogar auf etwas recht Angenehmes, auf eine Ueberraſchung, etwa zu Baders Geburtstag, welcher wenige Tage nach ſeiner Flucht gefallen wäre, abgeſehen ſein konnte. Ich glaubte hoffen zu können, daß des Künſtlers Sprudelkopf hier mit ihm durchgegangen ſei.

Als ich dieſe letztere Vermuthung gegen ihn äußerte, war er wie angedonnert, und ſtarrte mich mit weit aufgeriſſenen Augen an. Er ſann eine Weile ſehr ernſthaft nach, dann ſchüttelte er den Kopf und ſagte: »Nein, nein, Sie täuſchen ſich und möchten auch mir gerne eine angenehme Gaukelei vermachen, da ja doch unſer armes Erdenglück zumeiſt auf Täuſchungen gebaut iſt; aber ich bin meiner Sache zu gewiß. — Wozu wären denn jene witzigen und ſpitzigen Anſpielungen in ihrem Briefe geweſen? Das Ding klang ja ſo ſchnakiſch, daß man es ihm ordentlich abmerkte, wie die Schreiberin ſich dabei vor Lachen ſchier ausgeſchüttet hatte. Das Wiegenfeſt eines braven Mannes und guten

Familienvaters iſt doch weiß Gott kein Gegenſtand, um Witze darüber zu reißen."

»Allerdings nicht; aber wer weiß denn auch, wie ſchwarz Sie, durch Präoccupation aller Art aigrit, ohne ausreichenden Grund geſehen haben! Eiferſucht taucht gerne den Pinſel in dunkle Farben und liebt das Furioſo mehr als ein heiteres Scherzando."

»Poſſen, ich bin kein friſcher Haſe, der im Leben erſt abgehetzt werden muß, und weiß recht gut zu unterſcheiden zwiſchen Spaß und Spaß; meine Ehre iſt mir jederzeit außer dem Spaße geweſen!"

»Mit dieſem Phantom von Ehre, als deſſen Maßſtab wir immer das Gefallen oder Mißfallen Anderer anzunehmen pflegen, als ob die Ehre etwas außer uns wäre und nicht in der innigen Erkenntniß und Schätzung unſerer eigenen Tugenden beſtände! — die Ehre nehmen können wir uns nur ſelbſt, indem wir von der reinen Harmonie der Tugend zur Diſſonanz des Unwerthes überſpringen; das Gerede, Achſelzucken und Naſenrümpfen Anderer entfremdet uns davon nicht ſo viel, als eine Mücke von einem Felſen wegtragen kann; und Sie, ein ſo geſcheidter Mann, ſollten ſich am wenigſten davon anfechten laſſen, was Hinz und Kunz in's Gezeug hinein plappermühlen!"

»Das iſt bald geſagt, mein junger Philoſoph; aber ſtellen Sie ſich nur hin, und hören Sie jetzt hier, jetzt da ein Bonmot, ein hingeworfenes Witzwort, eine ſarkaſtiſche Bemerkung, ein hämiſches Gleichniß, welches Sie an dem empfindlichſten Punkte trifft, und Sie werden aus einem ganz andern Tone pfeifen. Zudem — ich muß nur aufrichtig bekennen — hätte ich gar niemals dieſe Wahl treffen ſollen; es war keine Konſonanz unſerer Gemüther möglich, wir paßten von vorne herein nicht für einander; denn mit einem Worte: meine Frau war keine Freundin der Muſik."

»Wie?« rief ich, überraſcht von der Allgewalt des weiblichen Reizes, welchem es gelungen war, dieſem eingefleiſchten Fanatiker für Muſik, deſſen ſieben Bitten im Vater unſer nur die Eine umfaßten: Herr, gib mir Muſik! deſſen Glaubensbekenntniß ſich in dem Kredo abſchloß: Herr, ich glaube an dich, weil du der Inbegriff aller Muſik biſt! — dieſen nur im Reiche des Tones lebenden, perſonifizirten Ueberſchwang zum Dienſt einer andern Gottheit als ſeines Kunſtideals zu bekehren; »wie?« fragte ich noch einmal, als zweifelte ich, recht gehört zu haben, »Ihre Doris liebte Muſik nicht?«

»Ganz und gar nicht,« erwiderte Bader feierlich, und nahm dabei eine ſtarke Priſe Tabak, »ſie kannte keine Note, kümmerte ſich in keiner Weiſe um meine artiſtiſchen Beſtrebungen und vermied alle meine muſikaliſchen Produktionen, wie fromme Menſchen die Sünde vermeiden. Und ſehen Sie, darin lag der Urgrund aller Mißhelligkeiten in unſerer Ehe; Feuer und Waſſer heben ſich gegenſeitig auf, wie Harmonie und Diſſonanz; ich hätte die Perſon gar niemals wählen ſollen, denn wer nicht Muſik liebt, kann kein guter Menſch ſein, und es liegt ihm nichts an dem Glücke ſeines Nächſten, wie meiner Eheplage nichts an dem meinigen lag. Von dem Augenblicke, wo ich dieſe Circe heimführte, hatte ich der Seligkeit des Lebens abgeſchworen.«

»Alſo glauben Sie,« fiel ich, erſtaunt über dies neue Vorurtheil ein, »Sie glauben wirklich, daß ein Nichtmuſiker kein rechtlicher, unbeſcholtener, gefühlvoller, theilnehmender Menſch ſein könne? — daß die Neigung für Muſik ein Tugendmeſſer der Erdenbewohner ſei?«

»Das glaub' ich feſt.«

»Und haben Sie vergeſſen, daß Millionen aus den unteren Klaſſen der Geſellſchaft durch Beruf und Erziehung außer Stand geſetzt ſind, ſich dieſe Ihre Eigenſchaft

par excellence zu verſchaffen? Und wo finden Sie gerade die herrlichſten Beiſpiele wahrer Tugend und Seelengröße, als eben in den niedrigeren Kreiſen, in den Kreiſen der Unmuſiker, ja häufig der Muſikfeinde?" —

»Paperlapap! — Gerade in Ihren ſogenannten unteren Klaſſen, unter Leuten, die kaum jemals etwas außer dem Dudelſack oder der Strohfiedel, oder wenn es hoch kam, der Schalmei des Hirten gehört hatten, das einer Art von regelmäßiger Tonentwickelung glich, gerade unter dieſen Unmuſikern ſah ich die meiſten naſſen Augen, erhielt ich die herzlichſten Händedrücke, wenn ſie mich in einem Augenblicke der Weihe belauſchten; und Sie werden mir nimmermehr weiß machen, daß es dieſen Leuten am Sinne für Muſik fehlt, von welchem ich allein zu ſprechen beabſichtigte, als ich jene Bedingung ſtellte. Ich für meinen Theil kann nun einmal nicht umhin, Alles von der muſikaliſchen Seite zu betrachten, und die ganze Geſchichte der Menſchheit iſt für mich nichts Anderes, als ein großes, impoſantes Tonſtück, in welchem der Schöpfer alle Zweige der Harmonielehre erſchöpfte. Zu Anfang war das Chaos, d. i. jene durcheinander geworfene Maſſe von Diſſonanzen, aus welcher ein überlegener, ordnender Geiſt nach und nach einzelne Akkorde ſchlichtete und ſonderte, dann mehrſtimmigen Zuſammenklang erzeugte, dann Jedem ſeinen Wirkungskreis abſteckte, dann immer herrlichere, vollergewaltige Pieçen ſchuf, und endlich das ganze mächtige Orcheſter zu einem unſterblichen Cheral im Lobe ſeines Schöpfers vereinigte; dies war die Arbeit der ſechs Schöpfungstage, welche noch bis auf den heutigen Tag von jedem rechten Meiſter der Tonkunſt geübt wird, und unſer ganzes, armes und doch ſo ſchönes Erdenleben in ſich begreift. — Scherzweiſe will ich dies in muſikaliſcher Terminologie darzuſtellen ſuchen. — In einem Pizzikato geben wir unſern Eintritt als Weltbürger zu erkennen, Allegro und

Allegriſſimo geht es durch die Knaben- und Jünglingsjahre hindurch, denen nur der Lernzwang eine Sourdine aufzuſetzen vermag, obwohl wir, deſſen ungeachtet, nicht ſelten mit dem Preſtiſſimo eines tollen Streiches in unverbeſſerliches Elend hineinſpringen. Andantino und Andante geht es im Mannesalter; nur ſelten ſetzt da unſerer Bewegung die Freude das Allabrevezeichen vor, wohl aber erſchweren uns viele Kreuze die Führung des Inſtrumentes; Dur- und Mollſtücke folgen ſich in buntem Wechſel, mancher Sturm dröhnt im Maeſtoſo darein, mancher Schmerz bringt uns ein Lamentoſo, manches Grollen mit dem Schickſale ein Furioſo auf, con moto aller Art ſchreiten wir weiter, ermatten, und das Adagio des Alters macht ſich immer fühlbarer geltend. Largo wanken wir nun dem Grabe zu, und finden unſern einzigen Troſt in einer Preghiera con espressione, welche uns auf den Hinblick nach Jenſeits verweiſt. Smorzando ſcheiden wir vom Daſein und haben unſer Tagwerk rühmlich vollbracht, wenn das Angedenken guter Menſchen unſerem Wirken ein gut geſetztes Requiem widmet, welches ſich an das Halleluja der Seligen im Jenſeits anſchließt. — Möge uns dies einſt beſchieden ſein! Amen!"

Es war viel Ueberſpannung in meinem Freunde, das muß ich geſtehen; ſtrengere Richter würden ſie vielleicht Narrheit genannt haben; aber es war Syſtem darin, und vor Konſequenz habe ich ſtets Achtung gehabt, mochte ſie mit meiner Anſicht ſympathiſiren oder nicht. Gegen die eben angegebene Darſtellung ließ ſich nicht füglich Etwas einwenden, auch fühlte ich mich in der That nicht geneigt dazu, denn Baders muſikaliſches Glaubensbekenntniß hatte mich erſchüttert, tief erſchüttert, was in Prari ſo viel gilt, als der vollſtändigſte Sieg durch Gründe. Ich ließ daher meinen Gegenſtand vor der Hand fallen, war aber in meinem Innern entſchloſſen, die Verödung dieſes herrlichen

Gemüthes um jeden Preis zu heilen. Wie ich damit zu Stande kommen ſollte, blieb mir vor der Hand ein Räthſel; doch ich vertraute auf den Beiſtand des Himmels, welcher keines ſeiner Geſchöpfe ſinken läßt, und dem Redlichen ſtets zur gehörigen Zeit die rettende Hand darbietet. — Ich ſchloß mich dem Biedermanne mit der treueſten, innigſten Freundſchaft an.

Ich ſtand am Fenſter und blickte die Straße hinab, welche mein Freund Bader kommen ſollte, um mich abzuholen, denn wir hatten verabredet, einen kleinen Ausflug in die Umgegend zu machen. Der gute Alte war ein warmer Freund der Natur, wie es alle echten Künſtlerſeelen ſein müſſen, weil die ſchönſten Inſpirationen aus dem ewigen Borne dieſer Gabenſpenderin fließen, und ich hatte bemerkt, daß ein paar Stunden im Freien ihn immer heiterer, zugänglicher, milder ſtimmten, weswegen mir Alles daran lag, ihn dieſem wohlthätigen Einfluſſe ſo oft als möglich auszuſetzen. Hätte ich nur ſeine Frau gekannt, und in ihr auch nur einige Herzlichkeit, einige Neigung zu ihm gefunden, mir wäre gar nicht bange geweſen, Baders Menſchenhaß durch die Mittlerin »Natur« zu verſöhnen, ſeine Herbheit abzuſtumpfen, ihn der Liebe und dem Frohſinne wieder zu erobern! —

Meine Aufmerkſamkeit wurde durch das Halten eines Reiſewagens am Thore des Gaſthofes gegenüber erregt, da eine Erſcheinung dieſer Art hierorts zu den weißen Sperlingen gehörte, deren Seltenheit ſprichwörtlich geworden iſt. Eine Frau ſtieg aus, die in Geſtalt und Haltung etwas zugleich Anmuthiges und Würdevolles zeigte; ihr nach reichte man ein Mädchen von etwa fünf Jahren und zuletzt enthob ſich der Kutſche eine alte Magd, eines jener Kabinetsſtücke, wie ſie nachgerade immer weniger vorkommen, und die ſowohl rückſichtlich der Ehrbarkeit

ihres Benehmens und ihrer Kleidung die Sauberkeit ihres Innern ankündigen, als auch durch eine gewisse zuthuliche Gravität auf den ersten Blick merken lassen, wie wohlan sie mit ihrer Herrschaft sind. Meistens sind es ererbte Hausmobilien, welche einst den Sohn auf den Armen trugen, und dann in seinem Hause zu den Kindern und Enkeln übergehen, und die daher, noch immer gewohnt, in dem Hausherrn ihr Milchkind zu sehen, eine Art von Mutterrecht üben, mit welchem sie häufig auch die zärtlichste Mutterliebe verbinden. Eine solche alte Person ist ein wahrer Segen Gottes in einer Familie, deren Eigenthum sie zwar gerne als das ihrige betrachtet, aber es auch mit einer Treue und Redlichkeit wahrt und hüthet und ehrt und vermehrt, als ob sie es einst auf eigene liebe Kinder zu übertragen hätte.

Auch in meiner Familie bestand ein Erbstück dieser Art, und bei dem Anblicke der aus der Kutsche steigenden Matrone, welcher die Dame freundlich die Hand darreichte, um ihr behilflich zu sein, stand plötzlich das leibhaftige Konterfei unserer braven Regine so lebendig vor mir, daß mir die Thränen in die Augen traten, welche ich von der fremden Alten gar nicht abzuwenden vermochte. Inzwischen war die Arche geleert worden, die Magd ergriff ein Händchen des Kindes, die Dame langte nach dem anderen, und gleich darauf waren sie mit dem komplimentirenden Wirth im Hause verschwunden.

Noch stand ich und sann, wer die Reisenden wohl sein möchten, und was sie in diesen entlegensten Winkel der Provinz führen könne, als es plötzlich die Treppe heraufpolterte und mein Freund keuchend ins Zimmer trat.

»Habt Ihr sie gesehen? Habt Ihr sie gesehen?« schrie er, völlig außer Athem und ganz verstört.

Ich schaute ihn fragend an, und erwiderte dann ruhig: »Wen?«

»Meine Frau, Herr, meine Frau! Sie iſt eben angekommen.“

Ich glaubte, mein Freund ſehe Geſpenſter und fuhr daher mit gleicher Gelaſſenheit fort: »Eure Frau? — Seid Ihr toll, Bader?“

»Poſſen, Poſſen; ich werde ja mein Hauskreuz erkennen. — Saht Ihr ſie nicht?“

»Wo aber? wo denn?

„Nun da drüben im »goldenen Apfel“? Ihr ſtandet ja am Fenſter und müßt ſie ausſteigen geſehen haben!“

»Wie,“ rief ich überraſcht, »die Familie, welche eben ankam, — wäre . . .?“

»Die meinige; nun ja, ich ſehe nichts ſo Außerordentliches daran. Oder habt Ihr vielleicht geglaubt, meine Frau müſſe wie eine vertrocknete Geigenſchachtel ausſehen, und mein Töchterchen etwa eine Flöte als Feuermal im Geſichte haben?“

»Seid nicht thöricht, Alter; ich traue Euch den beſten Geſchmack zu, und wünſche Eurem Kinde die Schönheit eines Cherubs; aber habt Ihr Euch nicht getäuſcht? haben Euch die Augen nicht ein wenig betrogen?“

»Tretet einmal her zu mir und werft die Blicke dort hinüber auf das alte Raubſchloß; könnt Ihr ausnehmen, was das für ein ſchwarzer Punkt ſei, welcher ſich rechts neben dem Ginſterſtrauche auf der Zinne hin und her bewegt?“

»Ich ſehe den Punkt und vermuthe, es werde ein Rabe ſein, welcher im Gemäuer pickt.“

»Ich aber ſage Euch: es iſt eine wilde Katze, die ihre Abendpromenade macht. — Seht Ihr, nun läuft es am Rande hin und verliert ſich in den Trümmern; wenn's ein Vogel wäre, hätte es ſeine Flügel in Anſpruch genommen. Und ſo genau wie die Katze, ſah ich auch meine Frau, als ich, raſch unterduckend, mich in das Seitengäßchen ſtahl,

um durch die Hinterpforte hier herein zu ſchlüpfen. Ich ſage Euch, es iſt Madame Doris Bader, fürſtliche Kapellvirtuoſen-Gattin aus A**, wie ſie leibt und lebt!"

»Aber was kann ſie hier wollen?"

»Was ſie will? — Und Ihr fragt noch? Der Teufel hat irgend eine Spürnaſe auf meine Fährte geſtoßen und ſie haben mir den Weg abgeſchnitten. — Ihren entlaufenen Gatten ſucht ſie, mich will ſie, das iſt keine Frage!"

»Und Ihr, was gedenkt Ihr zu thun?"

»Was ich zu thun gedenke? — Aufpacken, Poſtpferde nehmen, und mit dem erſten Hahnenrufe dieſem verwünſchten Neſte den Rücken zukehren, — wahr und wahrhaftig, das will und das werd' ich."

»Ihr wollt ſie alſo gar nicht ſehen? Euer Kind nicht ein einziges, armes Mal an's Vaterherz drücken? — Pfui, Bader, ich hätte Euch für einen beſſern Menſchen gehalten!"

»Hol' Euch Dieſer und Jener," ſchrie der Flötiſt wild, und griff mir nach der Gurgel, »nun fängt der auch noch an, auf meine ſchwache Seite loszupauken! Haltet um Gotteswillen das Maul, und erinnert mich nicht an Dinge, über die ich ohnehin aus der Haut fahren möchte!"

Nun hatt' ich ihn, wo er am ſicherſten zu packen war, denn Gefühl iſt die Handhabe, an der man eine Künſtlerſeele am feſteſten hält; dieſe Stimmung mußte warmgehalten werden. Ich ſchlug ihm alſo vor, unſere verabredete Tour dennoch zu machen, damit wir den Operationsplan, und alle Entwürfe für die Zukunft unſerer Freundſchaft, des Reiferen berathen könnten; wir ſchlichen uns rückwärts durch Umwege aus der Stadt, und waren bald ziemlich weit in der lachenden Abendlandſchaft verſenkt.

Bader hatte bisher keine Silbe geſprochen, die Lippen gebiſſen, die Zähne geflettſcht und an den Nägeln gekaut. Als wir bis an den Fuß eines Hügels gekommen waren, von deſſen Spitze wir oftmals die herrliche Ausſicht genoſſen

hatten, welche ſie darbietet, blieb er ſtehen, holte tief Athem und begann:

»Ihr glaubt nicht, Kamerad, wie mir um's Herz iſt! Denk' ich an die Verrätherin, ſo iſt mir's ordentlich, als hörte ich eine Katzenſerenade, die mich forttreibt, ſo weit meine Füße mich tragen; und ſtell' ich mir wieder mein Kind vor, mein ſüßes Püppchen, meine engelgleiche, kleine Cäcilie, ſo ſind mir die Zehen wie angenietet mit eiſernen Klammern an den Boden, und es bricht mir das Herz, fort zu müſſen, nun das Herzenskind, mein Augapfel, mein Alles, das ich nahe ein Jahr nicht geſehen, zwei Spannen weit von mir entfernt iſt! — Rathet mir, helft mir, Freund, wenn Ihr auch einmal Vater werden und das ſüßeſte Glück des Lebens koſten wollt! Ja, wenn Ihr mich lieb habt, ſo helft mir!«

»Ei, das will ich vom Herzen gerne; aber Ihr müßt Euch nur auch meinem Rathe willfährig erzeigen. Ihr ſeid ein ſo grundtüchtiger Muſiker; warum greift Ihr denn partout Dur, wo der liebe Herrgott ſelbſt, dieſer Urgrund aller Muſik, Moll vorgezeichnet hat? mit anderen Worten: warum ſpielt Ihr den Unverſöhnlichen, wo ein Blick, ein Wort von Euch vielleicht dem ganzen, wer weiß ob nicht unverſchuldeten Hader ein Ende machen könnte!«

»Unverſchuldet? — Kommt mir nur nicht damit! — Schöne Unſchuld, die ſich, während der Abweſenheit ihres Gatten vom Hauſe, mit dem Schwager im Klavierzimmer — notabene dem entlegenſten der Wohnung, ſtundenlang einſperrt, und aus demſelben nachher glücklich, ſtrahlend vor Seligkeit, ſo zu ſagen wie eine Begeiſterte oder dergleichen, hervorkommt! — ich danke für die Unſchuld, über welche ich vor der Zeit alt und grau geworden bin! — Doch, ich verſprach ja Euren Rath zu hören!«

»Und der heißt, wie ſehr es auch immer Euch wurmen mag: überzeugt Euch noch einmal, ob Ihr nicht vorſchnell

aburtheilter; und wenn dies Letztere, wie ich zu Gott hoffe, wirklich der Fall gewesen sein sollte, verföhnet Euch, werdet glücklich, so glücklich, als Ihr es verdient, und macht auch Eure Lieben glücklich!" —

Bader biß sich in die Lippen, während ich redete; hernach stampfte er heftig gegen den Boden und rief:

»So wollt Ihr denn absolut nicht glauben, daß ich betrogen bin?"

»Nein," replizirte ich hastig, »ich werde es nun und nimmer glauben! Ich habe Eure Frau nur auf einen Blick gesehen; aber er genügte, um mir Gewißheit zu geben, daß unter diesen Zügen, hinter diesem Auge keine Schlange stecken könne! Überlaßt die Sache mir, und ich schwöre Euch, ich will mein Möglichstes thun, um, wenn Ihr im Unrechte seid, Eurer Autorität nichts zu vergeben, oder im Gegentheile Euch, wenn das Recht auf Eurer Seite ist, zu einer eklatanten Genugthuung zu verhelfen!"

»Larifari, mein Schatz, ich kenne das. Ihr seid jung, von warmen Blut und Herzen; meine Katze ist nicht häßlich und versteht sich auf das Pinseln und Winseln, auf das Ehrlichthun und Schönreden, wie Eine; sie wäre im Stande, dem Teufel seine Hörner abzuschwatzen. — Ihr ließet Euch gewinnen, ehe man die Hand umkehrte, machtet mir was weiß, sie kriegte mich herum, und wir wären angeführt alle Beide, Ihr und ich, und würden ausgelacht ob des argen Kires, welchen wir im Vertrage dieses Verföhnungs-Concertino begangen hätten. Nein, nein, ich bin meiner Sache zu gewiß, um mich neuerdings übertölpeln zu lassen, will von Verföhnung nichts hören, bitte Euch, die heikliche Saite, die immer einen Mißton für mich anklingt, unberührt zu lassen, und damit Punktum!"

»Und was soll aus Eurem Kinde, aus der niedlichen, kleinen Cäcilie werden?"

Ich hatte diese Frage, gleichsam die Krone meiner

Vorſtellungen und die Pfundnote meines Klageliedes, bis zuletzt aufgeſpart, und betonte ſie abſichtlich recht ſtark, um deſto größere Wirkung hervorzubringen; aber es ging mir, wie Allen, die zu raſch auftreten: ſie überhetzen ſich und laufen allenfalls in ihrer tollen Eilfertigkeit über das Ziel hinaus. Bader hielt ſich die Ohren mit beiden Händen zu, winkte mir, erbittert, zu ſchweigen, und rannte ſo eilig den Hügel hinauf, daß ich ein gutes Stück hinter ihm zurückblieb; ich ſah wohl, der Bogen ſei ſo ſehr geſpannt, um wohl gar ein Reißen der Sehne befürchten zu laſſen.

Ich hatte den Köcher meiner Beredſamkeit geleert, und meine noch jugendliche Menſchenkenntniß wenn ich ſie anrief, mir aus dieſem Wirrſaale zu helfen, ließ mich ſchnöde im Stich; — ich ergriff alſo das gemeinſame Auskunftsmittel der Weiſen und der Narren, welche mit ihrem Latein zu Ende ſind, und ſchwieg, vom guten Glück oder vom Zufall Unterſtützung erwartend. Um jedoch vorerſt meines Trotzkopfs Vertrauen wieder zu gewinnen, ſtellte ich mich an, als ob ich meinem Gegenſtande ganz entſagt hätte, und fing, als wir uns wieder genähert hatten, von gleichgiltigen Dingen zu ſprechen an, die mit unſerer früheren Konverſation ungefähr in gleichem Zuſammenhange ſtanden, als die Landenge Suez mit dem magellaniſchen Meerbuſen zuſammenhängt, oder als eine Fuge zu dem Dreiviertel-Tacte paßt. Theils aus Bedürfniß, ſeinem beengten Herzen Luft zu machen, theils vielleicht aus Neigung zu mir, that der Virtuoſe, als wüßte er von unſerer Controverſe gar nichts mehr, bald war ein neues Geſpräch im Gange, bald wieder Bader ganz Herzlichkeit und Freundſchaft, bald war von einer Mißhelligkeit unter uns ſelbſt die leiſeſte Spur verſchwunden.

Wir hatten mittlerweile den Gipfel des Berges erſtiegen, und ſchwelgten in dem Anblicke der reizenden Fernſicht, welche ſich vor unſern Blicken ausdehnte. — Der Genuß

der Natur hat das Eigene, daß er unſer Herz mit milden, heiligen Regungen erfüllt, wie kein anderer, und Seele und Sinne gefangennimmt, wie kein anderer, und uns mit ehrfurchtsvollem Schweigen die Zunge lähmt, wie kein anderer, und doch auch eine Sprache der Himmel zu uns redet, wie kein anderer; — wir ſchlürften die ambroſiſche Abendluft mit durſtigen Zügen, wir ſättigten unſere Blicke an dem Hinſchauen auf dieſe üppigen Rebengelände, auf dieſe, von rothen Dächern und blinkenden Thurmſpitzen durchbrochenen Haine, auf dieſe, mit allen Regenbogenfarben beblümten Anger, auf dieſe, vom Silberbande eines murmelnden Baches umſchlungene Gegend, auf dieſe, unter einem dunkelblauen Horizont eingerahmte Scenenreihe von Höhen und Tiefen, von Schatten und Licht, von Farben und Tönen, und ſchwelgten in einer Trunkenheit, die der Freuden lauterſte darbietet, wie keine andere; denn am Ende iſt ſie die Freude der Engel im Anſchauen des Herrn, weil unſer Gefühl engelrein iſt, und wir ja den Herrn ſchauen, indem wir ſein ſchönſtes Werk, ſeine Natur, bewundern!

Wir ſchwiegen lange, der Wonne dieſes Anblickes genieſſend; als ich endlich mich nach meinem Freunde umwandte, hatte er Thränen in den Augen, gleich mir.

Ich öffnete die Arme, ſchluchzend warf er ſich hinein, und ich rief:

»So wahr es Gottes Wille iſt, daß der Menſch durch ſich ſelbſt glücklich werde — verſöhne dich!«

Bader zuckte unwillig zuſammen und trat einen Schritt aus meiner Umſchlingung; in dieſem Augenblick ertönte eine Stimme in geringer Entfernung von uns, und ſchluchzte: »Verſöhnung, Konrad, Verſöhnung!« —

Überraſcht von dieſem wirklich dramatiſchen Momente, kehrte ich meine Blicke nach der Gegend, von wo jene Exklamation gekommen war, und auch Bader that wie ich, wahrſcheinlich eben ſo frappirt, und vielleicht eine Vorbedeutung

oder einen Fingerzeig des Himmels in diesem Intermezzo vermuthend, welches so à tempo meine Beschwörung sekundirte. Es war in der That ein eigenes Zusammentreffen, welches fast wie planmäßig erschien.

Wir brauchten nicht weit zu gehen, um unter einer Gruppe von Bäumen, welche die Natur einträchtig auf ein höchst romantisches Plätzchen gepflanzt zu haben schien, gleichsam um sie zu einem Asyle der sich wiederfindenden Vergebung zu bestimmen, um dort ein ländliches Pärchen zu treffen, dessen inniges Aneinanderschmiegen, dessen verweinte Gesichter und wogende Herzen zu deutlich verriethen, was geschehen sei, als daß wir nicht alsbald eine Versöhnungsfeier erkannt hätten. Da sie unser ansichtig wurden, erröthete die Frau über und über, der Mann grüßte uns höflich, nahm sein Lieb zärtlich unter den Arm und schickte sich an, mit ihr fortzugehen; doch rasch trat ich zu ihnen, bat um Verzeihung, wenn wir Störer eines schönen Augenblickes geworden seien, und fügte hinzu, daß wir unabsichtlich diese Schuld auf uns geladen hätten, und sie alsogleich durch Entfernung wieder gut machen müßten.

Der Mann, eine kräftige Gestalt in der Tracht eines wohlhabenden Landwirthes, entblößte noch einmal seinen Kopf und sagte dann im gemüthlichsten Tone und mit allen Kennzeichen der innigsten Rührung:

„Es thut eben nichts zur Sache, meine Herren, und im Grunde ist mir's recht lieb, daß ich sofort Gelegenheit finde, Buße für mein Vergehen zu thun, indem ich es vor Fremden ehrlich bekenne. — Nu, nu, Dorothea, schäme dich nur nicht, und zupfe mich nicht so am Arm, als thäte ich etwas Unrechtes; die Reihe des Schämens ist an mir, und ich will auch gleich den ersten Trunk thun, um die Bitterkeit dieses Kelches zu kosten. — Sehen Sie, meine Herren, die Sache ist in Kürze diese: Ich und meine Dirne da sind Brautleute seit langer Zeit, und ich hatte niemals etwas

Schimmer von ihr gesehen, im Gegentheile mehr als einen Beweis ihrer felsenfesten Treuheit gehabt. Da führt der Teufel einen Vetter von mir daher, welcher um mein Mädel herumscherwenzelt, wie der Fuchs um den Taubenschlag, und in meiner eifersüchtigen Verblendung bilde ich mir ein, zu gewahren, daß Dore, mehr als nöthig, mit dem Burschen schön thue. Ich sag' ihr meinen Verdacht rundweg in's Gesicht, sie lacht pfiffig dazu, ich erbeiße mich, werde wild, wir gehen im Zorn aus einander, und — es war d'rum und d'ran, daß unsere Heirath rückgängig werden sollte. — Glücklicherweise begegne ich sie vor einer halben Stunde hier heraußen, sie fängt, da ich sie erblickt', zu weinen an, mir fallen die schönen Zeiten ein, welche wir mit einander verlebt hatten, mir tritt auch das Wasser in die Augen, ich bleibe stehen, sie schluchzt: Konrad! — ich heule: Dore! — es gibt ein Wort das andere, und sehen Sie, da kommt's mit einem Male heraus, daß die kleine Speißhübin dem Peter — seine Meerschaumpfeife abschachern wollte, auf die ich ganz versessen war, und die er um keinen Preis missen mochte. Nichts hatte sie ihn auch durch ihre Freundlichkeit gelöckert, und trug nun die Pfeife seit einem ganzen Monat umher, um sie mir zu geben, und härmte sich ab, und zerweinte sich die Augen, weil, weil — nun, weil ich so ein Esel gewesen war, sie für eine schlechte Person anzusehen, sie, an der selbst ihre Feinde keinen Mangel zu entdecken wissen! — Aber ich will es gut machen, auf den Händen will ich sie tragen, und wenn ich einmal in's Grab gelegt werde, muß die Pfeife mit mir eingescharrt werden, damit ich sie dem lieben Herrgott drüben verweisen und ihm sagen kann: Ich bin kein schlechter Mensch gewesen, weil mich sonst nicht ein Engel so sehr hätte lieben können! — Gute Nacht, meine Herren; nichts für ungut!" —

Damit preßte er seinen Schatz in die Arme, daß Alles krachte, und entfernte sich hurtig mit ihr, als würde ihm

ſein Glück durch unſere Gegenwart getrübt. Noch aus der Ferne hörten wir das energiſche Juchhey des Seligen.

Vader hatte die ganze Geſchichte mit großer Theilnahme angehört; als das Paar aus unſerem Geſichtskreiſe weg war, ergriff er meine Hand, drückte ſie herzlich, und lispelte:

»Geh' morgen zu Doris, Freund! ich will dir vertrauen!«

Fünf Tage darauf trat Vaders Geburtsfeſt ein, welches ich gerne durch den großen, allgemeinen Amneſtie-Act gefeiert hätte; denn Verzeihung iſt das ſchönſte Feſt, ſo wie ſie das beneidenswertheſte Vorrecht der Fürſten und der Götter, und nicht ſelten auch die Wiedergeburt verlornen Glückes iſt!

Mittlerweile war ich ab- und zugegangen zwiſchen Vaders Wohnung und dem »goldenen Apfel«, wo mich Doris, da ich mich als Freund ihres Mannes angekündigt hatte, durch den herzinnigſten Empfang entzückte, und mir in heißen Thränen ihr unverſtelltes Gemüth offenbarte: ſchon nach wenigen Stunden lagen alle Berge des Zweifels hinter mir, und ich hätte für die Schuldloſigkeit meiner Schützlingin mit Freuden einen Kampf à l'outrance beſtanden.

Doris war eine ſehr hübſche Frau, deren äußere Schönheit indeſſen mit jener ihres Innern gar nicht in Vergleich gezogen werden konnte; denn ihre Seele war eine jener frommen, weichen, harmloſen Schöpfungen, welche ewig Kind bleiben, und die ſo wenig Selbſtſtändigkeit beſitzen, daß ſie immer ein ſtärkeres Weſen haben müſſen, an welches ſie ſich ſchmiegen, an dem ſie ſich ſtützen und halten können. Solche Herzen ſind ganz Vertrauen, ganz Offenheit, aber auch ganz Hingebung und Gefühl: eine Kleinigkeit kann ſie glücklich oder unglücklich machen, weil ſie nicht Kraft genug haben, um durch ſich ſelbſt beſtehen zu können, und

daher ganz von dem Willen fremder Personen abhängig werden können zu Freud und Leid, zu Gut und Böse; sie sind, so zu sagen, geborne Trabanten eines Sternes, von dem sie Licht und Wärme, Gehalt und Bedeutung erlangen. Diese Frau war recht eigentlich geschaffen für meinen Griesgram, dessen schroffe Festigkeit eines solchen schmiegsamen Wachses bedurfte, um eine anziehende Mischung von Milch und Rauh hervorzubringen. Beide eigneten sich so vollkommen zu einem, das Leben vereint durchwandernden Paare, wovon Eines ohne das Andere nicht bestehen kann, daß es Pflicht, Gewissenspflicht wurde, sie sich gegenseitig zu erhalten, indem Eines des Anderen unumgänglich zu seinem Glücke benöthigte.

Als Doris mir, nachdem ich pian' piano mit dem Steine des Anstoßes herausgerückt war und ihr das Ärgerniß mit dem Schwager so glimpflich als möglich zu verstehen gegeben hatte, den eigentlichen Sachverhalt des Geheimnisses in wenigen, einfachen Worten aufklärte, da jauchzte ich vor Freuden wie ein Unsinniger, und ließ mich das Gelingen meines Projectes auch nicht im Geringsten weiter anfechten; die treue Liebe hatte hier wieder einmal ein Wunder gestiftet, welches im Erfolge auch nicht anders als ebenfalls Wunder wirken mußte. — Indessen wollte ich sicher gehen, und die Entwickelung auf einen Moment verspären, der durch seine eigene Gewalt fördernd erschien, und ein solcher Moment war der Geburtstag Roberts, welchen ich, gleichsam instinctmäßig, erkoren hatte zum Zeugen des Gerichtes zwischen dem streitigen Ehepaare. Jedoch muß ich gestehen, daß ich nicht stark genug war, mich in der Art zu beherrschen, daß ich nicht Robern, als ich ihn nach jener Unterredung mit seiner Frau zum ersten Male traf, in der Freude meines Herzens um den Hals gefallen wäre und ihn abgeküßt hätte nach Herzenslust.

»Hab' ich's nicht gesagt,« sprudelte er unter meinen

Lieblosungen, »hab' ich's nicht gesagt, daß ihm die Hexe breit schlagen wird! — Was gibt's denn? was habt Ihr herausgebracht?" —

»Nichts, gar nichts," antwortete ich aushengend, »aber es wird, will's Gott, Alles noch gut werden."

Seitdem hatte ich alle Hände voll zu thun; ein Bote mußte eilends nach der Residenz, meine Wohnung mußte geheuert und festlich dekorirt werden, es wurden allerlei Kisten nach derselben gebracht, ich lief von einem Ende des Städtchens zum andern, und es ging wahrhaftig zu, wie im ewigen Leben; lauter Glorie, lauter Heiterkeit, lauter Wonne und Glanz. — Vater sah mein Treiben, wunderte sich darüber, fragte, rieth, wurde unwillig, als ich ihm nicht Bescheid sagte, und hätte fast mit mir gebrochen, weil er vermuthete: es geschehe seiner Frau zu Ehren. Da ich ihn aber eines Tages ersuchte, bis übermorgen, wo ich mir seine Gegenwart als nöthigstes Zubehör eines kleinen Festes ausbäte, meine Wohnung nicht mehr zu besuchen, weil eine heillose Unordnung daselbst herrsche, schien er zu errathen, daß etwas im Werke sei, was mit seinem Geburtsfeste zusammenhing, schüttelte den Kopf, schmunzelte und protestirte; allein er ließ mich gewähren, und schien sich in das, was kommen sollte, zu ergeben.

Die paar Tage vergingen im Sturmschritte. Alles war vorbereitet, nichts hatte fehlgeschlagen, keiner Maßregel war der Erfolg ausgeblieben; ich hatte nur noch einen einzigen Widersacher zu bekämpfen: das menschliche Gemüth, und vor diesem bangte mir um so mehr, je gefährlicher ein unerkannter Feind ist; ich aber war noch zu jung, um in diesem Gebiete genugsam bewandert sein zu können.

Endlich war die Stunde gekommen, die ich mit pochendem Herzen erwartet, und für deren glücklichen Ausgang sich aus meiner Brust manch' inniges Gebet zum Lenker alles Guten emporgeschwungen hatte. Die Lichter brannten

in meinem Zimmer, der Tisch war beschickt und die Peripetie des eingeleiteten Schauspiels konnte ihren Lauf haben; nur der Held desselben fehlte, und in peinlicher Spannung wartete ich seiner Ankunft.

Endlich trat Vater ein, blickte im Gemache umher, und — irrte ich nicht — war er betreten, sich mir allein gegenüber zu sehen; ich zog eine gute Vorbedeutung aus diesem fast wie Unmuth zu deutenden Befremden.

Ich machte ihn niedersitzen, nahm an seiner Seite Platz, ergriff seine beiden Hände, drückte sie zärtlich und hob meine Rede an:

»Du hast dir, mein theurer Freund,« sagte ich, »du hast dir gewiß bei den Vorbereitungen der letzten Tage vorgestellt, daß sie nicht ohne einen wichtigen Grund seien, ja, du hast gewiß auch errathen, daß meine Liebe zu dir sich hierin für einen mir hochwichtigen, dein Glück befördernden Zweck werkthätig zu erweisen gedenke. Du hast mich recht verstanden, und ich will diesen Abend zu den seligsten Erinnerungen meines Lebens schreiben, wenn es mir heute beschieden ist, die Wolken von deinem Himmel zu verscheuchen, und dir zu beweisen, daß deine Sonne gar niemals verdüstert gewesen sei, daß es nur von dir abhänge, sie glänzender, wärmender als je wieder an dem Abende deines Lebens heraufzubeschwören, ja, daß es an dir sei, ein großes, herzzerreißendes Unrecht wieder gut zu machen, welches auf deiner Seele haftet, und drei liebenswürdigen, glückeswürdigen Menschen ein Jahr ihres Lebens zur Qual, zur folternden Pein, zur Hölle machte! — Höre mich an!«

»Rede,« erwiderte der Wirthin, seinen Unwillen mühsam beschwichtigend, »ich erkenne deine gute Absicht; aber mir nun vollends, wie du es zu beabsichtigen scheinst, weiß machen zu wollen, daß ich sogar im Unrechte sei, das ist denn doch zu viel, und auf eines Künstlers Lammsgeduld

darf man wahrlich nicht ſündigen! — Doch rede, ich will mich in Geduld faſſen — rede!"

»Der verdächtige Schwager, welcher deinen Zorn heraufbeſchwor, iſt — verheirathet."

»So? — und was beweiſ't das?" —

»Er hat ſich verehelicht acht Tage nach deiner Flucht, mit einem Mädchen verehelicht, deſſen Ruf über jeden Vorwurf erhaben iſt, mit einer Freundin deiner Frau, mit einer Zeugin jener geheimen, von dir durch die ſchwärzeſte Brille geſehenen Zuſammenkünfte."

»Ei — das iſt leicht geſagt aber ſchwer bewieſen; denn man wird hoffentlich auch die Einrede des Gegenparts, man wird mich hören. Warum z. B. mußten denn dieſe Zuſammenkünfte unter dem Schleier des Geheimniſſes geſchehen? Warum denn sotto voce ſpielen, wenn forte, fortissimo für den guten Ruf nöthig ſind?"

»Den Grund davon wirſt du ſpäter, ſo zu ſagen, mit Händen greifen können; darum Geduld, Geduld! — Du beriefeſt dich auf die Einflüſterungen der Dienſtboten? — Schämteſt du dich nicht, deine Ehrenkränkerie vor den profanen Ohren ſolcher gemeinen Naturen auszukramen, deren Element Geträtſch iſt, und die, ſchlimmer als Judas, den ehrlichen Namen ihres Nebenmenſchen, am liebſten ihrer Herrſchaft, für einen einzigen Silberling verkaufen! — Zudem, warum zogſt du nicht die alte, treue, bewährte Anna zu Rath, deren Anhänglichkeit dir für die Wahrung deiner Ehre am verläßlichſten bürgen konnte?"

»Weil ich mich ſchämte, vor der Greiſin, die mein reines Leben kannte, wie ein Schulknabe zu ſtehen, und weil die gute Alte ſichtbarlich mit meinem Weib unter Einer Decke ſpielte! — Wie denn aber, wenn Doris ſo gar unſchuldig war, wie kam denn der böſe Leumund unter die Leute, daß ich mich nicht mehr ſehen laſſen durfte, ohne beſpöttelt und beraſenirmeſſt zu werden? — Hatte ſie denn etwa auch

die Marktpfennige beſchnitten und waren ſie ihr auch aus Aerger nicht grün?"

»Davon laß uns ſchweigen, Alter, denn du weißt wohl recht gut, wie es mit der Verleumdung geht: erinnere dich an Baſilio's Arie:

La calunnia è un venticello

und wenn du die erboſte Magd als den Urquell des Uebels annehmen, und das Uebrige auf die angeſammte Schadenluſt der lieben Nächſten, nebſt der ſteigernden Wirkung des Verleumdungswindes rechnen willſt, welcher den Funken zur Flamme und zur verheerenden Feuersbrunſt anfachte, ſo wirſt du dich ſchwerlich irren. Uebrigens — hätteſt du, ein einziges Mal, als Mann einen der Wühler beim Schopfe genommen, ihn an den Ohren vor deine Frau geführt, und ihn, wenn er nichts bewies, gerichtlich züchtigen laſſen, wie man es allen dieſen Ohrenwiſperern, Lippenverziehern, Augenblinzlern, Ruf-Unterminirern thun ſollte, du würdeſt der Schlange im Werden auf den Nacken getreten ſein, und dir Ruhe verſchafft haben für ewige Zeiten, und das, — erlaube mir die Bemerkung, alter Schwede, — das wäre deine verfluchte Schuldigkeit geweſen!"

Vater biß ſich auf die Lippen, und murmelte unzufrieden in den Bart; dann nahm er das Geſpräch wieder auf, wie folgt:

»Aber wo bleiben denn die Beweiſe? — Angegeben, ich ſei in Manchem voreilig und übereilt geweſen; wie willſt du mich denn überzeugen, daß das Faktum fehlte, um welches ſich die Bemerkungen meiner Bekannten drehten, daß das Thema unrichtig geweſen ſei, worüber man mir ſo wohlgefällige Variationen aufgetiſcht? Wenn, zum Henker, beſtand denn das Geheimniß, und was für Edelſteine wurden denn im Klavierzimmer geſtiftet?"

»Zuerſt von den Beweiſen, denen ich dir die unwiderlegbarſten produziren kann. Siehe hier z. B. den Brief

der jungen Frau deines Schwagers, und erkenne mit Beſchämung dein Unrecht, wenn du nicht etwa behaupten willſt, daß eine Braut ſelbſt zur Kupplerin ihres Zukünftigen werden und ihm zu verbotenen Früchten verhelfen wolle. — Biſt du zufrieden?“ —

Vater blätterte einen Augenblick in der Schrift, dann warf er mit gekrümmter Oberlippe lächelnd hin: „Es ſieht wahrſcheinlich genug aus. Eugenie Wendling iſt allerdings, in Sachen der Reputation, eine Autorität von Gewicht. — Hm! — doch weiter, weiter!“

„Hier die Anklage der inhaftirten Magdalena Köbinger, geweſenen Köchin im Hauſe des Kapellmeiſters Vater, gerichtlich beglaubigt und korreborirt. Sie bekennt darin zu Protokoll, daß ſie, aus purer Gehäſſigkeit gegen ihre Lohnfrau, falſche Beſchuldigungen wieder dieſelbe ausgeſtreut, ja dergleichen ſelbſt an ihren Dienſtherrn gebracht habe, daß nemlich Frau Doris Vater es mit einem Schwager halte, heimlich mit ihm zuſammen ſei u. dgl., während ſie nur alles Liebe und Ehrſame von bemeldeter Frau geſehen habe, daß ſie folglich allerdings die Mitſchuld auf ſich habe, daß benannter Herr Vater ſeine Frau häuslich verlaſſen u. ſ. w. — Was ſagſt du dazu?“ —

„Hm! wenn ſich Alles wirklich ſo verhält, ſo thut es mir leid, dem Weibe in ſolcher Beziehung Unrecht gethan zu haben; aber noch kann ich mich nicht über die Geheimnißkrämerei der beiden Leute beruhigen, denn was recht iſt, gehört ans Licht der Sonne, nicht hinter die Nebel der Duckmäuſerei. — Biſt du in dieſer Hinſicht auch mit deinen Beweiſen ſo ſchlagfertig als bisher?“ —

„Das bin ich, und du magſt mich salva venia einen Schlingel nennen, wenn ich dir nicht zur Stunde, wie ich mich zuvor anheiſchig machte, die Beweiſe in die Hand gebe.“

In dieſem Augenblicke ward es lauter im Kabinete, ein majeſtätiſches Räuſpern ertönte, und gleich darauf ließ

ſich ein Harfenſolo vernehmen, deſſen Kompoſition und Vortrag den alten Muſiker hingeriſſen entzückten, daß er regungslos aufhorchte, und für nichts Anderes mehr Sinn zu haben ſchien.

In den ſchmelzenden Dreiklängen mit der kleinen Terz bewegte ſich das Muſikſtück, weich und rührend, wie die Klage der Engel um den todten Heiland, vom F-moll in Es-dur durch die kunſtlichſten Tonverſchlingungen übergehend, leiſe und verſchwimmend; dann fleheud, bittend, flehend, im zitterndem Aufſchrei das Herz zerreißend; dann wieder gleich der ſüßen Mutterrede das greinende Kind beſchwichtigend; dann grollend, zürnend, drohend; dann mit Cherubsſtimmen Ruhe u den Sturm träufelnd, kniend, umſchlingend, weinend um Erbarmen, und ſich endlich auflöſend in der Diſſonanz ines hoffnungloſen Todesruf's: es war ein Tongemälde vo der mildeſten und mildeſten Erregungen, es war ein Drama voll der ſchauerlichſten Effekte, es war das Klagelied d Propheten auf den Trümmern der heiligen Stadt, der Flötenton der Nachtigall um den verlornen Gatten, das Weinen der erſten Menſchen, die dem Paradieſe entrückt ſind; es war die beredteſte Sprache der gekränkten Liebe, dieſer ſchönſten und unglücklichſten Empfindung der Menſchenbruſt, es war ein Tonſtück, welchem nur ein Herz v Stein widerſtehen konnte, und das einen Muſiker in den untern Himmel entzücken mußte.

Als der letzte Akkord verklungen war, ſprang Vater empor, riß die Thüre des Kabinets auf, und ſchrie: »Herraus, göttlicher Künſtler, er ſo zu ſpielen vermag; heraus zu mir, daß ich im Staube vor dir knie und meinen Wahn, Muſik zu verſtehe, abbüße in Sack und Aſche!«

Und heraus trat — Iris, Vaters liebliche Frau, mit leuchtenden Augen, die Hoſe in der einen Hand, die andere dem Gatten entgegenbreitend, welchem ſie die unveränderte Liebe bewahr; hinter ihr hob Anna die

blondköpfige, kleine Cäcilie dem Vater entgegen, und das Kind lächelte ihn selig an und streckte die Aermchen nach ihm aus, und rief kosend:

»Vater, böser Vater! nicht mehr von deiner Cilli gehen!" —

Vater rieb sich die Augen, sah uns der Reihe nach mit großen Augen an, brach in ein krampfhaftes Lachen aus, welches gleich darauf von erschütterndem Schluchzen unterbrochen wurde, und lispelte tonlos vor sich hin:

»Es wird Tag! — O ich Thor, ich tausendfacher, unverantwortlicher Thor! Sie lernte Musik, um mir Freude zu machen! — lernte mein Lieblings-Instrument! — O ich Rasender!" —

Doris ließ ihn nicht antreten; schon lag sie an seinem Herzen, und drückte ihn mit jenem unaussprechlichen Zauber der Alles vergessenden Liebe an die Brust, und weinte an seinem Halse Thränen der Freude, der wiedergewonnenen Seligkeit.

Ich stand seitwärts, und zerdrückte die Thränen in meinen Wimpern, und es preßte mir die Brust wie ein Aufjauchzen der himmlischen Wonne, und ich empfand zum ersten Male das reine Hochgefühl, eine gute That im schönsten Sinne dieser Bezeichnung gethan zu haben! —

Eine Hand legte sich auf meinen Arm — es war die alte Anna, welche mir dankend in's Auge sah, und mir mit mütterlichem Wohlwollen zuflüsterte:

»Das haben Sie gut gemacht, junger Herr! Lassen Sie uns Freunde sein!" —

Ich schweige von dem weiteren Verlaufe dieses Abends; auf der höchsten Stufe der Tonleiter muß man inne halten, wenn man sich nicht blamiren will; und der Leser mag sich daher eine Gruppe aus Elisium denken: Gatte und Frau und Kind, und Freund und Amme, Alle glücklich, Alle in reinster Freude aufgelöst;

dies ſtelle er ſich vor, um ſich in unſere Geburtsfeier zu verſetzen, und er wird willig auf die Schilderung meiner armen Feder verzichten, welche ich hiermit weglege und ſchweige. Dieſer Abend war, nach Vaters Theorie, ein Requiem auf die beſtandenen Trübſale, an welches ſich das Halleluja der Seligen ſchloß. Dafür aber reicht nicht die Malerei des Wortes, und nicht die Malerei der Töne aus — nur das Gefühl kann hier Dolmetſch ſein.

Blondel's Lied.

Romanze

von

Johann Gabriel Seidl.

Während noch dem Eisengitter
Bei des Mondes hellem Schein,
Steht ein Minstrel mit der Zither
Vor dem Schlosse Dürrenstein;
Stimmt sein Spiel zu sanfter Weise,
Hat beginnt sein Lied dazu,
Denn ein Ahnen sagt ihm leise:
»Suche treu, so findest du!«

»König Richard, Held von Akra,
Kannst du wirklich schon hinab?
Muß dein Schwert im Meere rosten,
Oder deckt dich fern ein Grab?
Suchend dich auf allen Wegen,
Wallt dein Minstrel ohne Ruh',
Denn ihm sagt ein leiser Regen:
»Suche treu, so findest du!«

»Weilst du lebend noch hienieden?
Stellt vielleicht ein Feind dir nach,
Um in Ketten dich zu schmieden,
Der so viele Ketten brach?
Oder liegst du schon gebunden,
Stolzer Löw', in schnöder Ruh'? —
Hoffnung ruft zu allen Stunden:
»Suche treu, so findest du!«

»Hoffe, Richard, und vertraue!
Treue leuft und leitet mich;
Und im fernen Heimatgaue
Weint Liebe still für dich.
Blondel folget deinen Bahnen,
Margot winkt dir sehnend zu;
Deinem Minstrel singt sein Ahnen:
»Suche treu, so findest du!« –

Horch! da tönt es leise, leise
Aus dem Burgverließ empor,
Eine wohlbekannte Weise
Klingt an Blondel's lauschend Ohr.
Wie ein Freudenruf, ein lauter,
Schallt sein eigen Lied ihm zu,
Und sein Ahnen sagt ihm lauter:
»Suche treu, so findest du!«

Was er sang, das singt er wieder,
Wieder tönt es ihm zurück,
Süßes Echo klingt hernieder. –
Keine Täuschung! – Ich'res Glück!
Den er sucht auf seinen Bahnen,
Ach! sein König, ruft ihm zu;
Nicht vergebens war sein Ahnen:
»Suche treu, so findest du!«

Heimwärts singt er mit der Kunde,
Da war Leid und Freude groß,
Klingt zurück mit edler Runde,
Kauft den theuren König los.
Klingt umrauscht vom freien Kreise
Stimmt der Held dem Sänger zu:
Gut bewähret hat sich die Weise:
»Suche treu, so findest du!«

Rosenlieder

von

Anton X. Schurz.

8.

Abend war es, und ich saß
Auf bethautem Moose,
Schauend sonder Unterlaß
Nach des Himmels Rose.

Wald und Wiese, Fels und Flut,
Erd' und Himmel schwammen
Bei der Himmelsrose Glut,
In den hellsten Flammen.

Als ich lange rosenwärts
Fest die Blicke wandte,
Wurde mir, als ob mein Herz
Hell im Leibe brannte.

Rose dort versunken war,
Mit entflammten Wangen; —
Aber in mir, wonneklar,
War sie aufgegangen.

Als des Außentages Pracht
Lag in Nacht versunken,
Sprühte meines Busens Nacht
Auf in Rosenfunken.

2.

Was birgst du, Rose voller Duft,
So tief dich in die Blätter?
Hörst du, wie laut zur Freude ruft
Der Nachtigall Geschmetter?

O siehe, wie um Blum' und Blust
Die Bienen fröhlich schwärmen!
Warum in allgemeiner Lust
Allein nur du dich härmen?.

„O liebes Laub, verbette mich!
O dunkler Abendhimmel,
Umflore bald, und rette mich
Weit weg aus dem Gewimmel!"

3.

Und als ich an dem Wiesendorn
Die Rose wollte brechen,
Entloderte sie jach in Zorn,
Und eilte sich zu rächen,
Und thät mit ihrem schärfsten Dorn
Mich in den Finger stechen.

Und als in einem Tropfen roth
Mein Finger schier geschwommen,
Da rief ich aus in süßer Noth,
Halb freudig, halb beklommen:
Vom Herzen ist ein Liebesbot',
O sieh, an dich gekommen!

4.

Im Rosenbusch die Nachtigall,
Wie süß hat sie gesungen!
Dem Röschen ist der süße Schall
In's tiefste Herz gedrungen.

Berauſchend hat die Nachtigall
Im Roſenbuſch geſungen,
Und Liebeluſt und Liebesqual
Hat Bächen all' durchdrungen.

Und lauter hat die Nachtigall
Im Roſenbuſch geſungen,
Stets lauter, bis bei Liederſchall
Das Herz ihr iſt geſprungen.

Wo ſie gruebt im Liederſchall,
Vom Roſenbuſch umſchlungen,
Herniider fiel die Nachtigall,
Und hatte ausgeſungen.

Und alle Blätter, Fall auf Fall,
Des Grames glühe Zungen,
Warf Bächen auf die Nachtigall,
Die, ach, nun ausgeſungen!

Und ehe noch den Dämmerſtrahl
Die braune Nacht verdrungen,
Daß ſchimmerte die Nachtigall
Schon unter Roſenzungen.

Gedichte

von

Carlopago.

1.

An die Brüder.

Weiht das ganze Herz der Lust,
Wenn der Tod beherrscht die Erde!
Lehnt Euch auf mit kühner Brust
Gegen seines Drucks Beschwerde!

Wähnt Ihr Euch im Streit allein?
Seht Ihr nicht die Kämpfer alle,
Die Euch werden hilfreich sein?
Ruft sie! Die Drommete schalle!

Seht die Lieb' im Panzer steh'n,
Eine schlanke Amazone!
Ihre Helmbuschfedern weh'n,
Dem Tirannen Tod zum Hohne!

Seh't den starken Kämpfer Wein,
Eingeharnscht im gold'nen Becher,
Frühling, Walddust, Sonnenschein,
Die gewalt'gen Mauerbrecher!

Auch der mächtige Gesang
Ist Euch treu und fest ergeben;
Seiner hellen Stimme Klang
Wird die Streiter all' beleben!

Auf, Ihr Brüder, in die Schlacht!
Solche Schar iſt auserleſen!
Und obſiegt des Feindes Macht;
Freudig iſt der Kampf geweſen!

2.

An die Condichter.

Süßer hallt der Nachtigallen Klage
Ueber Orpheus' Grab, ſo ſpricht die Sage;
Rührender, in wunderſamer Schöne;
Strömen dort die ernſten Thränentöne. —

Sänger, wollt Ihr ſingen Eure Lieder,
Setzt an eines Meiſters Grab Euch nieder,
Und die Weiſen, die Ihr laut erſchaller,
Werden tiefer in die Bruſt uns hallen.

Und des Meiſters Geiſt wird ſich erheben,
Unſichtbar um Eure Harfen ſchweben,
Wird mit luft'gen Armen Euch umſchlingen,
Und Euch aus dem Jenſeits Lieder ſingen! —

3.

Der Geſang.

In des Nordens tiefer Nacht,
In den bangen Dunkelheiten,
Muß erglüh'n Polarlichts Pracht,
Glanz und Helle zu verbreiten.

Herrlich ſtrahlt ſein Purpurtag
Auf die ſtarre Wildnis nieder,
Daß der Menſch ſich freuen mag
Des entbehrten Lichtes wieder.

Schlingt ſich ſchwer des Lebens Nacht
Um verblüh'ne Prachtgeſtalten,
Leuchte dann, Geſang, die Pracht
Deines Glanzes zu entfalten!

Und in deiner Strahlen Ehren,
Die vom Himmel niederfallen,
Werden, frei von aller Pein,
Selig die Verklärten wallen.

4.

Wunſch.

O, daß ich wär' eine Blume
An dieſem rauſchenden Bach,
Da riefe mein kurzes Leben
Der Lerche Gejubel wach.

Da leb' ich in luſtiger Freude
Dahin einen glücklichen Tag,
Und ſchmetternd ſänge mein Grablied
Der nächſte Lerchenſchlag!

Die Friedensboten

* * *

Carl Langer.

Du biſt im Zorn von mir gegangen,
Und ſagteſt mir kein Lebewohl —
Doch näßten Thränen deine Wangen,
Und Seufzer klangen, tief und hohl!

Du biſt im Haß von mir geſchieden,
Und ſandteſt keinen Gruß zurück —
Doch gab mir den entriſſ'nen Frieden
Auf's Neue dein bethränter Blick.

So zürne mir — doch laß mein Flehen
Nicht ungehört vorüberzieh'n,
Und laß mich ſtets die Thräne ſehen,
Wirfſt du den Zornesſtein mir hin!

So haſſe mich — doch willſt du ſcheiden,
Stumm, wie's des Haſſes finſt'rer Brauch:
So laß, als Balſam für mein Leiden,
Mir deines Seufzers milden Hauch!

Denn Thrän' und Seufzer ſind die Tauben,
Die über wilde Wogen zieh'n:
Sie bringen uns den ſchönen Glauben
An eines nahen Strandes Grün!

Die Zauberflöte. Der Dorfbarbier. Fidelio.

Beitrag zur muſikaliſchen Kunſtgeſchichte

von

F. Treitſchke.

Drei bejahrte Freunde, von denen die zwei erſten mit den kurzen Vornamen: Ernſt und Adam bezeichnet werden mögen, der dritte aber, als Referent, den echten ſeinigen, Friedrich, behält, ſaßen im Zwielicht um die kniſternde Flamme im ſchwediſchen Ofen, ſprachen, wie es das Alter ſo gern thut, von Ehemals, und da ſie eben wieder ihr Lieblingsthema, über dramatiſche Muſik, verhandelt hatten, wurden ſie bald einig, daß die zwei letzten Zehende des vorigen Jahrhunderts und die zwei erſten des jetzigen, das eigentliche goldene Zeitalter dieſer herrlichen Kunſt geweſen ſeien. Alle drei hatten die Heroen perſönlich gekannt, welche damals in Wien unſterbliche Werke ſchufen; ſie erinnerten ſich des Raphael[4] der Muſik, des unvergleichlichen Mozart, des klaren, kindlichen, tieffühlenden Haydn, in allen dieſen Eigenſchaften dem Dichterfürſten des ſiebzehnten Jahrhunderts, Flemming, vergleichbar, und nachdem ſie dankend noch viele Männer genannt, die alle am Tempel des Ruhmes der Kaiſerſtadt bauten, — Salieri, Weigl, Seifried, Hummel, und auch die Fremden mit und neben dieſen: Winter, Vogler, Cherubini und mehre Andere, — ſtanden ſie endlich bei dem letzten Giganten, bei Beethoven ſtill, der mit den Katarakten ſeiner Lira den Felſen Form

gab, daß ſie, gleich den Triumphen der Skulptur, Laokoon, oder den Gruppen der Niobe, die ſtaunenden Nachkommen erfaſſen. Aber auch manche Erzeugniſſe aus niederen Regionen, die heiteren Geſänge eines Dittersdorf und W. Müller (die Vater Haydn liebte und lobte), wurden bei der Aufzählung nicht vergeſſen; denn wo Sonne iſt, muß Schatten ſein, und was durch Deutſchland ging und Hunderttauſende erfreute, verdient nähere Würdigung, und nicht die ſtolzen, abſprechenden Worte herz- und markloſer, ſelbſt unfruchtbarer Jünger. Friedrich bezeichnete als ein Verdienſt früherer Tonwerke, daß man ſo wenig die Mühe und Arbeit bei ihrer Hervorbringung ſpürt; daß die Alten mit kleinen Mitteln Großes zu erreichen wußten, und das edle Metall großkörnig gediegen da lag, während es aus vielen ſpäteren gewiſſermaßen erſt durch chemiſche Prozeſſe gefunden und geſchieden werden muß. Ernſt, ein ſtrenger Theoretiker und tüchtiger Kontrapunktiſt, rühmte, bei der ſcheinbaren Freiheit, die gehorſame Befolgung der ewig wahren Grundregeln; dem munteren Adam dagegen gefielen die ungekünſtelten, der vollen Bruſt entſprungenen, jede Leidenſchaft anders verkündenden, und darum tauſendfältig wechſelnden Melodien, die über den Harmonien ſchweben, wie der Geiſt Gottes über den Waſſern. — »Wohl wahr,« entgegnete Friedrich, »wahr bleibt es, daß das Geſchaffene am vollkommenſten iſt, wenn man die Leiden der Erzeugung nicht wahrnimmt; aber lehrreich würde es ſein, das Keimen, Wurzeln und Treiben erſt in der ſtillen Klauſe des Meiſters, dann im offenen Garten, vor den Augen des Volkes, verfolgen zu können und endlich zu entdecken, wie nicht nur das Verdienſt, nein, auch der Zufall die junge Pflanze pflegten; denn ohne den Segen der Fortuna ſahen wir ſchon vieles Werthvolle in allen Künſten verloren gehen, und wieder nicht wenig Flaches, wenn es eben die launiſche Göttin wollte, emporgehätſchelt und zu Ehren gebracht. Wie

manches Gemälde mag in den Rumpelkammern der Trödler, wie manches Manuſcript in Buchläden oder gar in Krämerbuden begraben liegen, das im ungünſtigen Momente von Abderiten verurtheilt wurde, und unter beſſeren Umſtänden der Schmuck einer Gallerie, der Inbegriff einer Wiſſenſchaft, oder die Wonne eines Volkes bei der Darſtellung geworden wäre. Wurden nicht erſt vor Kurzem ein trefflicher Pouſſin, ein Rembrandt erſter Größe aufgefunden? Sind von Flemming's Gedichten nicht mehr als hundert und fünfzig verloren? Wo wäre Julius von Tarent, wenn nicht Leſſing die treffliche Tragödie zufällig in die Hände bekam? Und wie erwarben dagegen mittelmäßige Maler augenblicklichen Ruhm und Lohn, wie gewannen dramatiſche Arbeiten, deren größere Wäſſerigkeit oder Trockenheit unentſchieden iſt, Beifall, Ruf, und gingen, — nach der beliebten Bezeichnung der Italiener, — alle stelle? — »Das war ſo — und bleibt ſo!« ſagte Ernſt. »Weil es nun aber ſo war, und ſo bleibt, dürften Nachrichten über die oft wunderlichen Schickſale mancher, jetzt auf der höchſten Stufe der Beliebtheit ſtehenden Werke gleich intereſſant und wichtig ſein. Wir Drei könnten ſelbſt über ſolche Einzelnheiten berichten, ſie zuerſt einander ſtill mittheilen, dann aber gelegentlich aufzeichnen; denn die Generation aus jener Periode iſt ſchon hell gelichtet und nächſtens verſchwunden. Die Werke aber werden noch manche folgende überdauern. Ich könnte zum Beiſpiel mit Friedrichs Beiſtand zuerſt von der Zauberflöte Unbekanntes oder Vergeſſenes berichten. Adam: Als ſchroffen Gegenſatz gäbe ich dann die Geſchichte des »Dorfbarbier's«, des ergetzlichſten aller kleineren Singſpiele, zum Beſten.« — »Des »Dorfbarbiers«?« fragten verwundert die Andern. »Nur Geduld, ich werde mein Vernehmen rechtfertigen. Und unſer Friedrich?« — »Soll« — äußerte Ernſt — »von dem ihm ſo nahe liegenden »Fidelio« reden.« — »Es ſei! Auf den nächſten Abend, da wir uns

ſuden. Recht bald! — So bald als möglich! Ein Jeder ſammle die Daten, die ihm zu Gebote ſtehen! Und damit ſchieden die Freunde; — und kurz darauf, am Ofen, eine Flaſche alten goldenen Weines auf dem Tiſche, ſehen wir ſie wieder. Ernſt zog einige Blätter hervor, die Andern rückten näher, und er erzählte und las.

Die Zauberflöte.

»Hilf mir, Freund und Bruder, oder ich bin verloren!« — Mit dieſen Worten und einem Antlitz, das ſie beſtätigte, trat der ſonſt jovviale Schikaneder eines Morgens im Frühling 1791 vor Mozart, des Langſchläfers, Bett. »Was haſt, was willſt du?« — »Meine Unternehmung *) geht unvermeidlich zu Grunde. Die Ausgabe überſteigt ſeit Monaten die Einnahme. Kein komiſches Singſpiel greift mehr durch; die Luſtſpiele laſſen das Haus leer; die Ritterſtücke wachſen mir wo anders über den Kopf; — Geld aber brauch' ich, Geld, oder ich muß den Stab in die Hand nehmen und weiter wandern.« — »Und deswegen kommſt du zu mir? Beſinne dich, du haſt das rechte Haus verfehlt.« — »Höre mich an, Mozart! Ich weiß es, bei dir iſt kein Geld im Kaſten, doch in der Feder; du mußt mir eine Oper ſchreiben.« — »Stirbt nicht der Kranke, bis die Arznei fertig wird?« — »Wenn ich ſagen kann, daß du für mich arbeiteſt, ſind' ich Hilfe.« »Aber das Buch?« — »Das ſchreibe ich. Hier der Plan, hier ſchon Muſikſtücke des erſten Aufzuges; du kannſt augenblicklich anfangen, indeſſen mache ich den Reſt. Die Hand darauf! Laß mich nicht vergebens bitten.« Mozart hörte den erſten Entwurf, den S... aus dem Mährchen Lulu in Wieland's »Dſchinniſtan« genommen hatte,

---

*) Damals im Starhemberg'ſchen Freihauſe auf der Wieden.

und das bereits Fertige an, und es gefiel ihm, obwohl das Ende noch im Dunkeln lag. Damals war eben die Liebe, oder vielmehr die Neugier nach den im Texte angedeuteten Myſterien allgemein verbreitet. Ein echt poetiſcher Faden — der ſichere Gang des Geweihten durch die Irrſale des Lebens, und neben ihm das zufriedene Fortkriechen der Gemeinheit, zieht durch das Stück, welches, wie man es in der Oper liebt, ein weites Feld der Schauluſt bietet. Der Dialog und die metriſche Ausführung, — letztere von S.... ſo wenig geachtet, daß er ſie theilweiſe ſeinem Souffleur, Haſelböck, überließ, — waren zwar unbeholfen, aber in jenen Tagen blieb die Sprache ſtets der Handlung tief untergeordnet; dem Ohre genügten Töne und dem Auge Situationen. Mozart war alſo mit dem Vorhandenen zufrieden, ging mit ſeinem Feuereifer an's Werk, und bald hatte er einige Hauptſtücke des Anfangs, bis zum Erſcheinen der Königin der Nacht, entworfen. Nur die Rolle des Papageno behielt ſich Schikaneder zur näheren Angabe vor, da er ſie ſelbſt ſpielen wollte, ſeine Stimme, oder vielmehr ein gänzlicher Mangel derſelben, aber die möglichſte Beſchränkung des Umfanges befahl.

Der Dichter kam eben an das Finale des erſten Aufzuges, als, ſehr unwillkommen für ihn, im Leopoldſtädter Theater »die Zauberzither oder: Kaspar der Fagottiſt,« angekündigt wurde. Perinet hatte dort das ähnliche Wieland'ſche Mährchen benützt, war aber, den localen Zuſchnitt abgerechnet, dem Originale treu geblieben. Das verdroß natürlich Anfangs unſern Emanuel nicht wenig, doch bald fand er Rath durch Herumdrehen des Planes zum Heil und Glücke des Ganzen, das ſchwerlich ſonſt ſo viel Stoff zu Mozart's herrlichem dramatiſchen Schwanengeſange entboten hätte. Sarastro ſollte früher ein Unmenſch, ein Tirann werden, jetzt ſehen wir in ihm den Hohenprieſter der Weisheit, den Lehrer des Friedens »in dieſen heil'gen Hallen.«

Einige ſtarke Inkonſequenzen ſind zwar zwiſchen Anfang und Ende, z. B. in dem zweideutigen Benehmen der Genien entſtanden, aber doch erhielt M.. ein Buch, von dem einſt Goethe ſagte: es gehöre mehr Bildung dazu, den Werth zu erkennen, als ihn abzuläugnen. Stellen freilich, wie dieſe:

„Ein Weib thut wenig, plaudert viel,
Du, Jüngling, glaubſt dem Zungenſpiel.“

oder gar:

„Der Arme darf von Strafe ſagen,
Denn ſeine Sprache iſt dahin.“

mahnen ſtark an die Marionetten-Theater, können aber, wenn man will, leicht verändert werden; nur bleibt dabei der Ausdruck der Noten zu berückſichtigen, denn wirklich ſind mir ſchon Varianten vorgekommen, die dieſem geradezu widerſprachen. Doch ich komme, wegen des Textes, vom Texte ab und denke ſein ſpäter noch einmal. Die Morgenſtunde widmete Mozart der munter vorrückenden Arbeit, meiſtens im Luſthauſe von S.. Garten, wenige Schritte vom Theater, Mittags aber ſpeiſte er mit dem Verfaſſer, ließ ihn ſeine Skizzen hören, und dabei oder während der Tafel wurde lebhaft über das Geſchehene oder eder zu Vollbringende debattirt. Die Arie: „Dies Bildniß“ u. ſ. w. begeiſterte S... wie ſpäter alle Welt. Die Rolle der Königin der Nacht wurde einer Sängerin beſtimmt, die ungeheure Kehlenfertigkeit, aber kein Talent zur Darſtellung hatte. Schlau benützte der Meiſter das Vorhandene und ließ ſie, damit blendend, wieder verſchwinden. Bis hierher ging Alles gut, nun kam man aber zum Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen.“ Vor Tiſche wurde es dem künftigen Papageno vorgeſpielt; dieſer fand es ſchön, aber viel zu gelehrt. Ohne viele Worte zerriß es Mozart. Mitten unter dem Eſſen ſprang er plötzlich auf, eilte in das Nebenzimmer, und bald brachte er einen ganz neuen

zweiten Entwurf. Auch diesen nannte S... viel zu künstlich; er trällerte eine einfache, fast gemeine Weise. »Sollst sie haben,« sprach der tonreiche Schöpfer, und gleich nachher schrieb er das unvergängliche Musikstück, wie es jetzt ist. Ach, daß die zwei anderen Skizzen vernichtet wurden! wie lehrreich würden sie uns sein! Ich erwähne dieses vollkommen wahren Umstandes vorzüglich deshalb, um Euch zu zeigen, wie genau Text und Musik abgemessen und verbunden wurden. Dies Verfahren war damals allgemein üblich, wir erkennen es in anderen Werken Mozart's, wissen, wie z. B. van Swieten und Haydn an der »Schöpfung« und den »Jahreszeiten« zusammen arbeiteten, und empfinden heller oder dunkler, wo es versäumt ist und beide Theile, wie in einer schlechten Ehe, nach zwei verschiedenen Seiten streben.

Jetzt trat wieder eine unerwartete Störung ein. Kaiser Leopold wurde zu Frankfurt gekrönt, und die böhmischen Stände beriefen Mozart nach Prag, um für die dortige Bühne: »La Clemenza di Tito« als Festoper zu schreiben. Von der »Zauberflöte« waren alle Ensemblestücke in Singstimmen und Grundbaß, nebst den Hauptmotiven bis zum zweiten Finale fertig. Henneberg begann mit diesem Particell die Proben. Auf der Reise nach Prag aber begleitete Süßmayer den schon kränkelnden Meister, dem die Zeit zur »Clemenza« äußerst karg bemessen war. Im Wagen wurde skizzirt, im Nachtlager zu Papier gebracht, und später in Prag, in der Wohnung des Freundes, Franz Duscheck, binnen achtzehn Tagen und Nächten Alles beendigt. Nicht unwahrscheinlich haben diese angestrengten Arbeiten und starke Getränke zur Bezwingung des Schlafes seine, ohnehin erschütterte Gesundheit noch mehr zerstört, und die nahende Auflösung beschleunigt.

Süßmayer, mit des Meisters Willen innig vertraut, half in Partitur setzen. Einiges Nebenwerk, z. B. die

Arien der dritten Sänger, ſoll ganz von ihm, doch immer wohl laut erhaltener erſter Angabe, ſein.

Nach der Rückkunft, gegen 12. September wurde das an der Zauberflöte noch Fehlende: die Papagenolieder und das zweite Finale geſchrieben und die Oper inſtrumentirt. Der Prieſtermarſch und die Ouverture entſtanden erſt am 28.; von letzterer kamen die Auflegſtimmen noch naß zur Generalprobe. Betrachten wir dieſe und überhaupt das letzte Viertel der Oper, vom Chore: „O Iſis und Oſiris" an, ſo iſt es ſicher unter dem Herrlichen das Herrlichſte. Das folgende Terzett, der Geſang der Knaben mit Pamina, der räthſelſchwere Spruch der Prieſter: „Der, welcher wandelt" — kurz, Alles, Alles ſcheint von einem höheren Genius als dem Menſchengeiſte diktirt. Faſt dürfte man darin das Flügelrauſchen des Engels hören, der nahet, um den Lebensmüden in andere Gefilde, zu ſchöneren Melodien abzurufen.

Endlich, am 30. September 1791 nach vielen Proben, geſchah die Aufführung, welcher dann unausgeſetzt ſechzehn Wiederholungen folgten *). Am erſten Abend hatte

---

*) Erſte Beſetzung:

Sarastro	Hr. Gerl.	(Später nach Mannheim engagirt und dort geſtorben.)
Tamino	Hr. Schack.	(Erſt vor wenigen Jahren in München als penſ. Hofſänger geſtorben.)
Königin der Nacht	Mad. Hofer.	(Nachmalige Meier, Mozart's Schwägerin. In Wien geſtorben.)
Pamina	Dlle. Gottlieb.	(Später durch viele Jahre erſte Sängerin des Theaters in der Leopoldſtadt.)
Erſte Dame . . .	Mad. Gerl.	(Frau des Vorigen.)
Zweite „ . . .	Dlle. Klöpfer.	

das Ungewöhnliche der Erscheinung die Zuschauer etwas verblüfft; — man hielt sich nur an die faßlichsten Stellen; — bald aber wurde das stumme Wohlgefallen zum lautesten Enthusiasmus. Die Oper war im Oktober überhaupt vier und zwanzigmal, und trug, trotz der damaligen Wohlfeilheit des Eintritts und des geringen Raumes im Schauplatze, die bedeutende Summe von 8143 fl. 20 kr. Münze. Fortdauernd gab man sie fleißig, aber unser immer schwächer werdender Meister vernahm seine Siege nur durch Hörensagen. Er schrieb — sein Requiem, — und entschlief über diesem, am 5. Dezember 1791 früh um ein Uhr. Geboren am 27. Juni 1756, war er noch nicht 36 Jahre. Wie viel Großes hätte er bei längerer Lebensdauer leisten können! Und doch ist er (gleich Schiller) glücklich zu preisen, daß er die Hinfälligkeiten

---

Dritte Dame	Mad. Hasselböck.
Monostatos	Hr. Nouseul.
Papagene	Hr. Schikaneder.
Papagena	Mad. Gerl.
Erster Knabe	Dlle. Nann. Schikaneder.
Zweiter »	Franz Maurer. (Der berühmte Sänger, welcher vier Jahre später als Sarastro auftrat.)
Dritter »	Hr. Handelgruber.
Sprecher	Hr. Joseph Schuster.
Erster Priester	Hr. Weis.
Zweiter »	Hr. Schikaneder d. ä.
Sklaven	Helmböck, Straffer, Leitenwein.

Sämmtliche Dekorationen neu von Herrn Gall, Maler. Maschinen vom Theatermeister Helmböck d. ä. Kostume vom Garderobier Thaler.

Die ersten drei Vorstellungen dirigirte Mozart persönlich am Klaviere; ihm zur Seite saß Süßmayer und wendete um. Kapellmeister Hennberg versah das Glockenspiel. Als Mozart nach dem ersten Male vorgerufen wurde, hatte er sich irgendwo verkühlt, und wurde nur nach langem Suchen gefunden.

des Alters nicht empfand, oder ſie in ſpätern Werken verrieth; daß er gerüſtet und geharniſcht die Erde betrat, um ſie im vollen Waffenſchmuck wieder zu verlaſſen.

Am 20. November 1792 wurde die »Zauberflöte" zum drei und achtzigſten Male gegeben; aus Spekulation ſtand aber auf dem Anſchlagzettel zum hundertſten Male. Eben ſo überſprang man am 22. Oktober 1795 wieder die Wahrheit, indem auf den Zettel zum zweihundertſten Male angezeigt wurde, während es nur das ein hundert fünf und dreißigſte war. Schikaneder ſprach übrigens ſtets gerührt und mit Dankbarkeit von Mozart, und ehrte ihn und ſich zugleich nach ſeiner Weiſe, indem er am neuen Theater an der Wien, über das Hauptportal, Papageno mit der Lockpfeife ſetzen ließ. Allerdings iſt der unerhörte Erfolg der Oper als eigentlicher Grundſtein des Gebäudes zu betrachten.

Am 24. Februar 1801 war die erſte Darſtellung auf dem k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore. Orcheſter und Chöre, dann die Rollen des Saraſtro (Weinmüller), der Königin (Mad. Roſenbaum), Pamina (Dlle. Saal), und des Mohren (Lippert), waren weit vorzüglicher als früher. Sie blieb dort durch das ganze Jahr die einzige beliebte deutſche Oper. Der Entgang vieler Einnahmen, ferner der Umſtand, daß man manche Lesarten geändert, die Reden gekürzt, und den Namen des Verfaſſers nicht erwähnt hatte, entrüſteten S... ungemein. Er unterließ nicht, ſeiner Galle Luft zu machen und einige verwundbare Stellen der Aufführung zu parodiren. So gelang z. B. die Verwandlung des Kleides der Alten zur Papagena faſt nie. S... ließ daher bei der Wiederholung auf ſeiner Bühne ein paar Schneider herausgehen, welche das Ausziehen langſam beſorgten u. ſ. w. Dieſe Ereigniſſe wären Kleinigkeiten, wenn ſie nicht ſo bedeutende Folgen gehabt hätten; denn von hier aus datiren der Haß und die Eiferſucht, die

zwiſchen den deutſchen Opern beider Theater ausbrachen, wechſelweiſe alles Neue verfolgten, und damit endigten, daß Freiherr von Braun, der damalige Hoftheater-Unternehmer, das Theater an der Wien zu Anfang 1804 eigenthümlich erwarb, wodurch dann Alles unter einen Hirten kam, doch niemals Eine Herde werden wollte.

Nachdem das Werk einige Zeit geruht hatte, fand plötzlich im Juli 1812 die Wiederherſtellung auf beiden Bühnen zugleich Statt. Die Direktion derſelben war ſeit Kurzem wieder getrennt, und die Kämpfe um den erſten Rang hatten lebhafter als zuvor begonnen. Beide Unternehmungen griffen zugleich zur »Zauberflöte.« Jener vom Theater an der Wien ſtanden die erſten, jüngſten und kräftigſten Talente zu Gebote; Orcheſter und Chöre unter R. von Seyfried waren trefflich, eben ſo Garderobe, Dekorationen und Maſchinen ſämmtlich neu und gelungen; der Erfolg mußte alſo vollſtändig ſein. Hier kann aber Friedrich am beſten reden.

Friedrich. Ich hatte die Ehre, damals die Vizedirektion dieſes Theates unter der kunſtſinnigen Oberleitung Sr. Exzellenz des Grafen Ferdinand Palffy, zu führen Den Gemeinſinn des Perſonals, und die innigſte Freundſchaft, die alle zum Aufbieten der beſten Kräfte durchdrang, habe ich ſeitdem nicht wieder gefunden. Man ging zu den Proben wie zu einem Feſte, beſprach das Vorhabende von allen Seiten, Tag und Nacht arbeiteten zwei geſchickte Maler mit ihren Gehilfen und ein trefflicher Maſchinendirektor an der Ausſtattung, und ſo wurde das unglaubliche Reſultat erreicht, daß die Oper in zehn Tagen ſtudirt und durchaus neu decorirt wurde. Einiges, z. B. der Flug der Genien, welche an faſt unſichtbaren Kupferdrähten ſchwebten; die aus einem koloſſalen Monde niederſteigende Königin der Nacht, und die großartige Verwandlung der, die ganze Bühne einnehmenden Feuerprobe in einen eben ſo

breiten Waſſerfall, ließen nichts zu wünſchen übrig. Ich habe auf meinen Reiſen durch Deutſchland dieſer Oper in vielen Städten beigewohnt, Berlin, Mannheim, München und einige andere gaben ſie ſehr gut; auch 1819 fanden im Kärnthnerthortheater gelungene Darſtellungen Statt; aber keine, ohne Ausnahme, glich dieſer, die im heißeſten Sommer das Haus ſtets überfüllte. Noch mehr davon würde ich loben, wenn nicht mein Urtheil parteiiſch erſchiene; — was es doch nicht ſein kann, denn bei den meiſten früheren und ſpäteren Darſtellungen wirkte ich ebenfalls als Regiſſeur, immer nach beſten Kräften, mit. Darum appellire ich an Euch, an ſo viel andere Kunſtkenner, die ſich jener Tage erinnern, und nenne z. B. als eine Autorität den k. franzöſiſchen Hofmaler Iſabey, der keine Vorſtellung verſäumte, und Dekorationen und Maſchinen in Zeichnungen und Modellen mit nach Paris nahm.

Ernſt. Als Parodie könnten wir jetzt Aufführungen aus kleinen Orten zum Beſten geben, wo der Titel, aber nicht die Sache vorhanden war. Z. B. jene mit zwei Genien, da ſich kein dritter finden wollte, und die vor dem Wagen des Saraſtro mitgingen, den Einzug glänzender zu machen. Oder eine andere, wo die ganze Introduktion bis zum Auftritt des Papageno in Dialog verwandelt war, und die furchtbare Schlange mit einem Faden am Kleide des Tamino zu ſeiner Verfolgung hing, u. ſ. f. Aber wir würden aus dem Charakter einer Kunſtgeſchichte fallen, und ſo höret ſchicklicher einige Notizen über Darſtellungen in fremden Sprachen.

An einem deutſchen Hofe gab man zuerſt die Zauberflöte italieniſch. Die Ueberſetzung war gelungen; einzelne Stücke davon, als die Arie: „oh cara immagine,“ haben wir auch in Wien, in Konzerten benützt. Den Dialog ſetzte ein dortiger Kapellmeiſter in Recitative. Mit allen dieſem könnte man zufrieden ſein; verdammlich aber

waren mehre, auf Befehl der Sänger ausgeführte Veränderungen. Die Königin z. B. gab die Arie des zweiten Aufzuges — sehr unpassend — zum gebliebenen Recitative im ersten; Pamina aber, die nicht nachstehen wollte, die erste Arie der Königin: »Zum Leiden bin ich auserkoren,« in der Scene mit Papageno, vor dem Duette: »Bei Männern« u. s. f. Noch fürchterlicher ging man 1806 mit dem ganzen Werke in Paris um. Unter den Titel: »Les mystères d'Isis,« ward es in vier Abtheilungen gebracht. Ismener, ein ägyptischer Prinz, Nachfolger des Zaraſtro, hatte, ſtatt Papageno, einen jungen Hirten, Bechoris, zu ſeinem Begleiter. Myrenne, Witwe Zoroaſter's, beſaß Pamina als Tochter, und dieſe wieder eine Sklavin, Mona (unſere Papagena). Die Recitative ſchrieb Lachnith, mehre Muſikſtücke wurden ausgelaſſen, und durch andere, aus »Titus«, »Don Juan« und »Figaro«, ſämmtlich damals den Franzoſen unbekannt, erſetzt. Das Ganze hatte Bardél mit Ballet's, als der Hauptſache in der großen Oper, durchſpickt, und ſo entſtand ein Ungeheuer, das etwas ganz Anderes als die »Zauberflöte« war. Dennoch ward den Einzelnheiten ziemlicher Erfolg, und ſie dienten dazu, die Muſik der nordiſchen Barbaren bekannter zu machen, bis ſpäter ihr Werth volle Anerkennung fand. Das Machwerk wurde, mit Anſpielung auf den Titel, in einem Vaudeville: »les misères d'ici,« ſehr witzig abgefertigt und verſchwand bald wieder von der Bühne.

Schließlich erwähne ich noch, daß der glänzende Erfolg S... veranlaßte, einen zweiten Theil, unter dem Titel: »Das Labyrinth, oder: der Kampf mit den Elementen,« zu ſchreiben. Winter lieferte die Muſik. Der Verſuch blieb aber hinter dem erſten weit zurück und wurde nie populär. Aus Goethe's Werken wiſſet ihr ferner, daß der große Dichter ſelbſt das Fragment einer Fortſetzung der »Zauberflöte« verfaßte. Man hat wohl öfter dasſelbe für

einen Scherz mit Publikum und Tonſetzern erklärt; — wie aber, wenn ich Euch überzeuge, daß es ihm durch einige Zeit voller Ernſt darum war? Friedrich beſitzt nämlich in ſeiner Autographen-Sammlung ein Schreiben von Goethe an den durch ſeine Oper »Oberon" und mehre Inſtrumental-Arbeiten rühmlich bekannten ehemaligen Hoftheater-Orcheſterdirektor Paul Wranitzky. Er hat es mir eingehändigt, um es als ein intereſſantes Aktenſtück der Welt vorzulegen.

»An Herrn Paul Wranitzky, Compoſiteur und Direktor des k. k. Orcheſters; wohnhaft in der Kärnthnerſtraße Nr. 1042, 3. Stock, in Wien.

»Aus beiliegendem Aufſatz werden Sie ſehen, was von dem Texte der Oper, nach welcher Sie ſich erkundigen, erwartet werden kann. Ich wünſche bald Nachricht von Ihnen zu hören., ob der Theaterdirektion meine Bedingungen angenehm ſind? da ich denn bald Anſtalt machen würde, meine Arbeit zu vollenden. Es ſollte mir ſehr angenehm ſein, dadurch mit einem ſo geſchickten Manne in Connexion zu kommen. Ich habe geſucht, für den Componiſten das weiteſte Feld zu eröffnen, und von der höchſten Empfindung bis zum leichteſten Scherz mich durch alle Dichtungsarten durchzuwinden. Ich wünſche indeſſen recht wohl zu leben.

»Weimar, den 24. Jänner 1796.

»J. W. v. Goethe."

(Beilage).

P. M.

»Der groſſe Beifall, den die »Zauberflöte" erhielt, und die Schwierigkeit, ein Stück zu ſchreiben, das mit ihr wetteifern könnte, hat mich auf die Gedanken gebracht, aus ihr ſelbſt die Motive zu einer neuen Arbeit zu nehmen, um ſowohl dem Publico auf dem Wege ſeiner Liebhaberei zu begegnen, als auch den Schauſpielern und Theaterdirektionen die Aufführung eines neuen und complizirten

Stück's zu erleichtern. Ich glaubte meine Abſicht am beſten erreichen zu können, indem ich einen zweiten Theil der »Zauberflöte" ſchriebe; die Perſonen ſind alle bekannt, die Schauſpieler auf dieſe Charaktere geübt, und man kann ohne Uebertreibung, da man das erſte Stück ſchon vor ſich hat, die Situationen und Verhältniſſe ſteigern, und einem ſolchen Stücke viel Leben und Intereſſe geben. In wie ferne ich meine Abſicht erreicht habe, muß die Wirkung zeigen.

»Damit dieſes Stück ſogleich durch ganz Deutſchland ausgebreitet werden könnte, habe ich es ſo eingerichtet, daß die Dekorationen und Kleider der erſten »Zauberflöte" beinahe hinreichen, um auch den zweiten Theil zu geben; wollte eine Direktion mehr darauf verwenden, ſo würde der Effekt noch größer ſein, ob ich gleich wünſche, daß, ſelbſt durch die Dekorationen, die Erinnerung an die erſte »Zauberflöte" immer gefeſſelt bleibe.

»J. W. v. Goethe."

»Die tief eingebrannten Lichter und gegenüber die vielmal ſchlagende Thurmuhr mahnen uns heute zum Aufbruch," ſagte Adam; »auch würde meine Relation ſich wie ein kleines Genrebild neben einem großen Freskogemälde ausnehmen. Laſſen wir ſie auf einen künftigen Abend." Die drei ſchieden mit der Uebereinkunft, morgen ſich wieder zu finden.

Der Dorfbarbier.

»Von meinem heitern Namensbruder und ſeinem eben ſo ergetzlichen Herrn, der Krone der mediziniſchen Wiſſenſchaft, will ich erzählen," begann der zweite Freund. »Manches groſſe, die Nachwelt begeiſternde Werk hatte, wie

ſchon geſtern bemerkt, ſchwere Jugend-Abenteuer zu erdulden. Camoens mußte ſchwimmend, mit einer Hand über den Wellen, ſeine Luſiade aus dem Schiffbruch retten; — wenig beſſer ging es dem Buche und der Partitur unſers Singſpiels. Der Text durchlief, gleich Gellert's Hut, durch ein Jahrhundert alle Formen, ehe er die jetzige erhielt. Als Luſtſpiel florirte er ſchon zu den Zeiten der extemporirten Komödie; ein jeder Lux oder Adam bemühete ſich, an den alten Faden die Perlen neuer Einfälle zu reihen und ihre Nachfolger in beiden Rollen nahmen das Beſte zu eigenem Gebrauche auf; — bis das regelmäſſige Schauſpiel befohlen wurde. Dann vereinte der ältere Bruder des trefflichen Darſtellers Weidmann (Paul W.) alles zerſtreut Vorhandene aus dem Gedächtniſſe, und ſo wurde es wieder ein Lieblingsſtück, das oft dem ärgſten Muthwillen zum Tummelplatz diente. Die beſten Komiker verſchmähten es nicht, darin aufzutreten. Weidmann gab zuletzt den Lux, Baumann den Adam, Klingmann den Joſeph; Brockmann ließ ſich, als Geſchworner, zur Wonne der Anweſenden, einſeifen u. ſ. w. Die Darſtellung vom 22. Auguſt 1795 war die letzte in Proſa. Joſeph Weidmann, der Schauſpieler, erhielt die Regie der deutſchen Oper, und faßte, bei dem Mangel kleiner Singſpiele, den guten Gedanken, dieſen Stoff zu benützen. Sein Bruder verſah das Buch mit den erforderlichen Reimen; Beider Freund, Johann Baptiſt Schenk ſetzte die Muſik. Der Text enthält alſo, wie wir eben ſahen, die guten und geſunden Kraftſprüche, die eine ganze Genealogie von Vadern und Subjekten zuſammentrug. Dabei iſt die Handlung klar und beſonnen geführt; nicht, wie im franzöſiſchen Drama, wird ein Thor für den Augenblick bekehrt, während uns die Ueberzeugung ſeines Rückfalles bei erſter Gelegenheit bleibt. Lux geht triumphirend, wie Alle, aus dem Kampfe; er hat zwar Suschen verloren, dafür aber ein Höheres, das arcanum quadru-

plicatum erworben. Die Nebenperſonen tragen ſcharf markirte, aus dem Leben gegriffene Phiſiognomien, und Adam, ein wahrer Truffaldino der italieniſchen Komödie, redet mehr Weisheit in ſeinen Sprüchen, als mancher Volkstribun oder Augur in einem hochtrabenden Trauerſpiele. Der Dialog iſt rauh, aber ein kräftiger Stamm mit Knospen und Augen, alle bereit, Blätter und Blüten zu tragen, wenn nur die rechte Wärme der Darſteller ſie durchdringt. Betrachtend die Muſik, müſſen wir bei näherer Prüfung erkennen, daß der furchtſam beſcheidene Komponiſt *) herrliche Melodie mit reinem, klaren Satze verband, und daß er ſich mit ſeiner Arbeit recht wohl neben Dittersdorf und Wenzel Müller, am nächſten aber neben Hiller ſtellen darf. Das Lied: »Jüngſt ſprach mein Herr" — das Sextett: »Gott grüße Euch in Ehren" — ganz beſonders aber das Terzett: »Bald werden die Leiden" — und das Duett: »Der Tod ſitzt ihm ſchon auf der Zunge," — ſind als höchſt gelungen und werthvoll zu rühmen. Wer nicht meiner Anſicht wäre, den fordere ich beſcheiden auf, mir drei deutſche kleine Singſpiele zu nennen, die in Anlage und Ausführung über dem vorliegenden ſtehen! Damit will ich nicht ſo viele Auswüchſe in Schutz nehmen, die namentlich in die Rolle des Adam kamen; — ich rede von jenen Darſtellungen, wo Weinmüller als Lur, Baumann als Adam, Lippert als Joſeph, Vogel als Rund, einzeln und mit einander unübertrefflich daſtanden. Und die dieſes Enſemble nicht ſahen und eine kleine Oper nach dem jetzigen Maßſtabe, für nichts mehr

*) J. B. Schenk, geboren den 30. November 1761, geſtorben den 29. Dezember 1836, der Tonſetzer vieler, zu ihrer Zeit beliebten Singſpiele, lebte als Privatlehrer der Muſik ſtets allein und unverheirathet, in angenehmen, ökonomiſch wohl geordneten Verhältniſſen. Hiernach muß die aus geachteter Feder gefloſſene, ihn betreffende Novelle in einem auswärtigen Blatte, zu ſeiner Ehre berichtigt werden.

als ein wehmüthiges Ausrufungszeichen über die Kürze des nachfolgenden Ballets betrachten, verweiſe ich an ältere Kunſtverſtändige; gewiß werden ſich dieſe mit mir der Zeiten erinnern, wo wir Alle vor dem Anfange, und nicht, wie jetzt, gegen den Schluß hin, uns verſammelten, um bequem und ungeſtört vom ganzen Werke erheitert zu werden.

Habe ich nun demſelben eine wirſame Schutz- und Trutzrede gehalten, ſo können nachfolgende chronologiſche Berichte nicht unangenehm ſein. — Es war das Singſpiel ſchon im Sommer 1796 fertig, blieb aber, wegen verbreiteter übler Nachrede, unaufgeführt. Wahrſcheinlich hätte man es ganz vergeſſen, wenn nicht Weinmüllers Ankunft in Wien einen trefflichen Lur herbeigebracht, und die gleichzeitige Erkrankung mehrer Sänger das Erſcheinen geboten hätte. Man wählte dazu einen Sonntag, den 30. Oktober 1796. Alle Mitwirkenden ſpielten ſo ſchüchtern, daß das Ganze keine Wirkung machte. Der Tonſetzer hatte nicht gewagt, ſich zu nennen, und auf dem Theaterzettel ſtand als captatio benevolentiae:

»Das Luſtſpiel dieſes Namens iſt bekannt, und immer mit Beifall aufgeführt worden. Die komiſchen Auftritte darin geben Anlaß, daß man es zur Oper umſchuf. Der Tonſetzer hat die intereſſanteſten Situationen genützt und in Muſik geſetzt.«

Am 7. November ſollte das Singſpiel wiederholt werden, ſchon las man die Ankündigung, aber plötzlich wurde Schulz, welcher den Joſeph gab, ſchwer krank, und die zweite Vorſtellung unterblieb bis zum 22. Auguſt 1797. Jetzt trat man kühner auf, auch der Komponiſt hatte ſich genannt, und mit vollem Beifalle folgten ſchnell mehre Repriſen. Der Ruf breitete ſich über Deutſchland aus. Die nordiſchen Bühnen machten zwar aus der fortlaufenden Handlung zwei Akte und aus den Perſonen ganz neue Menſchen; Lur wurde wie der Bürgermeiſter von Krähwinkel, Adam wie

Schnapps in den beiden Billets, gehandhabt, aber auch kältere Zuſchauer fühlten damit ihr Zwerchfell erſchüttert.

Im Faſching 1804 fand man eines Abends die Lebhaftigkeit der Darſteller zu groß und die folgende Vorſtellung ſollte eine letzte ſein. Adam kurirte das ſterbende Werk durch ein heroiſches Mittel. Er erſchien ſchwarz gekleidet, mit langem Flore um den Hut, und als Lux mit ihm zanken wollte, ſprach er weinerlich und hochdeutſch: »Herr Lux, heute zum letzten Male, werden Sie mir Alles in Güte ſagen.“ Die Zuſchauer erkundigten ſich nach der Bedeutung und verlangten ſtürmiſch ihr Lieblingsgericht wieder.

Im Herbſte des nämlichen Jahres erſchien es auf einem Schloßtheater in italieniſcher Ueberſetzung. Der treffliche Buffo Brocchi gab den Lux und der berühmte Kapellmeiſter Paer den Adam. Hierauf folgte der Dorfbarbier als Ballet, in welchem Aichinger Vater als Geſell excellirte.

Anfang 1807 änderte ſich die Direktion der k. k. Hoftheater. Die neu entſtandene ſichtete das Repertoire in einer Sitzung und ſtrich bei dieſer Gelegenheit auch unſer Singſpiel aus, das aber neuerdings ſein zähes Leben bewies. Desſelben Abends meldeten ſich faſt alle erſten Sänger und Tänzer krank; es blieb nur ein kleines Ballet, und »der Dorfbarbier“ für morgen übrig, den man alſo pardonniren mußte, und von jetzt an ungeſtört praktiziren ließ. Vorzüglich war er ein Lieblingsſtück bei Freitheatern. In einem ſolchen übermäßig angefüllten kam Adam während der Symphonie vor den Vordervorhang mit einer großen Gluthpfanne und räucherte, wofür ſich die gutmüthigen Zuſchauer laut jubelnd bedankten.

Die Frage in einem öffentlichen Blatte, wie oft wohl das Singſpiel geweſen ſei, gab unſerem Baumann den Gedanken, auf die breite Seite ſeines dreieckigen Hutes die richtige Zahl der Darſtellungen mit Kreide zu ſchreiben,

die ſchon über 300 war. Von nun an wurde auf gleiche Weiſe ſorgfältig fort numerirt. Baumann Adam gelangte bis 375. In faſt allen Vorſtellungen ſtanden ihm Weinmüller und Vogl ſtereotyp zur Seite, während die übrigen Perſonen, vorzüglich die Suschen, vielfältig wechſelten. Sein wohlgetroffenes Bild in dieſem Koſtüme hängt im Burgtheater in der Schauſpieler-Gallerie.

So viel, und Manchem wohl zu viel, habe ich davon berichten wollen. Die Lehre, daß oft der Zufall die Erhaltung oder Vernichtung eines Werkes diktire, wird hieraus deutlich. Noch beſtimmter möchte ſie aus der Erzählung hervorgehen, die unſer Friedrich jetzt beginnen will.

Fidelio.

Es war Ende 1804, als Freiherr von Braun, der neue Eigenthümer des k. k. priv. Theaters an der Wien, dem, eben in voller Jugendkraft ſtehenden Ludwig van Beethoven antrug, eine Oper für jene Bühne zu ſchreiben. Durch das Oratorium: »Chriſtus am Oelberge" hegte man den Glauben, daß der Meiſter auch für darſtellende Muſik wie ſeither für Inſtrumente Groſſes zu leiſten im Stande ſei. Außer einem Honorare bot man ihm freie Wohnung im Theatergebäude. Joſeph Sonnleithner übernahm die Beſorgung des Textes und wählte das franzöſiſche Buch: »l'amour conjugal," obgleich es ſchon mit Muſik von Gaveaux verſehen, auch italieniſch als »Leonora" von Paer komponirt, nach beiden Bearbeitungen aber in das Deutſche überſetzt war. Beethoven fürchtete ſeine Vorgänger nicht, und ging mit Luſt und Liebe an die Arbeit, die Mitte 1805 ziemlich zum Ende gelangte.

Indeſſen zeigten ſich für die Aufführung beträchtliche Schwierigkeiten. Nur die weiblichen Rollen konnte man

durch Dlle. Milder und Müller genügend beſetzen, die Männer lieſen deſto mehr zu wünſchen übrig. Es erſchienen ferner manche Mängel in der Einrichtung des Textes, denen doch nicht abgeholfen wurde; — aus der Ferne wälzte ſich aber das Ungewitter eines Krieges gegen Wien und raubte den Zuſchauern die zum Genuſſe eines Kunſtwerkes erforderliche Ruhe. Doch eben deswegen bot man das Möglichſte auf, die ſparſam beſuchten Räume des Hauſes zu beleben. »Fidelio" ſollte das Beſte thun, und ſo ging die Oper, unter keineswegs glücklicher Konſtellation am 20. November in Scene. Mit Bedauern empfanden wir, daß das Werk ſeiner Zeit vorausgeeilt war, und von Freunden und Feinden wenig begriffen wurde. Man gab es nur drei Tage nach einander und unterließ die Wiederholung bis 29. März 1806. Einige unweſentliche Veränderungen, z. B. die, daß das Vorhandene in zwei, ſtatt in drei Aufzüge getheilt war, konnten die beſtehende ungünſtige Meinung nicht vertilgen. Noch einmal, am 10. April, wurde es gegeben und dann dem Staube der Theater-Bibliothek überantwortet. Einige gleichzeitige Verſuche damit auf Provinzbühnen hatten keinen beſſeren Erfolg.

Acht volle Jahre ſpäter erhielten die Inſpizienten der k. k. Hofoper, Saal, Vogl und Weinmüller, eine Vorſtellung zu ihrem Vortheile, wobei ihnen die Wahl eines Werkes, *ohne Koſten*, überlaſſen blieb. Das Auffinden war ſchwierig genug. Neue deutſche Kompoſitionen lagen nicht vorräthig; ältere verſprachen keinen beſonderen Gewinn. Die letzten franzöſiſchen Opern hatten, wie im Werthe, ſo in der Beliebtheit verloren, und den *Darſtellern* fehlte der Muth, ſich als *Sänger allein* in die italieniſchen Werke zu ſtürzen, was doch wenige Jahre darauf ſelbſtmörderiſch geſchah. Inmitten dieſer Verlegenheiten gedachte man »Fidelio's" und ging Beethoven um die Herleihung an, der mit größter Uneigennützigkeit ſich bereit erklärte, jedoch

zuvor viele Veränderungen ausdrücklich bedingte. Zugleich schlug er meine Wenigkeit zu dieser Arbeit vor. Ich hatte seit einiger Zeit seine nähere Freundschaft erlangt, und mein doppeltes Amt als Opern-Dichter und Regisseur machte mir seinen Wunsch zur theuren Pflicht. Mit Sonnleithners Erlaubniß nahm ich zuerst den Dialog vor, schrieb ihn fast neu, möglichst k[illegible] und bestimmt, ein bei Singspielen stets nöthiges Erforderniß. Ferner war es mir früher als ein großer Uebelstand erschienen, daß der zweite Aufzug durchaus im finstern Kerker spielte, in den, höchst unpassend, zuletzt der Minister, sein Gefolge und das ganze Volk kamen, und dort beim Scheine einiger Fackeln, Florestan's Befreiung feierten. Der Schwierigkeit, daß die steinerne Bank, das Grab u. s. w. sich auf der Bühne befanden, begegnete ich dadurch, daß ich Alles kurz weg unter die Erde ziehen ließ; denn in dem Augenblick, wo Wände nach oben und den Seiten verschwinden, dürfen Versetzstücke und Requisiten sicher den Weg zur Tiefe einschlagen. (Ein Gleiches möchte ich bei vielen anderen Gelegenheiten empfehlen; gewiß ist es schicklicher, als daß Bediente oder verkleidete Theatergehilfen zum Wegräumen vortreten.) Der Schluß spielte bei mir in Tageshelle, auf einem heiteren grünen Platze des Schlosses. Hier marschirten zuerst die Wachen auf; der Minister nahete mit zahlreichem Gefolge; die Staatsgefangenen, von Jaquino geführt, fielen vor Don Fernando nieder; das Volk aber drängte sich durch das offene Thor, und so begann ein Chor als Anfang des neuen Finals, das sich erst bei den Worten: »Bestrafet sei der Bösewicht," an die vorige Musik anschloß. Sonst hatte ich Folgendes verändert: der ganze erste Aufzug war in einen freien Hofraum verlegt. Das Duett: »Jetzt Schätzchen" u. s. w. wurde meine Introduktion. Marzelline sang die erste Arie als zweite Nummer allein. Später kamen die Wachen mit einem neu komponirten

Marſche. Leonorens Arie erhielt eine andere Einleitung, und nur der letzte Satz: »O du, für den ich Alles trug,« blieb. Die kommende Scene und ein Duett im alten Buche riß Beethoven aus der Partitur: erſtere ſei unnöthig, letzteres ein Konzertſtück; ich mußte ihm beiſtimmen; es galt das Ganze zu retten. Nicht beſſer ging es einem kleinen, darauffolgenden Terzette zwiſchen Rocco, Marzelline und Jaquino; Alles war handlungsleer und hatte kalt gelaſſen. Neuer Dialog ſollte das folgende erſte Finale beſſer motiviren. Auf einen anderen Schluß desſelben drang mein Freund wieder mit Recht. Ich projektirte Manches; am Ende wurden wir einig: die Wiederkehr der Gefangenen auf Pizarro's Befehl und ihre Klage bei der Rückkehr in den Kerker zuſammen zu ſtellen.

Der zweite Aufzug bot gleich anfänglich eine große Schwierigkeit. B... ſeinerſeits wünſchte den armen Floreſtan durch eine Arie auszuzeichnen, ich aber äußerte mein Bedenken, daß ein dem Hungertode faſt Verfallener unmöglich Bravour ſingen dürfe. Wir richteten Dieſes und Jenes; zuletzt traf ich nach ſeiner Meinung den Nagel auf den Kopf. Ich ſchrieb Worte, die das letzte Aufflammen des Lebens vor ſeinem Erlöſchen ſchildern.

»Und frür' ich nicht linde, ſanft ſäuſelnde Luft,
Und iſt nicht mein Grab mir erhellet?
Ich ſeh, wie ein Engel, im roſigen Duft,
Sich tröſtend zur Seite mir ſtellet.
Ein Engel, Leonoren, der Gattin ſo gleich! —
Der führt mich zur Freiheit, — ins himmliſche Reich!«

Was ich nun erzähle, lebt ewig in meinem Gedächtniſſe. B... kam Abends gegen ſieben Uhr zu mir. Nachdem wir Anderes beſprochen hatten, erkundigte er ſich, wie es mit der Arie ſtehe? Sie war eben fertig, ich reichte ſie ihm. Er las, — lief im Zimmer auf und ab, murmelte, brummte, wie er gewöhnlich, ſtatt zu ſingen, that — und

riß das Fortepiano auf. Meine Frau hatte ihn oft vergeblich gebeten, zu ſpielen; — heute legte er den Text vor ſich und begann wunderbare Phantaſien, die, leider, kein Zaubermittel feſthalten konnte. Aus ihnen ſchien er das Motiv der Arie zu beſchwören. Die Stunden ſchwanden, aber B... phantaſirte fort. Das Nachteſſen, welches er mit uns theilen wollte, wurde aufgetragen, aber — er ließ ſich nicht ſtören. Spät erſt umarmte er mich, und auf das Mahl verzichtend, eilte er nach Hauſe. Tages darauf war das treffliche Muſikſtück fertig.

Faſt alles Uebrige im zweiten Akte beſchränkt ſich auf Abkürzungen und veränderte Verſe. Ich denke, daß eine ſorgſame Vergleichung beider gedruckten Texte meine Gründe recht fertigen werde. Das grandioſe Quartett: »Er ſterbe" u. ſ. w. wurde von mir durch eine kurze Pauſe unterbrochen, in der Jaquino mit anderen Leuten die Ankunft des Miniſters meldet, und die Vollführung des Mordes unmöglich macht, indem er Pizarro abruft. Nach dem nächſten Duette holte Rocco Floreſtan und Leonore zum Miniſter ab. Die Scene der Befreiung, als zweites Finale, beſchrieb ich ſchon.

Sobald — gegen Ende März — das Buch beiſammen war, ſandte ich es B... in Abſchrift, und als ehrendes Zeugniß ſchrieb er mir ein paar Tage darauf, was Ihr hier ſehet:

»Lieber, werther T.!

»Mit großem Vergnügen habe ich Ihre Verbeſſerungen der Oper geleſen. Es beſtimmt mich, die verödeten Ruinen eines alten Schloſſes wieder aufzubauen.

»Ihr Freund

»Beethoven."

Die Beneſizianten trieben an der Beendigung, um die günſtigere Jahreszeit zu benützen; B... aber kam nur langſam vorwärts. Als ich ihn ebenfalls ſchriftlich bat, entgegnete er eben ſo:

„Die ganze Sache mit der Oper ist die mühsamste von der Welt. Ich bin mit dem Meisten unzufrieden, — und — es ist beinahe kein Stück, woran ich nicht hier und da — meiner jetzigen Unzufriedenheit einige Zufriedenheit hätte anflicken müssen. Das ist aber ein groſser Unterschied zwischen dem Falle, sich dem freien Nachdenken oder der Begeisterung überlassen zu können."

Mitte April fingen die Proben an, obwohl noch Manches fehlte. Für den 23. Mai wurde die Vorstellung angekündigt; Tages zuvor war die Hauptprobe, aber die versprochene neue Ouverture (in E dur) befand sich noch in der Feder des Schöpfers. Man bestellte das Orchester zur Probe am Morgen der Aufführung. B... kam nicht. Nach langem Warten fuhr ich zu ihm, ihn abzuholen, aber — er lag im Bette, fest schlafend, neben ihm stand ein Becher mit Wein und Zwieback darin, die Bogen der Ouverture waren über das Bett und die Erde gestreut. Ein ganz ausgebranntes Licht bezeugte, daſs er tief in die Nacht gearbeitet hatte. Die Unmöglichkeit der Beendigung war entschieden; man nahm für diesmal seine Ouverture aus „Prometheus", und bei der Ankündigung: „wegen eingetretener Hindernisse müsse für heute die neue Ouverture wegbleiben," errieth die zahlreiche Versammlung ohne Mühe den triftigen Grund.

Was weiter erfolgte, wisset Ihr. Die Oper war trefflich eingeübt, Beethoven dirigirte, sein Feuer riſs ihn oft aus dem Takte, aber Kapellmeister Umlauff lenkte hinter seinem Rücken Alles zum Besten mit Blick und Hand. Der Beifall war groſs, und stieg mit jeder Vorstellung. Die siebente, am 18. Juli, wurde B... zum Vortheile, statt eines Honorars überlassen. In diese legte er, zu gröſserer Zugkraft, zwei Musikstücke, ein Lied für Rocco, und eine gröſsere Arie für Leonore; da sie aber den raschen Gang des Uebrigen hemmten, blieben sie wieder aus. Die Einnahme war auch diesmal sehr gut.

Auswärtigen Bühnen trug ich, nach ſeinem Willen, unſere Arbeit an. Mehre beſtellten ſie, Andere ſchrieben ab, »da ſie ſchon im Beſitze der Oper von Paer wären.« Noch viele Andere zogen es vor, auf wohlfeilerem Wege, durch hinterliſtige Abſchreiber ſich zu verſehen, die, wie noch gebräuchlich, Text und Muſik ſtahlen, und mit einigen Gulden Gewinn verſchleuderten. Es brachte uns wenig Nutzen und Dank, daß man »Fidelio« in mehre Sprachen überſetzte, und groſſe Summen damit gewann. Dem Tondichter blieb kaum mehr — als ein reicher Lorberkranz, mir aber vielleicht ein kleines Blatt davon, und jedenfalls des Unſterblichen innigſte Anhänglichkeit.

Friedrich endigte hier. Man merkte ihm an, daß er den letzten Theil der Erzählung in ſchmerzlicher Aufregung geſprochen hatte.

Lieder

von

Dräxler-Manfred.

1.

Orpheus.

Orpheus bin ich ſelbſt geweſen,
Als ich einſtens unbedacht
Mir ein Liebchen auserleſen,
Das von Tanten ſtreng bewacht.

Ei, was wußt' ich da zu ſpielen
Und zu ſingen ohne Ruh',
Und die hundert Augen fielen
Endlich ihren Hütern zu.

Und dann war ich Orpheus wieder,
Als ich Steine mancherlei
Durch die ſüße Macht der Lieder
Zwang zu meinem Bau herbei.

Rüſtig auf einander ſtellen
Mußten ſie ſich mir zum Haus.
Und von den erſung'nen Schwellen
Blick' ich in die Welt hinaus.

So gefällt mir Orpheus' Leben,
Doch ſein Ende macht mir bang':
Denn an böſe Weiber geben
Mußt' er Leben und Geſang.

Solches Loos nicht zu erwerben,
Meid' ich gern der Liebe Lohn:
Lieber als wie Orpheus ſterben,
Leb' ich wie Anakreon.

3.

Muſica.

Durch die Muſica
Gibt es Freuden viele!
Stimmen klingen doppelt hell,
Becher kreiſen doppelt ſchnell,
Bei dem ſüßen Spiele
Der Muſica, der Muſica!

Durch die Muſica
Oeffnen ſich die Herzen.
Zärtlich wird der Lippe Kuß,
Herzlich wird des Freundes Gruß
Unter ſüßen Scherzen
Der Muſica, der Muſica!

Durch die Muſica
Weht ein holdes Drängen.
Männer ſind begeiſtert ganz,
Mädchen wirbeln hin im Tanz
Bei den ſüßen Klängen
Der Muſica, der Muſica!

Durch die Muſica,
Welche Seligkeiten!
Weinen, Lachen und Genuß
Strömt in ſchönem Ueberfluß
Von den gold'nen Saiten
Der Muſica, der Muſica!

Gedichte

von

Dr. Frank.

1.

Wanderers Sehnen.

Nach den Bergen will ich ziehen,
Die im fernen Weſten ſteh'n,
Die im Abendroth erglühen,
Und das ſchöne Jenſeits ſeh'n,
Die, als Markſtein zwiſchen Ländern,
Nicht Jahrtauſende verändern
Nach den Bergen!

Auf den Seen will ich ſchwanken,
Auf dem Brettchen ſchwach und klein,
Wo ſich wiegen die Gedanken,
Ach in ſüße Träumerei'n,
Wo im Wellenſpiel der Fluten
Spiegeln ſich des Abends Gluten,
Auf den Seen

Auf die Alpen will ich ſteigen,
Wo die Sennerhütten ſteh'n,
Wo ſich ſanft die Wieſen neigen,
Wo die reinſten Lüfte weh'n,
Wo, entrücket nied'rem Streben,
Frei man lebt das freie Leben,
Auf den Alpen!

In die Klüfte will ich ſchauen,
D'rein der Waldbach brauſend fällt,
Wo mit Ehrfurcht und mit Grauen,
Ernſt der Wand'rer ſtille hält,
Wo ſich, alte Schreckenszeugen
Felſen über Felſen neigen,
In die Klüfte!

Immer weiter will ich ziehen,
Suchen, was ich nirgend fand,
Dämpfen dieſes inn're Glühen,
Wandern nach dem ſchönſten Land!
Immer weiter! Nicht hienieden
Find' ich den erſehnten Frieden — — —
Immer weiter!

2.

Der Künſtler an das Publikum.

Sonett.

Ich ſtand in einer Eiche dunklem Schatten,
In ſüßer Luft ſah ich die Blätter beben,
Dem loſen Spiel des Zephyrs hingegeben,
Dem ſie gar viel in's Ohr zu flüſtern hatten.

Sie ſchienen nicht im Spiele zu ermatten,
In jedem Blatt ſchien mir ein Herz zu leben;
In trauter Windung nach dem Wipfel ſtreben
Sah ich den Epheu auch, den nimmerſatten.

Wenn wir der Eiche Blätter Herzen nennen,
Der Zephyr Kunſt läßt ſich davon nicht trennen,
Und wer wird dann die Eiche nicht erkennen?

Auch könnte man verzeihen den Gedanken,
Wollt' ich vereinſt, dem Epheu gleich, dem ſchwanken,
Um jener Eiche feſten Stamm mich ranken.

Leben in Liebe.

Lieder

von

Franz Stelzhamer.

1.

Wie die frommen Lämmer weiden
Auf der grünen Frühlingsflur,
Alſo weiden meine beiden
Augen auf dir wohlgemuth.

Und die Lämmlein, wo ſie geſtern
Kaum ein Blümchen abgepflückt,
Finden heut von ſeinen Schweſtern
Doppelt ſchön den Platz geſchmückt. —

Aus den Augen fiel ſeit langen
Tagen Ein Strahl nur auf mich,
Lange zeigten auf den Wangen
Nur zwei Roſenknospen ſich.

Kaum doch hatte ich empfangen
Jenes Einen Blickes Gruß,
Und die Röslein auf den Wangen
Sonnte kaum mein erſter Kuß:

Als ſie täglich ſich vermehrten,
Wunderbar von Stund' zu Stund'
Jedes wirbt und bringt Gefährten,
Und vergrößert ſo den Bund:

Und umfronnen ganz vom zarten
Netz aus Augenſtrahlgeſpinnſt,
Ueb' ich nun im Roſengarten
Meiner Liebe — Gärtnerdienſt.

2.

Wie fiebel wohl mein Herze aus,
Seit du mich liebeſt? — rath'!' —
Wie ein geſchmücktes Königshaus
In einer Gangesſtadt;

Rundum ein Roſenhain als Wall,
Worin ein Engel liegt,
Den eine munt're Nachtigall
In ſüßen Schlaf einwiegt.

Doch wer der holde Engel iſt,
Weißt du auf keinen Fall —
Natürlich! weil du ſelbſt es biſt,
Und ich — die Nachtigall.

3.

(Abends.)

»Sieh dort, der Abendſtern,«
Ruft ſie, „wie ſchön er glänzt!
Und ſag', haſt du mich gern?«
»O Liebchen, unbegrenzt!«

»Er heißt auch Liebesſtern« —
Scherz' ich, — »und Heſperus —
Sag' auch, haſt du mich gern?« —
Die Antwort iſt ein Kuß!

Steigt dann der Mond empor,
Der rothe Feuerball,
Erglänzt ein Meteor,
Schlägt eine Nachtigall:

Wir ſehen Alles an,
Wir deuten Alles ſo,
Als wär's für uns gethan,
Frägt Keines — wie noch wo?

Frägt Keines — wie noch wo?
Was kümmern wir uns d'rum:
Des Liebenden iſt ſo
Die Welt ſein Eigenthum.

4.

»Liebſte ſag', was ſoll ich werden?«
Sprach ich einmal friſch und frei;
»Denn du weißt, es gibt auf Erden
Ständ' und Stufen vielerlei.

»Soll ich auf des Ruhmes Sproſſen
Klettern bis zur höchſten Höh',
Wo ich ohne Mitgenoſſen
Ganz allein und einzig ſteh'? —

»Soll ich ſtreben nach der Mitte,
Wo man Feſt- und Kalttag hält,
Ob der Zweite oder Dritte,
Wenn uns nur nichts fehlt und quält. —

»Sag'! was willſt du, daß ich werde;
Denn ich werde, was du willſt:
Ich erober' ein Drittheil Erde,
Wenn du ernſtlich es beſiehlſt.

»Einzig deinen Wunſch zu ſtillen,
Ob er groß ſei, oder klein,
Will ich nützen Kraft und Willen,
Oder nicht dein Liebſter ſein.« —

Sprach die Liebſte: »Deinem Triebe
Folge, und ſei Menſch und Chriſt,
Ich will nichts als deine Liebe,
Freund!« — Dann hat ſie mich geküßt.

5.

So innig in dich
  Bin ich eingegangen,
So innig von Dir
  Wurde ich empfangen:
Zwo irre, lechzende Flammen
Vermochten's und glühten zuſammen.

So inniglich weich
  Iſt dein Herzensbette,
So inniglich ſanft,
  Der es nahm zur Stätte:
Zwei Tropfen, die einſam ſchwammen,
Vermochten's und liefen zuſammen.

Du bieteſt dein Herz
  Mir als friedlichen Weiler,
Ich ſtehe darin
  Als ſein tragender Pfeiler:
Dem Bilde im goldenen Rahmen
Vergleichbar ſind wir beiſammen.

Und weil du das Herz
  Mir geöffnet zur Wohnung;
So ſinn' ich nach
  Um gerechte Belohnung —:
Umhüll' dich mit meinem Namen,
Dann ſind wir als — Eins beiſammen!

Mozart und ſeine Freundin.

Novelle*)

von

Leopold Schefer.

Mit ihrem Herzen nimmt
Das Weib am Schönen Theil!
Mit ihrem reinen Auge
Sieht ſie es als den Menſchen,
An deſſen Bruſt es wächſt
Und ſtill darüber ſinnt,
Wie Muſcheln an der Perle.
Sie aber lebt der Muſchel
So lange ſie noch lebt
Schon mit dem hohen Preiſe
Der wunderbaren Perle,
Beſchämt die Mächtigen,
Beſchämt die Reichen alle,
Und liebt doch nur das Schöne!
Und iſt doch nur ein Weib!

»Guten Morgen, Konſtanze!« — ſprach der Baron von *** zu ſeiner jungen, ſchönen Frau, und trat, ſchon völlig zum Ausgang angezogen, geſtiefelt und beſpornt, die Reitgerte in der Hand, ins Zimmer.

»Guten Morgen, mein lieber Mann!« entgegnete freundlich Konſtanze. »Aber es iſt ſchon bald Mittag.«

»Eben ſo gut!« ſprach er; »laß die neue Zeit eben kommen, wenn die alte nur gut, oder auch ſchlecht vergangen iſt — ich weiß nicht wohin! Aber ich bin ſpät nach Mitter-

*) Da öffentliche Blätter dieſe wahre Begebenheit nun hervorgezogen haben, und die Deutſchen ſo gut wie die Griechen und Italiener ihre Künſtlergeſchichte erfordern, ſo mag in gegenwärtigem Beitrag dazu der rührende Hergang auch noch auf nützliche Weiſe beſchaut ſein. D. H.

nacht erſt zu Bett gegangen, denn es iſt da etwas geſchehen, Konſtanze, was dich ſehr, äußerſt alteriren wird — —

»Um Gott!.... iſt Mozart todt?" frug ſie, und ſtützte ihre Hand auf das Pianoforte.

»Konſtanze!" erwiderte er mit einem düſtern Blick, der ein grollender Vorwurf war. Dann fuhr er im Tone verhüllten Vorwurfs fort: »Konſtanze! Thörin, leider meine Thörin, als wenn in der Welt nichts, nichts anders Wichtiges und Intereſſantes geſchehen könnte, als daß Einer ſtirbt, der zu viel getrunken hat — ein Muſikus, ein armer Komponiſt...."

»Ach, eben ein armer!" ſeufzte ſein Weib.

»Armes Närrchen!" ſprach ihr Mann. »Aber wäre denn nun die Muſik todt? Und hoffentlich ehrſt, vergötterſt, ja liebſt du nur die Muſik in ihm. Hoffentlich! denn wenn du taub wärſt, und immer taub geweſen wärſt, und ein hölzernes Herz hätteſt, wie wirklich unglaublich viele Weiber und Männer, für welche die Muſik nicht da iſt, wie Donner oder Nachtigallengeſang für den Froſch und den Maulwurf — wenn du nicht ſo bezaubernd ſängeſt, alſo nicht zum Quell des Geſanges, zu dem Künſtlerherzen ſtrebteſt — wenn du nicht wirklich ſo ſchön wärſt, daß du bei keinem Manne für zudringlich und unangenehm, ſondern nur beachtet, bewundert und glücklich begrüßt erſcheinen könnteſt, ſo hätteſt du hoffentlich auch den Mozart nicht ſo vergöttert, oder, für mich verdrießlicher, nicht ſo geliebt. Aber tröſte dich alſo, wenn du die Muſik liebſt, hoffentlich, denn das hoffe ich! Die Muſik ſtirbt in der Welt nicht, wie Windesſauſen und Pfeifen, wie Staa[illegible], Droſſeln, Gimpel und Lerchen nicht. Die großen Blaſebälge bleiben in dem großen Dom der Welt, und ſo werden ſich auch immer Beine mit einem Balgentreter, und Hände mit einem Orgelſpieler, und ein Schnabel für den Klarinettenſchnabel, und ein paar Finger zum Stopfen des Waldhorns finden.

Man muß nur nicht an den Menſchen hängen! Wer pfeift, iſt ein Muſikant, wer ſingt, iſt ein Sänger, und die Sängerin, die ich grade höre, die iſt grade meine Sängerin — ſo bin ich billig, gerecht, und bin treu — Konſtanze! treu! Du kannſt mir nichts vorwerfen! nicht ein Auge! nicht ein Ohr! ſo ſchön diesmal die Italienerinnen bei Cimaroſa ſind."

Konſtanze war feuerroth geworden, und manchmal erblaßte ſie dazwiſchen wie Schnee. Sie ſchwebte zwiſchen dem größten Schmerz, der im Buſen mächtig heraufquellen wollte, und zwiſchen der traurigen Hoffnung, daß Mozart noch einige Tage lebe, höchſtens für kurze Zeit geneſe. Ihr reines Herz fühlte in ihres Mannes Worten gar keine Vorwürfe; denn ſie verdiente gar keine. Höchſtens ſchämte ſie ſich vor ihm, aus Bewußtſein ihrer — aus klarer Weltanſicht gleichſam entblühten edlen — Theilnahme an dem großen, armen kranken Meiſter. Doch die that ihr jetzt wohl. Sie hatte das Ihre begeiſtert an ihm gethan — freilich ohne Vorbewußt ihres Mannes, der ſeinen Willen gewiß nicht darein gegeben hätte. Und ſchon darum befangen, und auch darum, weil ſie die Köchin in Mozart's Wohnung, einige Häuſer von ihr gegenüber, die Straße hinunter zum Thore zu, geſchickt hatte, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Auch nach dem, was ſie noch Anderes in der Stadt oder in der Welt alteriren könnte oder ſollte, wie ihr Mann ihr gleichſam verſprochen hatte, frug ſie nicht; ſondern ſie ſchwieg mit geſenktem Antlitz.

Der Baron weidete ſich an ihr, nicht ohne eine lächelnde Schadenfreude, und fuhr fort: »Aber da bin ich ja gerade auf's Cimaroſa gekommen! Liebe Konſtanze, du haſt vorigen Abend, oder beſſer geſagt, dieſe Nacht viel verſäumt! Etwas ganz Unerhörtes! In das Theater an der Wien zum Couliſſenreißer und Special Mozart's, in die »Zauberflöte", zu

gehen, wollte ich dir nicht vorſchlagen, ob ich gleich weiß, daß Niemand unerſättlicher iſt, als ein Weib, und du hätteſt meine Ermahnung für Hohn der Eiferſucht gehalten, oder doch halten können. So zogſt du denn vor, Nachmittag lieber mit deinem Couſin, dem weichherzigen Dichter von Alxinger, zu Kirchgängern und ihren naſſen Harmonikaglocken zu gehen, um dich einmal auszuweinen; denn bei den Weibern ſammelt ſich in ſcheinbar gleichgiltigen Tagen immer leiſe allmälig der Thränenquell — und Mozart lag krank — und als wenn er nicht in der Welt wäre, wurde im Hof-Operntheater Cimarosa's »heimliche Ehe" gegeben. Die »heimliche Ehe", und ſchon als ein Meiſterwerk von einem andern, einem italieniſchen, keinem deutſchen Meiſter, mochteſt du gewiß vollends nicht ſehen. Und du, liebe Seele, wärſt auch traurig angekommen: der Jubel nahm vom Anfang an kein Ende! Und als endlich die Oper zu Ende war, was macht unſer allergnädigſter kunſtverſtändiger Kaiſer und Herr? Und zwar auf inſtändiges Bitten des ganzen Hofes und zur jubelnden Freude der Zuſchauer und Zuhörer alle — was macht Se. Majeſtät? Sie geht hinter die Couliſſen, ſie ſpricht ein paar imperatoriſche Worte zum Perſonal, in denen der ungemeſſenſte, ſtolzmachende Beifall liegt; ſie läßt in der Eil, ja der Haſt, eine kaiſerliche Collation von der eigenen Nachttafel für die Sänger und Sängerinnen auftragen, mit ſo viel edlem Wein, als ſolche liebende Gurgeln vertragen, um bei Singverſtand und Notenbewußtſein zu bleiben. Und als ſich Alle, und der einzige Cimarosa mit dem Abbate da Ponte, als Textdichter der »heimlichen Ehe", am Ehrenplatz der Tafel einigermaßen zu einem Niedageweſenen geſtärkt und begeiſtert haben, als Tiſche und Stühle, und Teller und Schüſſeln, und Gläſer und Flaſchen in die Erde verſunken, oder in alle papierene Wolken gefahren ſind — da geht die Ouvertüre wieder an! der Vorhang geht auf! und die ganze Oper

geht, fliegt, ſingt wie ein Volk ziehender Nachtigallen noch einmal über die Bühne — und alle Ohren ſind noch nicht ſatt! Alle ſitzen noch begierig da, wie bei dem Stimmen der erſten Geige im Orcheſter, als ſtünde der Morgenſtern nicht am Himmel, als müßten ſich die Nachhauſeſchleichenden nicht »guten Tag", ſtatt »gute Nacht" wünſchen. — Ich ging bezaubert nach Hauſe, und kann dir nicht ſagen, mit welchem Gefühl ich im Vorübergehen an Mozart's Wohnung droben das Krankenlicht des Sterbezimmers durch die mattgelb-grünen verſchloſſenen, etwas zerſchlitzten Vorhänge ſchimmern ſah! Wie alles ſo ſtill war! Was meinſt du dazu, meine Konſtanze? Oder was würde Mozart's Konſtanze dazu meinen? Du kannſt dich gewiß in ſie denken!"

»Was ich für dich und die Welt meine," erwiderte das bedrängte und bekümmerte Weib, iſt: »Es iſt kaum zart, einen lebenden und geſunden Meiſter mit frechem Lobe anderer noch ſo braver Meiſter zu behelligen, ihm gleichſam mit der Blendlaterne in's Geſicht zu leuchten. Aber es iſt groß, einem Sterbenden verhüllt und doch klar zu ſagen: Wir kümmern uns nicht um dich! — Wir haben einen Andern, Dritten, Zwanzigſten wie dich! Du ſtirbſt, aber wir lachen indeß über eines Andern Luſt. — Würdeſt du lachen .... lieber Mann, wenn ich .... ſtürbe? — Ich weiß, du liebſt mich, und wenn du Schuld an meinem Tode wäreſt, würdeſt du dir das Leben nehmen — hoffentlich! wie du immer ſagſt. Was fehlt alſo dem Volke? — daß es keinen Meiſter recht liebt, oder wie ich zu dir vorſichtiger und wahrer ſage, daß es keines Meiſters Werke über alle liebt, wie ich die Werke des Mozart."

»Fein und gut unterſchieden! hoffentlich!" ſchaltete der Baron ein. »Entſchuldige übrigens die Welt, die ſelten oder nie einer Entſchuldigung bedarf, wenn man ſie recht verſteht, wie ſie es meint. Wird nicht bei der Geburt eines

Prinzen ſo ſtark mit Kanonen gedonnert, daß ſeine eigene Mutter und zwanzig Wöchnerinnen und hundert Kranke in ihrem Bette vor Schreck auffahren, aus dem nöthigſten, ſüßeſten Schlummer, und kleine Kinder das böſe Weſen bekommen? Wer fragt darnach? Die Stadt ſoll ſich freuen, die ſich freuen können: die Geſunden! Donnern nicht hundert Wagen auf dem raſſelnden, ſchütternden Steinpflaſter bei armen Kranken vorüber, mit fröhlichen, geputzten Tänzern auf den Ball? — Die Geſunden wollen ſich freuen! Der Nachtwächter tutet und ſingt müde Arbeiter aus dem Schlaf — die Trommler trommeln am grauen Morgen den Tag aus — —»

»— ſprich nur: die Welt iſt roh!» fuhr Konſtanze ſtatt ihres Mannes fort. »O, das unterſcheide ich: Weltlauf hat gröſſer Recht als Poſtlauf. Alles Groſſe muß ungehindert fortgehen, wie die Erde, der Mond und die Sonne, wie das Frühjahr und der Sommer. Der Menſch iſt der groſſe reiſende Herr, und kann auf Sturm und Schnee, und Gewitter und Regen nicht achten. Wer lahm iſt, kann nicht mit fort; wer krank iſt, kann nicht mit zur Hochzeit; wer geſtorben iſt, muß am ſchönſten Sonnentage im Grabe bleiben; und immer, und immer nur die Geſunden, bei denen alle Dinge im richtigen Gange ſind, für die alle Geſtirne günſtig ſtehen, nur dieſe können — das Außerordentliche .... etwa zum Fenſter herausſehen .... oder die Treppe hinaufgehen .... oder am Tiſche ſitzen und eſſen und trinken! Alles Merkwürdigkeiten, Seltenheiten, Wunder — die keine Leiche kann! die Millionen nicht mehr können! Und gewiß bedenken die Menſchen ihre alltäglichen Geſchicklichkeiten und Vergünſtigungen des Geſchickes und Glückes: zu leben, nicht genug. Aber ein edler Lebendiger wird nur thun, was edel iſt, und in einer ganzen Stadt, in einem ganzen Volke wird er ſo leben, wie in einer feinen Geſellſchaft, worin Keiner etwas

ſagen oder thun darf, was irgend Einen darunter auch nur heimlich beleidigen oder kränken könnte — wenn er es auch verſchlucken müßte und dazu lächeln, wie ich nur zu der Überhebung des Cimarosa lächle."

»Ich weiß gar nicht, wie ſich dir heut deine Gedanken ſo aufthun! Dein Kopf oder — dein Herz blühet ordentlich auf!" verſetzte der Baron. „Aber Überhebung? ſagſt du! Cimarosa, dieſer Roſengipfel, dieſe Roſe auf dem Gipfel aller heitern Muſik, überhebt ſich nicht ſelbſt; er iſt beſcheiden, wie ein Veilchen im Gras, und ſtellt deinen Abgott Mozart hoch über ſich. Aber die Andern heben ihn über deinen Herrn und Meiſter, der doch nicht ſo voll Gedanken di prima invenzione, von natürlicher Faſſung, von erſter Einfachheit iſt wie Cimarosa. Und zum Beweis, was dein Herr und Meiſter aus Anderer, auch aus Cimarosa's Gedanken di prima invenzione zu machen weiß, komm' einmal an das Pianoforte und heile dich. Sichere Kenner ſprachen geſtern in den Zwiſchenakten grade davon. Wir wollen uns überzeugen, damit du mir meine Italiener nicht verachteſt! denn mein Vater war auch einer, und in meinen Adern fließt italieniſches Blut, hier unter dieſem Himmelsſtrich denn etwas gedämpft und etwas freſtig, doch nicht eingefroren, bewahre! und bewahre dich. Doch es iſt wohl nun überſtanden, und der Tod gleicht Alles aus — hoffentlich!"

Und nun ſchlug er »die heimliche Ehe" auf, ſuchte die Stelle: »E Tu ancor lo fai cosi" und nur das Ritornell von Nr. 2 des Duettes, und befahl ſeiner Konſtanze, ſie zu ſpielen. Dann legte er die Ouverture aus „Cosi fan tutte" darüber und befahl ihr, ſie auch zu ſpielen — und frug ſie dann: klingen die Arie und Ouverture nicht — wie Mutter und Tochter, wie Roſenſtrauch und Roſe, wie Nachtigall und Nachtigall?"

Konſtanze ſchwieg lächelnd.

Darauf legte er ihr aus des Ritters Gluck »Iphigenie in Tauris" Nr. XII, die Arie vor: »Dieux, qui me poursuivez" — und als ſie dieſelbe geſpielt, legte er ihr die Ouvertüre aus dem »Titus" darüber, ließ ſie nur die erſte Seite derſelben ſpielen und fragte ſie wieder: klingt das nicht wie Mutter und Tochter? Iſt das nicht das ſonnenklare leuchtende Motiv dazu? Und was iſt denn eben des Künſtlers Kunſt, als dem Fruchtkorn des Motives die Aehre zu geben, den Blütenbaum zu bauen. Aber urſprünglicher Geiſt iſt ein goldnes Gefäß mit Motiven, mit Urgedanken. Ein großer Geiſt, ein reicher Geiſt, ein voller Geiſt! eine Nachtigall, die ihre eigenen Nachtigallen brütet. Das weiß ich von unſerem »nun Eins" her, und einen Andern verehrſt du, und kannſt deine Leidenſchaft nicht von ihm reißen, und folgſt zwei Richtungen, im Schwindel fortgeriſſen. Und ſo kommſt du mir vor wie der Mond, der um ſeine Erde ſich drehen muß, und zugleich den Weg um die Sonne machen ſoll, und macht. Aber der Mond hilft ſich — er dreht ſich blos um ſeine, um die Sonne rollende, Erde — hoffentlich! Die Weiber kochen und braten alle Tage, und bedenken doch nicht, daß Gebratenes doch auch nur Gekochtes iſt."

Indeſſen hatte er die Ouverture des »Don Giovanni" aufgeſchlagen, aber auch die »Beiſpiele zu Marpurgs Abhandlung von der Fuge," die ihr Mozart geborgt, um ſeine Freundin auch etwas gründlicher zu unterrichten, ſo oft er ſie beſuchte, und ſie ſeine, oft noch ganz naſſen Sachen ſang zu ſeiner Begleitung. Ihr Mann zeigte ihr den Namen »Wolfgang Mozart" in der Beiſpielſammlung, und auf Seite XXXV noch die zum Zeichen eingebrochene Ecke, die den Meiſter des Beiſpiels Nr. 5, auf Stölzel, wies. Darauf erſuchte er ſie, Stölzel's Satz zu ſpielen, und nun auch den wunderſchönen, auf ganzen und halben Streich ſich nachahmenden Mittelſatz der Ouverture zum »Don Giovanni".

Und als Konſtanze das that, aber ſogleich überraſcht abbrach und aufſtand, frug er ſie nur: »Wer hat nun im Grunde das Schönſte und Erhabenſte in der Ouverture zum „Don Juan" komponirt? — Ich meine Stölzel!"

»Aber um Gott nicht die Ouverture!" ſprach Konſtanze mit gefalteten Händen, wie bittend. »Was hat Mozart aus dem Gedanken gemacht im zweiter Theil! ein grauſendes Dämonenbild aus einem Bildchen auf Glas, daß Stölzel'n die Haare zu Berge ſtehen würden, wie uns."

»Nun bitte nur mich nicht ſo flehentlich! ſiehe nicht ſo angſtvoll aus!" verſetzte er. Ich will nur ſagen, daß Ein Meiſter nicht Alle iſt, ſondern alle Meiſter ſind nur Einer, der Eine, der in der Welt ſeinen Geiſt und Verſtand entwickelt, und dieſe Entwickelung in Vielen als ihre Werke darlegt; denn den Geiſt und Verſtand, und Kunſt und Reichthum hat er und iſt er ſchon. Das Weib, das aber über alle Männer blind iſt, und den Einen nur ſchätzt und begehrenswerth findet — was thut das Weib, Konſtanze?"

Sie ſah zur Erde.

»Nun, das Weib liebt den Mann! oder hoffentlich — den Meiſter. Und nun .... oder doch nun ſoll er ſterben! — Laß es gut ſein, du behältſt mich, und neben mir die ganze Muſik. Mache dich nur nicht lächerlich."

Indeſſen hatte die Saalthür geklingelt, und Konſtanze, die wähnte, ihre Dienerin ſei mit Nachricht von dem kranken Freunde gekommen, hatte darüber ſchon alle beabſichtigten und willenloſen Kränkungen ihres Mannes vergeſſen, und ſchwebte nur zwiſchen Troſt oder Schreck. Aber da trat Sepherl, ihr weiß- und vollarmiges ſchönes Kammermädchen aus Brünn herein und bat für einen armen Muſikus aus Salzburg, der den Arm gebrochen und noch in der Binde trage. Da öffnete der Baron ſelber die Thür halb, und hieß ihn zu allen Henkern gehn; und der erſchreckene Mann eilte wieder die Treppe hinunter.

»Er hat dich geſucht, die berühmte Gönnerin,« ſprach der Baron, ereifert zurückkommend — »und hat mich gefunden!«

»Wie du doch ſo geizig biſt, lieber Mann!« ſprach ſie. »Und ſchon lange und, immer ärger. Es wird uns ja langen!«

»Ein Mann, der keine Kinder hat — wie ich — muß geizig ſein, oder geizig werden!« ſprach er nicht ohne Anzüglichkeit. »Wer Kinder hat, hat viel, hat Alles, ſelber bei Sorge und Mangel. Wer keine Kinder hat, der braucht viel, der braucht ſehr viel, der braucht Alles! Denn wer und was erſetzt ihm die Freude, die Einſamkeit im Hauſe, die fröhliche Arbeit, die Hoffnung, die tägliche Luſt? Ja ich weiß es nicht, was Alles erſetzt, oder doch mit Geldſchein übertüncht — wenn nicht das Geld, das den Menſchen doch wenigſtens zum Narren hat, und theures, großes Kinderſpiel verſchafft, ſtatt Kinder! Alſo um Geld zu haben und zu bewahren, und gar erſt zu ſparen für alte hohle Tage, wo alle Freuden als Seltenheiten, als kaum zu erlangende Virtuoſen zur Unterhaltung im Hauſe zehnfach theuer bezahlt werden müſſen — um Geld wegwerfen zu können, bin ich geizig! nicht unſinnig geizig, ſondern höchſt verſtändig geizig, faſt weiſe geizig, gewiſſenhaft geizig! Ich bin aufrichtig, wie ſelten ein Mann; und alſo das Schlimmſte iſt von Mann und Frau in unſerer hoffentlichen Lage, daß Keines dem Andern ſo felſenfeſt wie ein Tagelöhner und ſeine Frau mit ſieben Kindern einander zu vertrauen für möglich hält. Denn nichts iſt feſter angeboren, als die Sehnſucht nach Kindern. Der Menſch wünſcht nichts Grenzenloſes, aber das Rechte, Gerechte und kaum Entbehrliche wünſcht er immer, und oft grenzenlos. Darum warne ich mich täglich; darum fürchte ich mich vor Einem, der auch nur zuerſt die Seele dir hinreißt.«

Plötzlich aber hielt er inne, denn er hatte auf ſeine Taſchenuhr geſehen, hielt ſie Konſtanzen hin, und las ihr

freundlich und wie verwandelt das Zifferblatt ab: »Siebenzehnhundert Ein und Neunzig!" — „Der fünfte December." Alſo dein ſiebenundzwanzigſter Geburtstag, liebe Konſtanze! Kehre die 27 um, und mache die 72 daraus! Ich weiß nicht, mir iſt ſo beklommen — aber Alles, was es auch ſein mag, faſſe ich in mir zuſammen und fühle es nur als Liebe zu dir!"

Sie fiel ihm um den Hals. Er drückte ſie an ſeine Bruſt, und ſie weinte in ſeinen Armen. Keines von Beiden glaubte, daß dieſe Umarmung ihre letzte wäre, daß ſie nicht mehr ihr Herz am Herzen ſchlagen fühlen würden, daß Eines von ihnen, ja vielleicht Beide, wenn die Sonne im Mittag ſtünde, ſchon in den kalten Armen des Todes liegen, aber auch ruhen würde. Sie hatte diesmal zu ihrem Geburtstag nicht einmal ein Kleid, nicht einen Kranz erhalten, und darum hatte ihr Seyberl zum Mittagstiſch eine Torte mit einem Lebenslicht beſtellt. Konſtanze hatte nichts vermißt. Aber er erinnerte ſich ſelbſt und ſprach, nachdem er ſie zur Entlaſſung aus ſeinen Armen geküßt hatte, und ſie noch an einer Hand gefaßt hielt: »Rollte es nicht? Hält nicht ein Wagen drunten? — Der iſt für dich! ganz neu und ſchön! und ſchneeweiße Schimmel haſt du immer gewünſcht!"

Sie traten an das Fenſter und freuten ſich der wirklich angekommenen Pferde in prächtigem vergoldeten Zeuge und des Wagens. »Aber", ſprach er mit einem Händedruck, „du weißt, ich habe mein Geld verſpielt; du haſt es verziehen, weil es mein Geld war, wie du ſagteſt, indeß doch Eheleuten Alles gemeinſchaftlich gehört — darum leihe mir von deinen müßig ſo lange daliegenden 7000 Gulden — die ich ganz vergeſſen habe und die mir heute glücklicher Weiſe einfallen — leihe mir nur 3000 Gulden! du ſollſt ſie wieder haben! Du haſt ſie gewiß noch; denn du biſt eine gute Wirthin, und deinen Staat habe ich dir gekauft, deine Ausgaben aus der Hand habe ich beſtritten, das Haus, Küche, Keller und Leute habe ich beſorgt,

leihe mir alſo davon! zögere nicht, gehe mein Kind! Oder zähle es auf, bis ich wieder komme! Ich will die Pferde im Prater probiren."

Und ſomit enteilte er ihr, ſtürmte hinunter, ſtieg in den Wagen, grüßte fröhlich hinauf, rollte dahin, und ließ ſein Weib in der größten Beſtürzung. Sie trat in ihrer Angſt vor das lebensgroſſe Bild Mozart's, das über dem Pianoforte hing, und betrachtete es mit thränenverquellenden Augen; verzagt, ſo, daß ſie die Hände faltete und leiſe wand; und wieder ſo hochgemuth, daß ihre, Betrübniß ausdrückenden Züge in ernſte Freudigkeit ſich verwandelten ihr, ein wenig geöffneter Mund kaum hauchte, und ihre ſchöne Geſtalt wie die eines Engels glänzte. »Hier ſtehſt du," redete ſie das Bild an, »lieber Knabe, mit deinem ſchönen Geſicht, und blickſt mich mit deinen großen ſchwarzen Augen an, ſo frei und kühn! den Kinderdegen an der Seite, die Hand getroſt in die Hüfte geſtemmt in Erzherzogskleidern, die dir die gute Mutter, die Kaiſerin Maria Thereſia geſchickt, weil du ihre kleine Tochter, Maria Antoinette, zu heirathen dich raſch entſchloſſen hatteſt — weil du eine gute Frau haben wollteſt, und Antoinette dich aufgehoben, dir die Thränen getrocknet, und dich auf die Stirn geküßt, und, über dein Wort froh, zur Mutter gelaufen, und ihr mit klopfendem Kinderherzen und leuchtenden Augen vertraut: Ach, Mutter! Mozart will mich heirathen! — Wie ſollte ich das müßige Silber, das Unbedurfte, in dem Fache meines Schreines wiſſen, und dir nicht heimlich die erſte Rolle in die Taſche deines Mantels ſtecken? Da ſollteſt du zu mir kein Vertrauen haben, in deiner Noth auch wieder zu lächeln, und nur zu nicken, ja den Kopf ſteif zu halten, wenn ich mich ſchämte zu fragen: Leidet Mozart Noth? und ich mit bekümmerten Augen nur deine begnügten Augen frug, und du ſie nicht aufſchlugſt, ſondern — nicht einmal zornig warſt, ſondern nun

eben erſt recht bezaubernde, weiche und ſtarke, ſchmelzende und kraftvolle Melodien aus deiner Seele ausgoßeſt — ſo daß meine Seele deine Noth darüber vergaß — und ich mich endlich erſt wieder daran erinnerte, wenn du mir ſtumm zur guten Nacht die Hand gabſt, und ich dann plötzlich, mich ſchiltend rief: »Ja ſo!" und geſchwind dir eine Düte für Weib und Kinder mitgab, und du wohl ihre mehr als Zuckerbrot-Schwere fühlteſt, und nur flüſterteſt: »Nur auf beſſere Zeiten!" — Aber ach, die Zeiten kamen dir immer ſchlechter! Und der Abbate da Ponte ſagte: »Der Maler Raphael war eigentlich der Engel Raphael — und ſtarb im ſiebenunddreißigſten Jahre. Der Engel Raphael iſt wiedergekommen, und iſt nun Mozart — und ſtirbt im ſiebenunddreißigſten Jahre auch. Wer ihm wohl will, mag es bald wollen." — Mußte ich da nicht weinen? und doch mich freuen — daß ich dem Engel über das ſchwere Erdenleben und das unwürdige Erdenleiden hinweggeholfen! Und wenn er zuletzt nur manchmal ſein kleines Bübchen mit der Wärterin zu mir ſchickte, und das Bübchen mir ſagen mußte: »Mozart läßt ſich bedanken" — verſtand ich da nicht die Kinderrede und den Vaterſinn! Oder das Bübchen ſagte: »Ich ſoll dir was ſagen!" und wenn ich mich zu ihm niedergekniet hatte auf ein Knie, wisperte es mir lachend ins Ohr: »Piſch, wiſch, wiſch!" — da hätte ich wieder weinen mögen über das Leiden in der Welt, das nur als Kinderflüſtern an mein Ohr wisperte wie Bienenſurren, und ich empfand mich in meinem Herzen als die gute hilfreiche Welt, als die dankbare Nachwelt, die meinem Freunde nicht mehr danken konnte! Ich fühlte mich ſüß zu beneiden, als die weibliche Seele, in welcher die Mitwelt und die Nachwelt ſich regte, die mir das Herz klopfen machte, meine Füße mir bewegte, als gehörten ſie dem guten Geiſt aller guten, das Schöne liebenden Menſchen, und nicht mir! Und irgend ſo ein guter Menſch erhob

mir meine Hand und führte ſie mit freudigem Griff in das müßige Silber — das mein war! das aber erſt dann der Seele des Menſchen gehört — wenn es hin iſt, von ihr zu Troſt, Rath, Vertrauen und Leben in dem Leidenden gemacht, zu Mozart's Lächeln! Zu Mozart's Thränen! und aus ſeiner vollen Seele wieder zu Mozart's Klängen, zu Werken, die Jahrhunderte lang Millionen Menſchen in allen Welttheilen der Erde erfreuen, und ihnen das reinſte, edelſte Leben der mit Entzücken begeiſterten Seele ſchenken — ſchenken! Denn alles Schöne und Gute iſt vom Himmel." —

So ſprach ſie begnügt und erhoben; dann aber legte ſie den Zeigefinger über die Lippen, bedachte ſich, wandte ſich plötzlich um, und klagte bewegt: Und »doch bin ich nun in der höchſten Angſt! in der größten Noth eines Weibes! Ach, warum habe ich meinem Manne doch nichts geſagt! Aus Mangel an Vertrauen zu — ſeinem Geiz? Zu ſeiner Furcht, das Geld zu verlieren! »Und die beſſeren Zeiten" werden wohl nun meinem Freunde kommen — aber mir? — Ich muß fort! Hilfe ſchaffen! Und raſch! eh' er wiederkehrt!" —

Sie wollte zu ihrer Mutter gehen, die in demſelben Hauſe mit Mozart, nur im erſten Stock wohnte, und im Fall ſie ja nicht zu Hauſe wäre, ſchrieb ſie nur zwei dringende Zeilen, worin ſie die Mutter bat — ihre Ehre, vielleicht ihr Leben zu retten.

In haſtiger Angſt war ſie fertig zum Ausgang, um das weggegebene Geld zu erſetzen, oder doch nur 3000 Gulden ihrem Manne gewähren zu können, damit ſie ſich vielleicht einen ſchrecklichen Auftritt, ein herzbeklemmendes Geſtändniß, und damit zugleich den ehrenrührigſten Verdacht erſpare, bei einem Manne, der keinen Kreuzer ausgab, ohne dafür etwas für Leib oder Seele zu haben, und ihre reine Freundſchaft für einen Künſtler ſich ſchlecht aus

ihrer Liebe zur Kunſt und Kunſtwerken erklären möchte. Und da ſie nicht ganz offen geweſen, ſo konnte er leicht noch mehr, ja die äußerſte Schande, die ein Weib dem Manne anthun kann, von ſeinem Weibe vermuthen, ja ſie durch ſeine Eiferſucht für erwieſen halten, ſein Weib für überwieſen, ſtatt ſich, den Mann, blos für überweiſend. Sie kannte ihn. Und ſo ſchlug ihr das Herz bis in den Adern am Halſe fühlbar. Denn ſie hatte keine Kinder — der äußerſte Vorwurf bei ihrem Manne, deſſen eigene Schuldloſigkeit er ſelber bewieſen hatte, und der kleine lallende Beweis hatte ihr tauſend Thränen gekoſtet. Dafür fürchtete er auch noch die weibliche Rache, die ſchlau angelegte, mit irgend einer ehrenwerthen Leidenſchaft verdeckte. Und ihre Leidenſchaft wenigſtens war klar, war ein Vergrößerungsglas, [illegible] das er gleichſam in dem hellen, reinen Waſſertropfen ihres Herzens die ſchrecklichſten Ungeheuer unvermuthet ſehen konnte. »Mein Leben ſogar hängt vielleicht an elenden dreitauſend Gulden!« ſtöhnte ſie furchtſam. So, hocherröthet, betrat ſie den Vorſaal.

Da ſtand, indeß ſtill gekommen, die große, hagere Kinderwärterin, den kleinen Mozart auf dem Arm. Konſtanze überſah mit einem Blick: ſie ſähe blaß aus; ſie hatte verweinte Augen, die ſie mühſam getrocknet, ihr Anzug war nicht ſo ſauber, wie ſonſt immer; ihre Züge hatten das Eigene ſolcher Menſchen, die weltliche Dinge wenig oder gar nicht achten, weil ſie das Grab eines Lieben offen ſehen, und darum die Welt und die Menſchen auch nur für unſichres, unwerthes, geſpenſtiſches Weſen halten. — Aber ſie trug noch ein rothes Tuch! Dem kleinen Bübchen war noch kein ſchwarzer Flor um den Arm gebunden, das traurigſte Geſchäft einer zur Witwe gewordenen Mutter. Die Wärterin ließ ihn vom Arme, und er hatte heut ſeine erſten kleinen Hoſen an: rothe Huſarenhoſen, einen kleinen Dolmann, ſtatt eines Säbels einen alten Fiedelbogen, und ein

Husarentäschchen von Notenpapier, das der Vater vielleicht in seiner Krankheit seinem lieben Kinde noch selber gemacht. Der Kleine marschirte mit seinem gezogenen Säbel durch die offene Thür in das Zimmer.

Ueber das kleine arme Bübchen, so fröhlich in seinem holden unwissenden Kindermuthe, war ihr das Herz wie gebrochen, ihre Gedanken gefangen. Sie kniete wie sonst auf ein Knie zu ihm und hielt ihm das Ohr hin — aber das Kind flüsterte ihr heut nicht seinen Gruß und seinen Auftrag: »Pisch! wisch! wisch!" in das Ohr. Und das nahm sie für ein noch schlimmeres Zeichen, für eine noch herzerschütterndere Rede. Und das Alles, was sie im Geiste sah: den kranken Freund, sein zagendes Weib, und die schwarzen Erscheinungen, ja die hellen Lichter der nun folgenden Tage und Abende meinte sie zu bedecken, indem sie mit einer Hand ihre Augen bedeckte; aber Gesang und Posaunenton erklang ihr vor ihren Ohren, und sie stützte sich, wie von Pfeilen getroffen, davor mit der andern flachen Hand auf die Erde. So blieb sie bedenkend eine Weile, dann richtete sie sich, noch mit tröpfelnden Augen auf, nahm das Bübchen an die Hand und frug die Wärterin: »Wie geht es?"

»Halten zu Gnaden — schlecht!" antwortete diese.

»Und wie wird es ausgehen?"

»Vielleicht heute noch, ganz schlecht. Der Herr spricht manchmal: »Wenn ich nur mein Finale fertig hätte! Das Finale!" Unsere liebe gute gnädige Frau, die Konstanze, spricht, er arbeitet an etwas ganz Traurigem, und das hat sie ihm in den Schrank verschlossen. Aber das Aufschreiben thut es nicht; der Geist arbeitet immer in ihm fort; er macht Musik mit Leib und Seele, er spielt Orgel dazu mit Händen und Füßen, daß er ganz bloß liegt. Der Herr Doktor deckte ihn zu, und frug ihn, was er mache; da blies der gnädige Herr die Backen auf, wirbelte die Pauken und

mit den Händen schien er den Posaunenzug zu ziehen, dann sprach er, vor Angst schwitzend zum Herrn Doktor: »Die is ihre, die Sibylla! Die is ihre, die Sibylla!" Aber der Herr Doktor sagte: der Herr Kapellmeister beschäftigt sich mit dem jüngsten Tage, er meint seinen Text: die is ihre, die Sibylla! (denn die Wärterin hatte das: »Dies irae, dies illa!" so verstanden, und konnte es auch nur so wiederholen). Sie, gnädige Frau, heißen doch auch Konstanze und nicht Sibylla! Und er spricht viel von Ihnen im Schlafe, ach, wenn Sie das gesehen hätten! er hat dem Kinde hier und mir viel Geld und tausend Segen in die Hände gezählt, und uns fortgeschickt damit, damit wir es Ihnen dankbar und ehrlich vor seinem Tode noch zu Ihnen hertragen sollten! Wir kommen aber mit leeren Händen, wie Gnaden sich denken können, und bei einem Kranken wird alle Viertelstunden Geld gebraucht, bald zu Dem, bald zu Jenem, und Alles so hochnothpeinlich, als wenn es um's Leben ginge! Und darum geht es denn wirklich bei einem Kranken. Ein Gesunder, mein Gott! der kann eher warten und darben; ja, wenn er auch hungern und dursten muß, das macht nichts aus, denn der Mensch ist gesund. Und so sind wir auf ein Viertelstündchen aus dem Jammer gegangen! Man hat ja so viele Nächte nicht geschlafen! Ich möchte auch lieber nicht wieder hingehen, denn da wird nun Vieles sein wollen, der Ehre wegen, und schon des Nöthigen wegen. Denn Jeder soll doch begraben werden. Indeß hat der Herr Doktor unsrer gnädigen Frau gesagt: »Nur guten Muth ... er kann und wird gewiß ganz besser werden." Aber du lieber Gott! wer wird denn ganz besser, als wer stirbt? mag ich nicht sagen, denn dann ist unsre gute gnädige Frau eine Witwe, und der kleine Bube hier eine Waise, und du lieber Gott! das Kind im Mutterleibe auch schon eine Waise, das arme Würmchen! Ich dächte so in meinen dummen Gedanken: Gott könnte gar nicht solche

Dinge thun, und ich bin doch nur eine schlechte Frau. Oder weiß ich nur nicht, wie, und durch welches gute Herz der alte Vater helfen wird! Denn helfen thut er, das iſt gewiß! Es läuft doch Keiner unbegraben herum! So grauſam iſt kein Menſch, das mit anzuſehen. Ich gäbe dazu ſelber den letzten Kreuzer. Das können Sie mir zutrauen, gnädige Frau! Und das Zutrauen traue ich Ihnen zu. So lieb habe ich Sie!"

Die allerkünſtlichſte Rede hätte Konſtanzen nicht tiefer rühren, nicht rückſichtsloſer bewegen können, als dieſe verworrenen Worte der alten Frau. Sie ging unbedenklich nach ihrem Schranke, um das Letzte aus dem Fache zu holen, das ihr doch nicht aus der Noth half, und doch reichlich langte für ihres Freundes Noth bis in das Grab, und noch über das Grab: Die alte Wärterin hatte ſich niedergeſetzt, und hing den Kopf vor allen Gedanken. Und ſo ſtand das kleine Bübchen allein mitten im Zimmer, und ſahe den Vater im Bilde an, das nur eine vergrößerte Kopie des Bildes aus Mozart's Wohnung war; und der Vater ſah aus dem Bilde das Kind wieder an, und Alles, was der Kleine zu Hauſe von Leid und Angſt und Befürchtungen gehört, und aus heimlichen oder unverſtandnen Worten ſich in ſeiner Kinderſeele zuſammengeſetzt hatte, das brach hier aus, und das Kind fing an erſt ſtill, dann immer lauter und laut zu weinen.

„Sei ruhig!" ſprach die Wärterin. »Siehe, jetzt bald iſt Weihnachten, da — beſchert der heilige Chriſt," wollte ſie ſagen, aber an die verlaſſene, einſame, traurige Zeit vorausgedenkend, fing ſie ſelber auch an zu weinen.

Und das Kind frug ſie noch obendrein: »Du! — zu Weihnachten, da iſt wohl kein Tag? Nicht wahr? Nur Nacht!"

Und die Alte gab ihm Recht und ſprach: „Ja, mein Kind! da iſt der rechte Tag nicht mehr für dich."

»Die Mutter macht Licht!« ſprach der Kleine.

»Ach!« dachte Konſtanze, die wieder hervorgetreten war, ihr böſen Kinder, wie unglücklich macht Ihr die liebendſte Mutter! Ihr werdet einen Vater brauchen, und den neuen Vater wird ſie zu ihrem neuen Manne nehmen! O Welt, wie erſchwerſt du die heilige Ehe! Wie ſcheinbar doppelt machſt du die Menſchen und das Eine auf immer geweihte Menſchenherz! Das Frauenherz! Wer will nicht weiter leben? und bedenkt doch nicht, daß der Doppeltgewordene nicht wahrhaft weiter lebt! O der Tod iſt nicht Nichts! er iſt ein gewaltiger Gebieter! Aber mir geböte er nicht! Und wäre ich eines großen Mannes Weib, ich trüge ſeinen Namen fort, wie im Herzen, ſo durch jede Wüſte ohne Waſſer und Brot — aber es würde mir vom Himmel fallen! Denn der Himmel ſegnet treue und reine Geſinnung! Und der Menſch bedarf nur heiligen Muth! nur wahre Liebe! Ich liebe nur Mozart's Geiſt und Werke — und mich ſollte kein Meiſter hinüberziehen zu ſich! Denn die Harfe meiner Seele rauſcht nur von ſeinem Hauche — den andern Winden ſchweigt ſie ſtill. O es gibt vielfache Ehen! Ehen mit Habe und Gut, Ehen mit Ehren und Würden, Ehen mit Farben und Malern, Ehen mit Gedanken und Gefühlen, Ehen mit himmliſchen Melodien. Und meine Ehe breche ich nicht; mir müßte ſonſt eher die Seele entfliehen. Aber auch meine Ehe als ein Weib mit einem, mit meinem Manne breche ich nicht, und habe ſie niemals gebrochen, nicht durch den Wunſch eines andern Mannes, nicht durch den Gedanken, einen andern nur ſchön zu finden! Denn, was ein Weib mit ganzer Seele ſchön findet, das liebt ſie auch mit ganzer Seele als Weib. Denn Weib und Seele ſind Eins ...«

Ueber dieſes Wort aus dem Innern war ſie ſelbſt überraſcht. »Weib und Seele ſind Eins!« wiederholte ſie roth und röther werdend — »und die Seele iſt da, wo ſie

liebt; auch da, auch dabei, recht mitten inne, und auch das Weib iſt da, »iſt dem!« ſetzte ſie zur Erde blickend, betreten und verdüſtert hinzu. So ſtand ſie, in ein tiefes Geheimniß ſchauend, und ſchon darin verſonnen. Aber ihr Denken ſprang davon ab — ſie warf gleichſam die Pforte zu dieſer Unterwelt dröhnend zu. Sie ergriff die Gegenwart, wie ein aus Träumen von Gefahren des Lebens Erwachender — ſeine eigne Hand ergreift. Sie ergriff das ſchöne Knäbchen, hob es auf, ſein Geſichtchen an ihr Geſicht; ſie langte mit der Rechten an die Wand, um dem Kinde des Vaters Bild herabzunehmen, was nicht gelang; und ſo ließ ſie es den Kleinen nur ſchauen, und wies ihm Alles vor — um ſich ſelber daran zu weiden. Dann ſegnete ſie es gleichſam mit Wünſchen und ſprach: »Werde ein Mann, mein Sohn, wie dein Vater, ohne deinen Vater! Söhne ohne ihre Väter werden allein oft gröſſer, und groß, ohne Lehre und Liebe derſelben, als mit den Vätern. Denn die entſetzliche Einſamkeit, die bange, bange Verlaſſenheit treibt ſie, Lehre und Liebe *zu ſuchen*! Und dieſes brennende Suchen des Herzens hebt ſie als Kinder ſchon über Geſpielen hinaus, als Jünglinge über Gemeines hinweg! Dies edle, wie heilige Suchen iſt das tagtägliche und nachtnächtliche *Finden*, und gröſſer als eine Blume vom Gewitterregen, wächſt das Herz von Thränen — die der Menſch nicht weint.... ſondern die wirklich der Himmel über ihn ſchüttet! *Denn der himmliſche Vater hat keine Waiſen*! nicht Eine! ſondern jedes Menſchenkind iſt immer ganz ſein, und er iſt immer ganz des Menſchen mit aller ſeiner Flut voll göttlicher Schönheit! voll flammender Liebe! — O Kind, o Waiſe, wie lieb' ich ſchon dich! nur Ich!«

Ein Wagenrollen riß ſie in ihre Angſt — um Geld. »Geſchwind, geſchwind, nun geſchwind!« rief ſie. Sie gab das liebe, das geliebte Kind ſeiner Wärterin, ſie drängte

ſie fort mit ihm, und hätte bald vergeſſen, ihr »das Letzte" für ihren Freund mitzugeben, um es heimlich unter ſein Kopfkiſſen zu ſtecken, und wenn er ſie darüber anſähe, ihm nur ins Ohr zu wispern: »piſch, piſch, piſch!" Und nicht lange, ſo ſtand ſie zum Gange bereit ſchon drunten im Thore des Hauſes.

Da kam ſchon von weitem ihr Mann mit den Schimmeln zurück. Da war ſie gebannt. Und wohin — in welche Scene, das mochte ſie gar nicht vorausbedenken! Es war eine neue Rolle für ſie, die ihr erſt auf dem Theater gegeben werden ſollte, wenn ſie heraus war. Und nur, aber auch feſt im Buche, ſollte ihr gutes Gewiſſen ihr jedes Wort eingeben — und ihre Liebe. Da erröthete ſie wieder — indeß eilig ſich Schikaneder mit Herrn Zitterbart an ihr vorüber drängte, und Schikaneder zum Zeichen des höchſten Leidweſens — ſeinen langen beweglichen Zopf hoch in die Höhe ſtellte, und ihr zurief: »Ach, Sie arme, edle, gute Konſtanze!" Und Herr Zitterbart mit ſeinem ſpaniſchen Rohre auf Mozart's Fenſter weiſend, noch hinzuſetzte: »Ach, was ſollen wir heut' erleben — den blaſſen Tod ſoll man erleben! Wir ſind geſchlagene Leute! Iſt das erlaubt?" — Und Schikaneder bewegte ſeinen langen Zopf mit dem Büſchel in der Runde, und ſprach: »In der Welt iſt Alles erlaubt — man muß ſogar ſeinen eigenen Tod erleben! — Geſegnete Mahlzeit! Gott tröſte Sie! Sterben Sie nur nicht mit! ſonſt reißt ſich Mozart die Haare im Grabe aus — es wird ein prächtiges Leichenbegängniß werden! — Geſegnete Mahlzeit!"

Konſtanze befahl noch geſchwind Schikanedern den kleinen verſiegelten Zettel an ihre Mutter auf die Seele; und ſo wie der Wagen hielt, ſtoben die Männer davon.

Ihr Mann ſprang höchſt vergnügt aus dem Wagen, ergriff ſie unter dem Arm, und ſie mußte mit ihm die Stiegen beinahe hinaufſpringen. Droben hatte ſie keinen

Athem. Sie ſtanden kaum im Zimmer, als auch ſchon der nach dem Gelde auch eben ſo raſch heraufgeſprungene Diener des Poſtäuſchers mit ſeinem Hut in der Hand darinnen ſtand, über und über eine Unbeſcheidenheit ſo groß wie er ſelber, und ſo ſtumm wie ein Fiſch — mit funkelnden Augen.

Und Konſtanze's Mann ſagte ihr leiſe: »Nun gib mir das Geld! Frau! Kind! Geburtstagskind!«

Konſtanze ſah ihn noch ſtumm an. Aber wie er die leibhafte Unverſchämtheit dort an der Thüre verſtanden, ſo verſtand er auch hier die leibhafte Verlegenheit, aber nach ſeinem Geize, und er fliſterte ihr nur zu: »Nicht *geben* — nur *leihen*!«

»Ach!« ſtöhnte ſie, indem ſie Beide mit nach den Fenſtern gewandten Geſichtern ſtanden, welche Geſichter der Mann an der Thür aber mit ſeinen funkelnden Augen im Spiegel ſah. Aber er verſtand nicht den von Konſtanzen ihrem Manne leis gehauchten Donnerſchlag: .... »Ich habe keines!«

»Wohin iſt das Geld?« frug ihr Mann, zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor.

Und Konſtanze ſah ihm treu und ſanft in die Augen, und fliſterte ihm zu: »Ich habe es nach und nach dem armen Mozart in ſeiner Noth geborgt, und heute ſo eben in ſeiner letzten das Letzte von ſelber geſchickt — den Reſt.«

— Da, ſtatt Zorn und Wuth und Toben lächelte ſie ihr Mann mit einem Lächeln an, das ihr die Seele zerſchnitt; ja er lachte laut, als lach' er ſie aus, um auch vor dem Pferdeknecht den Schein zu retten; drehte ſich dann auf dem Abſatz herum, ging vornehm-ſicher in ſein Nebenzimmer, brachte einige Dukaten, und zählte ſie dem Mann an der Thür in den Hut, und ſagte: »Für dich nur ein Trinkgeld.«

»Und für Pferde und Wagen?« verſetzte der Mann — — »mein Herr Pforzheimer braucht blos das einzige

Mal Geld, er geht nach Prag, und dann recta in die Wallachei nach Roſſen. Alſo — ſonſt haben Euer Gnaden Kredit für zehn Equipagen!"

»Sag' Herrn Pforzheimer nur: meine Frau wolle keine Schimmel...."

»Um welche ſie doch ſo lange geprachert haben!" —

»Wahr! Aber wie die Weiber ſind! Herr Pforzheimer wird das ſchon wiſſen und glauben von ſeiner Rebekka her. Heut' will meine Frau Rappen! Rappen, ſag' ich, um morgen, übermorgen, oder überübermorgen mit Herrn Mozart hübſch ſchwarz zur Leiche zu fahren — wie ſie ſich einbildet. Aber ich weiß, Mozart bleibt leben — darum hat es auch mit den Rappen Zeit!"

»Hm! Hm!" räuſperte ſich der Diener und verſetzte dann: »Ohne Geld darf ich Roſſe und Wagen nicht geben — und da es hier am Gelde liegt, das heißt, da Ihnen das Geld fehlt, wie unſer Einer im Spiegel geſehen hat, ſo iſt es nur gut, daß ich die Milchſchimmeln nicht gar ſchon habe in Ihren gnädigen Stall führen laſſen! Die Kutſche ſteht auch noch auf öffentlichem Grund und Boden! Herr Pforzheimer hätte mich himmelblau geſchlagen, blitzblau! So aber iſt mein Dienſt mir lieber, als Ihr leerer Geldbeutel, der, Gott ſei Dank! mich nichts angeht." — Und ſo ſetzte der Unverſchämte ſeinen Hut ſchon im Zimmer auf und ging fort, ohne »Wohl zu ſpeiſen, Ihre Gnaden!" zu wünſchen.

Statt ihn wieder höflich herauf zu rufen und ihn dann zur Thüre hinauszuwerfen, warf der ohnmächtige Ehemann ſich noch ſelbſt in den Armſtuhl und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. Konſtanze kniete zu ihm hin, und legte ihr Haupt in ſeinen Schoß. Aber er duldete es nur ſo lange, als er es nicht merkte. Da faßte er mit der Linken leiſe, aber feſt, ihr Haar im Nacken, und hob allmälig und ſtark — ſeine Hand — und ſo ſprang ſie auf

und wandte ſich ab, die Ballen ihrer Hände in die Augen ihres geſenkten Kopfes gedrückt. Und ſo blieb ſie wie verſteinert ſtehen, und in der Erregung, gleichſam in dem Hellſehen ihrer Seele, hörte ſie deſto durchhallender und zerſchneidender die Ausbrüche ſeines Hohnes und Zornes. Denn er hub an: »Welcher Thor iſt ein Mann, der ein Weib nimmt, die nur Einen Gulden im Vermögen hat! die nur auf einen Kreuzer Erbſchaft hofft! Die erniedrigendſte Heirath iſt — Geld zu heirathen! Denn Geld macht ſtolz, auch das beſte Weib. Sie bleibt dann ihr eigener Herr in des Mannes Hauſe, in ſeinen Armen ſogar! Sie iſt die Feſte, die Hohe, die Sichre — er mag ſein wie er will! Und o Himmel — ſie mag ſein, wie ſie will! Ein Weib mit Vermögen händigt ſich nie ganz dem Manne aus, ſie behält die Seele für ſich, das Geld! Das heilloſe Geld ſitzt wie ein unſichtbarer Hausdrache in allen Zimmern! und ſchneidet ihr Geſichter zu allen Geſichtern des Mannes, zu allen Worten und Thaten. Ein Hohnlächeln ſchwebt über allen Freuden, allen Leiden — aller Schande! Das reiche Weib, die auch den reichen Mann geheirathet hat — fühlt ſich noch wie ein unübergebenes Gut bei ihm, ſo lange ſie will. In ihres Vaters Schrank liegt noch ihr Löſegeld, ihre Sicherheit, ihr Verlaß auf den Mann! ihre Hingebung an ihn, ganz wie er da iſt, ganz wie es ihm geht. Und wahrlich, die edelſte Natur einer ſelbſtreichen Frau hat nur für ihren Mann — ſie gibt ihm mit Lieb' und mit Freuden ihr Alles, ihr Letztes hin! Aber..... Aber..... Aber, ſie weiß doch, daß ſie gibt, daß ſie hat, daß ſie hatte..... daß es hin iſt ... genommen! — einkaſſirt! Unnatürlich, übernatürlich, und doch armſelig iſt eine reiche Braut — Jede, nur ſie nicht, kann überzeugt ſein: ſie iſt wirklich geliebt! Sie allein begehrt! Jede gute Jungfrau iſt an ſich ſelbſt ſchon ein ſo großer Schatz, ein ſo unſchätzbarer Diamant, daß ſie die alberne

goldne Faſſung gar nicht bedarf! Unzart iſt der Reichthum für ein Weib, und ewig bedenklich für ſie, und ewig zu bedenken für den Mann. Ewig!.... und ich habe mich nur drei Monate bedacht — ſtatt ewig, was ich heut anfangen würde, und feſt dabei bleiben würde zu thun, wenn..... Capito? mein Engel mit goldenen Federn! mit ausgerupften, verlornen! Das mit iſt leider ohne!"

Sie nahm die Hände von den Augen, ſenkte und wand ſie vor ihrem Schooß, wo ſie ſo blieben; denn ihre Seele änderte ihre Gefühle nicht, die nur leidende Wehmuth waren. Er aber ſahe weichen Boden, und ſo ſäete er weiter ſeine Diſteln und Dornen darein, mit den Worten: »Die Herren Schwiegerväter und Frauen Schwiegermütter und Conſorten trauen den Männern nicht immer Zartgefühl und Edelmuth zu, doch wie irrig! Denn wie bald, wie meiſt iſt der Weiber Eingebrachtes — Durchgebrachtes! Eingebrachtes Vermögen hat, wie Lotteriegewinſt, keinen Segen: und die bald leeren Geldſäcke ſchreien, zum Wohl und zur Wahl aller guten einfachen Jungfrauen, mit offenem Munde, wie aus Orakelhöhlen: »O Mann, nimm blos das bloße Weib, das du liebſt, das dich liebt! — Sie allein bringt dir alle Schätze des Himmels und der Erde, die ihr immer nachquellen, wie goldene Fluten dem Meerweib!" Aber Eingebrachtes — Durchgebrachtes. Gibt es einen ſchlagenderen Beweis von Männerwürde und Anerkennung, daß nur das Weib das Weib iſt, daß ſie als ſolches allein und blos ſchon verdient, daß der Mann ſich zeitlebens abarbeitet und quält! Dieſen erfreulichen Beweis zu geben haſt du mir benommen — du ſelber haſt dein Mitgebrachtes durchgebracht, um allein und blos meiner Liebe werth zu ſein. Wie edel und ſchön! Und mit wem haſt du es durchgebracht — das iſt erſt vollends zum Entzücken — oder zum Erſticken!"

»Jetzt halt' ein!" ſprach Konſtanze getroſt. »Für

Wen! mußt du ſagen. Du mußt, denn .... hier ſiehe! denn war dir ſo etwas zu ſagen? oder nicht in den Wind geſagt? Und das war unmöglich, unmöglich!"

„Dir iſt freilich nichts unmöglich! O, ich traue dir Alles zu .... was ich ſehen werde, und Alles, was ich nicht geſehen habe!" ſprach er.

„Oh!" — ſeufzte Konſtanze aus gereinigter Seele.

„Nun Oh oder Ach! laß ſehen! ſprach er. Wohl Quittungen? Doch Quittungen! Schuldverſchreibungen will ich meinen!"

„Ja! Schuldverſchreibungen von der Welt! und für die geheime Welt;" verſetzte ſie, that haſtige Schritte, zog ein Käſtchen aus ihrem Pult, hielt es auf dem Arm und langte eine kleine Handſchrift nach der andern daraus hervor. „Siehe, höre, fühle, ſieh' ein, ſei ein Menſch, mein guter, lieber Mann — ſiehe, hier das iſt ein Brief aus Berlin vom einzigen König, den ſeine Flöte beglückend mit dem friedlichen Reiche der Kunſt verband. Lies: So viel ſollte Mozart erhalten, wenn er ſein Kapellmeiſter würde. Ein Ausländer ſei eine Schande und ein Unglück — als wenn Deutſchland keine Deutſchen hätte.... und hier hab' ich dazu geſchrieben, daß Mozart aufrichtig zum Joſeph gegangen mit ſchwerem Herzen, und mit leichtem Herzen von ihm gekommen, da der glückliche Meiſter ihm verſichern dürfen, er verlaſſe ſeinen theuern Kaiſer nicht. Und der hätte ihn nicht verlaſſen und ſeiner gedacht, wie gute reiche Männer an Arme denken — mit Gelde. Aber da kamen die franzöſiſchen Sorgen und Beſorgniſſe und Beſorgungen, die niederländiſchen, die brüderlichen Schweſterſorgen, die Krankheit; dem guten Kaiſer Leopold haben die Türken Kanonenmuſik gemacht, Janitſcharenmuſik, er hat nicht viel ruhige Stunden gehabt bis heut, und iſt krank, ach Gott, noch wie lange oder wie kurz — und ſo iſt Mozart gewiß nicht vergeſſen, nur vor dem Großen, Erſchütternden

nicht an die Reihe gekommen — und arm und immer ärmer in Wien geblieben."

»Der Thor! Der Künstler hat kein Vaterland, als das der Kunst. Die Sense ist überall zu Hause, wo Gras wächst! Der Organist, wo eine Orgel steht, und Kapellmeister, wo eine Kapelle sitzt, die sich meist alle gleichen; denn Wiener A-Gabel gibt auch in Berlin ihr A! Ja ja!"

»Ach!" sprach Konstanze. »Wir Wiener fühlen das besser, und ehren unsre Kaiserstadt! In Antonius und Cleopatra steht, daß Bacchus von ihm mit seiner Musik unter der Erde fortgezogen sei — und da ist er gewiß unter die Wienerstadt gekommen! In Wien ist der heiße Sprudel der Musik!"

»Mozart ist ja aus Salzburg!"

»Was Salzburg! Jeder gute Oesterreicher ist bei seinem guten Kaiser erst ganz zu Hause! Baue Wien neben Rom — und du sollst sehen, daß Jeder »Ihr Gnaden", jeder Bettler, jedes Awaschschafel — pirr! wieder in Wien ist! Wien ist nur Wien — an der Wien."

»Und so hast du die barmherzige Wienerin allein übernommen?" frug er höhnisch.

»Ach, hätten es doch Mehre gethan! Ach, hätten sie es nur so genau gewußt — da hätten sie es gethan! da thäten sie es heute noch mit Freuden! Wien läßt Wien nicht stecken und keinen Wiener Künstler! Wir fühlen unsere Ehre!"

»Aber der Haydn hat doch auch müssen ..... so gewiß »auf Symphonien" betteln gehn nach London!" meinte er bitter.

»Oder Beifall holen wollen — weil er als zu einfach und bescheiden daheim noch genug nicht bekannt war. Das würde ihm jetzt nicht in Wien geschehen — —"

»Und ist doch dem Mozart geschehn, der bekannt und beliebt und geehrt ist! Freilich hat ihn Cimarosa verdunkelt."

»Eine Sonnenfinſterniß — vom Monde!« ſprach Konſtanze lächelnd. »Das geht vorüber.« Und ſehr gern von ihrem ſtreitigen Gegenſtande abſpringend, oder von ihrem Manne doch nur zum Scheine fortgelockt, ſagte ſie wie gefaßt: »Da ſprechen die Herren mir einmal von germaniſcher und romaniſcher Muſik! Ich, als ein Weib, darf das nicht täuſchende Oberflächlichkeit nennen. Aber das weiß ich: die Muſik iſt nur Eine; nur die vollkommene Muſik iſt die gute, die rechte; und vollkommene Muſik iſt wie ein vollkommnes Gemälde, das mit dem Gegenſtand auch die Staffage gibt, die Nebenwelt, in der eben das ſich begibt, was ſich begibt. So geben auch die vollkommenen Maler die Landſchaft mit, die Beleuchtung, ja die Stunde des Tages! So gibt der wahre Tonkünſtler die Melodie und die Harmonie! er gibt dem Sänger den Geſang und das Orcheſter, das ausgeſprochene Herz des Hörers — das Meer, in welchem der Geſang eigentlich watet oder ſchwimmt oder darauf wandelt, wie ein froher oder weinender Engel. Das iſt klar, wenn auch ein Bild. Das iſt die ganze Sache, das ganze Geheimniß — und das iſt der ganze Mozart! Mozart iſt aus Gluck und Haydn die goldene Frucht aus aller möglichen Muſik, die geheißen ſei wie ſie wolle, die endliche glückliche Verſchmelzung, wozu ſeinem Genie zwar die Welt geholfen, ihn verkündigt, ihn vorbereitet hat — und ſpielend wie ein Kind hat er die Himalaya-Gipfel der Muſik alle erſtiegen und droben gewohnt; und doch iſt er nur ein gemeiner Künſtler, und ſeine Werke ſind nur gemeine Kunſtwerke, in welchen Herz und Welt, Gehalt und Form vereinigt und Eins ſind! Und andere Werke ſind keine ganzen Kunſtwerke, nur halbe Werke — Generalbaßſchulen oder Solfeggien, ſtatt über das ewige A, nur über einige freundliche Worte, welche Einige in leidlich muſikfähigen Situationen Handelnde oder Heimlich-Verehelichte ſtatt

zu reden — ſingen. Kurz, Cimaroſa ſelbſt hat den Mozart ſelbſt, gegen einen Maler, der Cimaroſa's ſchöne, bezaubernde Sachen über den »Don Juan" erhob — gern den Raphael genannt. Mozart hat die wahre Kunſt gezeigt, ja gezeugt und geboren — ſelbſt für jedes kommende Genie — nicht für die Nachahmer irgend eines — Genie's. Jeder Nachahmer haut ſich nur mit der Axt eines Andern im Walde feſt, oder die eigenen Beine und Arme, ja den eigenen Kopf ab, und das eigene Herz mitten durch! der künſtliche Mann — der Münchhauſen! — So ſpricht Vetter von Aixinger leider aus Erfahrung, aber deſto wahrer. Darum als ein neuer Menſch iſt Mozart eben nicht plan, und jedem Kinde genießbar wie Kuchen — vor der Hand. Ach, und ſiehe lieber Mann — hier iſt wieder ein Zettel, darauf ſteht, daß das liebe Stift in *** den lieben Mozart die erkleckliche, aber Muße zu eigener Arbeit gewährende Stelle eines Chordirektors hat abſchlagen müſſen — aus dem Grunde: daß die Stelle ſchon an einen Würdigeren vergeben ſei. Einen Würdigeren! Mozart war wie vom Donner gerührt, und als er wieder zu ſich kam — lachte er.... bis ihm wieder vor Ernſt des Lebens die Thränen in die großen, ſchwarzen, ſchönen Augen traten."

»Und die Thränen der großen, ſchwarzen, ſchönen Augen haben meine barmherzige — Frau Gemahlin wieder gerührt — bis zum Geldgeben!" ſprach Er.

»Ach, die Augen waren nur ein Bild ſeiner Lage in der Welt!" ſeufzte ſie; ich ſahe nur, wie man ſagt, einen Mozart, und Einen wird es nur geben — und dieſen Einen Mozart ſahe ich jetzt als einen verſchmähten Unwürdigen ſtehn, dem in Zukunft alle Don Juan's in Champagner das »o viva Mozart" bringen, und alle Theater dazu jubeln werden."

»Du gute Sibylle!" ſprach er ſarkaſtiſch, ohne noch zu

die verhaltene Wuth auszubrechen. — »Und da hat die treue Seele ja doch wieder fortgewollt, und von dir.«

»Sieh nur,« bat ſie ihn, »hier iſt wieder ein Zettel von Mozart's Verleger, ſeinem Du-Bruder Hoffmann, der ſeine Sachen nicht mehr drucken wollte — alſo ſie auch nicht mehr bezahlen, weil das unpopuläre Zeug niemand kauft.« — Hier bei dem Zettel ſchwur Mozart: er wolle lieber nichts verdienen, alſo lieber hungern, und ſich doch den Teufel darum ſcheren! — alſo: als Mozart ſo fort ſchreiben, Mozart werden, Mozart ſein.« —

.... »Weil ſich der liebe Engel wieder um ihn ſchor? nicht wahr, alma mia! Spirto di Musica! Cecilia benedetta! Und um »benedetta« zu ſein, hat mein Engel alſo wieder wirklich um ihn ſich geſchoren — ſich barbiert, das Geld mir heut' wegraſirt! total! ich muß dem Pferdeknecht ausgeſehen haben, wie ein glattes, neugebornes Kind! O du biſt ein liebes, ſeelengutes Weib! ein wahrer Engel — für Muſikanten! Und kurz und bündig geſagt: nicht anderleuts Eheweiber ſind die Kaſſirer — ſo zu ſagen — die Rent- und Zahlmeiſter der Künſtler, ſondern die Herren Verleger! die Theaterunternehmer, die Impresarii — wenn auch die wirklich drückenden, knauſenden, zaudernden, aber doch ihre Herren!«

»Leider! doch gewiß nicht lange mehr;« tröſtete ihn Konſtanze. »Die Künſtler bedürfen Vermittelung zwiſchen ſich und dem Volke, aber die Vermittler können und werden ſie ſelbſt in corpore ſein. O, es wird ſich auch die Künſtlergilde bilden und die Schriftſtellergilde; ſagte Afringer, der lange daſaß mit ſeinem »Daolin von Mainz« und ſeinem »Blomberis,« bis einem Buchhändler das Herz brach — der Beutel riß. Aber — dem guten Hoffmann haben ſie Mozart's geſtochene Sachen aus vielen Orten zurückgeſchickt, — weil ſo viele Stichfehler darin wären, was lauter Akkord-Schönheiten waren. Und was hat Ehren-

Schikaneder für Ehrenfold für die »Zauberflöte" gegeben — das verſprochene Trinkgeld redlich von 100,000 Gulden. Und jede Note, der Spart des »Don Juan" wird, überall zuſammengezählt, noch ihre zehn Dukaten bringen. Aber wem? — Dem Ruhm des Werkes, nicht mehr dem Meiſter, oder ſeiner lieben Frau und dem Kinde, oder ach, den Kindern! Darin liegt noch eine unverzeihliche Kluft, die die Gerechtigkeit und Künſtlerliebe aus Kunſtwerksgenußliebe gewiß noch ausfüllt, und bald!"

»Und in die Kluft haſt du indeſſen die Tauſende von Gulden anticipando geworfen! O du biſt brav!"

»O Himmel!" ſtöhnte Konſtanze, »verſchone mich! — Dann machte er Kindtaufen — —"

»Dein Himmel!"

»Dann ward er krank! Zuletzt rieb er ſich auf, um jammervolle zweihundert Dukaten abzuverdienen mit ſeinem Requiem — und er hat ſie bald abverdient! dann ſollen noch hundert Dukaten kommen — ach, was hab' ich vielleicht gethan!" flüſterte ſie leiſe.

»Die langen nicht für das Schubfach hier. Fort, in ſein Loch damit! befahl er ihr." Und nun ſprang er auf, um ihr erſt ſtehend die Standrede zu halten, und ſprach vor Zorn die äußerſten Härten in ſeiner Einſeitigkeit aus. Denn das Einſeitige iſt immer das Falſche und Halbe, wie ein Mond. Aber indeſſen verwandelte ſich Konſtanze allmälig ins ungemeſſen Heit're und doch Erſtaunte. Sie fühlte ſich Mutter. So hatte ſie nie vorher ausgeſehen, ſo ſchön ſie immer geweſen. Ein neues Licht, wie ein himmliſcher Mond verklärte ihre Schönheit mit ſeinem Glanz. Und wer ſie geſehen, der hätte ſagen müſſen: »O wie ſchön iſt doch ein Weib!" Und wie ſchön kann die Schönſte noch werden! Wie entzückt kann ſie ſein, wie den Mann entzücken! Und wodurch ſchon allein, und immer am meiſten, damit ſie

ihrem Urſprung und ihr Weſen durch ihre höchſte Freude und ihr höchſtes Glück bezeuge, wenn ſie wird und iſt, was ſie ſein ſoll in ihrer höchſten Vollendung — die Mutter! Erhabneres, Seligeres, ja Himmliſcheres kann ſie nimmer ſein.“ Konſtanze blieb auf einmal wie begeiſtert ſtehen, und ihre Augen leuchteten ſchöner, als jemals nur golden funkelnde Sterne leuchten können. Um ihren Mund ſchwebte ein holdſeliges Lächeln — alles Leid, alle Furcht, alles Mißtrauen war plötzlich aus ihr wie ein Rauch verſchwunden. Alle Himmel waren ihr gnädig! Die ganze Welt hatte ſie mit ihren Blumen überſchüttet! und ihre Augen füllten ſich mit Thränen vor Dank, der unausſprechlich war. Und doch war ihr nicht anders, als wenn an der Wurzel der Lilie ſich eine kleine Lilie anlegt; und die blühende Lilie droben in himmliſcher Luft empfindet ihr Kind, ihr Kind da drunten in der heiligen Erde. So fühlte das arme, gereinigte Weib ein junges Lebendige ſich leiſe zum erſten Male in ihr regen — und ſie war ausgeſöhnt mit der ganzen Welt und mit ihrem Manne. Sie konnte ihm die höchſte Freude machen, ſo war ſie ſchon glücklich — ſo war er ſchon ruhig. Sie hatte ihn mit einem Zauberwort in ihrer Macht. Das gab ihr Sicherheit. Und ſo verſchloß ſie ihr Geheimniß, bis ihr leiſes Geſtändniß nicht in ſein Gewittermurren fiel, und der ſanfte Strahl nicht in dem Eiſe ſeiner kalten Bruſt ausgelöſcht ward, bis zu Ruhe und Stille und Frieden des Abends, wo ſelber der erſte leiſe Geſang einer jungen Nachtigall noch laut genug gehört wird und die Seele bethört, geſchweige ihr leiſes Fliſtern aus verſchämten Munde, und ihr Geſicht an ſeine Bruſt verborgen, als ſollte ſein Herz ihr Herz nur vernehmen. Und nun fühlte ſie ein Gegengewicht gegen ſeine ſchweren Worte, ja ein Uebergewicht, ſo daß ſie lächeln konnte, aber das Lächeln abgewendet verbarg — und jetzt nur als ein Herz, das Mutterherz ſich fühlend,

wollte ſie auch nur ſein Herz zu ihr vernehmen. Aber dennoch fuhr ſie manchmal ſchreckhaft auf, denn er ſprach:

»Man ſagt immer. Die Männer ſind Phantaſten, Feuerfänger, Schönheitsjäger, Fortgeriſſne von Luftballons, von Tönen und Glanz in der Luft. Kaum! Eher ſind die Männer die Feinde des Großen und Schönen, und wollen es erobern, ihm doch gleich werden, nichts über ſich dulden. Das iſt männlich. Aber das weiß ich: Wenn ein Kalb oder eine Elephantin im Konzert oder im Theater die Arien einer Theaterprinzeſſin — und wirklich noch furibunder, ſtupender geſungen hätte — kein junger Mann würde dem Kalbe Grabkränze zuwerfen! kein junger Mann der Elephantin die ſchwitzenden, ſchwarzen Brabanter Rieſenpferde von dem Elephantenwagen abſpannen und die Elephantin oder das Kalb, auch junge Kuh nach Hauſe ziehen und jubeln! Weil aber ein Frauenzimmer darin ſitzt, das Jeder gern auch für ein galantes Frauenzimmer hält, darum ziehen die jungen Kälber und Elephantenjünglinge als wahre Manneszimmer das liebe Frauenzimmer, und ſonnenklar und venushelle iſt: das Warum — weil ſie ſich als junge Phantaſten, als einherzige Regiments-Liebhaber — (nicht wo Einer alle Frauen und Mädchen zugleich, simul liebt, simul! ſondern wo Viele Eine auf öffentlicher Gaſſe simul lieben, simul!) ſich simul in ſie verliebt haben, da drinnen! und dann ſie draußen, ihr und ſich zu Schanden lobhudeln, ſie zu Preiß und Dank fahren als pure Pferde ihrer Leidenſchaft. So ſind die glücklichen Regiments-Liebhaber, die armen Haufenweiſe-Verliebten doch noch zu entſchuldigen — bei dem Haufen! Aber das ſage ich (fuhr er fort, und ſprach wider Willen und Meinung als Kern ſeiner grotesken Ausdrücke die größten Lobſprüche für die edlen Frauen der Welt damit aus); aber das ſage ich: die Frauen und Mädchen ſind wahre Bacchantinnen für alles Große

und Schöne — der Männer! Für groſſe Thaten, edle Werke, ſchöne Kehlen, zarte Pinſel, wunderbare Violinbogen, himmliſche Strohfideler, göttliche Brummeiſen-Brummer — ſo daß wir gemeinen Männer möchten des Guckguck's werden, die wir nur Kopf und Verſtand, Magen und Herz und Arme und Beine haben, nicht einmal krumm wie ein Fidelbogen; die wir nicht einmal brummen können, wie ein altes Brummeiſen, nur ſo bürgerlich alltäglich reden, eſſen, trinken, ſchlafen — und ausſehen wie das Leben, das gemeine. Ich habe auf meiner Reiſe aus Italien nach Wien mein erſtes Nachtlager in einem Wirthshaus gehalten und mit meinen Augen geſehen, wie drei angeſehene Comteſſinnen und Marcheſinnen — (die ich in ihrem Hauſe für ſo ganz leidlich probates gewöhnliches Holz gehalten) — als wahre, in friſcher Luft entzündete Feuerbrände — die ſchon lange geglommen und innerlich gekocht hatten — wie ſie alle drei Einem famoſen Maeſtro nachgefahren kamen — und wie Keine, von den Andern auf dem blanken Herzen ertappt, ſich über die Andern nur wunderte. Das war zu bewundern! Und wie dem groſſen Raphael die günſtigen Schönen die Grube gegraben! Und ſo vor und nach Kleopatra, die allein zwei ernſte alte Helden zu Narren machte; und die zwei berühmten Leneren, die Einen berühmten Taſſo ins Irrenhaus liebten. Und die ſchöne Beccaria, und die reizende Ungenannte, die dem Wundermanne Petrarka ſeine neugebornen Kinder aus den Händen wanden. Und hier zu Lande reiſete eine Verehrerin dem Dichter Bürger — wie von einer Schlange betäubt und beglückt — in das Haus, und reizte noch ihre Schweſter nach. Und der gute Klopſtock, den ſie wie einen Methodiſten noch ſingen; und der treue Jean Paul, dem ſeine, ihn vergötternde Marie das Leid that, ſich um ihn zu erſäufen unter den Mühlrädern! Und wie gar abſonderliche Frauen den Goethe gemartert um ein Lied an ſie, nur um

einen Kuß, der in der Nachwelt zu ewigem Neide widerhallt; der noch im Alter riskiren muß, daß ſich die jüngſte raſende Schöne auf ſeinen Schoß ſetzt, um ſich deß rühmen zu können, wie Eine, die auf dem Berge Ararat oder auf der Spitze des Stephansthurmes geſeſſen hat! Ich will noch ſteinalte Damen auftreiben, die ſich für Loudon todt ſchlagen ließen, ihm allen Schmuck unbedenklich ſchickten — wenn er ſchriebe, oder gar hereinträte und ſpräche: »O meine Gnädigſte!« Sie fielen in Ohnmacht vor Ehre und Freuden! Für einen ſtarken Herkules, der gefährliche Wagſtücke wagt, ſchlagen alle zarten Herzen. Mit einem wundervoll ſchönen, allgemein geprieſenen Kunſtbereiter ritten gern zwanzig Lenoren mit in das Todtenreich. Um einen ſchönen, angebeteten Sänger hat ſchon Manche den beſten nur redenden Bräutigam ausgeſchlagen, und iſt zum Danke nachher noch am Gifte der Töne verwelkt. Ein Held von gewaltigem Ruhm, ein Schlachtengewinner, ein Eroberer, der ſelber die eigenen Brüder geſchlachtet, iſt ſchon ungeſehen und von weitem ein Herzenseroberer, ein Sinnverwirrer, und macht Wahnſinnige für ihn und um ihn; der Mann iſt gewaltig, und trieft von Ehre und Ruhm, darum müſſen die Bezauberten ſeine Sklavinnen ſein, und ihm ihr Alles hingeben — wenn er es nur wüßte, wenn er es nur nehmen wollte — Geld iſt dagegen noch nichts! Niemand ſplendider mit Geld als ein verliebtes Weib, das vergöttert und ihres Gottes voll iſt. Was ſind da ein paar tauſend Gulden? Der Mann muß ſchaffen, wenn Alles alle iſt! Der Mann kann zu Fuße laufen, das iſt geſund! auch der gnädigen Frau nun geſund! Der Mann kann eſſen, was da iſt: Verſalznes, Verbranntes, Ungeſalznes, noch Blutendes. Denn der Mann iſt blos ſo ein gewöhnlicher Mann, ein Alltagsmenſch von allen Gaſſen. Und ſprich mir nicht von Geiz!« ſagte er ihr, ganz nahe getreten. »Ich unterſcheide Habſucht ſtreng von Sparſucht,

von Bewahrſucht, Erhaltſucht! Und Ausgeben von Wegwerfen! Wofür ich bekomme, dafür gebe ich auf, für Nichts wieder Nichts! Wurſt wieder Wurſt! Für den Gulden 60 Kreuzer, oder für 60 Kreuzer Einen Gulden!“ ....

»Was ereifere ich mich aber!“ ſetzte er mit gemäſſigter Stimme hinzu, ſich im Spiegel erblickend, und ſich an die Kehle greifend. »Du jammerſt mich noch! Du biſt ganz blaß, ganz bleich geworden, und deine Augen ſterben dir ſchon und können oder wollen nicht weinen, die Hände nicht ſich ringen. Höre alſo! ich kann dir und mir zur Beruhigung ſagen: »Mozart ſtirbt nicht!“ Das Wort hat mir lächelnd ſein Doktor geſagt, als ich geſtern von deiner Mutter ging, und der Doktor die Treppe aus dem Stockwerk darüber von Mozart herunterkam und mich bis an die Hausthür begleitete. Ich frug nur aus Artigkeit — und heut verſöhnt und erquickt uns die Antwort! Das Geld iſt nicht verloren! — er wird noch viel verdienen. Denn Haydn, der Stille, wahrhafte, höchſt einſichtige Mann, hat Mozart für den gröſten aller lebenden Meiſter der Sangkunſt erklärt, aller ohne Ausnahme, als auch für gröſſer, als ſich, den Haydn ſelbſt. Und was für Werke kann und wird dein ſiebenunddreißigjähriger Raphael von nun an alle erſt machen! wo er zu Anfange des rechten Lebens ſchon von dem Gipfel aufſteigt. Und wie wird Haydn, als der groſſe Neptun mit gelaſſenem Antlitz ſein Tonmeer wogen und brauſen heiſſen. Das wird ein Kampf, nicht auf Tod und Leben, ſondern auf doppelte Kränze und doppelte Freude des Volks und der Nachwelt. Und nur der Eine, der den Andern lange, reife, groſſe, ſchöpferiſche Jahre überlebte, der würde ihn überflügeln, und andere eigene Werke erſchaffen als — der Todte. Doch »Mozart ſtirbt nicht!“ Alſo ſei du ruhig, weil ich ruhig bin — und laß anrichten! Wir wollen in Frieden eſſen und trinken — und anſtoßen auf ſeine Geſundheit aus einem der tauſend

verſchiedenen Gründe der Geſundheittrinker und Hochlebenlaſſer getrunken wird, ſo trinken wir diesmal — und du als gute Frau mir zu gefallen auch — aus einem Grunde, und der heißt: »Geld! Bezahlung!« Dann iſt dein gutes Werk kein dummer Streich. Dein gutes Werk bleibt doch gethan, auch wenn wir das Geld wieder haben, wie Jemand den geborgten Strick, womit der Borger ſeinen Kahn aus dem Waſſer gezogen hat. Gefälligkeit iſt nicht zu bezahlen. Das Leihen iſt nicht wieder zu bezahlen, nur das Geliehene. Und die Schuld guter Borger an gute Leiherſeelen, die heißt: Dank. Und ſo mit dem Gelde wieder in der Taſche, bleibſt du ewig die gute Gläubigerin! den Troſt kann dir Niemand bezahlen.«

Darauf ſetzte er ſich ſchon an den Speiſetiſch, legte die geſchloſſenen Hände vor ſich auf das noch ungedeckte Tiſchblatt, und erwartete ruhig »das Handwerkszeug«: Meſſer und Gabel und Löffel; und die Arbeitsſtücke — die Gerichte; und wußte nicht, daß er ſich zum letzten Male zu Tiſche geſetzt hatte.

Die gute Konſtanze beſchleunigte die Vollziehung ſeiner Befehle; denn ſie wußte wohl: wenn der Mann oder die Frau im Hauſe nur wieder anfängt etwas Beſtimmtes zu befehlen, dann hat der Aufruhr, die Ehereevolution aufgehört, und Einer iſt Tirann, Herr geworden, die Andern ſind Sklaven geworden, und gehorchen dem neuen Wappen. Sie lief mäuschenſtill hinaus und herein, aber in der Angſt einer Taube, über welcher der Stößer noch ſchwebt, der nur jetzt von ihr abgeſehen. Der Grimm kochte noch ſtill in ihm, die Adern an ſeinen Händen waren noch aufgelaufen, wenn auch blaß wie Todtenhände. Wie eine mächtige Rakete ruhig am Gerüſt hängt, an welcher der Feuerwerker noch mit dem Zünder vorübergegangen, ſo ſaß er da. Der Doktor hatte ſchon geſtern voraus den Zünder von ihm genommen durch ſein mit höherem

Lächeln geſprochenes, verſicherndes Wort: »Mozart ſtirbt nicht!« Ihr Mann hatte aber in ſeinem Sinne das Wort heilkunſtmäßig ſo ſich betont: »Mozart ſtirbt nicht!« ſein Leib bleibt leben, er wird wieder geſund. Und ſo zitterte ſie blos vor der Auflöſung ſeines Mißverſtändniſſes. Aber was konnte ſie thun, als mit Ruhe und Ergebung — jenen Hohn, aber auch jene Beruhigung erwarten, die früher oder ſpäter, bei noch ſo zornigen, doch ſonſt zugleich vernünftigen, einſichtigen Menſchen meiſt ſogleich, aber immer gewiß auf jede Verzweiflung, auf jede Einſicht folgt: »das, was ſie ſo heftig gefordert — ſei unmöglich! und bleibe unmöglich.« Und durch den Verſtand wird der Zorn bankrott; und in unverzeihenden, unverſöhnlichen Menſchen wird in dem Augenblicke der Haß geboren, Haß gegen die Lebendigen, und nur Verwünſchung gegen die Todten, die ihnen den Tod nicht mehr wünſcht, ſondern gönnt. Und dem bitterſten Feinde den Tod gönnen, erfüllt den Haſſenden wider ſeinen Willen mit der Ruhe des Todten, aus Macht des ehrfurchtgebietenden Todes, aus Klarheit der ewigen Abgeſchiedenheit, des Einzuges des Geſtorbenen in jenes ruhevolle ſelige Reich des Lichtes, an welches ſchwebend, alle böſen Gedanken verbrennen und ſich verzehren, wie Mücken, die in die Flamme des Lichtes fliegen, und aufhören zu ſummen.

Das zog vielleicht Konſtanzen durch die Seele. Aber kein Menſch kennt das Schickſal ſogar ſeiner Liebſten und Freunde, die um ihn ſitzen; er weiß nicht, was ihnen den folgenden Tag, ja in der nächſten Stunde geſchehen wird; wozu ſie fähig ſind, wenn ſich ein Wort, eine That zu ihren Gedanken und Gefühlen miſcht, wie das Salz, das nur noch an dem fürchterlichen Knallgold fehlte! Wenn das die Menſchen wüßten, und die Lebendigen ſchon todt vor ſich ſitzen ſähen, dann ließe ſich kaum ein freies Wort vom Herzen wegreden, kaum eine Handlung unbeſorgt thun

Aber der Immer-Gute, der durchaus wohlwollende Menſch ohne alle Empfindlichkeit und ohne die leiſeſte Widervergeltung ſelber der ſchwerſten Beleidigung, der würde erſt dann recht herrlich leben, und alle Geſchicke vermeiden. Denn Alles, was nicht Leben erhaltend iſt, das kommt nicht aus dem rechten ächten Lebensquell — der immer ruhigen waltenden Liebe! Aber um ſelber die beſten Menſchen, die weichſten Gemüther — und das ſind die Frauen — zu entſchuldigen, dazu darf Keiner, wer er auch ſei, vergeſſen: daß Zweifel an Liebe und Ehre eines Weibes die höchſte, kaum erträgliche Beleidigung für ſie iſt, vor der nur ein ſtilles Gemüth ſich raſch, wie der Blitz in der Erde, in ihr reines, frohes Bewußtſein rettet.

Aber ſo zog ſich denn auch hier aus lauter kleinen, ſchwarzen Gewölken das Ungewitter zum Schlage zuſammen; ſcheinbar ſogar aus der Stille.

Der kleine Tiſch war gedeckt. Mann und Frau ſaßen ſich ſtill gegenüber. Die Suppe kam — ſie war verſalzen. Und der Mann aß ſie ſtumm. Und Konſtanze aß ſie und ſchmeckte dabei nur: wie ſie ihrem Manne ſchmecken mußte. Der Fiſch kam — er war ungeſalzen. Denn die Köchin, die zweimal aus der Küche von der Frau ausgeſchickt worden war, hatte ſich auf die Frau verlaſſen. Der Mann ſalzte den Fiſch. Sie ſalzte ſich ihren, um auch nicht ſtumm behaupten zu wollen, er ſei geſalzen und genug geſalzen. Dann kam der Braten — er war angebrannt, unten verbrannt, und er fragte das Mädchen vergebens nach Brühe dazu. Dagegen hatte das Compot das dem Fiſche zugedachte Salz ſehr freigebig empfangen.

Da gab ihm, wie er dachte, die Rache an ſeiner Frau ein: die Köchin ſogleich aus dem Hauſe zu ſchicken. Aber tief verborgen war es ein vorſorglicher Geiſt, der für die Ehre ſeines Begräbniſſes ſorgte. Derſelbe Geiſt

hatte auch ſchon die Gelegenheit in der Küche bereit ſtehen — in Geſtalt einer Wiener Geburtstagstorte mit ſchon angezündeter grüner Wachskerze darauf, mit dem ſogenannten Lebenslichte — um auch das Kammermädchen ſeiner Frau plötzlich fortzuſchicken, damit kein fremder Menſch, zur Schande ſeiner Familie von ſeiner Todesart wiſſe. Und ſo ging er, rief die Köchin herein, holte ihren Lohn, zählte ihr ihn auf, ließ ſie von den ganzen verdorbenen Speiſen koſten, und hieß dann ruhig ſie gehen.

In demſelbigen Augenblicke kam ihr die Jungfer mit dem Angebinde entgegen, und ſetzte die Beſcheerung mit einem Knix vor der gnädigen Frau auf den Tiſch.

Das ſchien ihm beſtellt und eine Satyre auf ihn, ein Verwurf für ihn! Und ſo ſtand er wieder auf, holte ihren Lohn, legte ein reichliches Geſchenk für die Geburtstagsgabe dazu, und befahl ihr gleichfalls, ſogleich aus dem Hauſe zu gehen.

Da riß es auf einmal plötzlich und ohne alle Rückſicht ſtürmiſch die Saalthür auf, ſo daß ſich die Glocke daran gar nicht beruhigen konnte. Eben ſo ging die Stubenthür auf, die Jemand nur halb öffnete, den Konſtanze als den jungen Kapellmeiſter Wenzel Müller erkannte; und wie in Verzweiflung rief der wie zerdonnerte junge Verehrer Mozart's ins Zimmer: „Ach, ach, ach! — Gnädige — arme gnädige Frau! — — — Mozart iſt todt!“

Und Konſtanze's Gemahl, auch jetzt den Außenſchein bewahrend, rief ihm zu: »Wenzel, herein! — ein Glas Wein! — Wein!“

— — »Weinen! Weinen!“ — rief Wenzel. Und eben ſo raſch war er wieder verſchwunden, die Schreckenspoſt weiter zu tragen: »Mozart iſt todt!“ —

Konſtanze verwandelte ſich, wie man es nennt, bei der Todesbotſchaft. Ihr ſchöner Leib zwar war nur verblaßt, die Augen nur waren ihr groß geöffnet ſtehen

geblieben, ihre Lippen geöffnet; aber um ſo zu ſagen, ihre Seele war in Ohnmacht gefallen. Sie war nicht geiſtesabweſend, ſondern ihre Seele ſchwebte ſchon in der neuen Zukunft, in der ihr nun wie aufgeriſſenen, ihr verwandelten Welt Ein großes Wort iſt das von dem Lichte des Menſchengeiſtes feſtgehaltene Bild einer großen Erſcheinung des neuen Wunderwerkes, das Gott gethan; und ein großes Wort reißt das überraſchte Herz, das geblendete Auge in die neue Weltgegend; es führt den Menſchen im Flug auf einen hohen Berggipfel, wo er das ſchauen muß, woran ihn vorzudenken gegraut, und was er als ungewiß und in ſpätere Jahre vertagt, als Traum noch abweiſen konnte, obgleich es jenſeits des Berges längſt fertig geſtanden; wie er nun, erſchrocken und doch auch beruhigt, entdeckt. Und ſo war das arme Weib nicht hellſehend, ſondern ſie ſah in geheimer ſchweigender Seele nur Helles, das ihr Anblick nicht zu faſſen, zu bewältigen vermochte, und vor welchem ihr graute, es nun in Beſitz zu nehmen — als ihr Eigenthum, als einen Theil und eine Bedingung ihres fürderen Lebens und Fühlens. Und wie ſie vor vier Jahren, am 17. November erſchrocken war, als die ganze Stadt Wien wie mit Einem Munde, vom alten ruhm- und lebensmüden Schöpfer der erſten großen Oper ſagte: „Gluck iſt todt!“ — .... als der Eine eherne Mund vor zwei Jahren, wie aus erſtarrter Maske, entſetzt gerufen: „Joſeph iſt todt!“ — ſo befiel jetzt Mozart's Freundin das ihr faſt einzig furchtbarſte traurigſte Wort: »Mozart iſt todt!“ So gewiß ſie das Wort ſchon geahndt: »Mozart wird ſterben!“ ſo neu war ihr doch das —: »er iſt geſtorben;“ wie Aerzte ſelber an eines auf den Tod daliegenden kranken Freundes Bett vom Stuhl in die Höhe fahren, wenn ſie ſehen: er iſt todt. Dieſe Gewalt der Wahrheit ſpielt Niemand täuſchend der Natur voraus. Gott hat ſie ſich vorbehalten. Mozart's ihr holde liebe Geſtalt, ſeine

rührſame Hand, ſein wie von ihm nur ſichtbaren Sonnen angeleuchtetes Antlitz, ſein von ihm nur hörbaren Himmelsklängen begeiſtertes Auge — Alles, alles war ihr als Aſche verſteinert. Alle ſeine Werke — ſie waren verſteinert. Er konnte keinen Strich mehr davon hinwegnehmen! Keinen Punkt mehr dazu ſetzen! Seine eigenen Schöpfungen waren ihm nun heilig, und keine fremde Hand durfte ſich unterfangen eine Note zu ändern, eine halb angeſchriebene Seite zu vollenden. Und mit einem gewiſſen Schauder fühlte ſie fröſtelnd ſeine Werke hinter ihrem Rücken, als allerhand unheimliche, geſpenſterhafte Weſen .... den guten Narren »Leporello!" den »Komthur!" die erbärmliche arme »Donna Anna," das Meiſterſtück einer ſich erniedrigenden Frau, die, ohne weibliche Ehre, nie darauf Anſpruch machen darf, nur der ſchwarze Schatten eines Weibes zu ſein; denn des Weibes Schatten iſt noch nicht ſchamlos, ſondern ihn wirft noch die Sonne der Ehre, und ohne Ehre iſt alle Liebe eben ehrlos. Und ſo wußte ſie alle die andern Geſtalten hinter ſich, die nun unſichtbar geboren und unſichtbar lebend, doch noch einen Sänger nach dem andern ſich anziehen durften — als ihren Leib, und ihn ablegen, wenn er ſtarb, wie einen alten Rock, und in einen .... in hundert neue Menſchen fahren, als unſterbliche Geiſter, die ein unſterblicher Geiſt geſchaffen. »Er, Er ſelbſt" — ſprach es leiſe in ihr — »Er wird nicht mehr wieder kommen! Oft ſchon ganz früh nach durchwachter, fleißiger Nacht! oft in der heimlichen Abenddämmerung, um mir ſeine neueſte, noch naſſe Sonate vorzuſpielen! Oder noch ſpät vor Schlafengehen, um mir die Freude zu gönnen: ſeine ſo eben auf das Papier gebannte Arie zu ſingen! Und ich mußte den berühmten Kapellmeiſter Streuſand, den Schnupftabak von den Noten ſtreichen, damit ſie klar wurden. O einzige Stunden! O himmliſche Zeit, mit einem reichen, glühenden, mächtigen Geiſte genoſſen!

als ſeine und meine ſchönſte des Lebens! Ohne Klang, ohne Muſik wäre die Welt nicht völlig, nicht ganz, der Himmel wäre nur ein großer Pelzfleck aus blauem Fuchs — eine zerborſtne Glocke, ein dumpfes Grab, ein hölzerner Grundſtein, eine Orgel aus Bimsſtein, eine große hohle Heerpauke aus Schwamm — nicht der große chineſiſche Klingſtein! nicht die kriſtallene Harmonikaglocke, die von Thränen benetzt deſto himmliſcher klingt! Aber die Freude iſt Klang und Geſang! Und Geſang und Klang iſt Freude, himmliſches ewiges Schweben im ſterblichen Leben. Der Klang der Welt durchſauſt das Menſchenherz wie ein Glas; und wie Geſtirne nach geheimnißvollen Klängen wandeln, ſo wandelt der Menſch nach den heiligen Klängen, die in ihm das Herz geſtalten und bilden, als Seele ſelbſt die Seele berühren, und ſie mit dem Balſam des Lebens tränken und ſättigen. O wenn wir Menſchen taube, ſtumme Fiſche im Meere der Welt wären und jemals nur eines Kindes Stimme gehört hätten, wie würden wir uns nach allen himmliſchen Heerſcharen ſehnen! nach ihrem Meiſter! — Ich war jung wie ein Veilchen! Ich blühte wie eine Roſe in dem Beet meines Mannes, ihm eigen und hold, ihn liebend und ihm lieb — und ſo kam der Freund wie eine himmliſche, ſegenſchwere, leiſe, gnädige Gewitterwolke, und da kam auch der Duft mir über alles Land, und der Duft ſtieg und quoll aus meiner Blüthe, aus allen meinen Knospen, und berauſchte mich mit dem reinſten, heiligſten Entzücken. Und kann, o kann ein Gärtner neidiſch ſein, daß ſeine Roſe duftet, den Duft des Himmels einſaugt und verhaucht? Der Duft war ja auch ſein! wenn auch ſo reich, daß er alle umher gleich und zugleich erquickt und erfreut. Duftete ich doch

ihm! War meine Freude doch ſeine, ſo ſehr er mich liebte. War die Roſe doch ſein, das duftende Herz! War ich doch ſein, und bin es und bleib' es mit Herzen und Sinnen. Aber mein Gott!....."

Sie brach ab. Denn wieder erſcholl die Klingel; wieder ward die Thür aufgeriſſen, und wieder trat eine große Geſtalt mit blaſſem Geſicht und zerfahrenen Zügen und großen Augen herein und rief: »Gnädige Frau, arme Frau Geiſter-Witwe! — Mozart iſt todt! — Der hat uns angeplauſcht!"

Es war Schikaneder, jetzt ohne ſeinen Mitunternehmer des großen, ſchönen Theaters an der Wien, den reichen, beſchwatzbaren Herrn Zitterbarth, der ſein Geld, auf Mozart's Genie bauend, und wie auf einen Berg vertrauend, hergegeben, und jetzt vor Schreck wahrſcheinlich ſich zu Bett gelegt hatte.

Und Konſtanze's Mann rief den verzweifelten Schikaneder an: »Emanuel! — Ehren-Schikaneder! — Herein! — Ein Glas Wein! — Wein!"

»Es hat ſich ausgeweint und ausgepunſcht!" verſetzte Ehren-Schikaneder, wirklich betrübt, aber immer nur als betrübter Luſtſpieler, und aus langer Gewohnheit ſelber draußen im Leben, wie mitten aus einer komiſchen Rolle entlaufen. Und jetzt ein zweideutiges Geſicht machend, war er doch gefangen und blickte über den Tiſch, ohne ſcheinbar die Flaſchen zu fixiren. — »Wein?" ſprach er, ſich nähernd; »ich bin ein gehorſames Kind! denn meine Frau Mutter, ſelige, ſprach: »Immanuel, mein Sohn! wenn du luſtig biſt, und das rathe ich dir zeitlebens, da wirſt du von ſelber ein Glas Wein nicht verſagen. Und wenn du traurig biſt, mein Immanuel, mein armer Bub, dann trinke, begehre geradezu Eins! Zwei! Drei!

»Wein iſt des Weinens Tod!
Wein begräbt die Noth!

Wo Luſt iſt, iſt nicht Laſt,
Und Wein iſt Luſt — den du haſt!"

War das nicht eine prächtige Frau! ſelige! Wenn Jemand ſtirbt, da kommen Einem die Todten wieder auf die Zunge, die lieben Seligen! Was ſie heut' machen mögen! — Meine Mutter konnte ohne Strickſtrumpf nicht ſein! Die fleißige Frau, ſelige! Na, laſſen wir's geh'n! laſſen wir den Himmel zu! Wir können doch kein Fenſter aufmachen und ſo einmal hineinſehen! oder gar von drinnen heraus, etwa hier herein; und ich möchte wohl wiſſen: wie Gnaden hier und Gnaden da und ich mich von da ausnehmen! Na laſſen wir's gehen!"

Und nun ſetzte er ſich an den Tiſch in ſeinem buntgeſtickten ſeidnen franzöſiſchen Louis-seize-Rock und in ſeiner bunten langen Nekker-Weſte, mit ſpielenden Affen auf den Patten der Taſchen. »Eigentlich müßten mir die Haare zu Berge ſtehen!" klagte er. Und ohne daß er es wußte, und deutlich wollte, ließ der ewige Poſſen- und Couliſſenreißer nur ſeinen langen Zopf zu Berge ſtehn, und wild wie ein Löwe ein Geſicht machend, wedelte er dann damit im Kreiſe umher wie ein Löwe, dem, ohne daß er einen Feind ſieht, ſein Junges geraubt iſt. Dann trank er Glas auf Glas.

»Ja," ſprach der Tiſchwirth, »Ehren-Schikaneder, Ihr habt den Mozart auf der Seel' — durch Eure Punſchterrine! Euren Punſchlöffel! Das habt Ihr Euch ſelber gethan!"

»Ach! ach! ach!" ſtöhnte Schikaneder, »wer kann das von einem ſo holden Getränk erwarten! Wem duftet ſo etwas daraus in die Naſe! — Brrrrr! — Aber das nenne ich einen Geiſt, der ſich um die Welt nicht kümmert — der ſtatt zu ſterben, Muſik macht! Wirklich, unſer Selige — mein Gott, daß er auch nun ſchon ſelig iſt, und iſt noch nicht kalt — uff! Wir ſind doch alle curioſe Geſpenſter,

man möchte ſich bei lebendigem Leibe fürchten, daß man mit Todten, ja mit Herrn Klapperbein und der rachſüchtigen Frau »Göttin der Nacht" ſo nahe verwandt iſt, wie ich mit meinem ſeligen Herrn Papa, meiner ſeligen Frau Großmama, ja wie mein Kopf mit einem — Todtenkopfe! Mein Kopf darf nur in die höhere Sekte erhoben werden — hui! iſt er ein Todtenkopf!"

Und wieder ſtand dem traurigen Komiker der lange Zopf zu Berge, und wedelte dann furchtbar, während er ruhig ſein Glas Wein austrank.

»Aber Ihr bracht' ab mit dem Worte: Wirklich, unſer Selige — —" ſprach der Tiſchwirth.

»Ja, ich wollte ſagen," ſprach Schikaneder: »eine ſchöne Sache, ein Beruf! Der Ruf muß ſo laut ſchallen, daß Einer gar nichts andres davor hört — wie zum Exempel: wenn Jemand eine Mühle iſt, ein Waſſerfall! ein Donnerwetter — halten zu Gnaden! Denn was waren Mozart's letzte Worte? — Er hatte lange die blaſſen Backen aufgeblaſen, ſo! als wenn Jemand blind durch den Wiener Staub geht; dann fing er an zu rollen: — Rrrrr! Rrrrrr! ..... er ſetzte Pauken zum Auferſtehungstage; dann ſprach er gleichſam: Pum! Pi di Pum! — Rum, Pum! — Pum! — Pum! — Das waren ſeine letzten Worte!"

Konſtanze war todtenblaß.

Ihr Mann unterdrückte ein Lächeln.

Und Schikaneder, wirklich redliche Thränen vergießend, ſprach leiſe: »Dann fuhr er in die große Verſenkung oder in den großen Räder Raum, zu dem großen Maſchinenmeiſter, durch das kleine verwünſchte, zum Halsbrechen jedem Unvorſichtigen immer offen ſtehende Loch, das auf echt Wieneriſch ein Grab heißt." — Und der Zopf ſtand ihm wieder zu Berge; und entſetzlich finſter ſah er Konſtanzens Mann an, der vor ihm die Augen niederſchlug.

»Aber laſſen wir die Narrenspoſſen!« ſprach der Komikus auf einmal, küßte Konſtanzen die raſch ergriffene und feſtgehaltene Hand, und ſprach: »Ich habe Mozart's Früchte in der Taſche! Was ſein Lebensbaum in den beſten Jahren getragen hat, wie man nun ſieht. Ich habe heute Nacht Klopſtock's »Hermannsſchlacht« geleſen, die er dem Joſeph gewidmet hat. Etwas Größeres und Edleres wird kein Deutſcher ſchreiben zum ewigen Troſt in allen Kindesnöthen! Denn unſere kleinen Nöthe ſind nur Kindernöthe. Aber aus dem Buche in die Wienerſtadt hinausſchauend, habe ich auch geſchaut: es gibt echt deutſche Weiber in Wien, die den Verwundeten helfen und beiſtehen mit ihrem Herzblut, allem — mit Gold und Geld. Laſſen ſich Gnaden den Bettel nicht leid thun, den leeren Beutel! — Ich muß jetzt zum Cimaroſa! Heut ſieht er, daß er ſterblich iſt! und ein Sterblicher, alſo ein Windelweicher, erbarmt ſich eines armen Theaterunternehmers, der wie ein Haſe im Laufe — ſeines Theaters — barbirt wird — und ſchreibt mir eine Oper? So wächſt mir aus Mozart's Tode: Leben! — Geld! — Darum muß ich eilen!« — Und auf treuherzig Wieneriſch ſagt' er ihr noch: »Nun tröſt' Ihne Goot, Frau Godel!«

Und fort war er mit Affen und Zopf, der unruhig wie ein Perpendikel am Seiger ſich hinter ihm ſchwenkte.

Und als er gewiß drunten auf der Straße war, hörte Konſtanze wieder die erſten Worte von ihrem Manne aus ſeiner wahren, nur mühſam verhaltenen Geſinnung: »Da haſt du es nun!.... Das Geld iſt verloren! Ewig verloren! Und wie ich hörte — du biſt als die gute Närrin bekannt.... die einem geliebten Freunde ſo viele tauſend Gulden ſchmeichelnd und bittend an das Bein gebunden. Was wird da die immer Arges denkende Welt von dir denken! Und — heraus mit der Frage —: Was

muß ich denken? Ich von dir, wie du von mir – wenn ich.... einer Sängerin ſo viel an das Bein —"

Und Konſtanze antwortete ihm mit einem unbeſchreiblichen Lächeln: »Ein immer mütterlich fühlendes Weib iſt kein Mann!"

»Und deſto mütterlicher für andere große Kinder, wenn ſie kein einziges Kind hat! Freilich!"

Das ſtach ihr am Herzen, und glühender Zorn befiel die Unſchuldige. Sie ergriff ihr Glas Wein, konnte aber nicht trinken; und während ſie nur vor ſich hin ſtarrte und die bebenden Lippen im Glaſe hielt, ſprach er zu ihr die ſchneidenden Worte: „Nun biſt du bekannt!"

„Ja," ſprach ſie, innig wahr und herzlich aufrichtig: »und wirklich, ich habe ihm die wunderwirkenden Hände geküßt! Ja, ich habe ihn einſt, wie er ſo ruhig da ſaß nach bezauberndem Spiel — auf die Stirne geküßt, als auf die weiße Verſteinerung über dem himmliſchen Quell der Melodien, als das Gefäß, als das berührbare Haus des Geiſtes — den ich nicht erreichen konnte..... mit dieſen meinen Lippen habe ich das gethan."

Und nun netzte ſie wieder die Lippen im Wein.

»Nun," ſprach er, »da iſt weiter keine Schande, als die Nachwelt zählt mich tauſendfältig und immer ſo fort zu den..... und dich zu den drei Marcheſinnen! zu Petrarka's Vielante Baccaria!"

Das ertrug ſie nicht, und goß ihm den Wein in's Geſicht. Und das Glas fuhr ihr nach.

Und er ſtach ihr dafür ſein ſpitziges Tiſchmeſſer, über den Tiſch ſich erhebend, vor alle der Wuth in die Bruſt.

Er ſprang auf. Er war nüchtern und wach. Seine That befiel ihn, wie plötzlicher Donner. Sein Weib war zur Erde geſunken. Er ſprang mit haſtigen Schritten zu ihr und ſtarrte auf ihre Geſtalt. Sie lag mit der linken Seite auf dem Teppich,. Ihr Blut floß unter dem Arme

hervor. Beide Hände hatte ſie über der Bruſt gefaltet, wie zu beten. Er wollte ihr die Arme wegreißen. Er vermochte es nicht vor Betäubung und Zittern. Sie ſchlug die Augen auf. Sie ſah ihn feſt an, und ein verſöhnliches, freundliches, bittendes Lächeln ſchwebte in ihrem ſchönen Geſicht. Ja, ihre Lippen regten ſich, wie ihn um Verzeihung zu bitten..... ihm etwas zuzuflüſtern! Dies ertrug er nicht; es machte ihn raſend. Er ſchlug ſeine Stirn mit der Fauſt. Er faßte ſich ſelbſt an der Bruſt und ſchüttelte ſich wie einen fremden ergriffenen Verbrecher, den Mörder ſeines guten, zu guten Weibes. Er kniete zu ihr — ſie ward todtenblaß, ein Schauder durchlief ſie; ſie bebte. »Sie ſtirbt! Sie ſtirbt!" rief er. »O Gott, mein Weib! Mein theures Weib! Wer errettet mich?" —

Und ohne einen Kuß auf ihre bleichen Lippen zum Abſchied, ohne Händedruck für alle ihre Liebe und Güte und Freundlichkeit, ſprang er auf, ſprang er weg, ſprang er fort in ſein Zimmer, das er verriegelte hinter ſich.

Dann ward es furchtbar ſtill darin bei ihm, und furchtbar ward es ſtill im Zimmer, wo ſein Weib auf der Erde lag. Die beiden Mädchen, ohnehin nur noch den Dezember aus, bis Jahresſchluß gemiethet, hatten, den Zorn ihres Herrn kennend, indeß ſchon das Haus verlaſſen — und ſo ſtand Alles offen und einſam.

Eine lange ſtille, lange gräßliche Zeit.

Endlich, endlich läutete die Glocke wieder an der Saalthür. Tritte von jemand Kommenden waren kaum zu hören. Es öffnet die Thür.... es bleibt vor Verwunderung ſtehen. Das noch faſt jugendliche, friſche, jetzt nur erblaßte, entſetzte Weib iſt Konſtanzens Mutter, die ihr das Geld bringt, das ſie mit den kurzen Zeilen begehrt, die ſie in Angſt gejagt. Es iſt Sonnabend, alſo Sabbath für ihren Banquier, darum hat ſie wo anders erſt Rath ſchaffen müſſen. Es iſt die Mutter, denn ſie eilt haſtig

herbei und ruft: „Meine Tochter! — O Himmel! was iſt hier geſchehen?“ — Zuerſt küßt ſie ihr Kind, es ſei todt oder lebendig und weint. Dann hebt ſie der Tochter Hand auf, die haltlos wieder herabfällt. Sie ergreift die Flaſche, ſie beſprengt ihr Antlitz und Bruſt. Sie hält ſie in ihren Armen. Sie ſieht ſich um, nach Hilfe, und ruft doch nicht laut aus kluger Vorſicht. Sie rüttelt ihr Kind, ja ſie reißt ſie an einer herabhängenden Locke. Sie ruft ihr mit Mutterangſt in das Ohr: „Meine Tochter! Konſtanze! Mein Kind! Mein einziges Kind, erwache! Nur einmal, nur eine Minute werde noch munter! — O Himmel!“

Da ſchlägt Konſtanze die Augen auf.

Sie fühlt ſich in der Mutter Armen, ſie kennt ſie endlich. Sie ſchweigt, aber ſie lächelt doch. Und die Mutter weint laut vor Freuden. Sie ſchließt ſogar die Augen. Ihr Leben, ihr Bewußtſein, jeder Blutstropfen iſt Dank, iſt Gebet, iſt Entzücken. Sie hilft ihr, ſich aufrichten, ſie ſetzt ſie in einen Armſtuhl — da erblickt ſie erſt Blut. Sie ſchreit und verſchweigt den Schrei. Sie fragt. Konſtanze hat ſich noch nicht beſonnen. Sie gibt ihr Wein.

Konſtanze wird munter. Sie blickt mit rollenden Augen umher — ſie ſpringt auf, ſie will hinaus, fort, ſie weiß nicht wohin.

Die Mutter ergreift ſie.

„Mein Mann! Mein Mann! Wo iſt mein unglücklicher Mann? Wo iſt unſer Vater?“ ruft ſie und verbirgt ihr Geſicht an der Mutter.

Die Mutter läßt ihr Ruhe. Und endlich erſt fragt ſie ſchonend und freundlich. Und aus halben Worten ſetzt ſich die ganze That zuſammen. Sie ſieht nach der Wunde. Das Meſſer hat die linke Bruſt geſtreift, den linken Arm inwendig getroffen, und ſich gleichſam in der Höhle zwiſchen Bruſt und Arm begraben. Das Blut iſt von ſelber geſtanden. Waſſer und Wein genügt zur Heilung. Das Entſetzen,

der Schreck, die Furcht für ihr Kind hat sie in Ohnmacht gestürzt, in den Schein einer Ermordeten für ihren Mann, den Konstanze wieder fordert.

Die Mutter steht sinnen. Sie blickt prüfend sich um. Sie gewahrt.... sein Hut liegt da! — sie sieht weiter.... seine Serviette liegt halb drin halb draußen, in die Thüre zu seinem Zimmer eingeklemmt. Dahinein ist er. Sie tritt hastig hinzu. Die Thür ist von inwendig verriegelt. Sie horcht. — Kein Laut. Der Schlüssel steckt. Sie verwendet ihn, sie blickt durch das Schloß. Aber sie klammert sich an die Thür. So bleibt sie länger, als habe sie noch nichts gesehen. Aber sie hat genug gesehen. Die lebensklage Frau weiß, was sie zu thun hat.

»Er sitzt auf dem Armstuhl und schläft! fest!« spricht sie mit gewaltsamer Fassung leise zu ihrer Tochter. »Lasse ihn ruhig! Ruhe du auch indeß.« Sie ist ihr dazu behilflich. Und nach längerer Zeit erst geht sie von ihr, wie sie sagt: um einen verschwiegenen Wundarzt zu holen, einen alten Mann. Denn Konstanze glaubt in ihrer Betäubung und Schwäche sogar die Wahrheit und dem Augenscheine: ihr Mann könne sie verwundet haben liegen lassen — was sie ihm verzeiht, da sie lebt — aber er sei zu Mittag schlafen gegangen, und sie freut sich auf sein Erwachen, denn nun, ach, fast zu spät, muß er sein Glück wissen und ihres!

Glücklicherweise kommt noch zuvor Herr von Alringer, dem die Mutter nur ein Wort sagt und ihn der Tochter zum Trost hineinschickt, dann eilt sie, verschließt die Saalthür und nimmt den Schlüssel mit.

Das blasse, betretene Gesicht Konstanzens, das herzlichste Vertrauen zu einem so gefühlvollen, edlen und treuen Anverwandten, und jene gleichsam adlig gewordene Theilnahme und Bereitwilligkeit zu Hilfe und Trost: die Neugier guter Männer, ließ kein langes Verschweigen zu.

Zu Konſtanzens Worten ſetzte er das Folgende ſchon immer voraus, aus Herzenskunde, und ſetzte das Letzte, das Aeußerſte ſelbſt hinzu, deſſen Wirkung ſie ihm in dem blutigen Kleide nur zeigte. Und da er nun das von ihrer Mutter ihm zugeflüſterte Wort erſt recht verſtand, ſo erſchrack er heftig über das, was Konſtanzen noch Grauſes bevorſtand. Und um den Eindruck davon zu ſchwächen, um ſie Alles mit getroſter, im Kerne beruhigter Seele vernehmen, ja ſchauen zu laſſen, ſprach er nach einigen Gängen im Zimmer, endlich vor ihr ſtehen bleibend, zu ihr:

»Zuerſt, liebe Konſtanze, eine Freude! eine Deutſchlands-Freude! eine Europafreude! eine Erdfreude! Heut Abend in der Dunkelſtunde, vor Lichtanzünden geht wieder unſer alter Abbé, der arme Ausgewanderte zu Mozart, ach, was ſag' ich noch ſo aus Gewohnheit — zu Mozart's Witwe, und holt das fertige Requiem, das Wir beſtellt! Triumph! es iſt da! die Perle iſt ausgeboren — die Muſchel iſt zerbrochen! Wir haben richtig überlegt, daß zu Mozart's Ruhm ein ernſtes, feierliches, großes Werk fehlte! Damit war er zu überbieten — wenn Er Keins geſchrieben! Nun aber ſteht er in jedem Fach, an jedem Ort, in Kirche, Saal und Theater und Kammer, ja dem Einſamen nur am Klavier — Jedwedem gleich mit dem Werk! Die Kirche wird es bewahren in ihren heiligen Hallen, ſelber der Tod verſpricht ihm Dauer und Leben, wie es denn an unſeres theuern Kaiſers Leopold Tode, vielleicht in wenigen Wochen — im Frühling zuerſt auferſteht; die höchſte ernſte Feier verſpricht ihm Feierlichkeit; die erweichten Herzen ihm Rührung.« Und nun recitirte er einige Verſe, welche, in die Verſe Schiller's überſetzt, uns verſichern:

..... »Noch dauern wird's in ſpäten Tagen
Und rühren vieler Menſchen Ohr!
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und ſtimmen in der Andacht Chor!«

»Darum, weil du lange vorher ſchon unſern Mozart auf den Gedanken gebracht, weil ſeine ahnende Seele willig war, darum gabſt du das Kremnitzer Gold, und das Andere hab' ich noch treu bewahrt, um es heut dem Abbé zu geben, der als größter Muſikfreund das Werk wünſchte, und als Vaterlandsfreund und als frommer Prieſter den kleinen unheimlichen Gang ſo gern übernahm, weil es *ihm im Stillen* ein Requiem für die vielen unſchuldig umgekommenen Franken ſein ſollte, eine Verſöhnung, ja ein Requiem für ſeinen guten König Ludwig XVI. und ſeine Gemahlin, deren Kopf tagtäglich in größter Gefahr ſchwebt. Man hat ſich den Kopf über den Beſteller zerbrochen — als wenn es Jemand anders ſein konnte, als ein Freund der Muſik, und Mozart's Freund — oder *Mozart's Freundin*! Die, die ihm auf die edelſte Weiſe gab, und etwas empfing, *was ſein Ruhm behielt*. Denn du nicht. Und wenn nun Niemand irgendwo das Werk je aufführt, weder in Madrid, in Rom, noch in Wien, da muß jedem Vernünftigen das wahre Verhältniß als einzig annehmbar erſcheinen — Jedem bis auf die *Geiſterſeher*! Darum nimm meinen Dank für dein Geld!«

Konſtanze weinte leiſe.

Und ſo fuhr er fort, ein wahres Wort zu reden, und ſprach in ſchönem Eifer: »Und auch für das andere Geld nimm meinen Dank in Tauſender Namen — die dir nicht Dank wiſſen werden, nicht wiſſen werden, daß *du* den Dank, ihren Genuß, dir verdient haſt. Gräme dich nicht! Kränke dich nicht über wahrhaft menſchlich angelegtes und verlorenes Geld! *Es iſt unverloren*! Und wenn dein Mann darüber geſtorben wäre .....«

Konſtanze fuhr auf.

»..... oder noch ſtürbe .....«

Sie lehnte wieder ihr Köpfchen hin.

»..... ſo hätte er nur *ſeinen* Geiz, *ſein* unväterliches

liebloſes Weſen gebüßt, wie du dein mütterliches liebevolles Weſen bewährt! Ach, wie viel Kräfte werden verſchwendet! Eitel verſchwendet! Wie viele Millionen Goldſtücke werden jährlich verritten, verfahren, vertafelt, vertanzt, verſchwelgt, vergeudet, vertrunken, verleuchtet, verſtaatet! und rein weggeworfen — ich weiß nicht wohin? — in den bodenloſen Rachen eines namenloſen Unthiers gleichſam an den Galgen der Modepuppe gehangen, und ohne Nutzen davon, ohne Freude daran. Denn nicht etwa Kleider ſind Mode — auch Moden ſind Mode, Gebräuche, ja Sitten! Und ſchon kein Ernſter, Vernünftiger, kein Mann, ja ſelber kein Thor, höchſtens ein Armer, ein Neidiſcher bemerkt nur: Wie vollkommen neumodiſch ein Weib oder Mädchen angezogen geweſen. Die Männer ſehen bei den Frauen ganz Anderes als Kleider; ja ſie wiſſen ſelten oder nie, was eine angehabt, oder um, oder auf! Aber alle glauben an dieſe Luftſtimme, die herniederrufen werde mit Hohngelächter: »Höre, Jungfer Salome! Du biſt es nicht! Denn du haſt heute kein rechtes Leibband um! Die Mütze iſt aus der andern Welt! Der Schleier iſt aus Jeruſalem! Erbärmliche, fliehe! Abſcheuliche, verbirg dich! Du biſt verloren, verachtet, beſchimpft, oder, was ärger iſt, verläſtert! Oder, was das Schlimmſte iſt, ausgelacht!« Alſo ausgelacht werden iſt die größte Höllenſtrafe auf Erden für Weiber. Für arm gehalten werden, iſt die größte Geldſtrafe für Männer — denn ſie koſtet ihr Geld, ihr Vermögen! Wer aber das Auslachen der Thoren nicht vertragen kann — und mehr als nur Thoren ſind die, welche aus Mangel an Gehalt, aus Sittenverderbniß den Luxus erſchaffen und jedem ernſten, folgereichen Werke und Wirken vorziehen — der verdient: ſich und ſein Haus zu ruiniren; kein Herz, kein Gefühl für alles Wahre, Schöne und Gute in der Welt zu haben — wie der Mann, der dein Mann war.....«

Konſtanze ſah ihn erſt an; ſie hoffte ihren Mann nun beſſer, und ihre Augen verſtanden das »war" nur obenhin. Denn ſie waren nur hoffnungsfeucht.

....»Und wenn die Legionen Seelen ſolcher Menſchen denn wirklich ohne Kunſt- und Kunſtwerks-Verſtand ſind, ohne Herz für dieſe Geſchöpfe des weichſten, wärmſten Menſchenherzens, ſo ſollten ſie doch ſchon aus Frivolität oder aus Genußſucht den wahren Meiſter nicht verkommen laſſen! denn das Genie verdient noch keine Belohnung! — es ſoll ſich erſt beweiſen durch ſeine getragenen Früchte. Aber, aber, welcher Geiſt weltwürdige Früchte getragen hat, und nun erſt die größten und ſchönſten zu tragen verheißt, dem ſollte doch ein Leben geſichert ſein ohne trocknes Brot! ohne Qual um Kleider, ohne Sorge und Angſt darum: wo er wohnen, wo er ſchlafen ſoll? Was der Frau und den Kindern zu eſſen geben, die außerdem nur gleichſam die Rache für ſein Genie tragen! die Strafe des Ruhmes! und elender bei ihm leben als bei einem Tagelöhner! Alſo Er ganz erbärmlich, und immer umſonſt ſich heimlich erbarmend. Denn der ächte Künſtler beſteht darauf: Von dem zu leben, was er kann, wie der Beſenbinder vom Beſenbinden. Anderes Brot kann er nicht verdienen, mag er nicht — ja er mag überhaupt nicht Brot verdienen. So erhaben denkt ſelber ein Mahlmüller! Ja der Eſel, der den Sack trägt, denkt nicht an Brot verdienen — mit himmliſchem Recht, und unſterblichem Adel!...."

Konſtanze lächelte lieblich.

....»Aber, wer denkt nobel für Noble? denn die Meiſten bedenken gar nicht, daß die geiſtigen, ſchönen Kunſtwerke gleich Lilien und Roſen, doch aus der ſchwarzen Erde wachſen! daß der noch ein Menſch iſt mit Mund und Magen, der ſolche Werke in Haupt und Herzen trägt! Und in einem Haupt und in einem Haupt und Herzen,

das ſich wie Roſen und Lilien, eben nicht um Brot und Kleidung kümmert, weil es zu treu, zu vertrauensvoll, zu rein und groß für ſolche Sorgen iſt — die doch Niemand für ihn übernimmt: als die arme Frau mit ihren Thränen! und die Kinder — mit ihrer Entbehrung! Und obenhin angeſehen, macht ſolche Marter und Pein den Menſchen die größte Ehre!"

»Ehre?" frug Konſtanze, »die größte? —

»Ja! denn ein großes Genie ſcheint mit Recht ein reicher König! ja reicher! denn er bedarf keiner Abgaben des Armen, um geiſtreich zu ſein. Er ſelbſt iſt ſein Schatz. Und dieſe Erhabenheit verblendet grade die ehrfurchtsvollſten Seelen: einem Mozart, den ſie beſtaunt haben — einige Gulden anzubieten! So müßte das größte Wunder in der Welt — ein neugebornes Kind, dieſe göttliche Gabe — verhungern, wenn eine mütterliche Seele, ſeine Mutter nicht wäre! Alſo die mütterliche Liebe überall in der Welt, oder getroſt herausgeſagt: wenn die Liebe nicht wäre! Und wer iſt die immer treue Liebe? — das Weib! Denn die Andern, die eines Künſtlers wunderlichen Zuſtand fühlen, die ſind eben auch reiche Herzen — arme Leute, ihnen ähnlich! — und haben nicht Geld. Und die Geld haben, die fühlen nichts, oder wollen nichts fühlen, oder ſie tragen heimlichen Neid und denken: Siehe, du berühmter Engel, du geprieſener Halbgott, Wir können dich doch darben laſſen, daß du in abgetragenen, unſcheinbaren Kleidern einhergehen mußt, und mit deinem abgegriffenen Hut unſern neuen Kaſtor bewundern, unſer warmes Zimmer, unſern Staatswagen und Pferde, wenn du im Regen fadennaß, beſpritzt an uns vorüberſtreichſt; ja unſern Hund beneiden, oder doch an ſein gutes Schickſal, ehrlich zufrieden, denken. Noch Andere, die erhabenſten und edelſten Seelen, gönnen aus einer Art himmliſcher Schadenfreude dem Künſtler ſeine Leiden; nicht,

wahrlich nicht, damit er leide, ſondern, damit er ſich hoch darüber erhebe, die Leiden verachte, die jämmerliche kurze Welt verachte, und ſich in ſeine reine, bedarfloſe Welt zurückziehe, und als Menſch faſt übermenſchlich zufrieden und heiter ſei. Denn es ſollte einmal ein erfahrener, gefühlvoller Dichter darſtellen, wie viel hohe Genüſſe der Kunſt ein Menſch haben kann, wie viel ſchöne Gemälde und Marmorbilder ſehen, welche bezaubernde Muſik hören — alles noch nüchtern und ohne hungrig zu werden! Wie viel er Gutes thun kann, wie viel Genüſſe des Lebens und der Natur er haben kann: welche ſchöne Gegend mit prachtvollem Abendhimmel, mit Sonnenuntergang und Mondaufgang, wie viel Seligkeit ihn durchwallen kann aus ſeelenvollem Geſang, aus einem treuen liebenden Auge — Alles mit Einem Kreuzer trockenes Brot im Leibe. Und ich würde die kurze, aber ewige, dieſe traurige und doch göttliche Geſchichte nennen: — »Wie viel Himmliſches kauft ein Genie mit einem Kreuzerbrot?....«

»O wie erfreueſt du mich durch deiner Worte wahren und ſchönen, erquicklichen Sinn!« ſprach Konſtanze. »O wie reich iſt da immer jede wahre Künſtlerſeele! und o wie reich iſt da Mozart geweſen! Denn Mangel — mangelte ihm. Aber ihm mangelte auch des Lebens Freude, die Freude an Leben und Welt und — ihr Dank!«

»Du ſprichſt wohl!« verſetzte der Freund. »Den Dank erleben wenige; ſie müſſen ihn voraus träumen. Siehe, ein kleines, liebes Kind hat auch alles Nöthige!.... und doch beſchenkt es die Mutter mit Gaben, zum heiligen Chriſt, zu ſeinem Namensfeſte, oder wenn ſie ſonſt woher nach Hauſe kommt. Die Mutter kennt die Freude: über Freude! Und die Künſtler ſind die ewigen Kinder der Menſchen. Das Volk nimmt aber keinen Theil an den Künſtlern ſelber, nur an ihren Werken

und Vorſtellungen. Das Volk iſt aber wiederum ſelbſt ein millionenfaches Kind, das ſeines Vaters Haus, ſelber ſeine Spielſtube, die Erde, nicht beſorgen kann. Wie das Leben ſelber, ſoll ihm Alles vom Himmel beſcheert ſein ohne Gedanken und Sorge. Das Volk iſt nicht der Hirt des Volkes, nicht der alles, allen einzelnen und gemeinſam, Nöthige überſchauende, verſorgende Vater, ſondern eben nur die Kinder. Und die Menſchen, die da Anſehen, Einfluß und Geld und Wohlwollen haben, die eben bedenken nicht immer ſo lebhaft und klar: daß Freude das größte Glück, alſo der größte Nutzen, das Ende von allem Liede und Leide iſt; — und jedes Ende muß doch, wie das Jahr, ſchon früh und immer in ſeinem Verlaufe mit ſeinen Blumen erſcheinen, wie die Sonne am Nebeltage doch machmal hindurchſchimmern und hervorblicken muß, den Menſchenkindern zum Zeichen: »Ich bin ja da!« Und dann bedenken und glauben Jene nicht innig genug: Wie viel Freude und Troſt Ein einziges vortreffliches Kunſtwerk eines wahren Meiſters in der Dauer ſeines unberechenbar langen Lebens, ſeines vielfachen Lebens hier und dort und oft an hundert Orten zugleich durch ſeine Allgegenwart den Völkern der Erde gewährt! wie ganze Städte darüber allen ihren Stadt-, Land-, Welt- und Hausjammer vergeſſen, und in der ſchönen Welt der Kunſt, in dem zauberiſchen Himmelreich leben, und darin geſtärkt wieder daraus in ihren irdiſchen Schafſtall nach Hauſe ſchweben, und aus Geiſtern wieder Menſchen mit Händ' und Füßen, mit einer Frau am Arme werden und mit einem kleinen Geldbeutel in der Taſche! Wie ſie noch ganz verblüfft und verhext ſich an ihren, wie im Traume daſtehenden Tiſch ſetzen und einander ſo fremd anſehen, als wären ſie es nicht! Iſt etwas Wunderbares in der Welt, ſo ſind es die Bewohner einer Stadt, die aus einem Trauerſpiel oder einer Symphonie durch die mondbeglitzerten Gaſſen nach Hauſe

trampeln, wie Leichenträger vom Begräbniß eines Heiligen, die ſich über ihre ſchwarz hingetuſchten Schatten wundern, und den Nachtwächter mit ſeinem Horn und Lied nicht begreifen, der plötzlich aus der gemeinen Welt in die außerweltiſche Geiſterſchar hereingrüßt und ſpricht: »Schönen guten Abend, hochweiſer Herr Bürgermeiſter!« und ein Stück weiter: »Wohlſchlafende Nacht, hochedler Herr Stadtrichter!«

»Das kenne ich!« lächelte Konſtanze.

»Dann machen ſie grade die Apotheke zu — dieſes Auswanderungs-Bureau, welches das Sonnenreich und Todtenreich vermittelt, und zwei Welten mit — Einer Pillenſchachtel beweiſt! Kurz, ſelber die Wohlwollenden bedenken das nicht; wie auch das nicht: daß ihr vornehmer, oder ſprachrichtig vornehmender Zuſtand mit Paläſten und Feſten und Equipagen und Jokei's auch nur eine Art natürlicher Erd-Magie iſt, auch eine Art von Volks-, Kunſt- und Gunſtwerk! für welche die Zuſchauer das Entrée bezahlen. Und wie freudig und gern die Zuſchauer in den tauſend kleinen Städten zu hohen Vermählungen, hohen Leichenbegängniſſen, hohen Kindtaufen, hohen Nieder- und Wiederkunften aus fernen Landen, von Reiſen und Kriegen ſich drängen, um eine Pracht doch mit anzuſehen, die ihnen Allen ſonſt nicht vor Augen kommt, und auch nur geſehen, ihr Herz über die reiche ſchöne Welt entzückt und befriedigt! Und es würde allerdings der Schauluſt und Bauluſt der armen Weltzuſchauer die angeſtaunteſte Erſcheinung, das ſchönſte Tableau mit beweglichen Geſtalten fehlen, wenn einſt, einſt, einſt, was Gott verhüte! nicht mehr Grafen und Herrn, Comteſſen und Baroneſſen wären, oder kein Menſch mehr nur ſo hieße, und dieſe glücklichen und beglückenden Perſonen mit ihren Villen und Prachtgebäuden auch in das große Welt-Antiquitätenbuch von einem neuen großen Montfaucon mit Kupferſtichen

gehörten, worin ſie gleich nach den Göttern und Göttinnen der größern und kleinern Völker kämen, hinter Jupiter, Juno, Venus, Apollon, Minerva, Vulkan und Hebe und Konſorten! So wie deren Wohnungen, die Tempel, meiſt auch nur noch abgemalt zu ſehen ſind im Pococke, in Stewart und Revett und andern ewig wichtigen Werken! — Eins aber behaupte ich: »Brot und Schauſpiele" iſt nicht nur ſo einmal das Wort der Cäſaren in Rom geweſen, ſondern das bleibt aller Völker Fürſtenwort. Das heißt aber nicht: Wort bleiben, und aus dem Barbariſchen der alten (wenn auch durch einzelne Vaterlandsthaten nicht verächtlichen, ſondern nur überhaupt abſcheulichen Völkermörder der Römer) in unſere Sprache überſetzt, heißt das Wort: leibliches Wohlbehagen und geiſtige Freude! Leben und Kunſt! Und ohne Künſtler kein Kunſtwerk, wie kein Brot ohne Bäcker. Die Bäcker machen den Backofen, ſie ſpeiſen die Mühlen. Ohne die großen Künſtler keine kleinen, keine Nachahmer, Ableger, keine Flora! wie ohne Bauherrn keine Körner. Denn was ſind Backöfen? Mühlen? Was ſind prachtvolle Theater? vortreffliche Orcheſter? Chöre von Virtuoſen? — Nichts: ohne! Ein ſchöngeſchmücktes Theater iſt nur — ein unfruchtbares Thier! ein wahres Maulthier — denn es bringt Nichts hervor! Aber das begeiſternde Kunſtwerk, das rührende Trauerſpiel, die hinreißende Symphonie erbaut, wie die Schnecke ihr Haus, neue Theater und erhält die alten am Leben und ſchützt ſie vor ihrem Verfall. Die Kunſtwerke ſchaffen die Muſeen, Gallerien, Theater und Bibliotheken, und die Meiſter der Kunſt ſchaffen die Kunſtwerke, alſo ſchaffen ſie die Theater, Muſeen und Gallerien! und alſo muß das Volk die Künſtler nicht ſchaffen ..... ſondern, wie ein weiſer Gärtner vom Perkeo unaufhörlich Blumen hervorlockt durch Abnehmen

der aufgeblühten Sproſſen, ſo müſſen die guten Geiſter des Volkes ſchon vereinigt, oder ſich vereinigend vom Meiſter die Werke hervorlocken, ihm Ehre und Freude geben, ſo ſingt er wie die Lerche in Wolken — die nicht vor Hunger und Elend zum Himmel flattert — und ſo hat der bewährte Meiſter, das erkannte Genie, auch Brot — und ſingt wie die Nachtigallen, mit einem paar Mehlwürmern im Leibe, ganz himmliſch — nicht wegen und für und aus den Mehlwürmern, ſondern blos hunger- und kummerlos! Und bloßes liebes Brot iſt die ſchwarze Erde, in der des Künſtlers Roſen und Lilien wurzeln, daß ſie ſein Geiſt ſo ſchön bilden kann, wie Himmel und Sonne die Blumen. — Aber o weh! o weh! — O ihr zu entzückenden Italiener! — Raphael hat ſollen Kardinal werden! Was hat ſollen Mozart werden? Haſt du was gehört? Doch, was er geworden iſt, weiß ich: ein abgebrochener Fruchtbaum. Doch nein! er iſt Mozart geworden. Eben ſo recht herrlich. Denn — indeſſen hilft hie und da eine gute Seele, meiſt ein Weib, einem großen Künſtler heimlich fort, ſo daß er doch, ſo lange er lebt.... oder ſo kurz, nicht darbt, und doch glaubt bei Menſchen zu ſein! Denn wer in aller Welt fühlt mütterlicher als ein Weib, die in ſchöne menſchliche Geſtalt zuſammengeronnene, ſorgliche, liebevolle Natur, die nichts opfert, wenn ſie ihr Alles hingibt — ſondern Alles gewinnt und genießt, was ſie gibt, und ihr Herz bewährt, ihre Liebe ſchürt wie ein heiliges Feuer, und ſtille Freude und Seligkeit genießt — und ſüße Thränen weint — ſo wie du! Denn ich höre dich weinen, ob du mir gleich dein Geſicht verbirgſt! — Ein gutes Weib in Nürnberg erbaute den ſchönſten Lorenzthurm durch ihr Geld — du haſt Mozart Hand gelangt: ein Thurm zu werden. Du haſt geſehen, wer er iſt, und wer er ſein wird für Millionen. Darum biſt du eingetreten ſtatt ſeiner künftigen Zuhörer, die noch nicht

leben, alſo Ihm noch nicht danken können! Verzeihe, du biſt ſo dumm nicht, blind und reich zu ſein — ohne Kunſtſinn. Und fruchtender Kunſtſinn iſt Künſtlerſinn und Künſtlerliebe. Du, wie du hier vor mir weinſt in deinem olivengrünen Kleide mit dem ſchwarzen Haare, dem ſchneeigen Nacken, der blutigen Bruſt und den eingehüllten Armen, wie eine eingeſchüchterte, roh angegriffene Sinnpflanze, ſo biſt du unſterblich mit Mozart! Man wird deinen Namen nennen im Volke *). Denn es bleibt Nichts verſchwiegen, und die Menſchen ziehen mit edlem Eifer geheimes Edle ans Licht, und freuen ſich noch über Todte und ihre ſtarren Hände, die ein edles Werk gethan — und verſchwiegen, und keinen Dank begehrt. Und Wolfgang hat das Geld nicht verſchwelgt, wie Raphael oder wie Mengs. Und ſo freue dich der Zeit, wo darauf geachtet wird: Was dieſer oder jener Meiſter für Werke ſchaffen kann, und wo dann die greſien und kunſtliebenden Reichen, oder nur ganze Städte, ganze Vereine, viele hundert Arme, die einen Reichen vorſtellen, bei dem Meiſter Werke beſtellen, wie es die vortrefflichen Päpſte bei Malermeiſtern gethan, wie es mancher italiſche Fürſt nachgeahmt — wie Wir es nachgeahmt und vorgemacht haben mit dem Requiem. Die Künſtler fördern, heißt die Kunſt fördern; die Kunſt fördern heißt: die ſchöne Welt erbauen und Jahrtauſende Völker entzücken und veredlen. So wird ein Volk berühmt und groß und unvergeſſen! Geiz und Knauſerei an Ehre, an himmliſchem Weſen und Wonne beſtraft ſich ſelbſt, und tödtlich! Denn ..... wenn auch dein Mann todt wäre... du nähmſt dir mit Unrecht ſeine Worte und Werke an... du würdeſt nur um eben dieſes ſein engherziges Weſen leiden — um ſeine Buße, um ſeine blinde Seele..... die nun beſſer ſeh'n wird — denn Konſtanze!

*) Das Verdienſt ſteht einem Wiener zu.

ſei ſtark! ſei gerecht! Weine! traure — aber begrab' ihn.... denn er iſt todt! Wie anders könnt' er ſonſt ſchlafen nach ſeiner That an dir, die du ihm vergeben, die deine gute Seele nicht mehr weiß, und verſöhnt noch glaubt: er kann ſchlafen! — Und er ſchläft! Ich mußte dir es vorher ſagen, ehe du es nun erſchütterter ſäheſt! Darum komme hinweg — denn ſie kommen!"

Konſtanze war ſchon aufgeſprungen, und nach der verriegelten Thür geeilt. Da ergriff ſie der Freund, ehe ſie zu Boden ſank, dämpfte ihren Schrei und führte die Händeringende zu ihr Zimmer.

Und ſo ſahen ſie nicht, was geſchah: Konſtanzens Mutter ſtieß den Schlüſſel in die Thür. Zwei Herren kamen mit ihr, und ein blinder Schloſſer, der die Bänder eines Flügels von der verriegelten Thür löſ'te und dann entlaſſen ward. Die Herren, deren Einer ein Arzt war, gingen zu dem Todten, der ſich, ſitzend im Armſtuhl, die Kehle durchſchnitten, und in ſtarrer, heruntergeſtreckter Hand das Raſirmeſſer noch feſthielt. Sie ſahen das Blut; das blutige Tiſchmeſſer im Speiſezimmer; ſie kamen ſchweigend und mitleidig zu Konſtanzen, und ſahen, daß ſie verwundet und blutig war, und frugen Einiges ſtreng in der Form. Der eine Herr ſetzte ſich dann freundlich zu ihr, nahm ihre Hand in ſeine Hände und ſprach:

„Hier iſt Nichts, oder Niemand zu beſtrafen — die Todten gehen frei aus überall. Um wie viel mehr nicht die Lebenden? Warum ſoll ſeine ehrenwerthe große Familie von ſeiner bedauernswürdigen That doch heimlich erſt bei Theren beſchmitzt werden? Ich werde ſein ſtilles Begräbniß vermitteln. Und wenn das Ihnen ein Troſt iſt, unſchuldige, gütige, gnädige Frau, ſo lieben Sie ihren Mann fort, denn er hat bereut und gebüßt: Ihnen ein Leides gethan zu haben! Das hat er nicht ertragen! Und leben Sie — bedauern Sie ſeinen Irrthum: „Sie wären todt!" Und

wenn Sie nicht lieber wirklich todt ſein wollen — ſo danken Sie Gott! — und ehren den Todten.“

So ſchieden die Männer, von der Mutter, getroſter und dankbar, begleitet. Und ſie ſelbſt entfernte die Teppiche, durch die, mit Wachstuch unterzogen, nichts durchgedrungen war, und die keine Blutſpur hinterließen; und ſie ſelbſt beſchickte nothdürftig zuerſt den — vom Schlage getroffenen Todten. Dann berief ſie die Mädchen wieder ins Haus, die indeß in Mozart's Hauſe bei der Schweſter geweſen, und gern und weinend wieder zu ihrer gütigen Frau kamen. Und ſo ward das Leichenbegängniß beſchickt.

Am Abend kam der gute alte Abbé mit Alringer, und brachte die Partitur des Requiems. Ein Ruhm Mozart's, alſo ein Troſt. Und doch eine Wehmuth ohne Gleichen für Konſtanze. »Es iſt in der Trauer und der Verwirrung und Angſt glücklich abgelaufen! Niemand hat den Forderer gefragt, wer er ſei! Niemand iſt ihm nachgeſchlichen. Aber wozu auch! Es muß ja jemand Bekannter, es muß Jemand in Wien ſein! Wie hätte er ſonſt ſchon den Tag von Mozart's Abreiſe nach Prag zur Aufführung des »Titus“ wiſſen und grade erſt zu ihm an den Wagen treten können! Nur die Nachwelt legt Mährchen in die Klarheit des Vergangenen.“ So ſprach der erſt ſechsunddreißig Jahre zählende Dichter; aber auch ſchon den Keim des Todes im Herzen, feierte er mit Konſtanzen über den Blättern der heiligen Todtenmeſſe die Feier von Mozart's Tode und ſeinem Tode mit der frömmſten Andacht; und die missa: pro defunctis Requiem gab ihnen ſelber Ruhe und himmliſchen Frieden. Auch für ihren Mann hatte Konſtanze Ruhe und Frieden erbetet, und ſie wollte ſich dennoch wieder anklagen — als das, von ihr am Tage für das Kind, halbgelöſete Bild von Mozart jetzt um Mitternacht von der Wand fiel, und das Geſicht, grade dem Glanze des Lichtes gegenüber, erhellt, ſie mit ſeinen getroſten ſchönen Augen anſah.

Da ſchlugen ſie das Heft zu und ſchieden.

Am dritten Abend nun, als ihr Mann im Sarge lag, von Gueridons umſtellt, und ruhig und freundlich zu lächeln ſchien, als Konſtanze es kaum länger ertrug, in ſeiner geiſtermäßigen Gegenwart, als das Scheinbild des Lebenden nicht aus dem Sarge ſtieg — und als Todter auch nicht verſchwand, ſondern als ein erſtarrtes, zu Stein gewordenes Schrecken, mit jedem Hinblick ihr herzbeklemmender ward — da floh ſie gleichſam in Mozart's Haus.

Schwarz angekleidet, ſchwarz verſchleiert und Keinem kennbar, wenn er ihr nicht mit Kerzen unverſchämt in das Antlitz geleuchtet hätte, ſtieg ſie mit laut ſchlagendem Herzen die Stiegen empor, und trat durch den Verſaal und die offene Thür in das Zimmer, wo ihr Mozart, in ſeinem Sarge liegend, entgegenſchimmerte. Unter den vielen, Wachsfiguren gleich, ſchweigenden Beſuchern und Abſchiednehmern des plötzlich noch einmal ſo berühmten Todten, vermochte ſie ſich zu verbergen. Sie trat an die linke Seitenwand, lehnte ſich an, und die Wand ſchien ihr noch zu wanken, und das Zimmer mit den Kerzen um den Sarg ſich zu drehen; denn ſie ſah feurige Lichtkreiſe vor ihren Augen, und ſchloß ſie; worauf ſie noch unheimlichere Dinge ſah. Aber um zu ſehen, war ſie den ſchweren Gang gegangen, und ſo ſchlug ſie endlich wieder die Augen auf. Jetzt ſtaunte ſie, geſammelt und feierlich, auf das höchſte Wunderbare und tiefſte Geheimnißvolle bereitet, auf das Antlitz ihres Freundes, und allmälig trat er ihr wie aus Duft, mildglänzend hervor.

Da ſtrich Ehren-Schikaneder an ihr vorüber, und ſie ward munter. Und nun ſah ſie erſt den verhangenen Spiegel! das auf ewig zugeſchloſſene Klavier! Zwiſchen der Eingangsthür und der Thür zu dem Nebenzimmer ſaß in bürgerlichen Trauerkleidern, die ſchöne goldne Haube der Bürgerfrauen auf ihrem geſenkten Kopfe, die Ehefrau

Joſeph Haydn's, die Perrückenmacherstochter, die der ehrliche Mann aus Dankbarkeit zum Weibe genommen, und die aus Nervenſchwäche ſonſt immer eine Feindin aller andern als Leiermuſik war, beſonders die heftigſte Widerſacherin der ſchweren Akkorde und Diſſonanzen ihres Mannes, des größten originellen Erfinders darin. Hier dem todten Meiſter gleichſam zu Füßen ſitzend, ſchien ſie die duldſamſten Vorſätze gefaßt zu haben; denn ſie ſagte mit wahrer Liebesangſt einer durchaus wahren, ernſtlichen, redlichen Frau, zu Mozart's Witwe, die noch ſo jung und in ihren ſchwarzen Kleidern noch rührender ſchön, den kleinen Sohn mit dem Trauerflor um den Arm, an der Hand ſich feſt hielt: »Ich werde meinem Joſeph ſchreiben laſſen, er ſoll gleich nach Hauſe kommen aus dem neblichten England! Er kann mir ſterben, und ich kann nicht einmal ſeinen Tod davon haben, wie doch Sie, Frau Kollegin, nur den ſchwarzgeſiegelten Brief! Was hilft Reichthum! Und nun iſt er doch der größte lebende Meiſter und kann es noch höher bringen und alt werden. Denn, meine liebe Frau Kollegin, Sie wiſſen wohl auch, ſo ein eingefleiſchter Muſikant hat immer die Seele voll Geigen! oder wollte ich ſagen, den Himmel. Man wird ganz ſelber mit verdreht! Einen Perrückenmacher hört man im Leben nicht! Ein Schmid hätte mir aber noch ärger getobt! Gott ſei geprieſen! Er lebt! Mag er doch leben! Jede Creatur ſingt, wie ihr der Schnabel gewachſen iſt. Die ſingen und ſpielen — und wir reden und kochen. Der Herr hat Alles wohlgemacht! Gott ſtärke Sie nur, und gebe Ihnen bald wieder einen Mann, einen Vater für den armen kleinen Schelm! Ach, wenn ich nur einen ſolchen lieben Buben gehabt, da wär' Alles anders!

Dieſe Worte trieben Konſtanzen fortzugehen. Sie überblickte zum ewigen Andenken den Kreis — da ſaß Salieri, Mozart's Todfeind, keine Miene verziehend —

da ſaß der brave, ehrenwerthe Kapellmeiſter Joſeph Heidenreich, der eigenſinnige, von Noth unbezwingbare, heitere Mann — da trocknete ſich Cimarosa die Thränen — da weinte Wenzel Müller wie ein Kind, nur heimlich — da ſprach der Abbate da Ponte mit Metaſtaſio — und da lag Mozart wie ein gefallenes Meteor, und die Gegenwart des Todten legte Allen Ehrfurcht auf. Und ſie dankte ihm noch für Alles, ſie nickte ſeinem ſchönen, ruhevollen Geſicht gute ewige Nacht zu, und eilte hinweg.

Am andern Tage wurden zwei Todte hintereinander begraben: Mozart voraus. Ihr Mann hinter ihm. Sie wußte, was das bedeutete. Und als ſie einſam nach Hauſe fuhren, ſagte Alxinger der Freundin Mozart's zum Troſte über ihren, wie durch Mozart verlorenen Mann, die von ihr jetzt klar und tief und ſüß verſtandenen Worte:

Am Schönen nimmt das Weib
Mit ihrem Herzen Theil!
Sie ſieht es als den Menſchen,
In deſſen Buſt es wächſt,
Der ſtill darüber ſtirbt,
Wie Muſcheln an der Perle.
Sie aber lohnt der Muſchel,
So lange ſie noch lebt
Schon mit dem hohen Preiſe
Der wunderbaren Perle,
Beſchämt die Mächtigen,
Beſchämt die Reichen alle,
Und liebt doch nur das Schöne!
Und iſt doch nur das Weib!

Gedichte

von

Paul Friedrich Walther.

1.

Der Hügel im Abendſchein.

Ein Hügel glänzt im Abendſchein,
Umgrünt von Rosmarin,
Der Hügel ſchließt mein Liebſtes ein,
D'rum zieht mich Sehnſucht hin.

Ich ruhe gern am Hügel aus,
Bin meinem Liebſten nah,
Den, wenn er gleich im Leichenhaus,
Ich hier im Geiſte ſah. —

Im Leben bin ich ſcheu und irr,
Und ſtürmiſch ſchweift mein Blick;
Ihn hat getrübt der Welt Gewirr, —
Und nahm mir all' mein Glück;

Am Hügel bin ich weich und mild,
Bin liebevoll und gut,
Da küß' ich meines Liebſten Bild,
So in dem Hügel ruht.

2.

Punſchlied.

Stoßet an die Becher mit Punſch,
Denke ſich Jeder den liebſten Wunſch,
Und es werde der Wunſch zur Wahrheit.
Punſch iſt Waſſer vom Quelle der Klarheit,
Zucker mengte die Liebe hinein,
Lebensluſt die Orange,
Witz noch preßte Citronen d'rein,
Rhum iſt Geiſt der Melange.
Stoß't d'rum an, und trinket mit Luſt,
Punſch erwärmt die erkaltete Bruſt,
Punſch iſt Brecher der Sorgen,
Grüßet beim Punſche den Morgen!

Am Grabe Nikolaus Krufft's

von

Ritter v. Levitschnigg.

Ich ſtand an einer alten Kirchhofsmauer —
Auf fahle Wieſen, erntereife Saat
Fiel dicht des Wetters letzter Regenſchauer
Wie Thränen über eine böſe That.

Spätſommer war's. Verwelkte Blumen lagen
In ihren Beeten ohne Schmelz und Duft;
Die letzte Nachtigall zog ſturmgetragen —
Ein ſcheuer Wand'rer — durch die ſchwüle Luft.

Ich ſtarrte düſter auf die öden Thale,
So wie mein eig'nes Herz des Blühens ſatt;
Die Bäume weinten auf die Leichenmahle
Als bleiche Zähre ihr vergilbtes Blatt.

Noch war es nächtig auf der Friedhofſtätte,
Doch auf die Berge ſank das Morgenroth,
Als ob ſich dort der Lenz verblutet hätte,
Als ihm der Sommer raſche Flucht gebot.

Was aber duftet dort im grünen Moſe
Am eingeſunk'nen, alten Leichenſtein?
Sprecht, warf der Frühling ſeine ſchönſte Roſe
Auf eines lieben Freundes Todtenſchrein?

Dann hat er ſie auf ſeiner Flucht vergeſſen. — —
„Vergeſſen", rief der ferne Widerhall;
Da wußt' ich klar, es ſei das Grabmahl deſſen,
Den man einſt hieß — die deutſche Nachtigall.

Alte Lieder*).

Mitgetheilt

von

J. V. Kaltenbaeck.

1.

Er hat zwei klare Aeuglein,
Und einen rothen Mund,
Mein Herz hält er gefangen,
Nach ihm steht mein Verlangen
Zu jeder, jeder Stund.

Der Mai iſt uns vergangen,
Das acht' ich wahrlich klein,
Ich weiß kein größ'res Leiden,
Denn daß ich ihn muß meiden,
Den Allerliebſten mein.

2.

Habt Acht, ihr jungen Mägdelein
Seid wohl auf euren Hut,
Traut nicht den jungen Geſellen
Mit allzu raſchem Muth.
Sie gleichen den Waldvögelein,
Sie ſingen und pfeifen gut,
Und ruhen nicht im Abendſchein
Und nicht bei Morgenroth,
Bis daß ſie uns gefangen —
So ſingen ſie alle zu todt.

*) Nach einer Handſchrift des XVI. Jahrhunderts im Archive zu Wittingau.

3.

Wohlan, wohlan von hier ich muß,
Das Glück gab mir den Scheidekuß,
So war es mir gemeinet,
Ja manchem Herzen thut es weh,
Daß mir die Sonne ſcheinet.

Sie haſſen mich und ſind mir gram,
Weil Liebe mir in's Herze kam;
Doch mag ſie Unluſt treiben,
Hältſt du an mir nur Süßer feſt,
Dein will ich ewig bleiben.

Das Reden mir verbot ihr Groll,
Das Sehen ich auch laſſen ſoll,
Gedanken ſoll ich meiden;
Das kann nicht ſein, dieweil ich leb',
Und ſollt' ich darum leiden.

4.

Ich hab's gewagt, friſch unverzagt,
In rechter Lieb' und Treue,
Nun halte du in Wahrheit zu,
Daß es dich nie gereue.
Ich will für immer bleiben dein,
Bedenk' es wohl, ob du willſt ſein
Der Allerliebſte mein.

5.

Behüt' dich Gott zu jeder Stund'
Ich merk' wohl deinen Sinn,
Du ſchwebſt in meines Herzens Grund,
Wie fern ich dir auch bin.
Ich mein' es nicht vermeſſen,
Die Treue ſprach das Wort,
Ich kann dich nicht vergeſſen,
Und Gott iſt hier und dort.

Joſeph Haydn.

Sólo á tu nombre, Haydn prodigioso,
Las Musas concedieron esta gracia
De ver tan nuevo siempre — —
(*La Musica, Poema por D. Tomas de Iriarte.*)

Nahe an der ungariſchen Gränze, unweit des Städtchens Bruck an der Leitha, liegt der freundliche Marktflecken Rohrau. Vor mehr als einem Jahrhundert hätte wohl kein Dörfling geahnt, daß in dem heimiſchen Gehölze eine Nachtigall ſchlagen werde, deren Lieder noch jetzt von den Kreidefelſen Albions ſo laut widerhallen als von den öſterreichiſchen Bergen. Ein ſchlichter Wagner, Mathias Haydn, Vater von zwanzig, in zwei Ehen erzeugten Kindern, ſchenkte dem unermeßlichen Reiche der Tonkunſt — einen neuen Fürſten. Als Wanderburſche das grüne Deutſchland bis Frankfurt am Main durchſtreifend, klimperte der rüſtige Wagnergeſelle auf der Harfe ſo gut als es gehen wollte, und verſang ſeine Grillen in vaterländiſchen Liedern. Dieſe Gewohnheit behielt er auch in ſpätern Jahren bei, als er bereits Meiſter, Marktrichter in Rohrau, und Gatte eines redlichen Weibes geworden, welche früher bei der Herrſchaft des Ortes gedient hatte, und ihren ſechs Knaben ein ſchönes Erbtheil — Reinlichkeit, Fleiß und Ordnung hinterließ. Der älteſte Sohn Joſeph, geboren am 31. März 1732 — nicht am 30. März, wie der Landſchaftsmaler Dies behauptet, noch am 1. April, wie es die Grabſchrift des Tonkünſtlers zu Rohrau irrig angibt —, mußte wie ſeine Brüder die Lieder ſeines Vaters lernen, und ſeine Kehle für den Geſang bilden. Eines Tages gab Meiſter Mathias und ſeine Ehehälfte ein Concert, freilich nicht wie ſpäter ſeine Söhne vor den Lions der eleganten Welt, nein, ganz beſcheiden vor einem — einzigen Zuhörer. Dieſer Zuhörer war ein entfernter Verwandter der Haydn'ſchen Familie und Schulrektor in der Stadt Hainburg. Der fünfjährige Joſeph ſaß neben den Eltern, und begleitete die Tenorſtimme ſeines Vaters, indem er mit einem Stäbchen ein Stück Holz ſtrich, das er in ſeiner kindiſchen Einfalt für die

wundertönigſte Amati halten mochte. Dem Schullehrer fiel es auf, daß der Kleine ſo richtig Takt halte; er ſchloß auf eine bedeutende Anlage zur Muſik, und rieth daher den Eltern, den Knaben nach Haimburg zu ſchicken. Die Ausbildung ſeines muthmaßlichen Talentes, meinte er, dürfte ihm die Ausſicht eröffnen, mit der Zeit »ein geiſtlicher Herr« zu werden. Die Vorliebe und Ehrfurcht vor dem geiſtlichen Stande, welche der Marktrichter und ſeine Ehehälfte mit allen Landleuten theilten, beſchleunigte die Befolgung des freundſchaftlichen Rathes, und ſo kam Joſeph in ſeinem ſechſten Jahre nach Haimburg. Er erhielt dort Unterricht im Leſen und Schreiben, im Katechismus, im Singen und faſt in allen Blas- und Saiteninſtrumenten, ja ſogar im Paukenſchlagen. Joſeph mochte ungefähr drei Jahre in Haimburg verlebt haben, als der Hofkapellmeiſter und Muſikdirigent in der St. Stephanskirche zu Wien, Reuter oder Reutter, ſeinen Freund, den Dechant zu Haimburg beſuchte. Der talentvolle Knabe mußte vor ihm ſingen, und ſiehe da, der unſterbliche Tondichter der »Schöpfung«, deſſen Töne in ſpätern Jahren mit Guineen aufgewogen wurden, erhielt für einen gelungenen Triller — einen Sietzehner. Auch ertheilte ihm Reuter den Rath, fleißig die Tonleiter zu ſingen, um ſeine Stimme rein, feſt und geläufig zu bilden. Joſeph benützte dieſen Rath, allein weder ſein Schullehrer noch irgend eine Perſon im Städtchen kannte die Regeln des Solfeggio. Das alte Do Re Mi Fa So La war Lehrern und Schülern ſo bekannt, wie etwa unſern Zeitgenoſſen die Dörfer im Monde. Zum Glücke braucht das Genie keinen Wegweiſer; es findet die Pfade der Erkenntniß von ſelbſt. So erfand ſich auch Haydn die natürlichſte Methode, ſang täglich ſchlichtweg C D E F G u. ſ. w. und machte als ſein eigener Lehrmeiſter ſo erſtaunenswerthe Fortſchritte im Geſange, daß ihn Reuter als Chorknaben in das Kapitel zu St. Stephan aufnahm. Der Unterricht im Kapellhauſe war jedoch ein rein praktiſcher, und bis auf zwei Lektionen in der theoretiſchen Muſik, welche Reuter dem neuen Zöglinge in einer Stunde beſonderer Herablaſſung ertheilte, ſchöpfte Haydn ſeine Vorkenntniſſe durch das eifrige Selbſtſtudium des vollkommenen Kapellmeiſters von Mattheſon und des gradus ad Parnassum von Fux in deutſcher und lateiniſcher Sprache — eines Buches, das er noch im hohen Alter als klaſſiſch rühmte. In dieſe Zeit fällt auch der Antrag des Vorſtehers im Kapellhauſe, den jungen Haydn ſopraniſiren zu laſſen. Zum Glücke wollte der alte Wagnermeiſter durchaus keinen Kaſtraten

zum Sohne haben. Joſeph wagte ſich ſchon damals, von ſeiner glühenden Phantaſie getrieben, an acht- und mehrſtimmige Kompoſitionen, unter welchen ein zwölfſtimmiges Salve regina das herzlichſte Gelächter ſeines Lehrers erregte. Haydn erhielt ſeine Entlaſſung aus dem Kapellhauſe im ſechzehnten Jahre, als ſich ſeine Stimme zu brechen begann, und ſtand bei der Landmannsarmuth ſeiner Eltern wie einſt der Pfälzer Gluck ohne Stütze da — den Moſesſtab ſeines Talentes ausgenommen. Er bezog in Wien ein armſeliges Dachſtübchen im Hauſe Nr. 1220 am Michaelerplatze, welches Regen und Schnee brüderlich mit ihm theilten. Er brachte ſeine Zeit mit Lektionengeben, dem Studium ſeiner Kunſt und der praktiſchen Muſik zu. Um dieſe Zeit fielen ihm die ſechs erſten Sonaten von Emanuel Bach in die Hände.

Der gefeierte Dichter Metaſtaſio, der Mann der blumigen Feder und der geſchniegelten Verſe, wohnte in demſelben Hauſe. Dieſer ließ ein Fräulein Martinez erziehen; Haydn mußte ihr Unterricht im-Singen und Klavierſpielen ertheilen, und erhielt dafür durch drei Jahre die Koſt umſonſt. Dort lernte er den Vater des Geſanges, Porpora kennen, welcher dazumal die Geliebte des venetianiſchen Geſandten Correr im Singen unterrichtete. Dieſer treffliche Muſikus, aber höchſt rauhe Menſch war viel zu bequem, um ſelbſt auf dem Forteviano zu accompagniren; er übertrug daher dieſes Geſchäft unſerm Giuſeppe. »Da fehlte es nicht an Asino, Coglione, Birbante und Rippenſtößen; aber ich ließ mir Alles gefallen, denn ich profitirte bei Porpora im Geſange, in der Kompoſition und in der italieniſchen Sprache ſehr viel,« ſo äußerte ſich Haydn noch oft in ſpäteren Jahren.

Das Bad zu Mannersdorf, unweit Bruck, war im verfloſſenen Jahrhundert das Ziel der haute volée, und auch Correr brachte den Sommer an ſeinen Quellen zu. Während dieſer Saiſon verrichtete Haydn Bedientendienſte bei Porpora — ich ſage Bedientendienſte, denn bis auf den zweifärbigen Rock unterſchied ihn nichts von der ſogenannten Livree. Dagegen durfte er den Geſang des gefeierten Italieners auf dem Klaviere begleiten, und lernte bei dieſer Gelegenheit den erſten und letzten lyriſchen Dramatiker, den Ritter Gluck kennen. Eine untergehende Sonne und ein auftauchender Stern — der Pole einer Mainacht voll Duft und Klang! In der nächſten Saiſon komponirte der muſikaliſche Lakai für den Baron Furnberg ſein erſtes Quartett in B, welches gleich nach ſeinem Erſcheinen ungemeinen Beifall fand.

Während er auf der Seilerſtätte wohnte, wurden ihm ſeine ſämmtlichen Habſeligkeiten geſtohlen. Es war ein harter Schlag, aber Wetterſchläge gehören ja dazu, um Eichenmark und Cedernholz zu erproben. Bald lächelte ihm die falſche Dirne Glück auf's Neue, um gegen ihre Gewohnheit treu bei ihm auszuharren durch das ganze Leben. Er wurde in dieſer Periode für jährliche 60 fl. Vorſpieler bei den barmherzigen Brüdern in der Leopoldſtadt, und Orgelſpieler in der gräflich Haugwitz'ſchen Kapelle. Des Abends ging Haydn öfter mit ſeinen Freunden »gaudiren,« wobei gewöhnlich ſeine Kompoſitionen aufgeführt wurden. Zu dieſem Zwecke ſetzte er im Jahre 1753 ein Quintett. Bei einem dieſer Ständchen machte er die Bekanntſchaft des Komikers Kurz, gewöhnlich Bernardon genannt, welcher heftig in ihn drang, eine Oper zu komponiren. Sie kam auch richtig unter dem Titel: »der hinkende Teufel« zu Stande, und fand vielen Beifall, wurde aber als eine Satire auf den hinkenden Theaterdirektor Affligio nach dreimaliger Aufführung verboten. Indeſſen erhielt Joſeph 25 Dukaten Honorar dafür, für ſeine damalige bedrängte Lage ein Crösusſchatz. In dieſe Epoche fallen viele ſeiner leichtern Klavierſonaten, Trio's u. dgl., mit welchen die Muſikalienhändler die herrlichſten Geſchäfte machten, da ſie es mit der Theilung des Gewinnes wie der Löwe in der Fabel hielten. Doch das ſind alte Geſchichten, und manches gutparnaſſiſch geſinnte Herz iſt darüber gebrochen. Im Jahre 1759 wurde Haydn bei dem Grafen Morzin als Muſikdirektor mit zweihundert Gulden Gehalt, freier Wohnung und Koſt an der Officiantentafel angeſtellt. Von der Wahrheit des Spruches »es iſt nicht gut, wenn der Menſch allein bleibt,« innigſt überzeugt, freite er als ein umgekehrter Jacob die häßliche Rachel für die ſchöne Lea, nämlich die jüngere Tochter eines Friſeur's auf der Landſtraße, Namens Keller, da die Aeltere, ſeine eigentliche Liebe, den Schleier genommen hatte. Dankbarkeit gegen den Vater, der ihm in frühern Zeiten hilfreich unter die Arme gegriffen, mochte wohl die Haupttriebfeder zu dieſem Schritte geweſen ſein. Leider ging es dem Aermſten nach den Worten des alten Liedes:

Die Liebe hält ſegnend die Menſchen umwunden
Mit einem Band, das aus Roſen ſich flicht.
Ich habe geliebt — nur die Dornen gefunden,
Wo die Roſen geblieben, das weiß ich nicht.

Seine Gattin beſaß einen gebieteriſchen, unfreundlichen Charakter, man hätte ſie eine zweite Auflage der böſen Griechin nennen

ſtanen, der böſen Griechin, welche dem größten Weltweiſen das Leben vergällte. Zudem war ſie auch im Verſchwenden erfahren, ſo daß ihr Haydn ſeine Einkünfte ſorgfältig verbergen mußte.

Als Muſikdirektor in Dienſten des gräflich Morzin'ſchen Hauſes komponirte Haydn ſeine erſte Simphonie in D-dur.

Den Sommer brachte er auf der gräflichen Herrſchaft in Böhmen, in der Nähe von Pilſen, höchſt vergnügt zu, da ſeine ſokratiſche Geſponſin in Wien zurückbleiben mußte. Der Graf hatte nämlich die Manie, nur unverheirathete Virtuoſen in ſeiner Kapelle zu dulden, und durfte daher keine Silbe von dem unglücklichen häuslichen Glücke ſeines Kapellmeiſters wiſſen. Morzin verſchwendete in kurzer Zeit ſein Vermögen, und Haydn wie die ganze Kapelle wurde entlaſſen. Doch dieſes ſcheinbare Unglück machte ſein Glück. Er ward von dem Fürſten Anton Eſterhazy, welchen die genannte Simphonie enthuſiasmirte, am 19. März des Jahres 1760 als Kapellmeiſter mit 400 fl. Gehalt angeſtellt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die übrigen Emolumente eines fürſtlichen Dienſtes damit verknüpft waren. In Auftrag dieſes Fürſten ſetzte Haydn „die vier Tageszeiten" in Form von Quartetten, welche jedoch ſehr wenig bekannt wurden. Nach dem Tode des Fürſten Anton ergriff deſſen Bruder Nikolaus Eſterhazy die Zügel der Regierung. Dieſer geſchmackvolle Kenner und leidenſchaftliche Liebhaber der Tonkunſt beſoldete Haydn zuerſt mit 400 fl., ſpäter mit 700 fl., endlich mit 1000 fl. Der Künſtler hatte die Hände voll zu thun; er komponirte, er mußte alle Muſiken dirigiren, alles einſtudieren helfen, Unterricht geben, ſogar ſein Klavier im Orcheſter ſelbſt ſtimmen. Die 163 Stücke für das Bariton, das Lieblingsinſtrument des Fürſten, das Oratorium »Il Ritorno di Tobia", viele Meſſen und ſonſtige Kirchenkompoſitionen, ferner die Opern »Acide e Galatea", »La Cadierina", „L'incontro improviso", »Lo Speziale", »La Pescatrice", »Il mondo della luna", »L'isola disabitata", »L'infedeltà fedele", »La fedeltà premiata", »La vera costanza", »Orlando Paladino", »Armida", „L'infedeltà delusa", »der Herenſchabbas", »Genovefens vierter Theil", »Philemon und Baucis", »Dido", »die beſtrafte Rachgier oder das abgebrannte Haus", mehre Trios, Quartetten, Lieder, Konzerte und Simphonien gehören in die Periode von 1761 bis 1790, in welchem Jahre Fürſt Nikolaus Eſterhazy mit dem Tode abging. Der große Tonheros brachte dieſe dreißig Jahre meiſtens in Eiſenſtadt und Eſterhazy in Ungarn zu, und kam nur im Winter auf

zwei, drei Monate nach Wien. Daß ſich während dieſer Periode ſein Ruhm auch im Auslande verbreitete, daß die Lieder der öſterreichiſchen Nachtigall in allen Landen geſungen wurden, bedarf wohl keiner weitern lobenden Worte. Deſto größeres Lob aber verdient die Dankbarkeit des Künſtlers gegen ſeinen fürſtlichen Gönner, welche ihn abhielt, ſeinen muſikaliſchen Triumphzug in das Ausland, namentlich in das ſüdliche Land des Geſanges zu beginnen.

Dagegen überhäufte ihn der Fürſt mit Gunſtbezeigungen und Geſchenken. Zweimal traf den Künſtler der Unfall, daß ſein Haus in Eiſenſtadt abbrannte, und jedes Mal ließ es der Fürſt wieder aufbauen. Einige Opern und andere Kompoſitionen wurden ein Raub der Flammen, ein um ſo größeres Unglück für die muſikaliſche Welt, als ſchwerlich eine Kopie dieſer Pieçen vorhanden ſein dürfte. Haydn äußerte ſich über ſeine damalige Lage in reinmuſikaliſcher Hinſicht mit nachſtehenden Worten: „Mein Fürſt war mit allen meinen Arbeiten zufrieden, ich erhielt Beifall, ich konnte als Chef eines Orcheſters Verſuche machen, beobachten, was den Eindruck hervorbringt, und was ihn ſchwächt, alſo verbeſſern, zuſetzen, wegſchneiden, wagen. Ich war von der Welt abgeſondert, Niemand konnte mich an mir ſelbſt irre machen und quälen, und ſo mußte ich original werden.“

Der Raum dieſes Aufſatzes verbietet mir, die Gelegenheiten, bei welchen die früher genannten Stücke geſetzt wurden, einzeln aufzuführen. Ich begnüge mich daher mit kurzen Andeutungen, über das Entſtehen der vorzüglichſten Kompoſitionen.

Das Oratorium „Il Ritorno di Tobia“ wurde im Jahre 1774 geſchrieben, um die Aufnahme Haydn's in die Witwen- und Waiſengeſellſchaft für die Muſiker in Wien zu bewirken. Sie wurde bewilligt, der Umſtand aber, oder vielmehr die Forderung der Geſellſchaft, auf jedesmaliges Verlangen Kantaten, Oratorien u. dgl. zu komponiren, entrüſtete den Künſtler wie ſeinen Mäcen, und Haydn nahm ſeine Einlage augenblicklich zurück. Erſt im Jahre 1792, nach ſeinem erſten Aufenthalte in England, wurde Haydn, ohne es verlangt zu haben, zum Mitgliede der Geſellſchaft ernannt.

In den letzten Siebziger Jahren verlangte der allerhöchſte Hof zu Wien eine Oper von Haydn für das Hofoperntheater. Haydn nahm den hohen Auftrag bereitwilligſt an, und komponirte das Drama giocoso: »La vera costanza“. Der Komponiſt

hatte natürlich die Fähigkeit und den Umfang der Stimme eines jeden Sängers erwogen, und demgemäß die Rollen vertheilt. Kabale und niedriger Neid beſtritten ihm dies letztere Recht; man wollte ihm eine andere Vertheilung aufdringen. Da ergriff der bekannte Titanenzorn des Pfälzers Gluck den ſonſt ſo gemüthlichen Künſtler, und lakoniſch wie dieſer entgegnete er: »ich weiß, was und für wen ich ſchrieb,« nahm ſeine Partitur und reiſ'te nach Eiſenſtadt zurück. Der Fürſt billigte ſein Verfahren, und die Oper wurde in Eiſenſtadt gegeben. Der große Kaiſer Joſeph war einer der Zuhörer. — Sachkenner wiſſen, daß es nicht gebräuchlich iſt, Simphonien und Quartetten mit der Jahrzahl zu bezeichnen. Demungeachtet beſtimmt ein Brief von dem Prinzen Heinrich von Preußen an Haydn mit dem Datum 4. Februar 1784, in welchem der durchlauchtige Feldherr dem Komponiſten ſeinen Dank für die ihm überſandten ſechs Quartetten abſtattet, den Zeitpunkt, in welchem dieſe Quartetten erſchienen. Dieſer Brief war mit einem Geſchenke begleitet, welches in einer goldenen Medaille mit dem Bildniſſe des Prinzen beſtand. Drei Jahre ſpäter erhielt Haydn einen ähnlichen Brief von dem großen Friedrich, nebſt einem Brillantringe.

Viel früher, im Jahre 1779, wurde Haydn von einem hitzigen Fieber befallen. Der Arzt hatte ihm während ſeiner Genesung auf das ſtrengſte verboten, ſich mit Muſik zu beſchäftigen. Was aber frug Haydn um ärztliche Befehle, wenn die Muſe an ſein Lager trat? Während ſeine Gattin die Kirche beſuchte, ſchlich er an den Flügel, und mit dem erſten Griffe ſtand die Idee einer Sonate vor ſeiner Seele. Es iſt die Sonate mit fünf Kreuzen. Romanhaft iſt die Geſchichte der ſogenannten Abſchiedsſimphonie, eigentlich des Sextettes in Fis-minor. Zur fürſtlichen Kapelle gehörten mehre junge Ehemänner, welche, während des Sommeraufenthaltes im Schloſſe Eſterhaz, ihre geliebten und liebenden Weiber in Eiſenſtadt zurücklaſſen mußten. Gegen ſeine Gewohnheit verlängerte der Fürſt ſeinen Sommeraufenthalt. Jeder junge Ehemann wird ſich die Verzweiflung der männlichen Dido's vorſtellen können, und wie ſie heimlich murrten und groſſten.

In der Bedrängniß ihres Herzens nahmen ſie ihre Zuflucht zu Haydn. Haydn kam auf den Einfall, eine Simphonie zu ſchreiben, in welcher ein Inſtrument nach dem andern verſtummt. Dieſe Simphonie wurde in Gegenwart des Fürſten aufgeführt, und jeder von den Muſikern angewieſen, nach Beendigung ſeines

Partes ſein Licht auszulöſchen, die Noten zuſammenzurollen, und mit ſeinem Inſtrumente unter dem Arme fortzugehen. Der Fürſt enträthſelte dieſe Pantomime ohne Mühe und des andern Tages erfolgte der Aufbruch von Eſterhaz. Dieſe Geſchichte von dem Entſtehen dieſer Abſchiedsſimphonie iſt die einzig richtige; falſch aber iſt es, daß ſie Haydn ſchrieb, als der Fürſt ſeine Kapelle entlaſſen wollte. In dieſe Zeit fällt auch die Kompoſition des bekannten Gedichtes: »der ſchlaue und dienſtfertige Pudel«, welche im Jahre 1806 bei Breitkopf und Härtel neu aufgelegt wurde. Im Jahre 1780 überraſchte die Akademie der Philharmoniker zu Modena den genialen Tonſetzer mit dem Diplome eines Ehrenmitgliedes. Aus Dankbarkeit ſetzte Haydn einige Jahre ſpäter die bereits angeführte vierſtimmige Cantate Metaſtaſio's: „L'Isola disabitata" für dieſe Akademie. Sie wurde mit Entzücken aufgenommen, und im Jahre 1785 mit ungeheuerm Beifalle aufgeführt. Trotz dieſer Anerkennung ſeines Talentes im Vaterlande wie in fremden Ländern, fehlte es doch nicht an Neidern, Tadlern und Feinden. An ihrer Spitze ſtanden wie gewöhnlich die Kunſtgenoſſen, welche man bei ſolchen Gelegenheiten richtiger Zunftgenoſſen nennen ſollte; denn ich glaube kaum, daß irgend eine ſpießbürgerliche Gilde hämiſchere Krittler dürfte aufzuweiſen haben, als wir ſie tagtäglich in allen Klangbezirken des Parnaſſes finden. Das römiſche „nemo propheta in patria" war auch damals das Feldgeſchrei der öſterreichiſchen Muſiker, ja ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß mancher Lorbeerneidhart die letzte Bitte des Vaterunſers mit dem Namen Haydn ſchloß. Das Ausland war gerechter, und bewunderte den neuen Orpheus.

Selbſt die ferne Halbinſel, auf welcher die ſchmeichelnden Mohrenlaute und das Schmachtghaſel an die ſonnenäugige Odaliske im Seraile zu Granada längſt unter dem Schlachtrufe des heiligen Krieges zerbrach und verſtummte, drang der Widerhall von Haydn's Tönen. Ein Domherr in Cadix forderte ihn um das Jahr 1785 auf, eine Inſtrumentalmuſik auf die ſieben Worte Jeſu am Kreuze zu liefern. So entſtand dies berühmte Oratorium, welches Haydn ſelbſt für eine ſeiner gelungenſten Kompoſitionen erklärte. Ich nannte es Oratorium, weil ein Domherr zu Paſſau in ſpäteren Jahren einen deutſchen Text zu dieſer Muſik ſchrieb, und ſo die Behauptung van Swietens rechtfertigte, daß ſich unter jede Kompoſition Haydn's ein analoges Gedicht ſetzen laſſe. Es wurde während der Faſtenzeit in der Hauptkirche zu Cadix

aufgeführt, und erweckte tiefe Andacht bei den Zuhörern. Dieſes Meiſterſtück wurde 1801 bei Breitkopf und Härtel in Leipzig gedruckt.

Der Fiſchfang und die Jagd waren die Lieblingserholungen des berühmten Tondichters während ſeines Aufenthaltes in Ungarn. Schade, daß er die letztere nur zu Fuße mitmachen konnte. Er hatte es nämlich zu keiner Fertigkeit im Reiten bringen können, und wagte nie wieder ein Pferd zu beſteigen, ſeitdem ihm ein munteres Roß auf den Gütern des Grafen Morzin die Geſetze der Schwere praktiſch beigebracht hatte.

Im Jahre 1790 traf unſern Haydn ein harter Schlag. Sein hoher Gönner und Freund, Fürſt Nikolaus Eſterhazy wurde ihm durch den Tod entriſſen. Der treue Diener ward jedoch im Teſtamente redlich bedacht, und wurde mit einer lebenslänglichen Penſion von 1000 fl. jährlich belohnt. Fürſt Anton, der Sohn des Verſtorbenen, folgte demſelben in der Regierung. Da er die Muſik nicht ſonderlich liebte, wurde die Kapelle aufgehoben, und die Virtuoſen entlaſſen. Haydn erhielt jedoch eine beſondere jährliche Zulage von 400 Gulden lebenslänglich, und mußte den Titel eines fürſtlich Eſterhazy'ſchen Kapellmeiſters führen. Mit dieſem Todesfalle beginnt eine neue Epoche Haydn's. Er ſah ſich in eine bequeme und ſorgenfreie Lage verſetzt, er konnte ſich ſeiner alten Liebe: Kunſt ohne Beſchränkung weihen, und beſchäftigte ſich deshalb mit Entwürfen, den Reſt ſeines Lebens ſo fruchtbringend wie möglich zu verwenden. Allein der Menſch denkt, Gott lenkt. Eines Tages trat ein fremder Mann in ſein Zimmer und ſprach: »Ich bin Salomon aus London und komme, Sie abzuholen. Morgen werden wir einen Akkord ſchließen.« Dieſes Wortſpiel mit »Akkord« behielt Haydn bis in ſein höchſtes Lebensalter im Gedächtniß, wie er denn von der ganzen überraſchenden Scene immer mit vielem Vergnügen ſprach.

Dieſer Salomon, ein geborner Kölner und früher als Violinſpieler bei dem Prinzen Heinrich von Preußen angeſtellt, hatte ſich ſchon öfters von London aus in Briefen an Haydn gewendet, um ihn zu einer Reiſe nach London zu bewegen. Dieſer hatte jedoch nur eine Antwort — nämlich: daß, ſo lange ſein Fürſt lebe, er ihn nicht verlaſſen könne. Um die Zeit des Todesfalles dieſes Fürſten war Gallini, der Unternehmer der Profeſſionalkonzerte in Hannover-Square nach Italien gereiſ't, um Sänger und unter andern den europaberühmten Davide für ſein Unternehmen zu werben.

Salomon befand ſich auf der Reiſe gerade in Köln, wo er mehre deutſche Tonkünſtler für Gallini engagirt hatte, als er die Nachricht von dem Tode des ungariſchen Fürſten erfuhr. Er eilte augenblicklich nach Wien, um den hartnäckigen deutſchen Tondichter, coute, qu'il coute, nach London zu bringen. Haydn entſchuldigte ſich anfänglich mit ſeiner Unkenntniß der engliſchen Sprache und ſeiner Unerfahrenheit im Reiſen. Allein Salomon war ein Mann, der die Daumſchrauben anzulegen verſtand, und Haydn mußte ſich ſeinen ungeſtümen Wünſchen fügen. Sie kamen überein, daß der gefeierte Tonſetzer für eine Oper dreitauſend Gulden, und in zwanzig Konzerten für jede neue, von ihm dirigirte Kompoſition hundert Gulden bekommen ſollte. Dieſe fünftauſend Gulden mußten jedoch durch Gallini, ſobald Haydn den engliſchen Boden betreten hatte, bei dem Wechſelhauſe Fries in Wien deponirt werden. Dieſe Vorſicht war höchſt rathſam und zweckmäßig, denn ohne ſie hätte Haydn, abgeſehen von tauſend Chikanen, das Honorar für ſeine Oper »Orfeo ed Eurydice« nicht erhalten, da ſie nicht in dem Saale aufgeführt werden durfte, welchen Gallini ohne vorläufige Bewilligung der Obrigkeit eröffnen wollte. Seine Freunde wollten ihn durchaus nicht reiſen laſſen, und ſtellten ihm ſein vorgerücktes Alter — er zählte damals faſt 59 Jahre — und die Unbequemlichkeit einer ſo großen Reiſe vor. Mozart gab ſich vorzüglich Mühe, und ſagte: »Papa!« ſo nannte er ihn gewöhnlich, »Sie haben keine Erziehung für die große Welt gehabt, und reden zu wenige Sprachen.« — — »O,« erwiderte Haydn, »meine Sprache verſteht man durch die ganze Welt!« Der unſterbliche Tondichter des »Don Juan« hatte vielleicht, ihm ſelbſt unbewußt, eine düſtere Todesahnung, als er bei dem Abſchiede mit naſſen Blicken zu Haydn ſagte: »Papa, wir werden uns nimmer wiederſehen!« Er dachte an das hohe Alter ſeines Freundes, nicht beherzigend, daß die furchenloſe Wange der Jugend kein Freibrief vor dem Tode ſei. Kurz vor ſeiner Abreiſe brachte er dem in Wien anweſenden König Ferdinand von Neapel einige von dieſem Fürſten beſtellte Arbeiten. Der König vernahm mit vielem Unwillen ſeine Abſicht, nach London zu reiſen, da er gehofft hatte, ihn für Neapel zu gewinnen. Er ließ ſich jedoch beſchwichtigen, da ihm Haydn verſprach, nach ſeiner Zurückkunft Neapel zu beſuchen, gab ihm ein Empfehlungsſchreiben an ſeinen Geſandten zu London, den Prinzen Caſtelcicala, und beſchenkte ihn mit einer reichen Tabatière.

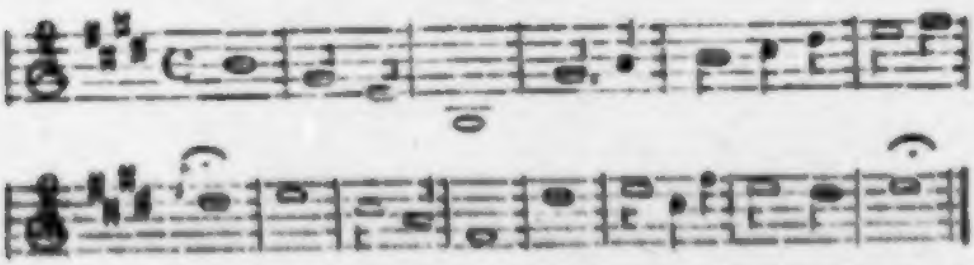
Haydn trat ſeine Reiſe mit Salomon am 15. Dezember 1790 an. Sie machten in München des Konzertmeiſters Cannabich's Bekanntſchaft, und in Bonn ſtellte ihnen der Churfürſt Maximilian die ganze Kapelle vor, durch welche er eine Meſſe Haydn's hatte aufführen laſſen.

Haydn wurde in London mit Enthuſiasmus aufgenommen, und ſowohl in ſeinem erſten Abſteigequartier bei Salomon, als auch ſpäter in ſeinem Stübchen in einer entlegenen Vorſtadt von Künſtlern und Kunſtenthuſiaſten aus der crême de la crême, wie aus der petit lait des Adels und der faſhionablen Welt mit Beſuchen überhäuft, gequält, gemartert. Sein jahrelanges Verweilen in einem fürſtlichen Hauſe hatten ihm jenes je ne sais quoi erworben, welches alle Herzen gewinnt, und ſo hatte er ſelbſt mit dem bekannt eigenſinnigſten, launenhafteſten Stande der Welt, mit der lorbeerſtolzen Bilde der Virtuoſen ein viel leichteres Spiel, als der ſtrenge und ernſte Gluk.

Doch ſollte auch Haydn's Laufbahn nicht ohne Dornen ſein. Er hatte, wie bereits erwähnt, für das erſte Jahr einen Kontrakt mit den Vorſtehern des Konzertes der Muſiker abgeſchloſſen. Salomon ſaß in dieſen Konzerten als erſter Violinſpieler. Haydn, ganz mit ſeiner Kunſt beſchäftigt, bemerkte wenig oder gar nichts von dem immer bitter werdenden Zwiſte zwiſchen Salomon und den übrigen Vorſtehern. Dieſer Zwiſt wurde zum förmlichen Zwieſpalt. Nach erfolgter Trennung arrangirten Gallini und Salomon ein zweites Konzert auf dem Hey-market. Es war natürlich, daß beide Parteien den tüchtigſten muſikaliſchen Bannerträger, den ſchlichten Oeſterreicher Haydn für ſich zu gewinnen ſuchten. Dieſer aber, ein Ehrenmann durch und durch, blieb feſt bei ſeinem erſten Kontrakte mit Gallini, und wollte von einem Fahnentauſche auch dann nichts wiſſen, als die Gegner ſechs Deputirte — zweimal — mit dem lockenden Anerbieten zu ihm ſandten, ſie würde 150 Guineen über den Akkord, der zwiſchen ihm und Salomon exiſtire, Honorar zahlen. Nun begann der Kampf, ein Kampf, der nicht einen Augenblick unentſchieden blieb. Vergebens ſpielte der berühmte Cramer, welcher jetzt des vertriebenen Salomon Stelle bekleidete, auf ſeiner Zaubergeige, vergebens komponirte der gefeierte Clementi ſeine trefflichſten Symphonien; Haydn trug das Gallini'ſche Banner, und die Freunde Cramer's wie die Clementiritter zerſtäubten wie Spreu nach allen Winden. Der aus dem Felde geſchlagene Feind ſah ſich um

Hilfstruppen um. Ein neues Kampfbulletin wurde ausgegeben; es ſtand, ich weiß nicht mehr, in welcher Londoner Zeitung, und lautete, wie folgt. »Der berühmte Haydn, vom Alter gebeugt, iſt nicht mehr im Stande, etwas Neues zu ſchaffen. Er hat ſich ausgeſchrieben, und iſt daher gezwungen, täglich auf der alten Leier zu klimpern. Wir ſind deswegen mit ſeinem weit berühmtern, noch thatkräftigen Schüler J. Pleyel in Verbindung getreten, welcher dem gemäß nach London kommen, und daſelbſt für das Konzert der Muſiker komponiren wird.« Nun, der Aufſatz war unhöflich, liſtig und boshaft genug. Haydn, welcher die Kabale durchblickte, und ſeinen betrogenen Schüler im tiefſten Herzen bedauerte, nahm die glänzendſte Rache, er warf ſeine Kerntruppen Genie und Geſchmack in's Gefecht, und ſieh' die Schlacht ſtand auf's Neue — ſtand nicht nur, nein, endete mit einer cannäiſchen Niederlage und claudiniſchem Schmach ſeiner hämiſchen Feinde. Pleyel konnte ungeachtet ſeiner gefälligen, ſchmeichelnden Melodien unmöglich mit Haydn's ganzem Umfang der Kunſt riviliſiren, und ſtotterte daher reuig das alte »Pater peccavi«. Haydn äußerte ſich über dieſe Verſöhnung, in ſpätern Jahren, mit den Worten: »Ich vergab meinem Schüler gern, und ſeitdem ſind wir Freunde wie zuvor.«

Trotz dieſen Kämpfen wurde Haydn's Ruhm von Tag zu Tag größer, ja man kann ſagen, daß ſein Ruf erſt aus England in ſeine Heimat herüberdrang. Er wurde mit Lorbeern und Ehren überhäuft. Ich will, um dieſe Biographie nicht über die Gebühr auszudehnen, einige Stellen aus Haydn's in England geſchriebenem Tagebuche mittheilen, welche theils zum Belege des obigen Ausſpruches dienen, theils den Charakter Haydn's in das ſchönſte Licht ſetzen. Ich gebe ſeine eigenen Worte: »Acht Tage vor Pfingſten — 1792 — hörte ich in der St. Paulskirche viertauſend Spitalskinder nachſtehendes Lied ſingen. Keine Muſik rührte mich zeitlebens ſo heftig, als dieſe andachtsvolle und unſchuldige



Den 24. November 1791 wurde ich zu dem Herzog von York auf ſein Schloß nach Catland, 18 Meilen von London, gebeten.

Der Prinz, seine Gemahlin, eine preußische Prinzessin und der Prinz von Wallis überhäuften mich mit Ehrenbezeigungen. Letzterer hat mich um mein Portrait." — »Hardy, Otto, Guttenbrunn und Hoppener malten mein Portrait; Desoil bossirte es in Wachs."

Englische Zeitungsblätter vom Jahre 1791 sind voll von Lobeserhebungen über die Originalität, Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit seines Talentes. Sein erster Versuch, englische Worte — »der Sturm", auch bey Breitkopf und Härtel in Leipzig verlegt — in Musik zu setzen, machte Furore. Den Originaltext soll der unter dem Namen Peter Pindar bekannte Dichter geschrieben haben. Er lautet:

Hark! the wild uproar of the winds, and hark,
Hell's Genius roams the regions of the dark;
And thund'ring swells the horrors of the main.
Foam clothed to cl[illegible]d the Moon affrighted flies,
Now darken'd, [illegible]ed now flashing through her skies —
Alas! bless'd calm, return, return again.

Haydn trat seine zweite Reise nach England am 19. Januar 1794 an, und sein Aufenthalt dauerte wieder ein und ein halbes Jahr. Er gab jedoch bevor, und zwar gleich bei seiner Ankunft in Wien auf eigene Kosten ein großes Konzert im Redoutensaale, wodurch sein erworbenes Vermögen um mehre tausend Gulden vermehrt wurde. Als man ihm bei dieser und bei andern Gelegenheiten viel Schmeichelhaftes über seine Kompositionen und seinen so wohlverdienten Ruhm sagte, und vieles Erstaunen äußerte, wie es möglich gewesen, daß die Engländer in seinem Konzerte eingeschlafen, und zwar so tief eingeschlafen, daß er sie zu wecken, das Andante mit dem Paukenschlage komponirt habe, antwortete er lächelnd: »Sie haben nicht geschlafen, sondern es war mir nur daran gelegen, das Publikum durch etwas Neues zu überraschen, und auf eine brillante Art zu debütiren, um mir nicht den Rang von meinem Schüler Pleyel ablaufen zu lassen. Das erste Allegro meiner Simphonie wurde schon mit unzähligem Bravo's aufgenommen, aber der Enthusiasmus erreichte bei dem Andante mit dem Paukenschlage den höchsten Grad. Ancora! Ancora! schallte es aus allen Kehlen, und selbst Pleyel machte mir über meinen Einfall ein Kompliment."

Haydn wurde zu London bei seinem zweiten Erscheinen mit Enthusiasmus empfangen. Die Elite der eleganten Welt, Künstler

und Laien, ſelbſt ſeine Gegner drängten ſich zu ſeinem Levée. Man hätte ihn für einen ſiegreich aus langem Kampfe kehrenden Imperator halten dürfen, welchen Krieger und Bürger mit Jubelruf empfangen.

Te Caesar exaltati salutant.

Sein immer zunehmender Ruf ſtieß ſogar den ſtrengen k. Befehl um, daß bei den alljährlich von dem König veranſtalteten großen Muſiken in London nur vor dreißig Jahren komponirte Stücke aufgeführt werden dürften. Es wurde eine ſeiner Symphonien aufgelegt und von dem königlichen Orcheſter ganz vortrefflich geſpielt. Natürlich mußte der große Deutſche nun öfters vor dem König alla camera ſpielen, und erntete bei derlei Konzerten nicht blos die friſcheſten Lorbeern, es wurde ihm ſogar der Antrag gemacht, als königlicher Kapellmeiſter in England ſein Leben zu beſchließen. Vaterlandsliebe und Dankbarkeit gegen das Eſterhazy'ſche Haus bewogen jedoch den Künſtler, die glänzendſten Anerbietungen auszuſchlagen. Der König war zwar darüber ungehalten, beſchenkte aber demungeachtet den offenherzigen Tondichter mit dem Manuſcripte eines deutſchen Oratoriums von Händel, »der Erlöſer am Kreuze betitelt«. Händel ſchrieb dieſes Oratorium, ſein einziges auf einen deutſchen Text, in Hamburg. Der Text wurde von Brookes geſchrieben und das Verlagsrecht gehört der oftgenannten Muſikalienhandlung in Leipzig. Sämmtliche Mitglieder der k. Familie wie die geſammte haute volée wetteiferten in Gunſtbezeigungen gegen den anſpruchloſen Oeſterreicher. Händel, der unſterbliche Händel hatte dreißig Jahre in Albion zugebracht, ohne daß ihm die Ehre widerfuhr, Doktor in Orford zu werden. Haydn erlangte auch dieſe Würde hauptſächlich durch die Bemühungen des Doktors Burney, des bekannten Verfaſſers der noch bekannteren muſikaliſchen Reiſe, welcher ſchon das erſte Erſcheinen Haydn's in London in einem kleinen Gedichte, Namens: »Verses on the Arrival in England of the great Musician Haydn, January 1791«, gefeiert hatte. Seine Popularität ſtieg ſo hoch, daß mehr als einmal Engländer auf der Straße zu ihm traten, ihn vom Kopfe bis zu den Füßen muſterten, und dann mit dem Ausrufe verließen: You are a great man — »Sie ſind ein großer Mann!«

Er bekam in London eine runde eiſenbeinerne Platte an einem blauen Bande mit „Professional Concert 1791“ auf dem

Avers, und mit »Mr. Haydn« auf dem Revers, durch deren Vorweisung der große Tonheros freien Eintritt in die Haupttheater erhielt, — eine Artigkeit, welche man in Wien vergaß. Er gewann durch sein dreijähriges Leben und Wirken in England gegen 24,000 fl., wovon ungefähr 9000 fl. auf Reise- und sonstige Lebensunterhaltkosten aufgingen. Seine Stunden im Klavierspielen wurden mit einer Guinee für die Lektion honorirt. Er kaufte sich von diesem Ersparnisse in der Vorstadt Gumpendorf in Wien das Haus Nr. 73 in der untern Steingasse, nebst dem daran stoßenden gegen 30 Schritte langen und breiten Gärtchen. In diesem Tuskulum, komponirte Haydn später die unsterblichen Oratorien: »die Schöpfung« und »die Jahreszeiten« — zwei Meisterwerke, deren jedes für sich allein seinem Verfasser die Bürgschaft geleistet hätte:

Er werde nicht klanglos zum Orkus steigen.

Bald nach seiner ersten Rückkehr von der Kreide-Insel ließ ihm Graf Karl Leonhard von Harrach in seinem geschmackvollen Garten zu Rohrau auf einem anmuthigen, rings von den Wellen der Leytha bespülten Hügel ein Monument setzen. Der Abt und Dichter Denis verfaßte die Inschriften dieses Denkmales, einer viereckigen Säule, worauf musikalische Trophäen ruhen. In dem langen Vierecke der Hauptseite unter der Trophäe steht nachfolgender, einer Haydn'schen Komposition angepaßter Vers des bekannten Fräuleins Gabriela von Baumberg:

Ihr holden Philomelen, belebet diesen Hain,
Und laßt durch tausend Kehlen dies Lied verewigt sein.

Gern singt es manche Schöne am schmelzenden Klavier,
Und fühlt durch Haydn's Töne auch Zärtlichkeit mit ihr.

Die große, tiefer stehende Tafel schmücken die Worte:

Dem Andenken
Joseph's Haydn
Des unsterblichen Meisters
Der Tonkunst,
Dem Ohr und Herz
Wetteifernd huldigen,
Gewidmet
von
Carl Leonhard Gr. von Harrach
Im Jahr 1793.

Zur Linken ſteht auf der Fläche unterhalb der Trophäe nach einer andern Kompoſition Haydn's in lateiniſchen Buchſtaben wie die frühern:

Ein Denkmalſtein für Haydn's Ruhm
Weiht dieſen Platz zum Heiligthum,
Und Harmonie klagt wehmuthsvoll,
Daß dieſes großen Meiſters Hand,
Die ſtets Gefühl mit Kunſt verband,
Daß dieſe Hand einſt modern ſoll.

Auch dieſen Vers lieferte die obengenannte Dichterin.

In die tiefere Marmorplatte wurden nach Haydn's Tod die Worte eingegraben:

Rohrau
gab ihm das Leben
Im Jahr 1732. Den 1ſten Apr.
Europa
Ungetheilten Beifall
Der Tod
Im Jahre 1809, den 31ten May
Den Zutritt
Zu den ewigen Harmonien.

Anſtatt des 1. Aprils ſollte, wie gleich Anfangs dieſer Skizze erwähnt, der 31. März geſchrieben ſein. Haydn berichtigte dieſen Irrthum jedesmal, wenn jemand das kleine, in Holz geſchnitzte Modell des Monumentes, welches in ſeinem Zimmer ſtand, bewunderte.

Noch während ſeines letzten Aufenthaltes in England, an dem Tage ſeiner Abreiſe von Bath, wurde ihm von einem franzöſiſchen Emigranten ein Lorbeerkranz zugeſchickt. In derſelben Zeit erhielt er die erſte Idee zu der »Schöpfung«. Den Text ſchrieb der Britte Lidley, und Haydn ſollte auf dieſen Text ein Oratorium für Salomon ſchreiben. Theils aus ſchlechtem Verſtändniſſe der engliſchen Sprache, theils wegen Länge des Textes unterließ Haydn dieſe Kompoſition, nahm aber das Manuſcript mit ſich nach Deutſchland. Er verließ die Flottenſtadt an der Themſe am 15. Auguſt 1795, nachdem er ſeinen Ruhm durch nachſtehende, in England geſetzte Kompoſitionen unſterblich gemacht hatte; ſie beſtehen in der Opera seria: »L'Orfeo«, ſechs Simphonien, einer konzertanten Simphonie, dem Chor: »der Sturm«, drei Simphonien, einer Arie für Davide, Geſängen für Gallini,

ſechs Quatuors, drei Sonaten für Broderip, drei Sonaten für Preſton, zwei Sonaten für Miß Janſon, einer Sonate in F minor, einer in G, dem „Traum“, Dr. Harrington's Komplimente, ſechs engliſchen Liedern, hundert ſchottiſchen Liedern, da die letzten 130 in Deutſchland geſchrieben wurden; fünfzig ſchottiſchen Liedern für den verarmten Muſikalienhändler Nepire, zweien Divertimenti für die Flöte, drei Simphonien, vier Geſängen für Thallerſal, zwei Märſchen, einer Arie für Miß Poole, »God save the King“, einer Arie mit vollem Orcheſter, dem „Ausrufe an Neptun“, den »zehn Geboten Gottes“, dem Mariche für den Prinzen von Wallis, zweien Divertimenti mit verſchiedenen Stimmen, vierundzwanzig Menuets und Deutſchen, zwölf Balladen für Lord Avingdon, verſchiedenen Geſängen, Kanons, einem Lied mit vollem Orcheſter, einer Piece für Lord Avingdon, vier Kontratänzen, ſechs Liedern, einer Ouverture für Conventgarden, einer Arie für die Banti, vier ſchottiſchen Liedern, zwei Liedern und zwei Kontratänzen. Ich habe ſie in der Ordnung angeführt, wie ſie Haydn in ſeinem, in engliſcher Sprache geführten Tagebuche als von ihm vom 9. Januar 1791 bis 1793 geſchriebenen Kompoſitionen verzeichnete. Sie bildeten in Summa 768 Blätter. Mit welchem Jubel Haydn in Wien empfangen wurde, bedarf keiner Beſchreibung. In dem Hauſe des kunſtſinnigen k. Bibliothekars, Freiherrn van Swieten, war ein muſikaliſches Kränzchen, deſſen Mitglied der geniale Tonſetzer augenblicklich wurde. Er zeigte dem Freiherrn den engliſchen Text der „Schöpfung“, und dieſer lieferte ihm in der kürzeſten Zeit eine abgekürzte freie Ueberſetzung dieſes Gedichtes, ja auf ſeine Veranlaſſung vereinigten ſich zwölf Perſonen vom höchſten Adel, und überſandten dem Greiſe ein Honorar von 500 Dukaten für die Kompoſition der »Schöpfung“. Haydn komponirte dieſes Meiſterwerk in ſeinem 65. Jahre mit einem Feuer, welches ſonſt nur in dem Herzen eines Jünglings lodert. Er äußerte ſich über ſeine Begeiſterung, wie folgt: »Bald war ich eiskalt am ganzen Leibe, bald überfiel mich eine glühende Hitze, und ich befürchtete mehr als einmal, plötzlich vom Schlage gerührt zu werden.“ Die »Schöpfung“ wurde zuerſt im Schwarzenberg'ſchen Saale aufgeführt, und erhielt einen enthuſiaſtiſchen, allgemeinen Beifall, der ſich bei jeder Repriſe ſteigerte. Und wahrlich, ſie hatte dieſen Beifall verdient. Noch jetzt dringen die himmelabgelauſchten Töne tief in jedes gemüthvolle Herz, und es wird Licht in der Seele, und auf den Schwingen der Andacht läßt ſich die Gottheit herab

auf die ſchöne Erde, und wir ſinken in die Knie und beten, und ſchwören auf die Wahrheit der Worte des Dichters:

Uns will der fromme Glauben überkommen,
Der Seele Mutterſprache ſei der Klang,
Den ſie aus Eden heimlich mitgenommen,
Doch halb vergeſſen auf dem Erdengang.

Die Einnahme hielt mit dem Erträgniſſe gleichen Schritt. Das erwähnte Honorar, ein Benefizkonzert und der Selbſtverlag der Partitur trugen Haydn 12,000 fl. ein. Die Theatereinnahme allein betrug 9000 fl. *).

*) Bei der erſten Aufführung wurde nachſtehendes ſchöne Gedicht von dem berühmten Orientaliſten Hammer-Purgſtall gedruckt ausgetheilt:

Wen lüſtet die Triumphe noch zu ſchauen,
Mit denen Rom die Sieger einſt geehrt,
Wann er mit heiliger Begeiſt'rung Grauen
Die Schöpfung als Muſik gehört!

Wann er im Chaos, in des Lichtes Werden,
Im Menſchen als der Gottheit Ebenbild,
Im Jubelfeſt des Himmels und der Erden
Der Tonkunſt Siegesfeſt gefühlt.

Wer mag nach zeugenden Syſtemen ſpähen?
Wem iſt der Schöpfung Tagewerk nicht klar?
Vernahm er nicht des Geiſtes göttlich Wehen,
Und ſah, daß Alles herrlich war?

Wer kann an Höll' und Himmel zweifeln?
Hat er der Engel Chöre nicht geſeh'n?
Ergreift ihn nicht mit Graus das Heer von Teufeln
Die wirbelnd ſich in Flammen dreh'n?

Wer glaubt nicht an die Harmonie der Sphären
Rein wie Harmonika und Orphikon,
Ungläub'ge muß zu Gläubigen bekehren
Gerhardi's Seraphinenton.

Gewährend edelſten Genuß den Sinnen,
Auf ſolch' ein Meiſterwerk ſei ſtolz, o Wien,
Und ford're auf die Nebenbuhlerinnen
Paris und London und Berlin.

Biſt du einſt groß durch deine großen Männer,
Dann magſt du niederſeh'n in hehre Rud',
Dann ſprechen dir den Lorbeerkranz die Kenner
In Wiſſenſchaft und Künſten zu.

Abſchriften von der »Schöpfung« verbreiteten ſich bald durch ganz Europa; Ehrenmedaillen, Diplome, Ringe, Tabatièren, Geſchenke von den Kaiſern und Königen von Oeſterreich, Rußland, Preußen, Spanien, Frankreich und Neapel belohnten ihren genialen Verfaſſer. Die letztern füllten eine ganze Kaſſete. Eine ſeiner liebſten Prätioſen war die Uhr, welche der berühmte Sieger von Abukir, Nelſon, ihm als Gegengeſchenk für eine Feder verehrte, deren er ſich zum Komponiren bedient hatte.

Der ungemeine Beifall, welchen dieſes Oratorium in allen Ländern erhielt, bewog den hohen Adel, nochmals zuſammenzutreten, und ein neues Meiſterſtück bei Haydn zu beſtellen. Der bereits ſiebzigjährige van Swieten ſchrieb abermals den Text, und gab ihm den Titel: „die Jahreszeiten“. Leider lieferte der ſtrenge, treffliche Kunſtrichter, aber mittelmäßige Dichter einen höchſt unpoetiſchen Vorwurf, über welchen ſich Haydn mehr als einmal bitter beklagte. Er ſchrieb auch der Anſtrengung, die ihm die Kompoſition der »Jahreszeiten« koſtete, ſeine ſeit dieſer Zeit immer zunehmende Schwäche zu. Kurz nach der Beendigung dieſes Oratoriums befiel ihn ein Kopffieber, in deſſen fantaſtiſchen Träumen

---

Indeß bis ſich die großen Städte ſagen,
Du habeſt ſie bewegt, ſei mir genug,
Drei Namen hoch emporzutragen
Durch des Geſanges Adlerflug.

Beſchützer, Liebling, Freund und Stolz der Muſen,
Geweiht im Tempel von Tritonia,
Wardſt Swieten groß geſäuget an dem Buſen
Der ſüßen Polyhymnia.

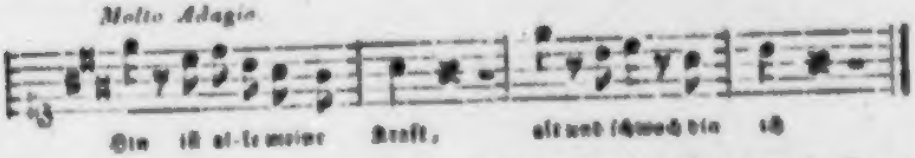
Du, den Heroen zum Heroen ſchufen,
Du eines großen Vaters großer Sohn,
Haſt dieſes Schöpfungswerk hervorgerufen,
Ein bildender Pygmalion.

Von Haydn beſeelet mit dem Götterfunken
Der Tonkunſt als des Sinnes höh're Welt,
Vor welcher Herz und Geiſt begeiſt'rungstrunken
Den Gott anbetend niederfällt.

Und Schwarzenberg, der Fürſt der Choragoten,
Er, unter Fürſten auch ein Choragot,
Verſchmähet nicht, was Viele ſchon verſchmähten,
Der Künſtler reines Dankgebet.

Noten und Töne die Haupt- und zugleich Marterrolle ſpielten. Trotz des ſchlimmen Gebrechens, daß die Malerei des Textes den Komponiſten nöthigte, aus der Sphäre der Muſik herauszutreten und mit Noten zu malen, erhielt auch dieſes Oratorium allgemeine Anerkennung, und wird noch jetzt zu den größten muſikaliſchen Meiſterwerken gezählt. Haydn ſelbſt gab der „Schöpfung" den Vorzug, wie er denn dieſen Vorzug in einem Geſpräche mit weiland Sr. Majeſtät, dem nun verſtorbenen Kaiſer Franz, mit den Worten zu rechtfertigen ſuchte: »In der „Schöpfung" reden Engel und erzählen von Gott, aber in den »Jahreszeiten" ſpricht nur der Simon." — Die „Jahreszeiten" wurden im Frühjahre 1801 unter Haydn's eigener Direktion im fürſtlich Schwarzenberg'ſchen Palais zum erſten Male aufgeführt. Der Komponiſteur trat die Partitur an die Firma Breitkopf und Härtel gegen ein Honorar von 1000 Dukaten ab. Da dieſes Werk ſein letztes größeres iſt, ſo dürfte hier der Platz ſein, alle Ehrenbelohnungen, welche ihm für ſeine Kompoſitionen zu Theil wurden, kurz anzuführen. Er wurde Kapellmeiſter beim Fürſten Eſterhazy am 19. März 1760, Mitglied der philharmoniſchen Akademie zu Modena am 14. Mai 1780, graduirter Doktor der Tonkunſt zu Oxford im Jahre 1793, beſtändiger Beiſitzer der muſikaliſchen Witwengeſellſchaft in Wien am 11. Dezember 1797, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte in Stockholm am 5. September 1798, der in Amſterdam, Felix meritis, am 4. Mai 1801, Mitglied des Nationalinſtitutes in Paris am 5. Nivose 1802, Bürger in Wien am 1. April 1804, Ehrenmitglied der philharmoniſchen Geſellſchaft zu Laibach am 14. July 1805, Mitglied der Société académique des enfans d' Apollon in Paris am 30. Dezember 1807, endlich Mitglied der philharmoniſchen Geſellſchaft zu Petersburg am 25. Juli 1808. Er äußerte ſich oftmals im Scherze, er wolle dieſe Heerſchar von Titeln mit goldnen Buchſtaben auf eine ſchwarze Tafel ſchreiben und vor ſeinem Hauſe aufhängen laſſen. Er hätte vielleicht noch mehr ſolche Titeln erhalten, hätte nicht ſeine Geſundheit im Jahre 1802 zu wanken begonnen — ein Uebel, das ihm alle größeren Kompoſitionen unmöglich machte. Er mußte ſich ſogar ein leicht zu behandelndes Klavier anſchaffen, weil das Spiel auf ſeinem alten, jahrelang gebrauchten Forteviano ſeine Nerven zu ſtark angriff. Zeitweiſe verurſachte ihm auch ein längſt eingewurzeltes Uebel, ein Polyp in der Naſe, ſchlimme Beſchwerden. Leider wollte ſich der große Künſtler aus Furcht vor ſchlimmen

Folgen dem berühmten Operateur Hunter in London nicht anvertrauen, und mußte ſich daher dieſen Polypen von einem Wundarzte aus dem Orden der barmherzigen Brüder zu Eiſenſtadt ſo oft unterbinden laſſen, als er ſich tiefer ſenkend das Athmen zu hemmen drohte. So unterblieben alle größeren Arbeiten. Er ſetzte nur die letzten ſchottiſchen Lieder für Thomſon, und für die Gemahlin des General Moreau auf Begehren des Fürſten Eſterhazy im Jahre 1803 eine Klavierſonate, welche, da er keine Abſchrift behielt, bei dem bekannten Mißgeſchicke des franzöſiſchen Xenophon ſchwerlich geſtochen werden dürfte. In dieſem Jahre ließ er auch ſeine drei- und vierſtimmigen Geſänge bei Breitkopf und Härtel verlegen. Den Anfang des zehnten Geſanges, betitelt: »der Greis«,



ließ Haydn nach Grieſingers Angabe mit ſeinem Namen in Form einer Viſitenkarte ſtechen, und an Freunde, welche ſich nach ihm erkundigten, vertheilen. Sein letztes Werk war das, dem Grafen Fries in Wien gewidmete 32ſte — richtiger 83ſte — Quartett Andante grazioso in B.

Dieſes Quartett beſteht aus einem Andante und einer Menuet, welche bereits im Jahre 1803 vollendet waren. Haydn wartete bis in's Jahr 1806 auf eine Zunahme ſeiner Kräfte, aber umſonſt; er vermochte nicht mehr ein Allegro hinzuzufügen. Deshalb wurde ſtatt des fehlenden Stückes die obige Viſitenkarte abgedruckt, welche man aber aus Verſehen Kanon betitelte. Es iſt nicht meine Aufgabe, eine Krankengeſchichte zu ſchreiben, darum führe ich nur kurz an, daß der allverehrte Greis immer mehr von ſeinen Kräften, vorzüglich von dem Gedächtniſſe verlaſſen wurde. Am 27. März 1808 feierte er ſeinen letzten Ehrentag. Die Geſellſchaft des Liebhaberkonzertes gab unter dem Protektorate des Oberſthofmeiſters, Fürſten von Schwarzenberg, das letzte dieſjährige Konzert im Univerſitätsſaale, und wählte als die würdigſte Piece „die Schöpfung“. Der Dichter Carpani hatte eine meiſterhafte italieniſche Ueberſetzung des Textes geliefert. Haydn wurde von dem höchſten Adel ſchon beim Ausſteigen aus dem Wagen empfangen, und bei dem Eintritte in den Saal unter dem Schalle der Trompeten und Pauken von der zahlreichen Verſammlung mit dem

Rufe: „Es lebe Haydn!“ empfangen. Er mußte zwiſchen der Fürſtin Eſterhazy und dem Fräulein Kurzbeck Platz nehmen, und als er ſich über Zugluft beklagte, nahm die genannte Fürſtin ihren Shawl, und behing ihn damit. Dieſem Beiſpiele folgten mehre Damen, und im Augenblicke war Haydn mit Shawls bedeckt; er glich einem morgenländiſchen greiſen Sultan, den ſeine Odaliſken mit Roſen, Nelken und Lilien bewerfen. Bei der Stelle, es ward Licht, ertönte ein Beifallsſturm. Der Greis blickte dankbar gegen Himmel, als ob er ſagen wolle:

Gott allein die Ehre.

Und wahrlich der Ewige hatte ihm ein reiches Pfund in die Seele gelegt; der Greis hatte es aber auch redlich verzinſet, wie Wenige.

Aus Beſorgniß, das ein zu lang anhaltender Sturm tiefſter Empfindungen der ſchwachen Geſundheit des Greiſes gefährlich werden dürfte, ſorgte der Adel für die frühere Entfernung Haydn's und begleitete ihn mit thränennaſſen Augen bis zum Wagen.

Daß es vor und nach dem Konzerte Gelegenheitsgedichte, unter welchen das Gedicht von Collin und das italieniſche Sonett von Carpani die beſten waren, regnete, bedarf nach dem alten Spruche: Alles wiederholt ſich im Leben, wohl keiner nähern Auseinanderſetzung.

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun!

Der Tod nahte im nächſten Jahre mit Rieſenſchritten, und mit ihm das Unglück einer Nation. Der Greis erlag ſeinem Feinde, aber die Nation ſchrieb auf dem Schlachtfelde bei Aſpern mit den Kolben des Regimentes Erbach und den Säbeln der öſterreichiſchen Huſaren auf die blutbeſpritzten Wangen der Franken:

Oeſterreich über Alles, wenn es nur will!

Haydn ſah nichts und hörte wenig davon. Die letzten Mißklänge, die ſein Gehör beläſtigten, donnerten die Kanonen des franzöſiſchen Armeekorps, das am 10. Mai 1809 die Vorſtädte Wien's forcirte. Von dieſer Stunde an nahm ſeine phyſiſche Schwäche fortwährend zu; doch ſpielte er noch täglich ſein ewiges Kaiſerlied, ſein unvergeßliches: »Gott erhalte unſern Kaiſer“, ja am 26. Mai ſogar dreimal hinter einander mit hinreißendem Ausdruck. Dieſes wundervolle Lied, deſſen Text von Lorenz Leopold Haſchka verfaßt wurde, blieb von ſeiner erſten Aufführung, am 12. Februar 1797, am Geburtstage des ſel. Kaiſers Franz an, bis in die letzten Lebenstage Haydn's

Lieblingslied. Es war ſein Schwanenſang. Am Abende dieſes Tages überfielen ihn Kopfſchmerzen und Froſt. Man brachte ihn zu Bette, rief nach Aerzten — umſonſt, die Parze durchſchnitt den Lebensfaden nach wenigen Tagen gänzlicher Entkräftung, ſchmerzloſer Betäubung, und Gluk und Mozart empfingen den Bruder an der Pforte des Paradieſes. Es war am 31. Mai 1809 Morgens gegen Ein Uhr, daß die Augen brachen, welche die »Schöpfung« der Welt belauſchten. Haydn hatte ſein Leben auf 77 Jahre und zwei Monate gebracht. Seine Leiche wurde in einem Grabe auf dem Gottesacker ſeines Kirchſpieles vor der ſogenannten Hundsthurmerlinie in Wien beigeſetzt. Trotz dem furchtbaren Zeitpunkte der Franzoſenherrſchaft in Wien, wurde ſein Tod würdig betrauert. Die franzöſiſchen Behörden kündeten ſeinen Hintritt in der Wiener Zeitung ehrenvoll an, und am 13 Juni wurde das ewige Requiem Mozart's in der Schottenkirche zu Haydn's Gedächtniß aufgeführt.

Im Jahre 1820 wurde jedoch ſeine Leiche auf Befehl des Fürſten Eſterhazy aufgegraben, mit feierlichem Gepränge nach Eiſenſtadt geführt und in der großen Bergkirche beſtattet. Sein Grab ſchmückt nachſtehende Inſchrift:

Josephus Haydn
Musicorum . Auct . Sui . Princeps
Natus . Rorauiae . ad . Lythum
Pridie . Calend . Mai . MDCCXXXII.
Celsi . Princ . Nicolai Esterhazy de Galantha.
Chori . Musici . Praefectus . Celeberrimus.
Qui . Salvatoris . Nostri . Verba . Septem.
Creationem . Mundi . et . Quator . anni . Tempora
Sublimia . modulatus . Mole.
Immortalem . Sibi . Comparavit . Gloriam.
Fugandi . curas . Artifex . et . Mulcendi . Pectora
Primus
Ab . Amplissima . Scientiarum . Universitate . Oxoniensi.
Creatus . Musicae . Artis . Doctor.
Vir pius . probus . mansuetus . insigniter beneficus.
Mortuus Vindobonae
Pridie calendas Junii MDCCCIX
Annorum LXXVII
Maecenatis . Sui . Studio.
Anno MDCCCXX. Solemni ritu hoc translatus.
Hoc conditur tumulo *)

*) Die jüngſte Apotheoſe Haydn's erfolgte am 1. Juni 1840. Es wurde nämlich am 31. Gedächtnißtage ſeines Begräbniſſes ein feierliches

Haydn war klein von Statur. Die untere Hälfte seiner Figur war zu kurz gegen die obere, welches man zwar häufig an kleinen Personen beider Geschlechter wahrnimmt, was aber bei Haydn noch mehr in's Auge fiel, weil er sich nach alter Mode kleidete, und die Inexpressibles nicht bis an die Brust, sondern nur bis an die Hüften reichen ließ. Uebrigens konnte man ihn stämmig und von derbem Knochenbau nennen. Seine

---

Todtenfest in der Pfarrkirche zu Gumpendorf gehalten. Der hochwürdige, infulirte Herr Prälat und k. k. Regierungsrath Purkarthofer las unter Paradirung einer Abtheilung des löblichen Bürgerregimentes eine Seelenmesse, wobei die Gesellschaft der Musikfreunde das Requiem von Mozart unter der Leitung des Herrn Kapellmeisters Ignaz Ritter von Seyfried aufführte. Ein Katafalk, von 100 Lichtern umgeben, war vor dem Hochaltare erhöht, das schwarze Bahrtuch zeigte mit Goldbuchstaben den Namen Joseph Haydn, seinen Geburts- und Sterbetag, die Vorderseite die Inschrift: „Anvi sui Orpheo". Darunter eine umlorbeerte Lira. Vor dem Katafalke stand eine gut ausgeführte weibliche Gestalt, die Religion darstellend, ihr zur Linken die christliche Muse des todten Tondichters, auf dessen Werke: »die Schöpfung" — »die sieben Worte" — »die vier Jahreszeiten" zeigend. Nach vollendetem Todtenamte begab sich die Versammlung in die kleine Steingasse, Vorstadt Windmühl Nro. 84, welches Haus einst Haydn gehörte. Dort wurde ein, von dem Dichter L. A. Frankl gedichteter Prolog von dem k. k. Hofschauspieler Hrn. Anschütz mit meisterhaftem Vortrage gesprochen. Bei den Worten des Prologes: »Seht hier sein Bild" enthüllte der greise Tondichter der »Schweizerfamilie", J. Weigl, dessen Taufpathe Haydn gewesen, das Bild Haydn's, und bei den Schlußworten: „Der Herr ist groß!" fiel der gleichlautende Chor aus der „Schöpfung" von den im Hofraume des Hauses versammelten Musikern ein, wo auch die Büste Haydn's aufgestellt worden war. Hr. Kapellmeister Adolph Müller sprach hierauf eine Festrede, die mit der Aufführung der Auszeichnungen, die Haydn von Seite Wien's wurden, endete. Hierauf las er zwei Urkunden, deren eine am 107. Geburtstage zu Rohrau, die andere am 100. Sterbetage in Wien ausgestellt wurden, in welchen sich die Hauseigenthümer zu Rohrau und Wien verpflichten, das Bild Haydn's für ewige Zeiten in ihren Häusern aufzubewahren. Nach dem zweiten Chore aus der „Schöpfung": »Die Himmel erzählen die Ehre Gottes" folgte die Enthüllung des Hausschildes, einer gelben Marmorplatte mit der goldenen Inschrift: „Zum Haydn", und der dritte Chor der »Schöpfung": »Singt dem Herren alle Stimmen u. s. w." Am Schlusse des schönen Festes wurde Haydn's gemüthstiefe Volkshymne gesungen.

Stirn war breit und schon gewölbt, die Haut braun, die Augen waren lebhaft und feurig, die übrigen Gesichtszüge voll und stark gezeichnet, und aus der ganzen Phisiognomie und Haltung sprach Bedächtlichkeit und ein sanfter Ernst. Seine durch den Polypen noch mehr aufgetriebene Habichtsnase, so wie die übrigen Gesichtstheile wurden durch Blatternarben, die Nase sogar durch Blatternähte entstellt, so daß jedes Nasenloch eine andere Form hatte. Er hielt sich selbst für häßlich. Die besten Büsten von ihm verfertigte unzweifelhaft sein Freund, der Modellier bei der Wiener Porzellanfabrik, Herr Grassi, dessen am 30. Dezember 1807 erfolgter Tod, Haydn äußerst betrübte. Die Eine ist in natürlicher Größe von antiker Form, mit der Aufschrift:

Tu potes tigres comitesque sylvas
Ducere, et currentes rivos morari.

Die zweite, kleinere stellt Haydn mit der Perrücke und in seiner gewöhnlichen Kleidung dar, und führt die Inschrift:

Blandus auritas fidibus canoris ducere quercus.

Der Raum, der diesem Aufsatze gestattet, erlaubt mir nicht, das Heer der übrigen Büsten, Gemälde u. s. w. anzuführen *). Ich schließe die Schilderung der Persönlichkeit Haydn's mit dem Verse Lavater's, der unter Haydn's Schattenrisse geschrieben wurde:

Etwas mehr als Gemeines erblick' ich im Aug' und der Nase;
Auch die Stirne ist gut, im Munde was vom Philister.

Haydn's starke, herabhängende Unterlippe mag dieses Urtheil veranlaßt haben. Haydn sprach im österreichischen Dialekte. Er war äußerst religiös gesinnt, in Folge dieser Gesinnung höchst bescheiden, schämte sich nicht im Mindesten seiner gemeinen Ab-

*) Der Herausgeber dieses Taschenbuches, Herr Dr. August Schmidt, wurde bei einem Besuche in Rohrau im September 1838 von dem dortigen Gerichtsverwalter Hrn. Alois Straka ersucht, eine neue Büste Haydn's genau nach der in der herrschaftlichen Bibliothek in Rohrau befindlichen metallenen Büste, die der unsterbliche Tondichter selbst als die sprechendste bezeichnete, auf Graf Harrach'sche Kosten verfertigen zu lassen. Der Herausgeber setzte sich sogleich mit dem akademischen Bildhauer Procop in Wien, welcher bereits eine Büste Haydn's in Gips für ihn geliefert hatte, in's Einvernehmen. Der Künstler, selbst Musiker und eifriger Verehrer Haydn's, unterzog sich mit Freuden dem ehrenvollen Auftrage, und die unter der letzten Zeile befindliche Büste dürfte sohin in kurzer Zeit mit gebührender Feierlichkeit im gräflichen Garten zu Rohrau aufgestellt werden. D. V.

kunſt, und ließ jedem fremden Verdienſte gern die vollſte Gerechtigkeit widerfahren. Daher ſeine Harmonie mit Mozart und Cherubini. Eine arglose Schalkheit, oder was die Kinder Alt-Englands Humor nennen, war ein Hauptzug ſeines Charakters; Ordnung und Regelmäßigkeit deſſen Grundzüge. Als Menſch war er wohlthätig, als Bürger treugehorſam den Geſetzen ſeines Vaterlandes. Ueber ſeinen äſthetiſchen Charakter iſt das Protokoll bereits geſchloſſen, und die Geſchichte der Tonkunſt hat das Wort „Unſterblich" auf ſeinen Grabſtein geſchrieben. Ich ſtand einmal in einer warmen Sommernacht in dem grünen Garten der arabiſchen Villa zu Rohrau, und verſank wachend in wunderſame Träume. Da war mir, als nahe eine hohe weibliche Geſtalt dem Leichenſteine des todten Schöpfers der »Schöpfung«, und weine Thränen, bittere Thränen auf den kalten Marmor, und als ich ſie befragte, wer ſie ſei und warum ſie klage, ſchluchzte ſie bitterlich: »Ich bin ein Kind Polyhymnia's und das Oratorium iſt mein Reich, was fragſt du lang, warum ich weine? Hier ragt das Todtendenkmal meines liebſten Sohnes auf Erden!"

Heinrich Ritter von Levitſchnigg. *)

---

*) Um einem vielſeitig ausgeſprochenen Wunſche zu begegnen, mache ich hiermit bekannt: daß die Biographie des Ritter Gluck im vorigen Jahrgange, gleichfalls Herrn von Levitſchnigg zum Verfaſſer hat. Der Redacteur.

Alphabetiſches Verzeichniß

der

bis in das vorige Jahrhundert bekannten muſikaliſchen Inſtrumente, als Beitrag zur Geſchichte der Muſik.

Aeolsharfe. Ein länglicher ſchmaler Kaſten mit einem Reſonanzboden aus Tannenholz, über welchen ſechs, acht oder zehn Saiten auf zwei Stegen geſpannt, und im Unisono geſtimmt werden. Dieſes Inſtrument, der Luftſtrömung ausgeſetzt, entwickelt dieſe ätheriſchen Klänge, von denen bereits ſo Vieles geſprochen wurde, und welchen man nicht ſelten ſogar eine überirdiſche Gewalt, die Gefühle des Herzens anzuregen, zuſchrieb. Je ſtärker der Zug des Windes iſt, um deſto reicher und mannigfaltiger werden die Klänge. Anaſtaſius Kircher ſoll ſie im XVII. Jahrhundert erfunden haben. Von dem Britten Peyc wurde ſie wieder auf's Neue in Anregung gebracht.

Caſtagnetten (ſpan. Castagnuelas, franz. Castagnettes). Zwei kleine, von ſehr hartem amerikaniſchen Holze gefertigte, ausgehöhlte Becken, die genau, wie die beiden Hälften einer Nußſchale, auf einander paſſen, werden mit den Fingern beider Hände geſpielt, indem beide Theile mit einem Bande an den Daumen (daher im Deutſchen Daumklappern) befeſtiget ſind, und die übrigen Finger ſodann ſchnell nach einander darauf abglitſchen, ſo, daß dadurch eine Art Triller entſteht, der den Rhythmus des Geſanges oder Tanzes, wozu ſie gebraucht werden, fühlbar macht und demſelben einen muntern Charakter verleiht. Sie ſind in Spanien und dem ſüdlichen Frankreich und Italien gebräuchlich, wo ſie im erſteren den beliebten Balero begleiten. Die Mauren, ja ſelbſt die alten Griechen, bedienten ſich ähnlicher Inſtrumente bei ihren Tänzen, auch bei einigen wilden Völkern wurden ſie gefunden.

Fagott (ital. Fagotto, franz. Basson). Ein Blasinſtrument von Holz mit Tonlöchern und Klappen. Erhielt ſeinen Namen von dem italieniſchen Worte fagotto: Bündel und ſoll von dem Kanoniku Afranio um das Jahr 1539 zu Ferrara erfunden worden ſein. Er beſteht nach vielen Vervollkommnungen jetzt aus einer ausgebohrten Röhre von Ahornholz, das zur

Erleichterung des Spielenden, in drei Theile getheilt iſt, welche verbunden 8 Tonlöcher und 10 Klappen haben. An der Mündung der Röhre iſt das ſogenannte Fagottrohr.

Harmonika. Dieſes tiefergreifende Inſtrument wurde von Benjamin Franklin um das Jahr 1762 erfunden. Es mußte ſehr viele Veränderungen erleiden, bis es ſeine jetzige Form erhielt. Die Taſten-, Pedal-, Mund- und Phis-Harmonika's ſind Abarten derſelben.

Leier (Lyra tedesca, auch Bauerleier, noch heutzutage im gemeinen Volke gebräuchlich) wird mit 10—12 Taſten und einem mit Kolophonium beſtrichenen Rade geſpielt. Der Umfang dieſes Inſtrumentes beſteht aus einer diatoniſchen Tonleiter von 10—12 Tönen. Der Franzoſe Paton und Biedermann in Reichlingen haben es mehr vervollkommt.

Pauke (ital. Timpano, lat. Tympanum), das älteſte unter den Schlaginſtrumenten, war ſchon bei den Aegyptiern gebräuchlich. Die jetzt im Gebrauch ſtehende Keſſelpauke iſt von Kupfer mit mit dem Paukenfell aus Kalbshaut überſpannt und wird mit zwei Stäbchen geſchlagen. Es ſind gewöhnlich deren zwei; die eine erhält die Stimmung der Dominante, die andere der Tonika, der Tonart des Muſikſtückes.

Violine (franz. Violon, ital. Violino), das kleinſte, aber auch das vorzüglichſte unter den jetzt üblichen Bogeninſtrumenten, entſtand urſprünglich aus der Leier, aus welcher man Violinen mit 5, dann 2, 3 und endlich 4 Seiten bildete. Seine Erfindung fällt in das XII. Jahrhundert, obgleich erſt Teſtator zu Mailand der Violine (1620) ihre jetzige kleine Geſtalt gegeben haben ſoll. Die Abarten derſelben, wie die Roccheta, Bretgeige, Quartgeige ꝛc. kommen bei ihrer Unvollkommenheit im Vergleich mit dem Grundinſtrumente in keine Betrachtung. Die vier Darmſaiten, wovon eine (G) mit Silberdraht überſponnen iſt, ſind in der Quinte geſtimmt, und werden mit einem hölzernen Bogen (Arco) geſpielt, der gewöhnlich mit weißen Pferdehaaren bezogen iſt, die mit Kolophonium beſtrichen werden. Die Form des Inſtrumentes iſt trotz vieler Veränderungen immer dieſelbe geblieben und als ſolche allgemein bekannt.

(Dieſes Verzeichniß wird im nächſten Jahrgange fortgeſetzt.)

Felix Mendelssohn Bartholdy

ORPHEUS.

Musikalisches

ALBUM

für das Jahr

1842.

Herausgegeben

von

August Schmidt.

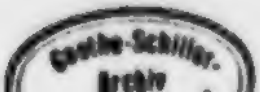
Dritter Jahrgang.

Wien.

Friedrich Volke's Buchhandlung.

(Stock im Eisenplatz 575.)

a
3513



Ihrer

kaiserlich königlichen Hoheit,

der durchlauchtigſten

Frau Frau Erzherzogin

SOPHIE

in unbegrenzter Verehrung

geweiht

* * *

August Schmidt.

ORPHEUS.

Der Mann, der nicht Muſik hat in ſich ſelbſt,
Den nicht die Eintracht ſüßer Töne rührt,
Taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücken,
Die Regung ſeines Sinn's iſt dumpf wie Nacht,
Sein Lachten düſter wie der Erebus;
Trau' keinem Solchen! —

W. Shakspeare. „Merchant of Venice".

Inhalt.

Seite

Vollſtändiges Verzeichniß der Compoſitionen von Dr. F. Mendelsſohn-Bartholdy . 111

Die Sängerin. Novelle von J. P. Lyſer . . 1

Gedichte von Schleifer 49

Ständchen von Grillparzer 52

Gedichte von Otto Prechtler 53

Muſiker und Muſikant. Novelle von Emanuel Straube 59

Jubal. Gedicht von Heinrich Ritter von Levitſchnigg 99

Die Schlummernde. Von H. Püttmann . . 120

Euterpe und Bellona. Von Ignaz Ritter von Seyfried 121

Gedichte von Vinzenz Zuccher 173

Abſchied von Willibald von Schemnitz . . . 175

Gedichte von Carl Candidus 176

Jacob Stainer der Geigenmacher. Erzählung von Alex. Jul. Schindler 181

Gedichte von Joh. Gabr. Seidl 214

Mein Glück. Von Caroline Leonhard Lyſer . 219

Jephta. Von Auguſt Schilling 220

Mannes-Lied. Von Carl Adam Kaltenbrunner 229

Lieder von Ludwig Auguſt Frankl 233

Seite

Lied für Trinker. Von Baron Schlechta . . 225
Bezauberung. Von Athanaſius 227
Den Künſtlern. Von Carl Edm. Langer . . 228
Wolfgang Amadeus Mozart. Von Heinrich Ritter von Levitſchnigg 229
Nachtrag zur **Biographie W. A. Mozart's.** Von Auguſt Schmidt 260

Muſik-Beilagen.

Nr. I. **Blondel's Lied.** Romanze von Johann Gabriel Seidl, Muſik von Dr. Robert Schumann.
Nr. II. **Der Junggeſell.** Gedicht von Guſtav Pfizer, Muſik von Dr. J. C. G. Löwe.
Nr. III. **Die Nixen.** Gedicht von H. Heine, Muſik von C. G. Reiſſiger.
Nr. IV. **Jägers Gnal.** Gedicht von Johann Gabriel Seidl, Muſik von J. Heyen.
Nr. V. **Die Veilchen-Leiche.** Gedicht von Johann Gabriel Seidl, Muſik von Franz S. Hölzl.
Nr. VI. **Für Maria.** Gedicht von Robert Burns, Muſik von Anton Hackel.

Gedruckt bei A. Strauß's ſel. Witwe.

Vollſtändiges Verzeichniß der Compoſitionen

von

Dr. F. Mendelsſohn-Bartholdy.

1. Reihenfolge der mit einer Opus-Zahl verſehenen Werke:

Opus

1. Erſtes Quartett für Pfte., Violine, Viola und Violoncell, in C-moll. (Berlin bei Schleſinger 1824.)
2. Zweites ditto, in F-moll. (Berlin bei Schleſinger.)
3. Drittes ditto, in H-moll. (Berlin bei Laue.)
4. Sonate für Pfte. und Violine, in F-moll. (Berlin bei Laue.)
5. Capriccio für Pfte., in Fis-moll. (Berlin bei Schleſinger.)
6. Sonate für Pfte., in E-dur. (Berlin bei Laue.)
7. 7 Characterſtücke für Pfte. (Berlin bei Laue.)
8. 12 Geſänge mit Begleitung des Pfte., in 2 Heften. (Berlin bei Schleſinger.)
9. 12 Geſänge mit Begleitung des Pfte., 1. Hft.: „der Jüngling." 2. Heft: „das Mädchen." (Berlin bei Schleſinger.)
10. Die Hochzeit des Camacho, Oper; Clavierauszug. (Berlin bei Laue.)
11. Sinfonie in C-moll. (Berlin bei Schleſinger.) — Auch zu 4 Händen.
12. Erſtes Quartett für 2 Violinen, Viola und Violoncell, in Es. (Leipzig bei Hofmeiſter.) — Auch zu 4 Händen.

Opus

13. Zweites ditto., in A. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.) — Auch zu 4 Händen.

14. **Rondo capriccioso** für Pfte., in E. (Wien bei Mechetti.)

15. **Fantaisie sur une chanson irlandaise**, für Pfte., in E. (Wien bei Mechetti.)

16. **3 Fantaisies ou Caprices**, für Pfte., in A, E-moll und E. (Wien bei Mechetti.)

17. **Variations concertantes**, für Pfte. und Violoncell, in D. (Wien bei Mechetti.)

18. Quintett für 2 Violinen, 2 Violen und Violoncell, in A. (Bonn bei Simrock.) — Auch zu 4 Händen.

19. 6 Lieder ohne Worte, für Pfte., H. 1. (Bonn bei Simrock.)

19. 6 Geſänge mit Begleitung des Pfte., 3. Heft. (Leipzig bei Breitkopf.)

20. Octett für 4 Violinen, 2 Violen und 2 Violoncelli, in Es. (Leipzig bei Breitkopf.) — Auch zu 4 Händen.

21. Ouverture zu Shakſpeare's „Sommernachtstraum", in E. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.) — Auch zu 4 Händen.

22. **Capriccio brillant**, für Pfte. mit oder ohne Orcheſter, in H-moll. (Leipzig bei Breitkopf.)

23. Kirchenmuſik für Chor- und Soloſtimmen mit Orgel. Nr. 1 „Aus tiefer Noth"; Nr. 2 „Ave Maria", achtſtimmig; Nr. 3 „Mitten wir im Leben ſind", achtſt. (Bonn bei Simrock.)

24. Ouverture: „Die Hebriden" oder „die Fingalshöhle", in H-moll. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.) — Auch zu 4 Händen.

24. Ouverture für Harmonie-Muſik, in C. (Bonn bei Simrock.) — Auch zu 4 Händen.

25. Erſtes Concert für Pfte. mit (oder ohne) Orcheſter, in G. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

Opus.

27. Ouverture: „Meeresſtille und glückliche Fahrt“, in D. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.) — Auch zu 4 Händen.

28. Phantaſie für Pfte., in Fis-moll. (Bonn bei Simrock.)

29. Rondo brillant, für Pfte. mit (oder ohne) Orcheſter, in Es. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

30. 6 Lieder ohne Worte, für Pfte., Heft 3. (Bonn bei Simrock.)

31. Der 115. Pſalm: „Nicht uns, Herr“, für Chor, Soli und Orcheſter. (Bonn bei Simrock.)

32. Ouverture: „zum Mährchen der ſchönen Meluſine“, in F. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.) — Auch zu 4 Händen.

33. 3 grands Caprices, für Pfte., in A-moll, E, B-moll. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

34. 6 Geſänge mit Begleitung des Pfte., 6. Heft. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

35. 6 Präludien und Fugen für Pfte. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

36. „Paulus“, großes Oratorium. (Bonn bei Simrock.)

37. 3 Präludien und Fugen für Orgel. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

38. 6 Lieder ohne Worte für Pfte., Heft 3. (Bonn bei Simrock.)

39. 3 Motetten für weibliche Stimmen mit Orgel-Begleitung: Nr. 1 „Veni, Domine“, dreiſtimmig; Nr. 2 „Laudate pueri“, dreiſtimmig; Nr. 3 „Surrexit pastor bonus“, vierſtimmig. (Bonn bei Simrock.)

40. Zweites Concert für Pfte., mit Orcheſter, Quartett oder Solo, in D-moll. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

41. 6 Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß, im Freien zu ſingen. Heft 1. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

Opus.

42. Der 42. Pſalm: „Wie der Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer", für Chor, Soli und Orcheſter. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

43. Serenate und Allegro giocoso, für Pfte. mit Orcheſter, Quartett oder Solo. (Bonn bei Simrock.)

44. 3 Quartette für 2 Violinen, Viola und Violoncell, in D, E-moll, Es; Nr. 3—5 der Violinquartette. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.) — Auch zu 4 Händen.

45. Sonate für Pfte. und Violoncell, in B. (Leipzig bei Kiſtner.)

46. ?

47. 6 Geſänge mit Begleitung des Pfte., 7. Heft. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

48. 6 Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß, im Freien zu ſingen, Heft 2. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

49. Trio für Pfte., Violine und Violoncell, in D-moll. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

50. 6 Lieder für vierſtimmigen Männerchor. (Leipzig bei Kiſtner.)

51. Der 114. Pſalm: „Da Iſrael aus Egypten zog", für achtſtimmigen Chor und Orcheſter. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

52. „Lobgeſang", Sinfonie-Cantate nach Worten der heiligen Schrift, für Orcheſter und Chor. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.) — Die einleitende Sinfonie auch zu 4 Händen.

II. Ferner ohne Notirung einer Opus-Zahl ſind gedruckt:

Scherzo a Capriccio für Pianſte. in Fis-moll. (Bonn bei Simrock.)

3 zweiſtimmige Volkslieder mit Begleitung des Pfte. (Berlin bei Schleſinger.)

Gebet: „Verleih uns Frieden", für Chor und Orcheſter. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

Andante cantabile e Presto agitato, für Pfte., in H. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

2 Romanzen von Lord Byron, mit Begleitung des Pfte. (Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

„Erſatz für Unbeſtand" von Fr. Rückert, für vierſtimmigen Männerchor. (Leipzig bei Kiſtner.)

„Feſtgeſang" zur Eröffnung der am erſten Tage der Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt auf dem Markte zu Leipzig Statt findenden Feierlichkeiten, für Männerchor. Leipzig bei Breitkopf und Härtel.)

Lied von Victor Hugo: „Wozu der Vöglein Chöre belauſchen", für Sopranchor mit Begleitung des Pfte., — als Beilage zum „Orpheus". I. Jahrgang 1840.

Rhapſodie für Pfte., als Beilage der Berliner Muſikal. Zeitung von A. B. Marx. Jahrgang 1826.

Vierſtimmiger Geſang aus Immermann's Trauerſpiel Alexis; als Beilage darin abgedruckt.

III. Von noch ungedruckten Compoſitionen Mendelsſohn's (außer vielen Kleineren) ſind dem Einſender als beſonders bemerkenswerth bekannt:

„Die Walpurgisnacht", von Göthe, Cantate für Chor und Orcheſter.

„Kriegers Rückkehr", Operette von C. Klingemann.

Reformations-Sinfonie.

Sinfonie in A, componirt für die philharmoniſche Geſellſchaft in London.

Feſt-Ouverture für Orcheſter, componirt für das Muſikfeſt zu Düſſeldorf, 1833.

Muſik zu Calderon's Tragödie: „der ſtandhafte Prinz."

„Hora est", für ſechzehnſtimmigen Chor und Orcheſter.

„Tu es Petrus", für achtſtimmigen Chor und Orcheſter.

„Chriſte, du Lamm Gottes", Choral-Motette mit Orcheſter.

„Wir glauben All' an Einen Gott", Choral-Motette mit Orcheſter.

„Mein Gott, du weißt am allerbesten“. Choral-Motette mit Quintett.

Ouverture zu Victor Hugo's „Ruy Blas“.

(Vorstehendes Verzeichniß verdankt die Redaction der Mittheilung des Herrn Dr. A. J. Becher, aus dessen Feder der nächste Jahrgang des „Orpheus“ eine vollständige Biographie Mendelssohn's nebst ausführlicher Würdigung seiner Hauptwerke enthalten wird.)

Die Sängerin.

Novelle

von

J. P. Lyser.

Erſte Abtheilung.

Brandchen *), der Enthuſiaſt.

„Zeit: das Jahr 1708.“

I.

„Monſieur Charles! — Monſieur Charles!“ tönte es aus einer der hölzernen Lauben des groſſen Kuchengartens zu Leipzig, und die Stimme, welche dieſen Ruf ertönen ließ, ſchwebte unbeſtimmt zwiſchen Tenor, Alt und Discant. Es war — beim Himmel! — eine jener tremulirenden, aller Schlüſſel ſpottenden Stimmen, die einen echten Muſikanten wahnſinnig machen können, wenn er gezwungen iſt, ſie eine Viertelſtunde lang anzuhören.

Aber Monſieur Charles war kein Muſikant, obgleich er, Jahr aus Jahr ein, in den Gartenconcerten viel Muſik pflichtſchuldigſt ausſtehen mußte, und ſo kam

---

*) Anmerkung des Verf. Bekanntlich wurde der Rath Brand in dem Brehner'ſchen Luſtſpiele „das Männchen,“ einem damals in Leipzig lebenden ergötzlichen Originale nachgebildet; daß der Verf. dieſer Novelle beſagtes Original wieder aufnahm, wird man hoffentlich nicht als Plagiat anrechnen, den Namen Brand behielt er bei aus Gründen, welche er weiter zu berühren nicht für nöthig hält.

es, daß er rasch und dienstfertig der Laube zueilte und mit der freundlichsten Aufwärtermiene den Darinsitzenden fragte: „Was steht dem Herrn Rath zu Befehle?“

Und von der Bank der Laube erhob sich ein winziges, schon etwas bejahrtes Herrchen, sorgfältig nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, duftend nach Rosen, Lavendelöhl und allen möglichen Wässern, und begehrte lispelnd ein Gläschen Blum der Liebe*), ein Stücklein Kuchen und das Tageblättchen.

Monsieur Charles verschwand behend wie eine Elfe und erschien eben so schnell wieder, das Verlangte vor den Rath hinsetzend, sodann harrte er, süßlächelnd, was nun noch weiter begehrt werden möchte.

Aber der Rath — ganz wider seine sonstige Gewohnheit — begehrte diesmal nichts mehr, sondern war schon sehr vertieft in die Lectüre des Tageblättchens, wo es besonders die Bitten, Wünsche, Danksagungen und Warnungen waren, auf welche er seine Aufmerksamkeit richtete.

Plötzlich erglänzten seine Augen im wunderbaren Feuer, seine zarten Wangen rötheten sich und dem Aufwärter das Blatt hinreichend, rief er: „Charles! ich bitte Sie, lesen Sie mir diese Stelle da laut, deutlich und mit dem gehörigen Gefühl vor.“

Monsieur Charles nahm das Blatt, besah die Stelle, worauf der beringte Zeigefinger des Rathes deutete und las mit Ausdruck:

„Mit frischgewässertem Stockfisch, Gothaer Cervelatwürsten, geräucherten Ochsenzungen und Preßkopf empfiehlt sich — —“

---

*) Ein damals in Leipzig sehr beliebter Damen-Liqueur.

„Mon Dieu, Monſieur Charles!“ unterbrach ihn erſchrocken der Rath, „was leſen Sie denn da? — die Stelle weiter herab, meine ich.“ —

Und Monſieur Charles begann abermals zu leſen: „Der mir wohlbekannte Herr im Bauernleibrock und runder Perrücke, welcher mir am Freitag Abend in der Bierſtube des Herrn Becker meinen bocksledernen Tabaksbeutel diebiſcher Weiſe entwendete, wird andurch höflichſt erſucht —“

„Ciel!“ ſeufzte der Rath, „das wird ja immer ärger! Monſieur Charles! ſein Sie menſchlich! wie mögen Sie denn glauben, daß ſolche ordinäre Bagatellen einen Mann wie mich intereſſiren können? — die Verſe ſollen Sie leſen, Allerliebſter! die Verſe an die liebliche Sängerin Philomele — wird ausgeſprochen Filomele, damit Sie nicht wieder Pele-Mele wie neulich leſen.“

Und etwas ärgerlich, doch um ſo ausdrucksvoller begann Monſieur Charles zum dritten Male zu leſen:

An die unvergleichliche Philomele,

durch deren Geſang wir binnen Kurzem entzückt werden ſollen.

Mit Recht nennt man Dich Philomele,
Denn wundervoll ertönt aus Deiner Kehle,
Ja der Geſang, wer mag darin Dir Gleichen?
Wer dich nur höret, muß den Preis Dir Reichen!
Du nur verſtehſt es, mit Kunſt zu Singen!
Entzücket hören Deine Stimm' wir Klingen!
Fürwahr, bald ſtrahlen Du im hohen Glanz,
Und Dein, ja Dein wird dann der Lorbeer Kranz,
Der iſt für Dich der herrlichſte Gewinn
Gertrud Eliſabetha Schmehlingin.

Anmerkung des Autoris.

Die vorstehende Poesie auf die fürtreffliche Sängerin Mademeiselle Schmehlingen aus Cassel, welche uns in diesen Tagen durch ihren himmlischen Gesang gleichsam ausser uns selber versetzen wird, ist von dem Autor, stehenden Fusses, nach denen zuvor von einem sinnreichen Kunstfreunde niedergeschriebenen Endereimen, verfertiget und niedergeschrieben worden, wie solches mehrere angesehene Personen hiesiger hochachtbaren Stadt dem Autor jederzeit bezeugen werden, derohalben gedachte Endereime auch mit lateinischen Lettern hier abgedruckt erscheinen, woraus der geneigte Leser die grose Schwierigkeit erkennen möge, nach solchen gegebenen Reimen ein poetisches Meisterstuck auszuarbeiten. C. L. B.

„Nicht wahr," fragte der Rath den Aufwarter, nachdem dieser die Verlesung beendigt hatte, „nicht wahr, das Gedicht ist meisterhaft! und wissen Sie, Monsieur Charles, wer der sinnreiche Kunstfreund ist, der dem Dichter die Endreime aufgab! und wer der Dichter ist! he he he! der sinnreiche Kunstfreund bin ich, der Rath Brand, das liebe charmante Brandchen! der Dichter aber ist mein junger Freund Bretzner, he he he! Was sagen Sie dazu, Charles!"

„Es ist erstaunlich!" versetzte Monsieur Charles, „es ist erstaunlich, was Sie beide junge Herren alles angeben, ganz Leipzig ist voll davon —"

„O! auch Dresden!" fiel der Rath ihm feurig ein, „auch Dresden kennt uns, und besonders mich und weiß von Brandchen zu erzählen, wir haben penetrante Switen zusammen vollführt diesen Sommer, ich und Bretznerchen! und die Mädchen, ich versichere es Ihnen, Charles! haben sich gerissen um ihr liebes Brandchen; aber Brandchen blieb ungerührt! das

grauſame Brandchen erhörte nicht Eine unter den hundert ſeufzenden Schönen, denn Brandchen liebt ſchon — und rathen Sie einmal, wen das angebetete, vergötterte, geliebte Brandchen liebt?“ —

Monſieur Charles machte ein wahres Schafsgeſicht und bekannte endlich, daß er durchaus kein Mädchen kenne, welches er für würdig halte, von dem Herrn Rath Brand geliebt zu werden.

„Ach!“ verſetzte der Rath und ließ traurig das ſchonfrüſirte Köpfchen ſinken — „ach mein lieber Monſieur Charles! von der Würdigkeit iſt gar nicht die Rede, aber was werden Sie erſt ſagen, wenn ich Ihnen ſchamvoll errothend geſtehe, daß die unglücklichen Mädchen und Weibchen in Leipzig und Dresden, gegen die ich mich grauſam bewies — ſchrecklich gerächt werden durch die, die ich leider liebe, indem mich mein Ideal ebenfalls durch die ausgeſuchteſte Grauſamkeit und Unempfindlichkeit martert?“

„Das iſt ja ganz unmöglich!“ meinte Monſieur Charles.

„Nein! es iſt leider ganz gewiß,“ rief der Rath, indem er ſein ſchönes Schnupftuch hervorzog und ein Thränchen aus ſeinen Augen trocknete — „und Sie würden es nicht mehr für unmöglich halten,“ fuhr er fort, „wenn ich Ihnen den Namen meiner Göttin nennen würde.“

„Ei!“ fragte höchſt begierig Monſieur Charles, „wollen der Herr Rath mir denn gefälligſt den Namen nennen?“

„Keineswegs!“ entgegnete der Rath feierlich, „den Namen des Engels, welchen ich liebe, welchen das treue Brandchen anbetet, erfährt außer ihr nur noch Ein Menſch in Leipzig, d. h. auf Erden! — und dieſer Eine iſt mein Pylades, der Geſpiele meiner Jugend — mein Brebnerchen.“ —

„Nun ja,“ brummte Monſieur Charles für ſich, „da wird's auch bald die ganze Stadt wiſſen! — Jugendgeſpiele? — dummes Zeug! der Alte konnte ſein Vater ſeyn!“ —

Indem trat ein junger Menſch von etwa achtzehn Jahren, von leichtfertigem Weſen und Anſehen, in den Garten. „Ah!“ rief Monſieur Charles, als er ihn erblickte, „ah, Herr Rath! wenn man den Fuchs nennt, ſo iſt er nicht weit! da kommt eben Ihr Jugendgeſpiele, der Muſje Bretzner.“

„Kaffeh! Kuchen! Liqueur!“ ſchrie Bretzner, dem Monſieur Charles derb das rechte Ohr zupfend.

Monſieur Charles ſprang davon und der junge Bretzner warf ſich mit den Worten: „Grüß dich Gott Brandchen!“ neben dem Rath auf die Laubenbank hin.

II.

„Bretznerchen!“ rief der Rath, etwas ſcheu zur Seite rückend, „Bretznerchen! du biſt ja gewaltig erhitzt! gleichſam echauffirt!“

„Kein Wunder,“ entgegnete Bretznerchen, „ich war mit einigen edelen Brüdern in Connewitz zu Mittag, und wir haben brav getrunken! ich hoffte dich dort zu treffen.“

„Ach!“ ſeufzte der Rath, „wie konnteſt du das hoffen, da du meine jetzige Stimmung kennſt!“ —

„Ei zum Wetter! —“

„Bitte, bitte, Carlchen! fluche nicht ſo gotteslä-ſterlich;“ bat der Rath — aber Bretzner ſchrie noch lauter: „Zum Wetter, ſag' ich; eben deshalb! Was iſt mehr Labſal für einen verliebten Schäfer, als wenn er ſeiner Charmanten einen lieben halben Tag lang gegenüberſitzen und ſie angaffen darf? oder hätteſt du etwa nicht

gewuſst, daß dein Schätzchen mit ihrem Alten und Herrn Hiller ebenfalls Mittag in Connewitz machten?“

„Ich falle aus den Wolken!“ rief der Rath und fügte wehklagend hinzu: „kein Wort hab' ich gewußt! — O ich Unglückseliger! — Alſo wirklich dagewesen?“

„Ja,“ beſtätigte Bretzner, und nach Tiſche hat ſie ſich ans Clavier geſetzt, welches in der Gaſtſtube ſteht und hat ganz ſuperbe geſungen.“

„Es iſt zu viel!“ jammerte der Rath, „geſungen hat ſie und Brandchen — das treue Brandchen war nicht da, ſah ſie nicht — hörte ſie nicht — ſchmelz nicht dahin in Entzücken? — o, es iſt zu viel, zu viel.“ —

Bretzner bemühte ſich den Rath zu tröſten und meinte, daß es ja nicht ſchwer halten dürfte, wieder eine günſtige Gelegenheit abzupaſſen, ſeinem Ideal ſich zu nahen — aber alle Troſtgründe wollten bei dem verliebten Rath nichts fruchten und etwas ärgerlich rief endlich der Tröſter: „Nimm mir's nicht übel, Herr Bruder! aber du biſt ein Bischen verrückt und wenn du einmal vor Liebe totaliter überſchnappen wollteſt, ſo begreif' ich nicht wohl recht deinen curioſen Geſchmack. Diable! es gibt doch in unſerm Leipzig der ſchönen, geſcheiden, anmuthigen und zierlichen Mädchen nicht ſo gar wenige, daß du eben in die gar nicht hübſche, entſetzlich hölzerne und ihr Singen abgerechnet, bedeutend dumme Mademoiſelle Schmehling — verſchoſſen werden muſteſt.“

Der Rath fuhr über dieſe Rede zornig in die Höhe, und rief: „Unmenſchliches Bretznerchen! ſo redeſt du zu deinem Brandchen! und von wem redeſt du ſo — von dem Engel, welchen du gar nicht begreifſt, deſſen erhabene Natur du nicht einmal zu ahnen vermagſt? — Ich ſollte dir zürnen, ſollte dich meiden, als einen gefühlloſen Barbaren! Aber ſiehe, Carlchen, ich bemitleide dich nur,

kein treues gefühlvolles Brandchen bekümmert sich im tiefsten Herzen, daß sein Carlchen ein solcher Klotz ist, kein Gefühl für die göttlichsten aller Künste, für die Tonkunst zu besitzen; wärest du Enthusiast wie Brandchen, könntest du schwärmen, dich versenken ins wonnige Meer der Töne, dich emportragen lassen auf Seraphsfittigen ins himmlische Reich der Harmonie, wie Brandchen, du würdest dich nicht an das äußerlich eckige und wie du zu sagen beliebst, hölzerne Wesen der Mademoiselle Schmehling stoßen — würdest in ihr nur den verkörperten Gesang erblicken. Gesang! Carlchen! weißt du was das Wort sagen will? Gesang der menschlichen Brust entströmend! O es ist das Höchste, Vollkommenste was sich denken läßt im Reiche der Kunst! Aber wie auch alles strebt, in der Natur wie in der Kunst, Gesang zu werden — nur der Mensch vermag es, wahrhaft zu singen! und unter den Menschen wieder nur das Weib in höchster Vollendung und Reinheit, daß wir niederstürzen und anbeten müssen die wunderbare Macht und Herrlichkeit des Schöpfers, die sich offenbart im Wohllaut der Stimme seines vollkommensten Geschöpfes."

Bretzner hatte dem begeisterten Redner staunend zugehört und blickte ihn jetzt etwas albern an. Endlich sprach er: „Höre, Brandchen! ich habe zwar von allem, was du da sagtest, verdammt wenig verstanden, allein verhehlen will ich dir gar nicht, daß es mich auf seltsame Weise ergriffen hat, und ich meine, wenn du einmal bei Herrn Hiller so loslegtest, so könntest du ihn dir damit so geneigt machen, daß er dir's nicht verwehren würde, ihn und deine Charmante dann und wann zu besuchen."

Der Rath sprang auf, umarmte Bretzner und rief jubelnd: „Ein göttlicher Gedanke, Carlchen! und Brandchen, dein Brandchen dankt dir, daß du ihn

ausſprachen! Ja, Brandchen muß reden! Brandchen wird reden!

III.

Es war am Nachmittag des eilften Jänner 1766, als der Muſikdirektor des großen Concerts zu Leipzig, der würdige Adam Hiller, in das Zimmer der Mademoiſelle Schmehling trat.

Die Sängerin ſaß am Clavier und ging noch einmal eine Arie von Graun durch, womit ſie an dieſem Abend ſich im Concert hören laſſen wollte. Eine Stelle von beſonderer Schwierigkeit war es, welche ſie eben zum dritten Mal wiederholte, ohne doch, wie ſie meinte, das Rechte getroffen zu haben. Hillern, welcher an der Thüre lauſchend ſtehen blieb, nicht bemerkend, verſuchte ſie es zum vierten Male, aber der Erfolg befriedigte ſie keineswegs. Da ſprang ſie wüthend auf, warf die Noten zu Boden, ſprang mit beiden Füßen darauf herum und rief, ſich ſelber einige derbe Ohrfeigen applicirend: „Es geht nicht! es geht nicht! der Graun iſt ein Eſel, oder ich kann nicht ſingen!“

„Heyſaſaſa!“ rief Hiller vortretend, „das geht ja herrlich, Betel! fahre nur immer ſo fort, da wirſt du bald oben auf ſeyn, und nichts mehr zu lernen brauchen, und wenn du auch dein Lebtag nicht ſingen lernſt, ſo lernſt du doch tanzen, wie ich ſehe.“

Gertrude Eliſabeth Schmehling hörte auf zu tanzen, warf ſich auf einen Stuhl und entgegnete bitterlich weinend: „Spotte Er nur noch, wenn ich mir's ſauer werden laſſe und am Ende ſehe, daß ich nichts kann! Das iſt wohl die rechte Art, einem armen dummen Mädel was zu lehren.“

„Ja, ein dummes Mädel biſt du, Betel!“ brummte Hiller, „ſonſt würdeſt du gleich gemerkt haben, woran

es lag, daß du die Stelle nicht ordentlich herausbringen konnteſt: nimm die Noten vom Boden auf und zeig' ſie einmal her."

Und aufbrauſend ſprang Gertrude in die Höhe, riß die Noten vom Boden auf, hielt ſie Hillern dicht unter die Naſe und rief: „Da ſeh' Er ſelber, ob ich dieſe Paſſage herausbringen kann! der Graun iſt ein Eſel, oder ich hab' keine Stimme."

Sehr ruhig antwortete Hiller: „Der Herr Capellmeiſter Graun iſt kein Eſel, ſondern ein Mann, der nicht nur alle Regeln des reinen Satzes kennt, ſondern auch ſelber ein tüchtiger Sänger iſt, und was deine Stimme betrifft, ſo reicht ſie in vollkommen gleicher Stärke und Reinheit von g bis e; daran liegt's alſo nicht, ſondern an deinem dummen Hitzkopf, an deiner dummen Ungeduld! verſtanden, he?"

„O ja!" verſetzte Gertrude, den Mund ſeltſam verziehend. „Er redet ja deutlich genug! aber will Er mir denn wohl ſagen, wie ich's anfange, daß ich das einfältige Geſinge ordentlich herausbringe?" —

„Nichts leichter als das, Betel! Du darfſt nur den Athem ſparen, du ſetzteſt viel zu ſtark ein; verſuch's einmal, wie ich's dir hier verzeichne, und du wirſt ſehen, daß du es ohne ſonderliche Anſtrengung kannſt."

Somit reichte Hiller ihr die Noten wieder hin, nachdem er zuvor an der betreffenden Stelle Einiges anders bezeichnet hatte. Gertrude ſetzte ſich wieder ans Inſtrument, verſuchte es noch einmal, und zu ihrem größten Erſtaunen gelang es ihr jetzt über Erwarten, woran ſie früher verzweifelt hatte.

„Siehſt du?" ſchmunzelte Hiller, „man muß das Ding nur richtig anzugreifen wiſſen."

Frohlich in die Hände klatſchend ſprang Gertrude auf. „Er hat Recht!“ rief ſie „und zum Dank ſoll Er auch einen herzhaften Schmatz von mir bekommen,“ und ehe ſich's Hiller verſah, ergriff das wilde Mädchen ihn beim Kopfe und küßte ihn derb ab.

Darüber aber wurde Hiller im Ernſte böſe. — „Hol' dich der Geier, verwünſchtes Mädel!“ rief er, ſie von ſich abwehrend, „biſt du denn ganz beſeſſen mich küſſen zu wollen? Pfui Teufel!“

„Ja,“ lachte Gertrude, „Er iſt freilich garſtig und brummig genug, und verdient eigentlich ſolch eine Ehre gar nicht! aber ſieht Er, ich bin einmal ein gutmüthiges Ding, und da Er mich ſo getröſtet hat — denn ich war recht bekümmert, weil ich glaubte, ich könne nicht ſingen — ſo hab' ich ſchon ein Übriges gethan; Er kann aber ruhig ſeyn, es ſoll nicht wieder geſchehen.“

„Du biſt wohl ein rechter Hanswurſt,“ verſetzte Hiller unwillkürlich lächelnd, indem er ſeine verſchobene Perrücke wieder zurecht zupfte, „aber ſiehſt du, Betel,“ fuhr er traulich fort, „daß du ſo betrübt warſt, als du glaubteſt, du könnteſt nicht ſingen, iſt wohl recht eigen! warum betrübte es dich denn aber eigentlich? Meinſt du denn, alle Leute verſtänden es ſo gut, denn du ſelber, wenn du nicht alles ſo kannſt, wie du möchteſt? dem iſt nicht ſo, Betel! und hier in Leipzig wird dich Jedermann immerhin für was Rechtes halten, wenn du auch hin und wieder einen argen Pudel machſt, denn ſie wiſſen's hier, daß du einen welſchen Meiſter, den Paradiſi zum Lehrer gehabt haſt, und da werden ſie dich beklatſchen und dir alle Ehre anthun, ohne weiter zu fragen, ob du ſie auch wirklich verdienteſt.“

Gertrude ſah Herrn Hiller ſtarr an, eine glühende Röthe überzog ihr Geſicht und zwei groſſe Thränen traten ihr in die Augen; ihre Bruſt hob ſich gewaltſam, einigemale ſetzte ſie vergeblich an zu reden, endlich brach ſie los, indem ſie den Mund auf ihre eigenthümliche Art verzog.

„So?“ rief ſie, und ihre Stimme zitterte. „So, Hiller? Er glaubt alſo, ich könne damit zufrieden ſeyn, bei den Leuten für Etwas zu gelten, was ich nicht bin? ich könnt' es ertragen, daß ſie mir Ehren anthäten und blanken Lohn ſpendeten, wenn ich mir ſelber ſagen müßt': Betel, Gertrud, oder wie Er mich nennt, du verdienſt das Alles nicht?! Ach, Hiller, ich bin wohl ein dummes, unwiſſendes Mädel und Er mag nun von mir denken, was Er will, aber der liebe Gott weiß es, aus der Ehre vor den Leuten mach' ich mir nichts! und aus dem dummen Gelde macht' ich mir auch nichts, wenn ich meinen Alten nicht hätte. Aber mit meiner Kunſt meine ich's redlich und möcht' es recht weit darin bringen und ſeh' Er, wenn ich mir ſagen müßte, daß ich's nicht einmal zu etwas Rechtem, Ordentlichem darin brächte, ſo möcht' ich lieber heut' denn Morgen mein Todtenhemd anziehen und mich nur gleich begraben laſſen.“

„Na,“ ſprach Hiller ſehr herzlich, „das iſt doch ein Wort, das ſich hören läßt, und wenn du's ſo meinſt, ſo thu' nur immer darnach, ich will dir treulich helfen, ſoviel ich's vermag, und hor' einmal, Betel! nun will ich dir einen Schmatz geben.“

Und Ehren Hiller legte Hut und Stock ab, ging auf Mademoiſelle Schmehling zu, nahm ſie in ſeine Arme und gab ihr einen ſo herzlichen Kuß, daß Ger-

trude wohl merkte, ihr wunderlicher Meiſter ſei ihr im vollen Ernſte zugethan.

Wer war glücklicher als Gertrude Eliſabeth Schmehling!

* * *

Wer war glücklicher als Gertrude Eliſabeth Schmehling!“

Sie hatte zum erſten Male in dem groſſen Concert geſungen und alle noch ſo hoch geſpannten Erwartungen weit übertroffen. Kenner und Liebhaber waren hingeriſſen, entzückt von ihrer Kunſt, und Hiller, der rauhe ſtarke Mann, hatte geweint vor Rührung und Freude. Schon am andern Morgen erhielt Mademoiſelle Schmehling den vollzogenen Contract zugeſandt, dem zufolge ſie für das Winterhalbjahr 1766 als erſte Sängerin bei dem groſſen Concert der Stadt Leipzig mit einem Gehalt von vorläufig 600 Thalern — (eine für die damalige Zeit unerhört groſſe Summe) angeſtellt wurde. Jubelnd händigte Gertrude ihrem alten Vater den Contract ein und der Alte, der jetzt in ſeiner Tochter das höchſte Gut ſeines Lebens erkannte, rief in innigem Gebete allen Segen des Himmels auf ſie herab. Hiller aber betete andächtig: „Du lieber Gott! laſſe die Beter treu beharren auf dem betretenen Pfade.“ Wer war glücklicher als Gertrude Eliſabeth Schmehling.“

* * *

IV.

Und zu den Füſſen der Mademoiſelle Gertrude Eliſabeth Schmehling ſaß auf einem niedrigen Schämel der Rath Brand gleich einem echten treuen Schäfer, und blickte ſie ſchmachtend an mit ſeinen wirklich ſehr

ſchönen ausdrucksvollen Augen, und redete kein Wort dazu.

Mademoiſelle Schmehling war aber eben damit beſchäftigt, ſich einen Strumpf — nicht zu ſtricken — ſondern, o Proſa! zu ſtopfen! und um der Wahrheit die volle Ehre zu geben, muß noch hinzugefügt werden, daß ſie dieſes Geſchäft mit dem größten Eifer betrieb. Dennoch blieb aber der treue Schäfer nicht durchaus unbeachtet von ihr, und nach einer Weile fragte ſie ihn: „Na, Brandchen, was ſitzen Sie denn da, und glotzen mich an, und reden nicht? das iſt langweilig, mein ſchöner Herr!“

„O Philomele,“ ſeufzte Brand, und blickte der Sängerin noch ſchmachtender ins Auge. Gertrude aber lachte laut auf und rief: „Ne, das iſt einzig! Wiſſen Sie wohl, Brandchen, wie Sie mir jetzt vorkommen?“

„Nun, wie denn, holde Zauberin?

„Wie der prächtige Nußknacker, welchen die Kinder des Herrn Frege zum heiligen Chriſt beſcheert bekommen haben; wenn man dem kleinen Kerl eine Nuß ins Maul ſteckt und ſie ihn knacken läßt, ſo verdreht er die Augen gerade ſo wie Sie, accurat ſo.“

Der Rath ſeufzte tief, erröthete, ſchlug ſeine Augen nieder, und fragte nach einer Pauſe: „Wie alt ſind Sie jetzt, Gertrude?“

„Den drei und zwanzigſten Februar werd' ich ſiebenzehn Jahre,“ verſetzte Gertrude, und machte ein ſehr ernſthaftes Geſichtchen dazu, welches ihr allerliebſt ſtand.

„Siebenzehn Jahre,“ wiederholte der Rath, ſtützte den Kopf in die Hand und ſchien in tiefe Gedanken verſenkt.

Ich weiß nicht zu ſagen, was der Rath dachte, aber ich weiß es, welch ein eigener Zauber ein ſiebenzehnjähriges Mädchen umfließt: ein Mädchen, das in dieſem zarten

Alter als Künſtlerin ſchon eine Stufe erreichte, bis wo hinauf zu gelangen tauſend Andere ein ganzes Leben hindurch vergeblich ſich abmühen. Unſere Zeit iſt nicht ſo arm an Erſcheinungen dieſer Art, und ich könnte hier ſogleich einige Namen nennen, die noch mit Flammenſchrift in meinem Herzen brennen werden, wenn längſt mein Haupt der Schnee des Alters decken wird, vorausgeſetzt, daß ich dann nicht ein Kahlkopf bin, und eine ſchnöde Perrücke aufſetzen muß.

Mademoiſelle Schmehling war, wie ſchon bemerkt, durchaus nicht ſchön, ſondern, ſtreng genommen, nur paſſabel hübſch, dabei etwas ſehr holzern, und ohne alle feine Weltbildung — aber erſt ſiebenzehn Jahre alt, und ſchon die größte Sängerin, und zeigte in ihrem ganzen Weſen jene Natürlichkeit, Gutmüthigkeit und graziöſe Unbehelfenheit, welche oft unwiderſtehlicher feſſelt, als die feinſte Coketterie der ſchönſten Salondame. Mit Einem Worte: Gertrude war, trotz aller anſcheinenden Proſa, eine durchaus poetiſche Erſcheinung. Was Wunder, daß der Rath Brand für ſie ſchwärmte. Und auch Gertrude konnte ihr Brandchen gar wohl leiden, denn unter dem vielen „dummen Zeuge,“ was er ihr Tag für Tag vorſchwatzte, kam öfter, als man wohl hätte denken ſollen, ein Wort mit vor, welches Gertrude ſehr gut verſtand und ſich einprägte, worüber ſie im Stillen ſich ihre Gedanken machte, dieſe ſpäter ihrem Lehrer Hiller mittheilte, und ſo Manches klar und beſtimmt erkennen lernte, worauf ſie außerdem wohl nie gerathen wäre, und was ihr doch ſo Noth that, da es ſich auf ihre Kunſt bezog.

Der Rath Brand ſeinerſeits erkannte dies ebenfalls und ſprach man in geſelligen Kreiſen, wie das oft geſchah, von der Einfalt und wenigen Bildung der gefeierten Sängerin, ſo war es jederzeit Brandchen, der ſie vertheidigte und mit Begeiſterung verſicherte, es fehle der Ma-

demoiſelle Schmehling weder an natürlichem ſcharfen Verſtande noch an tiefem Gefühl; nur der Weltton geht ihr ab, ſchloß er, und ſie wird ihn ſich nie aneignen, weil ſie zu poetiſch dazu iſt.

Die feinen Leipziger lachten über ihr Brandchen und über ſeinen Enthuſiasmus, aber der Erfolg bewies, daß Brandchen Recht hatte.

Und die feinen, eleganten Leipziger, welche von Anbeginn die Leiſtungen der Künſtlerin ſo richtig zu würdigen wußten, erkannten es auch endlich, wie eine ſolche Künſtler-Natur nicht mit dem gewöhnlichen Maßſtab im Leben zu meſſen ſei, daß ſie in die gewöhnlichen Formen nicht paſſe und ſich nicht hineinzwingen dürfe, ſolle ſie anders nicht darin verkümmern, und wie die Gewohnheit am Ende alles ausgleicht, ſo fiel denn bald das geniale, ungezwungene Weſen der jungen gefeierten Sängerin Niemanden mehr auf.

Die Ausbildung Gertrudens als Künſtlerin ſchritt mit jedem Tage weiter vor. Jedes neue Auftreten in den Concerten war ein neuer Triumph. Aber mit welchem Eifer ſtudierte ſie auch unter Hiller die Meiſterwerke der claſſiſchen Componiſten, wie fügſam und ausdauernd war hier das ſonſt ſo eigenſinnige, aufbrauſende und ungeduldige Mädchen! Zur Ehre der Leipziger ſei es übrigens geſagt, daß ſie der Strebenden es an Anerkennung und thätiger Aufmunterung nicht fehlen ließen, und noch im ſelben Jahre ward ihr Gehalt um das Doppelte erhöht. Um immer vertrauter mit den Werken der Meiſter, welche ſie jetzt ſtudierte, zu werden, wandte ſie nun auch mehr Fleiß auf die Ausbildung ihres Clavierſpieles und bald hatte ſie es auch hierin ſo weit gebracht, daß ſie in mehreren ſchwierigen Concerten ſich hören laſſen konnte.

Bald ging ein neuer Glücksstern für Gertruden auf. Der Churfürst besuchte in Gesellschaft der verwitweten Churfürstin die Ostermesse. Die hohen Herrschaften beehrten das grosse Concert mit ihrer Gegenwart, hörten Gertrude, und die Churfürstin Maria Antonia, selbst eine ausgezeichnete Sängerin und Kennerin, ward so entzückt von dem Gesange des jungen Mädchens, daß sie gegen den Churfürsten den Wunsch aussprach: „die Schmehlingin möge in der Dresdner Oper singen.“

Alsobald erhielt Gertrude einen ehrenvollen Ruf nach Dresden, in der dortigen Oper aufzutreten. Gertrude war ohne weiters dazu bereit, aber ihre Freunde, am meisten das treue Brandchen, zitterten für sie, wenn sie sich das wilde, eckige, alles äußeren Anstandes und aller Theaterkenntniß bare Mädchen unter den ausgebildetsten Künstlern auf der Dresdner Opernbühne dachten. Der Rath wagte es deshalb gar nicht einmal, nach Dresden zu reisen.

Gertrude aber reiste, kam glücklich in Dresden an, und sang in der Probe.

Nun merkte freilich die Churfürstin, woran es dem Mädchen noch fehle, und daß sie, so wie sie nun eben wäre, unmöglich mit Erfolg auf der Bühne erscheinen könne; aber die hohe, gütige und geistreiche Frau wollte ihren Liebling auch auf der Bühne als Sängerin begrüßen, und so unternahm sie es selber mit wahrhafter Engelsgeduld, Gertruden ihre Spielparthie einzustudieren. Sie ließ sie gehen und stehen, ließ sie Stellungen und Situationen probiren und sorgte für ein glänzendes Costüm.

Gertrude merkte sich alles, so gut sie es vermochte, trat auf, und kehrte königlich belohnt nach Leipzig zurück.

Brandchen — das treue Brandchen hatte ſie auf der Poſt erwartet, er war kreideweiß im Geſichte, zitterte bedeutend und fragte die Sängerin, indem er ſie aus dem Wagen hob: „Wie iſt es Ihnen in Dresden ergangen? — Haben Sie — gefallen?“

Und phlegmatiſch verſetzte Gertrud: „Sie ſagen's, ich weiß gar nichts. Gefungen hab' ich — Nu ja! und angeputzt haben ſie mich, wie einen hübſchen Haubenſtock — ſo hab' ich dann auch da geſtanden.“ — „Die gnädigſte Churfürſtin, ſagt man, habe Sie Höchſtſelbſt unterrichtet?“ fragte Brand weiter.

„Freilich!“ beſtätigte Gertrud, „und ich wußte auch allemal, wie es hätte ſeyn ſollen, wenn ich abgegangen war.“

Aber bald traf von Dresden die Nachricht ein, welchen unerhörten Beifall die junge Sängerin auch auf der Bühne ſich erworben habe.

Zweite Abtheilung.

Die Virtuoſin.

I.

Das arme zärtliche Brandchen! — —

Hatte jemals ein Damöt ſeine Phyllis, Chloe oder Doris treuer geliebt, als Brandchen die Mademoiſelle Gertrude Schmehling? In den Annalen des galanten Leipzigs war eine ſolche Liebe vollends etwas ganz Unerhörtes und Brandchen ſtand hier wirklich einzig da.

Aber wir haben es geſehen, daß Gertrude nicht zum liebevollſten mit dem zu ihren Füßen ſeufzenden Schäfer verfuhr, ja, wie ſie den zierlichen, galanten Rath ſogar mit einem ſchnöden Nußknacker verglich, der die Augen verdrehe und das Maul aufſperre auf unziemliche Weiſe.

Und je länger die Bekanntſchaft währte, um ſo ärger trieb es die wilde übermüthige Gertrude und chicanirte und höhnte ihren Anbeter, daß alle Dachtraufen in Leipzig über ſolche Unbild bittere Thränen anſtatt Regenwaſſer hätten vergießen mögen und tauſend andere Liebhaber an Brandchens Stelle davon gelaufen wären.

Aber Brandchen, der Enthuſiaſt, hielt aus und lief nicht davon und weinte bittere Thränen, als Gertrude Schmehling im Jahre 1770, einem Rufe nach Berlin folgend, das heitere Leipzig verließ um vor dem großen Preußenkonig Probe zu ſingen, welcher — nachdem er die Künſtlerin gehört — in die Worte ausbrach:

„Ja, Sie kann ſingen,“

und ſie mit einem, für die damalige Zeit ſowohl als auch für ſeine bekannte Ökonomie, ungewöhnlich hohen Gehalt engagirte.

II.

„Höre Joſeph,“ ſprach der alte Herr Mara zu ſeinem Sohne, dem erſten Violoncelliſten der königlichen Capelle, „höre Joſeph, wenn du nicht bald vernünftig wirſt, ſo wird es ein ſchlimmes Ende mit dir nehmen! Fritze verſteht keinen Spaß, das weißt du, darum ſieh dich vor. —

„Beſter Herr Papa,“ verſetzte Joſeph, indem er ſein Inſtrument bei Seite und ſich ſelber vor den Spiegel ſtellte: „Beſter Herr Papa, Sie ſind im Irrthum, denn ſehen Sie, Fritze verſteht gar wohl Spaß und macht ihn ſogar ſelber, denn er iſt ein kluger Herr und nur die Dummen können Spaß nicht vertragen. — Sonſten aber ſprechen der Herr Papa nicht ohne, und etwas geſetzter zu werden thäte mir wohl Noth, dieſes habe ich mir ernſtlich überlegt, als mich Seine Majeſtät allergnädigſt das letzte Mal auf die Wache ſetzen ließen, weil ich ein bischen zu obſtinat gegen den Herrn Capellmeiſter Graun geweſen war — dieſer Fehler aber entſtand lediglich daraus, daß ich in der Nacht vorher mit einigen liebenswürdigen jungen Freunden ein Bischen zu ſtark bei Ungliſch champagnert

und gepunſcht hatte und daher am andern Abend, wo Concert war, noch am Katzenjammer litt. — Sie ſehen daraus, Papa, daß ein junger Menſch auch des Beſten nicht zuviel thun darf, wenn er nicht in allerlei verdrießliche Situationen kommen ſoll, und weil ich in Folge meiner kleinen Abweichung von dieſer goldnen Regel wirklich volle vier und zwanzig Stunden auf der Wache ſitzen mußte, ſo hab' ich mir feſt vorgenommen, ehedem mir der Herr Papa noch davon geſprochen hatte, daß ich nun wirklich geſetzt werden will, d. h. nicht wieder auf die Wache — Gott bewahre! ſondern in meinem Lebenswandel, Charakter, ja ſelbſt in meiner Liebenswürdigkeit."

„Nun, der Himmel verleihe dir Kraft, dieſen Entſchluß auszuführen," ſprach der Vater mit einem unterdrückten Seufzer, „ich ſehe nur noch nicht recht ein, wie du es anfangen willſt."

Joſeph, ſein holdes Spiegelbild wohlgefällig anlächelnd, verſetzte: „Dieſes wird dem Herrn Papa ohne ſonderliche Mühe begreiflich werden, wenn ich demſelben notifizire, wie ich beſchloſſen habe mit Nächſtem in den Stand der heiligen Ehe zu treten."

Der alte Mara trat überraſcht einige Schritte zurück, ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Du willſt heirathen, Joſeph? du?" —

„Nun warum denn nicht? hat der Herr Papa doch auch geheirathet, wie Figura zeigt, und ſo ich nicht irre, hat ſolches viel dazu beigetragen, daß der Herr Papa bei Zeiten geſetzt geworden iſt."

„Naſeweis!" brummte der Vater: „ich war wohl all meiner Tage kein ſolcher Sauſewind wie du, und auch ſchon älter, als ich ans Heirathen dachte. Wen willſt du denn heirathen?"

„Keine Andere als meine angebetete Gertrude!“ lautete die mit vielem Pathos gegebene Antwort. Der Vater Mara ſchüttelte das Haupt und meinte: „Gertrude heiſſen gar viele Mädchen. Hat dein Schatzchen keinen andern Namen?“

Joſeph warf den Kopf zurück und entgegnete etwas empfindlich: „Der Herr Papa redet abermals nicht ohne, und es iſt gewiß, daß gar viele Mädchen den Namen Gertrude führen, allein, aber — wenn ich meine Geliebte meine angebetete Gertrude nenne, ſo hätte der Herr Papa leichtlich argumentiren können und daraus abnehmen, daß ich keine Andere im Sinne habe, als unſere berühmte Gertrude oder mit andern Worten die Mademoiſelle Schmehling.“

Der Vater erſchrak heftig und fragte: „Biſt du toll Junge? die Mademoiſelle Schmehling willſt du heirathen, die berühmte Sängerin?“

„Juſtement und partoutement, weil ſie ſo berühmt iſt!“ —

„Sie iſt älter wie du!“

„Eben deswegen, da wird ſie mich corrigiren.

„Sie iſt reich und du haſt nichts als deinen Gehalt, womit du nicht auskommſt —“

„Eben deswegen, da ſoll ſie meine Schulden bezahlen, und mich kurz halten, daß ich keine neuen mache.“ —

„Sie iſt ein Hitzkopf.“

„Eben deswegen, der Herr Papa weiß, daß ich ein wilder Satan bin, und der Herr Papa iſt zu gutmüthig gegen mich, die Schmehling aber wird mich ſchon untern Pantoffel bekommen, daß ich Raiſon annehme.“

„Aber weißt du denn, ob ſie Luſt hat, einen ſolchen Taugenichts, wie dich, zu heirathen?“

Joſeph lächelte und erwiederte: „Allemal mag es nicht ohne ſeyn, daß ich wirklich ein Taugenichts bin, wie der Herr Papa zu ſagen belieben — indeß, aber — ohne dem Herrn Papa zu ſchmeicheln, ſo bleibt es doch auch wahr, daß ich ein hübſches Kerlchen bin und von meiner ſeligen Frau Mutter genugſamen Witz geerbt habe, um zu wiſſen, wie ſich ein junger hübſcher Menſch am beſten präſentirt, daß ihn das Frauenzimmer goutirt. Was meine Gertrude betrifft, ſo bin ich ihrer faſt ſo gut wie gewiß, denn nicht nur, daß ſie von Natur ſchon ſehr gefühlvoller und zärtlicher Complexion iſt, ſo eſtimirt ſie mich auch insbeſondere, weil ich ein Violoncelliſt bin, der ſich ſchon mag anhören laſſen, und von welchem die Herren, die es zu verſtehen vorgeben, ſchon zu vielen Malen verſichert haben, er ſuche ſeines Gleichen. Dieſes Letztere iſt nun zwar nicht anders, und der Virtuoſe müßte wohl ein groſſer Eſel ſeyn, der denn erpreß einen Andern, welcher ihm die Spitze bieten könnte, aufſuchen wollte; allein, aber, je dennoch ſo iſt es gewiß, daß dieſes — dasjenige — alle Wetter, was wollt' ich nur noch ſagen," unterbrach er ſich lachend, „auf Ehre, Papa! ich hab' es rein vergeſſen, aber es war was Tiefſinniges! — Kurz und gut, ſo viel iſt gewiß, die Mademoiſelle Schmehling gibt mir keinen Korb, und der Herr Papa darf ſich verſichert halten, daß dieſe projectirte Mariage Ihm ſowohl als mir ſelber zum Nutzen und Plaiſir gereichen wird."

„Aber," warf der Vater ein, „wenn nun auch alles zwiſchen der Mademoiſelle Schmehling und dir ins Reine käme, meinſt du denn, daß Fritze es zugeben wird, daß du ſeine erſte Sängerin heiratheſt! Ich glaube nicht daran, daß er es zuläßt."

„Ich auch nicht, Herr Papa! aber dieſes ſoll mir trotz dem kein Hinderniß ſeyn. — Courage! iſt meine Lo-

ſung. Und meinet denn der Herr Papa, daß es mir nicht einen gewaltigen Reſpect bei meiner Zukünftigen verſchaffen wird, wenn ich etwas durchſetze, dawider Se. Majeſtät iſt.“ — Somit küſste er ſeinem Vater ehrfurchtsvoll die Hand, nahm ſeinen Hut und ging davon, indem er nach der Weiſe einer damals ſehr beliebten Arie von Haſſe trällerte:

„Nein, nein, Jemene, nein!
Ich lone dich nun nimmer —
Dich liebe ich allein!
Und ſonſt kein Frauenzimmer.
Und ſoll der Liebe Brand
Mein Herz nicht ganz verzehren,
Muß durch der Liebe Band
Jemene mir gehören.

* * *

III.

Joſeph Mara ſchritt der Wohnung der Mademoiſelle Schmehling zu, welche in der Lindenſtraße ſich befand. Unfern der Wohnung ſeiner Angebeteten begegnete er aber dem Kammervirtuoſen Quanz, dem trefflichen Flötiſten und Liebling Friedrichs II.

„Bonjour Herr Bruder,“ rief Quanz. „Wohin ſo eilig? doch was frage ich, weiß ich doch recht gut, wer in dieſer Straße logirt; aber derzeit würdeſt du vergeblich gehen, denn ſo eben iſt ſie abgeholt worden, um vor der Prinzeſſin von Braunſchweig zu ſingen, welche bei Ihro Majeſtät der Königin zum Beſuch iſt.“

Mara ſtand und entgegnete mit etwas bangem Geſichte: „Da dürfen wir uns auch wohl verſehen, daß dieſen Abend ohne vorherige Probe wieder in den Gemächern muſizirt wird, und der Monſieur Graun wird ſonder Zwei-

sel nicht unterlassen uns verstehen zu geben, daß er das Haupt der Capelle ist."

„Und wollte der Herr Bruder solches einen Capellmeister verdenken?" fragte lächelnd Quanz.

„Nicht eben," antwortete Mara, indem er langsam neben dem Freunde herschlenderte. — „Nicht eben, wenn ich selber der Capellmeister wäre, oder wenn unsere Capelle eine gewöhnliche wäre, aus bloßen tüchtigen Spielern bestehend, so sind aber kaum drei unter uns, welche außerdem, daß sie alles vom Blatte mit Gefühl und Geist vorzutragen vermögen, nicht zugleich ausgezeichnete Virtuosen sind — ja selbst componiren, wie der Bach, du und ich. Da nun der Monsieur Graun nicht nur selber ein tüchtiger Componist, sondern auch einer der besten Gesangsvirtuosen ist, so" — — „So weiß er am besten, welche Launen die Virtuosen oft haben!" fiel lachend Quanz dem Redner ins Wort, — „und daß man ihnen den Daumen brav aufs Auge drücken muß, damit sie nicht allzu übermüthig und widerspänstig werden. He, Mara, du kannst dem guten Graun deinen letzten Arrest noch nicht vergeben und nicht den Verweis, welchen er deiner Charmanten ertheilte, als sie sich deiner annahm. Ich meine aber, der Capellmeister ist ganz im Rechte und fast könnte er bei vorkommenden Fällen noch mehr Haare auf den Zähnen haben."

Dem jungen Mara schien diese Rede des älteren Freundes nicht besonders zu behagen, doch schwieg er für diesmal, denn er hoffte viel von Quanzens Fürwort bei dem Könige. So schweigend neben einander hergehend — (denn auch Quanz schwieg, um seinem jungen Freunde Zeit zu lassen, das, was er ihm gesagt, sich zu merken —) gelangten Beide in den Thiergarten und in die Gegend der Zelte, als sie vor sich einen Mann gewahrten,

welcher, die Hände auf den Rücken gelegt, die Nase aber gen Himmel gestreckt, ziemlich storchbeinig einsam unter den Baumgängen einherstelzte, dann und wann mit der einen Hand sich vor die Stirn klopfend und sie flach emporwerfend.

„Ach da geht unser grosser Dichter," rief Mara, „der Intimus unsers Herrn Capellmeisters — sicherlich sinnt er wieder über eine neue Ode nach oder über ein Bardiet und sieht deswegen den Thiergarten vor lauter Bäumen nicht. Ich habe allen Respect vor dem Monsieur Rammler, und ich glaube nicht, daß ich in meinem Leben ein so berühmter Mann werde; aber wenn ich ihn so in seinem Poetengang herumstolpern sehe, so kommt er mir immer vor, wie ein gerupfter Hahn, welcher Anstalt zum Krähen macht."

„Laß uns eintreten," sprach Quanz, als sie eben vor einem der ansehnlichsten Zelte standen. Sie traten ein, setzten sich an einen Platz, von wo aus sie die durch Kähne und Gondeln belebte Spree übersehen konnten, und liessen sich Wein geben.

Aber kaum daß sie sich niedergesetzt hatten, um ungestört vertraulich mit einander zu sprechen, so nahte sich ihnen ein junger Mann von ziemlich arrogantem Wesen und begrüßte sie in einer Weise, welche auf große Vertraulichkeit schliessen liess.

Den Freunden Quanz und Mara mochte diese Art des jungen Herrn allerdings nicht auffallend mehr seyn, mindestens schienen sie sich nicht darüber zu wundern, eben so wenig aber schienen sie geneigt in seinen Ton einzustimmen, und begrüßten ihn etwas zurückhaltend als den jüngern Herrn Nikolai.

Nikolai, darüber nicht im geringsten aus der Fassung gebracht, setzte sich ohne Umstände an den Tisch,

verlangte von einem Aufwärter Kaffee mit Rum, und fragte Quanzen:

„Wißt Ihr schon, daß Leſſing hier iſt? Er war heute früh bei meinem Vater und wollte Geld haben, da er geſtern Abends, gleich nach ſeiner Ankunft, ſeine ganze Baarſchaft verſpielt hat, — wir gaben ihm aber nichts, und mein Vater ſagte: Erſt Manuſkript und dann Geld. Ich wette, jetzt ſitzt er ganz ſolide in ſeinem Logement, und ſchreibt die herrlichſte Abhandlung für unſere Monatsſchrift, um nur wieder flott zu werden.“

Indem klang es vom Eingang des Zeltes her:

„Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht.
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich immer trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.“

* * *

Nikolai drehte den Kopf erſchrocken um, und als er den eben eintretenden Herrn gewahrte, rief er: „Nun fürwahr, da heißt es doch mit Recht: man ſoll Niemanden bereden! Eben ſprach ich von Ihnen, Monſieur Leſſing, und rühmte Ihre herrlichen Werke, und in dem Augenblick haben wir das Vergnügen, Sie ſelber ganz unerwartet hier zu ſehen.“

„Daß ich Ihnen unerwartet komme,“ verſetzte lächelnd Leſſing, „glaube ich ſehr gerne. Aber Sie wiſſen doch, daß Berlin noch mehrere Buchhändler zählt, und Gottlob, es gibt einige darunter, die bei weitem nicht ſo reich und ſo zähe ſind, wie Nikolai und Sohn.“

Der junge Herr Nikolai verſchluckte die bittere Pille und entgegnete: „Sie wiſſen, verehrter Monſieur Leſſing, daß ich in Geſchäften nichts ohne meinen Vater verfügen kann. Zu einem Anlehen aus

meiner Börſe wäre ich unter Umſtänden aus Freundſchaft für Sie gern bereit geweſen, wenn Sie mich darum angegangen hätten.“

„O daran zweifle ich ganz und gar nicht!“ ſprach Leſſing, ſich verbindlich verbeugend, „denn es iſt ja bekannt, daß der junge Nikolai, ſelber ein Genie, das Genie nicht vergeblich bitten läßt. — Allein,“ fügte er ſcharf hinzu, „das Bitten iſt nicht meine Art, und ſo exiſtirt weder Ihr Geld noch Ihre beſondere Freundſchaft für mich.“

„Gut gegeben!“ lachte Mara. „Aber ich bin gewiß, daß der Geldbeutel des Herrn Nikolai zu ſeinem Genie in keinem Verhältniß ſteht, und ſo umgekehrt, und ſo wollt' ich's ſelber doch nimmer wagen, als Genie bei der Freundſchaft des Herrn Nikolai anzuklopfen, denn er konnte antworten: „was geht mein Geldbeutel dein Genie an, oder was geht das Genie meinen Gelbeutel an?“

„Solches iſt der Lauf der Welt:
Alles, alles! nur kein Geld.“

Dem jungen Herrn Nikolai gefiel dieſe Unterhaltung durchaus nicht, und er gab ſich alle Mühe dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, welches ihm auch dadurch ſo ziemlich gelang, daß er ſich in Lobeserhebungen über die Sängerin Schmehling ergoß, und ſo den jungen Mara zum Schweigen brachte.

„Ich geſtehe,“ ſprach Leſſing, „daß ich ſehr begierig bin, dieſe berühmte Sängerin endlich einmal ſelbſt zu hören, bisher war mir dieſes Glück verſagt, nun aber hoffe ich endlich es zu erlangen, und freue mich im Voraus darauf wie ein Kind, das mit klopfendem Herzen in der dunklen Kammer des Augenblickes harret, wo die

Thür ſich öffnen, und ſeinen entzückten Augen der ſtrahlende Chriſtbaum entgegen laufen wird. — Ich habe die Muſik immer geliebt, wenn mir auch nicht das Talent verliehen wurde, ſie zu üben. Aber am mächtigſten wirkte immer der Geſang auf mich, und vornehmlich der Geſang des Weibes, in welchem, wo er rein und voll klingt, ein Zauber liegt, dem mindeſtens bei mir — Nichts gleich kommt."

„Nicht wahr?" rief Mara begeiſtert, „ja eine ſchöne Weiberſtimme kann ſchon Wunder thun, und die Stimme der Mademoiſelle Schmehling thut Wunder alle Tage. O, ich konnte davon erzählen, wenn ich wollte, denn an mir ſelber hat ſie Wunder gethan und wird ſie thun, — und Quanz!" wandte er ſich zu dieſen, „wenn du mir nur ein Bischen gut biſt, ſo ſteh mir bei dem Alten, unſerem gnädigſten König, bei, und rede mir das Wort, ich will dir ſchon einmal ſagen warum, jetzt iſt es noch ein Geheimniß."

Quanz lächelte, und meinte: „Ich halte dafür, mein armer Mara, daß ſowohl für den Herrn Leſſing als auch für den Herrn Nikolai dein Geheimniß ſo wenig mehr eines iſt, denn vor mir; tröſte dich, wir wollen nicht zu Verräthern an dir werden, und ich verſpreche dir ſogar, alles was ich vermag zu thun, um den König günſtig für dich zu ſtimmen, dann aber mußt du mir auch verſprechen ordentlicher als bisher zu werden, und dein Verſprechen zu halten."

Mara gelobte alles zu erfüllen, was ſein Freund von ihm begehren würde und nach einigen Stunden kehrte die Geſellſchaft in ſehr roſiger Laune nach der Vorſtadt zurück.

IV.

Joſeph Mara hatte wohl guten Grund, von Gertruden keinen Korb zu befürchten, denn offen, ehrlich und aller kleinlichen Künſte unfähig, wie das Mädchen war, hatte es dem ſchönen ſchlauen Werber nur zu bald geſtanden, daß es ihn liebe.

Mara aber liebte Gertruden wirklich und wohl inniger und wahrer, als er ſich's ſelber zugeſtand, denn ſein und Gertrudens Charakter glichen ſich auffallend, und Beide waren begeiſtert für ihre Kunſt und übten ſie mit der vollen Liebe kräftiger, geſunder Künſtlernaturen.

Da war es denn kein Wunder, daß ihre Liebe endlich zur glühenden Leidenſchaft wurde, die ſich ſteigerte mit den Hinderniſſen, die ihr in den Weg gelegt wurden.

König Friedrich II. nämlich, der es wohl voraus ſah, daß aus einer Ehe zwiſchen Gertruden und Joſeph nicht viel Geſcheides, wie er ſich ausdrückte, entſtehen könne, verweigerte entſchieden ſeine Einwilligung zu derſelben, und als Mara es tollkühn endlich unternahm, ſeine Geliebte entführen zu wollen, ließ er ihn feſtnehmen und als Gemeinen unter eine eben nach Potsdam ausmarſchirende Compagnie ſtecken, damit ihm die Liebe und das Entführen vergehen ſolle.

Doch eine echte, rechtſchaffene Liebe hat ſchon ganz andere Proben beſtanden! und Joſeph Mara vergaß die ſeinige auch unter dem Corporalſtock nicht, im Gegentheil meinte der Corporal, der ihm nach Kräften „Liebes und Gutes“ erwies — ſein Schützling ſei gerade wie ein Eſel, welches Thier, wie bekannt, immer verliebter wird, je mehr man es prügelt.

Aber ſo ſtarrſinnig ſich Mara immer bewies, Gertrudens Starrſinn ging noch weiter und ſie erklärte dem

Könige in einer Audienz: „Wenn Ew. Majeſtät nicht Höchſtihre Einwilligung geben, daſs ich meinen Geliebten heirathen darf, ſo werde ich ſterben.“

„Das ſteht bei Ihr, ob ſie ſterben will,“ verſetzte Friedrich, „aber meinen Musquetier Mara geb' ich Ihr nicht heraus. Jetzt gehe Sie, dieſen Abend iſt Concert.“

Gertrude ging, aber am Abend erſchien ſie nicht im Concert und als Friedrich in ihre Wohnung ſandte, um ſie auf nachdrückliche Weiſe an ihre Pflicht erinnern zu laſſen, fanden die Boten die Sängerin — krank. Man ſchickte nach Ärzten, dieſe kamen und erklärten einſtimmig, daſs die Krankheit der Mademoiſelle Schmehling keine fingirte, ſondern eine wirkliche ſei. Das ſtellte ſich denn bald auch den Unkundigſten heraus und mehrere Wochen lang ſtand der Tod an Gertrudens Bette. Endlich trat die Kriſis ein, die Kraft des hitzigen Fiebers brach ſich und die Ärzte ertheilten die Verſicherung: daſs Gertrude gerettet ſei. Dieſes war nun freilich nur ſo zu verſtehen, daſs ſie für den Augenblick auſser Gefahr ſei, ob ſie aber je ihre volle Geſundheit und ſomit die Kraft zu ſingen wieder erlangen würde, das war eine andere Frage, und die Mehrzahl der Ärzte zweifelte daran. Der König erkundigte ſich täglich nach ihr; aber was ihm die Ärzte berichteten, war nichts weniger als geeignet ihn heiter zu ſtimmen. Da wagte es Quanz den König um eine Audienz zu bitten. Friedrich bewilligte ſie ihm und die Folge war, daſs auch Graun in das Kabinet des Königs berufen wurde, ſo wie der erſte Leibarzt.

Was der König mit den drei Herren ſprach, iſt nicht bekannt geworden; am andern Morgen aber wurde Gertrude in einem königlichen Wagen auf das Schloſs geholt und in die Gemächer des Königs geführt.

Nachdem ſie eine gute Weile mit klopfendem Herzen auf dem ihr angewieſenen Stuhl allein im Zimmer geſeſſen hatte, öffnete ſich raſch die Thür, und als ſie aufblickte, ſtand der König vor ihr. Gertrude wollte ſich erheben, doch ſie war zu ſchwach.

„Bleib Sie nur ſitzen,“ rief der König, „ich ſehe es, Sie iſt gräulich herunter gekommen! — Thut mir Leid, iſt aber Ihre eigene Schuld. — Sie will alſo mit Gewalt den Mara heirathen?“

Gertrude ſeufzte und entgegnete:

„Ich liebe ihn, Ew. Majeſtät.“

„Sie iſt eine Närrin,“ ſprach der König wieder, „denke Sie an mich, in Jahr und Tag berent Sie's, denn ihr Kerl iſt ein Tagenichts. — Aber damit Sie nur wieder geſund wird, und wieder ſingen kann, ſo mag's drum ſeyn. Ich gebe meine Einwilligung zu der Mariage.“

Gertrude wollte ſich dem König zu Füßen werfen, dieſer verhinderte es, indem er ärgerlich rief:

„Keine Narrenpeſſen, ich kann das nicht leiden;“ dann ſchloß er milder: „Sieht Sie, es thut mir Leid, daß Sie ſo herunter gekommen iſt; pflege Sie ſich, daß Sie wieder geſund wird. — Und noch Eins, Ihrem Zukünftigen ſage Sie, daß er von nun an ordentlich wird. — Beſſert er ſich nicht, ſo mach' ich ihn zum Tambour. Mein Wort darauf. Adieu.“

Der König verließ das Gemach. — Gertrude wurde in ihre Wohnung zurückgebracht, wo ſie zu ihrer unausſprechlichen Freude ihren Mara fand.

Dritte Abtheilung.

Die Künſtlerehe.

I.

In einem prächtig meublirten Zimmer ſaß vor einem echten Silbermann die berühmte Sängerin Gertrude Mara und ſang neue Lieder ihres Meiſters Hiller, welche ihr derſelbe, ſo wie ſie bei den Herren Breitkopf und Härtel zu Leipzig eben im Druck erſchienen waren, zugeſandt hatte.

Aber Gertrudens Geſang war diesmal nicht ſonderlich, und wer ihn gehört hätte, würde ſicherlich nicht geglaubt haben, die groſſe Mara zu hören, ſo unſicher ſchwach und mitunter bedeutend falſch klang er.

Es ging dieſes aber ſehr natürlich zu; denn die Madame Mara hatte ſich dieſen Morgen ſchon mehr als für eine Sängerin und deren Stimme zuträglich, alterirt, und daran war Niemand Schuld als der fatale Capellmeiſter Graun und der alte eigenſinnige König, welche Beide immerfort an dem liebenswürdigen Gatten der Künſtlerin etwas zu tadeln fanden, und ſich mühten ihm jeden Lebensgenuß zu verbittern.

Gertrude, welche vielleicht ein Bischen zu ſehr von der Liebenswürdigkeit ihres kleinen Joſeph überzeugt und eingenommen war, fand das Benehmen des Königs

und ſeines Capellmeiſters ungerecht, abſcheulich, grauſam und hatte kurz und gut ihre und ihres Gatten Entlaſſung verlangt.

Friedrich II, im Grunde ziemlich gleichgiltig gegen die Sängerin und ihren Gatten, ärgerte ſich doch über ihre Anmaßung und ihren Trotz und entſchied deshalb, um ſie für Beides ein wenig zu züchtigen:

„Die Mara kann gehen. Der Mara bleibt.“

Dieſe Reſolution war Gertrude heute Morgen eröffnet worden, und daher kam es, daß ſie ſo ſchlecht ſang.

Da öffnete ſich die Thür, und elegant gekleidet trat Mara ins Zimmer, nahte ſich ſeiner Gattin, küßte ihr zärtlich die Hand und fragte ſchmeichelnd: „Wie geht es meinem Herzensweibchen?“

„Ach Joſeph,“ rief Gertrud, „gut daß du kommſt, ich hab' mir faſt den Kopf abgeriſſen vor Ärger und Sorge! Da lieſ einmal, was für einen ſauberen Beſcheid uns der Alte auf mein unterthäniges Geſuch gegeben hat.“ Somit reichte ſie ihm die empfangene königliche Reſolution hin.

Mara las, und ſprach dann mit Trauer: „Das habe ich mir wohl im voraus vorgeſtellt, daß Se. Majeſtät mich nicht fortlaſſen würde. Es iſt merkwürdig, was dieſer groſſe Monarch für eine grauſame Liebe zu mir hat, und was für Mühe er ſich ſchon mit mir gegeben, um mich zur Raiſon zu bringen — und der Herr Graun — o, der iſt vollends ganz weg in mich.“

„Laß jetzt die Poſſen, Joſeph,“ bat niedergeſchlagen Gertrude, „und ſag' lieber, was wir nun anfangen. Ich weiß nicht wie es kommt, aber es graut mir, länger in der Stadt zu leben, — ach ich wollte ſo gerne fort von hier, recht weit fort —“

„Etwa nach Paris," ſchmunzelte Mara, „ich hab's ja immer geſagt, Paris, — das wäre ein Ort für uns. Wie haben ſie den jungen Menſchen aus Wien aufgenommen! — wie heißt er doch nur gleich!"

„Den Salieri meinſt du?"

„Nicht doch! es iſt ein blutjunges Kerlchen!"

„Etwa der Mozart?"

„Richtig, ſo heißt er! — O Gertrude, ich weiß es gewiß, die ſchöne Marie Antoinette würde mein kleines Weibchen mit großen Ehren aufnehmen, ach, und das prächtige luſtige Leben unter den Pariſern, und die Hauptſache, wir hätten dort nicht gleich ſo ſchrecklich viele Schulden. — Iſt heut' nicht ſchon wieder Mahntag?"

„Montag iſt's —"

„Ich nenn' ihn Mahntag, denn ſo wie der liebe Sonntag vorüber iſt, fängt das verwünſchte Mahnen wieder an. — Am ärgſten ſetzt mir mein Schneider zu, und ich will lieber allen andern Gewerken ſchuldig ſein als einem ſolchen obſtinaten Ziegenbock."

„Aber mein Gott, Joſeph!" rief Madame Mara, „iſt denn der Schneider nicht ſchon lange bezahlt? —"

„Nein, liebes Herz."

„Aber ich hab' dir ja das Geld für ihn ſchon dreimal geben müſſen?"

„Das iſt wahr, mein Engel! aber der verdammte Schneider iſt dennoch — leider! — immer noch nicht bezahlt."

„Joſeph!" ſprach Gertrude ſchmerzlich — „das iſt nicht ſchön von dir, du haſt das Geld wieder verſpielt."

„Auf Ehre nicht! ich rühr' keine Karte mehr an."

„O — es gibt auch noch andere Glücksſpiele?"

„Ha, ha, ha! was für ein liſtiges, kluges Weibchen ich habe! — aber auf Ehre, mein Kind! ich habe das Geld nicht verſpielt.“

„So haſt du's vertrunken!“ —

„Auch das nicht. O Gertrude, du kränkſt mich! ich habe das Geld für einen wohlthätigen Zweck verwendet“ —

„Für einen wohlthätigen Zweck?“

„Ja, ich hab' einen Unglücklichen damit unterſtützt.“ —

„Einen Unglücklichen?“ —

„Wie ich dir ſage, mein himmliſches Weibchen!“ Der Madame Mara fiel die übertriebene Zärtlichkeit und ſichtliche Verlegenheit ihres Gatten auf, ſie erhob ſich, trat vor Herrn Mara hin, ſah ihm ſtark in die Augen und ſprach: „Höre, Joſeph, mit dir iſt's nicht richtig, und du ſollſt mir den Augenblick ſagen, wer der Unglückliche iſt und wie er heißt, an den du das Geld gegeben haſt.“

Mara wurde feuerroth. — „Es iſt“ — ſtotterte er — „es iſt — kein Unglücklicher!“ — und ſeiner Frau um den Hals fallend fügte er hinzu — „es iſt eine Unglückliche!“ —

Zornig ſtieß Gertrude ihn zurück, ſchalt ihn einen Treuloſen, einen Verräther und Undankbaren und ſchloß damit: ſie wolle ſich von ihm ſcheiden laſſen. Über die letzte Drohung erſchrak Mara heftig, er warf ſich der beleidigten Gattin zu Füßen, beſchwor ſie: ihm nur diesmal noch zu verzeihen, er gelobte, ſich nie wieder einer ähnlichen Verirrung ſchuldig machen zu wollen, wolle ſie ihm aber nicht verzeihen, ſo werde er ſich todtſchießen, Gift nehmen und von der langen Brücke hinab in die Spree ſpringen. Dabei vergoß er heiße Reuethränen und bedeckte Gertrudens Hand, welche ſie vergeblich ihm zu ent-

reiſſen ſuchte, mit tauſend Küſſen. Und die arme, ehrliche Gertrude, als ſie den jungen hübſchen Sünder ſo weinen ſah, fing endlich ſelber an, bitterlich zu weinen. Noch einmal ſammelte ſie alle Kraft ihres Zornes und warf Herrn Mara alles Böſe vor, was ſie von ihm wuſte, ſeine Spielſucht, ſeine allzu groſſe Liebe zu edlen Weinen, ſeinen Leichtſinn, ſeine Unverträglichkeit mit ſeinen Collegen, ſeine vielen Schulden — und endlich ſeine Treuloſigkeit. Mara aber gab alles zu, ja, wo er ſah, daß ſeine Gattin in der Aufzählung ſeiner Sünden eine Lücke ließ, da half er ihr ſelber noch das Regiſter zu vervollſtändigen, er bekannte demüthig, daß er gar nicht werth ſei, eine ſolche Perle von einem Weibe zu beſitzen — flehte aber deſſenungeachtet ſo lange und ſo rührend um Vergebung und Verſöhnung, bis Gertrude nicht länger widerſtand.

„Aber darauf beſteh' ich," rief ſie, „daß wir nun Berlin verlaſſen, um jeden Preis, denn ich habe keine Luſt, länger mit meiner Nebenbuhlerin in einer und derſelben Stadt zu leben."

„Du haſt ganz recht, mein Täubchen," ſtimmte Mara bei „und wir wollen uns je eher je lieber davon machen; eh! ich geh' ſchon lange damit um, meine kleine, liebe Frau aus dieſer verwünſchten Stadt zu entführen — denn daß der König uns unſern Abſchied nicht freiwillig gibt, weiß ich ja ebenfalls ſchon lange, ich hab' daher ſchon alles vorbereitet. Ein guter Freund hat mir einen Paß für ſich und ſeine Frau nach Dresden überlaſſen, mit dieſem Paß können wir reiſen; in Dresden einen neuen zu bekommen, ſoll mir nicht ſchwer halten, und ſo — wenn mein Gertrudchen nur will, entführ' ich ſie noch in dieſer Nacht." —

„Je eher, je lieber!“ rief Gertrude, und beide Eheleute beſprachen darauf das Nähere.

II.

Durch das Leipziger Thor zu Dresden ſchwankte eine hochbepackte Reiſe-Chaiſe über den Palais-Platz durch die Meiſsner-Gaſſe der Brücke zu. Mitten auf der Brücke mußte der Wagen halten, denn von dem königlichen Schloſſe her nahte ein Zug Hofequipagen.

„O Himmel!“ rief die in der Reiſe-Chaiſe ſitzende Dame dem neben ihr ſitzenden Herrn zu — „o Himmel! Mara! dort kommt der preußiſche Geſandte angefahren! Wir ſind verloren, wenn er uns erkennt!“

„Nicht doch,“ verſetzte Mara, „ſprich nur kein Wort, ſondern ſtelle dich recht krank und matt, und laß mich nur ſorgen.“

Und als der Wagen des preuſsiſchen Geſandten dicht bei ihnen vorüber rollte, bog Mara ſich weit aus der Chaiſe und machte dem Geſandten ein verbindliches Compliment. — Der Geſandte erkannte ihn, ſtutzte und ließ halten. Sobald Mara dieſes gewahrte, ſprang er aus der Chaiſe und zum Wagen der Excellenz hin.

„Ich bin erſtaunt, Ihn in Dresden zu ſehen, Monſieur Mara!“ rief der Geſandte.

„Und ich bin über die Maßen glücklich, Ew. Excellenz ſogleich bei meiner Ankunft zu erblicken,“ verſetzte Mara. „Denken Ew. Excellenz, wie es mir ergangen iſt. — Nachdem unſer gnädigſter König meiner armen kranken Frau und mir endlich den längſt erbetenen Urlaub nach Wien auf drei Monate allergnädigſt bewilligt haben, ſind wir vor ſechs Tagen von Berlin abgereiſet, da muß uns zwiſchen Jüterbogk und Grotzenhain in einer Schenke meine

Brieftaſche — worinnen unſer Paſs befindlich — abhanden kommen, ſo daſs ich gezwungen bin, allein alleweile ſogleich nach Berlin umzukehren und mir einen neuen Paſs für mich und meine Frau zu holen, — wollte daher ergebenſt Ew. Excellenz gebeten haben, mir gütigſt einen Retourpaſs für meine Perſon nach Berlin auszuſtellen, — meine Frau ſoll ſo lange hier bleiben. — Der Aufenthalt von zwölf Tagen, ſo wie die doppelte Reiſe wird meinen Geldbeutel zwar verwünſcht mitnehmen; allein wer kann für's Unglück!"

Der Geſandte, durch Mara's Unbefangenheit völlig getäuſcht, verſetzte: „Poſſen! was will Er unnützer Weiſe nochmals nach Berlin retour; da es ſich ſo verhält, ſo kann ich ſelber ihm einen neuen Paſs nach Wien ausſtellen und will auch ſorgen, daſs der öſterreichiſche Geſandte dahin ſeinen Visa darunter ſetzt. Er mag dieſen Nachmittag Punkt drei Uhr in mein Hôtel kommen und den Paſs abholen."

Mara dankte dem Geſandten in den ausgeſuchteſten Worten für ſein gütiges Anerbieten. Die Excellenz lächelte gnädig, winkte, ihm Entlaſſung zu und rollte davon.

„Ich bin halb todt geweſen vor Angſt!" rief Gertrude ihrem Gatten entgegen, als dieſer wieder zu ihr in den Wagen ſtieg. Mara ſprach ihr Muth ein, erzählte ihr lachend ſeine Unterredung mit dem Geſandten und ſchloſs damit, daſs er erklärte: „Ich werde natürlich von dem gütigen Anerbieten Sr. Excellenz dankbar Gebrauch machen und dieſen Nachmittag den Paſs abholen, da es doch allemal beſſer iſt, wir reiſen mit einem Paſs, der auf unſern Namen lautet, als mit einem Paſs auf Kunz und Hinzen ausgeſtellt."

Mara hielt Wort und der Geſandte entlieſs ihn am Nachmittag höchſt gnädig. Wer aber beſchreibt den Ärger des guten Mannes, als er von Wien aus einen Brief von

Herrn Mara erhielt, worin dieſer ihm den geſpielten Betrug mit liebenswürdiger Offenherzigkeit geſtand, ihm auch wohlmeinend rieth, ſeinem gnädigſten Monarchen nicht darüber zu berichten.

Leider kam die wohlgemeinte Warnung zu ſpät, indem den Tag vorher Se. Excellenz über die Paßgeſchichte unterthänigſt nach Berlin geſchrieben hatten. Die ungeheure Naſe, welche er dafür von dem höchſt ärgerlichen groſſen König erhielt, läßt ſich denken.

Mara und ſeine Gattin ſchwelgten in Wien in muſikaliſchen Genüſſen. Gluck, Salieri, Martini und der wunderliche, aber bei aller Wunderlichkeit ſo groſſe Abt Vogler und endlich der liebenswürdigſte aller groſſen Componiſten, Joſeph Hayden, waren damals die Heroen des Tages. Das Künſtlerpaar Mara wurde von den kunſtſinnigen Bewohnern Wiens mit aller Anerkennung, worauf es Anſpruch machen konnte, aufgenommen, und mit den ehrenvollſten Empfehlungen des Kaiſerhofes verſehen, verließ es nach einigen Monden Wien, um ſeinem Ziele Paris zuzueilen.

III.

Der Herr Mara hatte vortrefflich prophezeit! Mit einem Enthuſiasmus ſonder Gleichen wurde Gertrude Mara in Paris aufgenommen. Marie Antoinette, ſelbſt eine bedeutende Sängerin — Gluck war ihr Lehrer geweſen — erklärte Gertruden ausdrücklich für ihren Liebling und ließ ſie oft allein zu ſich kommen, um mit ihr zu ſingen. Mehr bedurfte es in jenen Tagen nicht, um das Glück der Mara in Paris zu gründen, wäre ſie auch nicht die groſſe Künſtlerin geweſen, welche ſie doch war. Indeſſen bei allem dem fehlte es ihr doch auch nicht an Gegnern, und unter dieſen ſtanden die Verehrer der

Todi oben an, der groſsen Todi, der Malibran jener Zeit. Aber gleichwie Gluck und Picini inmitten des wüthendſten Parteienkampfes ihrer beiderſeitigen Anhänger endlich perſönlich die beſten Freunde wurden, indem Jeder die Gröſse des Andern richtig würdigte und freudig anerkannte, ſo wurden auch die groſse Todi und die groſse Mara die beſten Freundinnen und jede lernte von der andern. Es gibt keinen ſicherern Weg für den wahren Künſtler, wahrhaft groſs zu werden, als wenn er einen durchaus würdigen Nebenbuhler findet; das iſt eine Wahrheit, welche ſich bis auf die neueſte Zeit bewährt hat! — Oder wie? wer gedächte nicht an Raphael und Michel Angelo, Göthe und Schiller, Mozart und Haydn? Ich kenne nur einen groſsen Künſtler, der ohne Nebenbuhler daſtand: Ludwig van Beethoven, ich weiſs aber nicht, ob es ein Glück für dieſen Einzigen war, daſs er ſo einzig daſtand. Was Gertrude Mara betraf, ſo rühmte ſie es noch im hohen Alter mit der ihr ſo eigenen Offenheit, wie viel ihr die Nebenbuhlerſchaft der Todi als Künſtlerin genützt. Der Streit unter den Anhängern der beiden groſsen Sängerinnen blieb übrigens unentſchieden, und inſofern war die Mara glücklicher als fünfzig Jahre ſpäter die Schröder-Devrient, welche zwar ebenfalls in Paris neben der Malibran die vollſte Anerkennung ihres Talentes fand, jedoch ihrer Nebenbuhlerin den Sieg unbedingt überlaſſen muſste.

Leider nur ward das ſchöne Verhältniſs der beiden Künſtlerinnen Todi und Mara auf eine rechtswidrige Weiſe geſtört, und wer erräth nicht, daſs dieſe Störung von Niemanden anders ausging als von Herrn Mara!

Der Liebenswürdige! er lebte in Paris wie der Fiſch im Waſſer, nur mit dem Unterſchiede, daſs er täglich mehr der abgeſagteſte Waſſerfeind wurde. Wohl gewann auch

er als Künſtler unendlich viel, was ſeine Ausbildung betraf, und ſein Spiel war jetzt nicht nur ſeelenvoll und rein, wie früher, ſondern auch elegant, ſinn- und geiſtreich bis zum Picanten; aber die Hauptſache, mindeſtens in ſeinen Augen, blieb doch immer Genuß des Lebens, und daß er nicht eben der Mann war ſchüchtern und verzagt von ferne ſtehen zu bleiben, wo ein Genuß ſich darbot, wird man ihm — nach dem was ich von ihm berichtet — zutrauen.

Eine ſeiner Hauptpaſſionen war: ſchöne Frauen; Gertrude aber war nichts weniger als ſchön, wenn auch ſehr intereſſant, dagegen war die Todi nicht nur intereſſant, ſondern auch ſchön und bedeutend jünger als Gertrude — ach, und ſie war Italienerin — kurz, Herr Mara verliebte ſich in die Freundin ſeiner Frau, und die ehrliche Gertrude merkte nichts davon, bis ihr einmal ganz unvermuthet ein zärtliches Briefchen ihrer Freundin in die Hände gerieth, das Herr Mara, an welchen es gerichtet war, unvorſichtiger Weiſe aus der Taſche verloren hatte.

Je unerwarteter Gertruden dieſe neue Treuloſigkeit ihres Mannes kam, um ſo größer war ihr Zorn darüber. Mara machte es wie gewöhnlich, er geſtand reumüthig ſein Vergehen, bat tauſendmal um Verzeihung und ſchwur zum zehntauſendſten Mal, von nun an ſeiner himmliſchen Gertrude treu zu bleiben, und das Ende vom Liede war das Gewöhnliche. Gertrude verzieh ihm und warf all ihren Haß auf ihre Nebenbuhlerin.

Es iſt wohl etwas Eignes um die Liebe, die Eiferſucht und den Haß einer echten Künſtlernatur. Eine echte Künſtlernatur, wenn ſie wahrhaft liebt, kann gar nicht aufhören zu lieben, und wäre der Gegenſtand, welchen ſie ſich erwählt, der Unwürdigſte! — Eine echte Künſt-

lernatur — wo ſie liebt, vertraut bis zur Dummheit, bis zum Blödſinn, und vertraut immer wieder, ſo oft ſie ſchon betrogen wurde — und fällt eine echte Künſtlernatur der Eiferſucht anheim, ſo iſt ſie fähig zu morden, ihr Haß aber wird ſtets groſsartig, nie kleinlich und gemein ſich äuſsern.

Gertrude Mara war eine echte Künſtlernatur. Sie haſste die Todi bis zum Tode, aber es fiel ihr nicht ein, eine kleinliche Rache an ihr auszuüben, wozu ſich ihr doch ſo vielfache Gelegenheit darbot. Ich kenne viele berühmte Sängerinnen neuerer und neueſter Zeit, welche ſolche Gelegenheiten nicht ungenützt vorüber gehen laſſen würden!

Aber Gertrude Mara ſann nichtsdeſtoweniger auf Rache gegen ihre Nebenbuhlerin, nur ſollte freilich dieſe Rache ihrer würdig ſein.

Und ſie übte eine ſolche auf die vollſtändigſte, ausgeſuchteſte Art; denn, als ſie das nächſte Mal mit der Todi zuſammen ſingen muſste, ſang ſie mit ſolcher Begeiſterung, mit ſolchem tiefen Gefühl, ſolch' unerhörter Kunſt, und endlich mit ſolch grandioſer Entfaltung aller Mittel ihrer wundervollen Stimme, daſs dieſes Mal die Todi vollkommen beſiegt ward. Ihr Thron ſtürzte zuſammen. — Ganz Paris erklärte die Mara für die erſte Sängerin der Welt.

Und Herr Joſeph Mara war ſehr eitel darauf, der Mann der erſten Sängerin der Welt zu ſein, und hatte die arme Todi rein vergeſſen, wie er der entzückten Gertrude verſicherte. — Es war aber nicht wahr.

IV.

Gewiſs, Herr Joſeph Mara liebte ſeine Gattin mehr als er es ſelber wuſste, und das war ſein Unglück; denn hätt' er es gewuſst, wie unglücklich ihn die Trennung

von ihr machen würde, er hätte sich wohl in Acht genommen, es stets aufs Neue so zu treiben, daß endlich die Geduld Gertrudens erschöpft und die Trennung — Beider Liebe zum Trotz — herbeigeführt werden mußte.

Ach! etwas recht Gutes an uns nicht wissen noch klar erkennen, ist wohl ein recht großes, oft gar nicht zu übersehendes Übel, und von diesem Übel hauptsächlich uns zu erlösen, sollten wir den Himmel alle Tage anflehen. Es ist wirklich kein so großes Unglück, unsere Fehler nicht so klar zu erkennen, darauf machen uns unsere lieben Nebenmenschen schon aufmerksam, so wie auf unsere schein-guten Eigenschaften feile Schmeichler, deren auch der Ärmste und Unbedeutendste Einige findet; aber das, was wirklich gut an und in uns ist, lehrt weder Feind noch Freund uns kennen und es ist — wie gesagt, ein großes Malheur, wenn wir nicht selber darauf gerathen und dann dieses Gute — (oft uns wenig genug)! desto sorglicher bewahren und zu kräftigen suchen.

Herr Joseph Mara dachte daran durchaus nicht, sondern sündigte im Vertrauen auf seine äußeren glänzenden Eigenschaften immer wieder lustig drauf los. Unzählige Mal noch von seiner Frau auf verbotenen Schleichwegen ertappt, wußte er sie immer wieder zu versöhnen, aber nach und nach gab er sich hiermit weniger Mühe, denn er meinte, es müsse Gertruden endlich so geläufig geworden sein ihm zu verzeihen, als es ihm geläufig geworden war, sie immer aufs Neue zu betrügen. Aber Gertrude litt unbeschreiblich, denn schon kämpfte sie mit sich um den Entschluß zu fassen, der ihrem liebenden Herzen so schwer wurde, der aber — das sah sie ein — doch endlich gefaßt und ausgeführt werden müsse, wenn nicht ihr ganzes Leben — ja, was ihr noch mehr galt, ihre Kunst darüber zu Grunde gehen sollte.

Vielleicht iſt keinem andern Menſchen der Gedanke: von dem Gegenſtande ſeiner Liebe betrogen zu werden, ſo ſchrecklich, und ganz gewiß am allerempfindlichſten wird des Künſtlers Stolz in ſeiner Liebe verletzt, wenn er es ſehen muß, daß dieſe Liebe, auf die er den höchſten Werth legt, indem er ſie über ſeine Kunſt ſtellt — nicht nach Verdienſt erwiedert — ja wohl gar leichtſinnig preisgegeben und zurückgeſtoßen wird.

Allein Herr Joſeph Mara hätt' es wo möglich noch ſchlimmer treiben können, ohne daß es Gertruden ſobald möglich geworden wäre ſich von ihm zu trennen, aber — o Schickſal! — da mußte es ihm eines Tags einfallen einen Landsmann der Todi, einen gewiſſen Florio, deſſen Bekanntſchaft er auf dem Caffé du feu gemacht hatte, mit in ſeine Wohnung zu bringen. Florio war ein leidlicher Flötiſt, aber, obwohl ſchon in dem reiferen Mannesalter, hätte er einem Mahler zum Modell des Apollo dienen können. Er war ernſt, ruhig, und doch begeiſtert für die Kunſt, dabei fein und gewinnend in ſeinem Benehmen, kurz Gertrude fühlte ſich gleich, als ſie ihn das erſte Mal ſah, wunderbar zu ihm hingezogen und Florio zeigte unverhohlen bei jedem folgenden Beſuch — wozu Mara ihn ſelbſt einlud, welch ein großes Intereſſe er an der großen Künſtlerin nähme.

Mara in unbegreiflicher Verblendung, ſpottete darüber gegen Gertruden — verletzte ſie dadurch tief, und verlachte ſie, als ſie ihm dieſes ſagte. Die auf ſolche Weiſe mißhandelte Gertrude — mißhandelt als Künſtlerin und Weib, von dem, welchen ſie über alles geliebt hatte, ſprach ſich in ihrem Schmerz gegen Florio darüber aus, und dieſer nahm jetzt keinen Anſtand, auch ihr alles zu ſagen, was er auf dem Herzen hatte.

Eine neue höchſt niedrige Untreue, — die erſte dieſer Art, deren Mara eben jetzt ſich ſchuldig gemacht, und welche durch die Todi Gertruden verrathen wurde, — gab endlich den Ausſchlag, und beſtimmte Gertruden nach langem und hartem Kampf den einzigen Weg einzuſchlagen, der ihr zu ihrer Rettung noch übrig blieb.

Mara erfuhr eines Morgens durch ein Handbillet Gertrudens, welches er, nach einer außer dem Hauſe durchſchwärmten Nacht in ihr Zimmer tretend, auf dem Tiſche fand: daß ſeine Gattin in Begleitung Florio's Paris verlaſſen habe, und feſt entſchloſſen ſei, nie wieder zu ihm zurückzukehren.

Mara ſtand erſtarrt. Ein ſchreckliches Licht ging ihm auf; jetzt, da er Gertrude verloren hatte, ſah er ein, welch' einen Schatz er muthwillig verſcherzt, erkannte er es, wie er ſie geliebt.

Allein zu ſpät; denn Gertrude liebte ihn nicht mehr, und auf alle ſeine rührendſten Briefe, welche er ihr nach England ſchrieb, erhielt er nur die kalte beſtimmte Antwort: „Wir ſind und bleiben geſchieden.“

Gertrude erreichte in England, wie bekannt, den Zenith ihrer Größe und ihres Ruhmes; ſie bezahlte von England aus alle Schulden ihres Mannes, und bot ihm ſogar großmüthig einen feſten Jahrgehalt an, wenn er in die gerichtliche Scheidung willigen wolle; doch beides verwarf Mara, nicht nur ſeiner Eiferſucht, ſondern einem beſſeren Gefühle folgend.

Leider vermochte dieſes beſſere Gefühl nicht ihn davor zu ſchützen, daß, um ſeinen Gram zu betäuben, von jetzt an ſich in den wildeſten Strudel der Zerſtreuungen und Genüſſe ſtürzte, und mit innigem Bedauern ſahen ſeine Zeitgenoſſen in ihm eine urſprünglich ſchöne, reichbegabte

Künſtlernatur in tiefer Geſunkenheit enden. — Er ſtarb, zu ſpät für ſolch ein verfehltes Leben, im Jahre 1808.

Gertrude Mara aber feierte die glänzendſten, verdienteſten Triumphe. Sie ſah ihr Leipzig wieder und ihren alten Lehrer Hiller, und das treue Brandchen genoß als hochbegabter Greis noch die Wonne, ſeine vergötterte Mademoiſelle Schmehling noch einmal zu hören. Die Greiſin Gertrude Mara aber feierte ihren letzten Triumph als Sängerin in ihrer Geburtsſtadt Caſſel, welche ſie im Jahre 1822 beſuchte.

Hier gedachte ſie mit Rührung ihres Gatten, des unglücklichen Mara, und ließ errathen, daß die nothgedrungene Trennung von ihm ihr in ihrem höchſten Glücke manche trübe Stunde bereitet habe, — daß ſie ſpäter mit Florio vermählt geweſen ſei, beſtritt ſie auf das Beſtimmteſte. Ihre letzten Lebenstage ſollten nicht ohne mancherlei Sorgen verfließen; doch blieb ſie heiter und wohlgemuth, bis an ihr im Jahre 1833 erfolgtes Ende.

Aber bevor ich wirklich und wahrhaftig meine Geſchichte der Sängerin ſchließe, zu Euch, meine Leſer, ein treuliches Wörtchen, damit Ihr nicht etwa glaubt, die Rezenſenten hätten Recht, die da behaupten, ich führte meine Kunſtnovellen nicht genug aus, ſondern ſkizzirte nur keck und nicht ganz ohne Geſchick. Nun, und wenn ich es zugäbe, was wäre es dann weiter? — Läßt ſich überhaupt eine eigentliche Kunſtnovelle ſchreiben? Ich wenigſtens verzweifle daran und mache ſomit gar nicht den Verſuch, und zwar aus folgenden Gründen:

Für mich hat nur das Beginnen und das Ende eines Künſtlerlebens inſofern Intereſſe, als ich daraus nachzuweiſen vermag — das ward gehofft, — gewollt, und das iſt das Facit der Lebensaufgabe am Ende des Lebens. — Das Beginnen eines reichen Künſtlerlebens iſt

mir der Frühling, wo alles üppig knospt und blüht, — hier ſkizzire ich mit Luſt und Freude, und ich hoffe, bin und wieder zum Nutzen und zur Freude Vieler.

Der Schluß iſt ein nothwendiges Übel, und ich gebe ihn nur, weil jedes Ding einen Schluß haben muß. — Allein was zwiſchen Anfang und Ende eines Künſtlerlebens liegt, ſind Werke die der hohe Genius erſchuf; — ſolche Werke ſollet Ihr aber ſtudieren, in Euch aufnehmen, nicht beſaalbadern! Daher um alles in der Welt willen keine eigentlichen, breitgetretenen Kunſtnovellen! Dies meine Anſicht.

Gedichte

von

Schleifer.

1.

Wiederſehen.

(19. Juner 1811.)

Wie klingt ſo lieblich in der Abſchiedsſtunde
Das Wörtchen aus der Hoffnung holdem Munde:
Auf Wiederſeh'n!
Es läßt die Freude, die wir kaum verloren,
Im Spiegelbild der Zukunft neu geboren
Uns auferſteh'n!

Sink' unter, Fürſtin Sonne! Schlaf, Entthronte!
Der Wand'rer ruft dir nach am Horizonte:
Auf Wiederſeh'n!
Auch ihm iſt ja des Scheidens Troſt geblieben,
Er trägt ihn mit in Liebchens Aina geſchrieben:
Auf Wiederſeh'n!

Die Monde ſieh'n, und wechſeln ihre Roſe;
Die Hirtin ſpricht zur letztgebornen Roſe:
Auf Wiederſeh'n!
Noch eine Gemſe holt aus dem verſchneiten
Gebirg' der Schutz, und ruft im Heimwärtsſchreiten:
Auf Wiederſeh'n!

Den Kriegsmann widern an der Heimat Nebel,
Verſuchen will er der Beduinen Säbel,
Wie ſcharf ſie mäh'n;
Er ſchmückt den Helm mit hoffnungsgrünem Blatte,
Er ſchwenkt das Tuch vom Borde der Fregatte:
Auf Wiederſeh'n!

Der Mutter Sehnſucht ſchwankt in Leid und Hoffen,
Hängt an den Wimpeln, die den Winden offen
Sich flatternd bläh'n;
Den Himmel fleht ſie an: Bring ihn zurücke!
Die Wellen: Tragt ihn heim auf treuer Brücke
Zum Wiederſeh'n!

Der greiſe Vater winkt mit ſtummen Grüßen:
Zieh' hin, mein Sohn! Nach Gottes Finger müſſen
Die Kugeln geh'n!
Die ſchönen Seelen täuſcht kein Wahn auf Erden!
Dem Kämpfer wird ſein Kranz! Die Tapfern werden
Sich wiederſeh'n.

2.

Der Gaſt.

(12. Jänner 1841.)

Hat Gott dich lieb, und ſchickt ſein weiſer Wille
Den Engel mit dem Dornenkranz — den Schmerz,
Dich heimzuſuchen, — o, ſo laß ihn ſtille
Den Einzug halten in dein Herz.

Laß von dem Gaſte nicht die Nachbarn wiſſen;
Bleib mit ihm einſam! Bald wird ſeine Hand
Dir liebreich heilen, was er wund geriſſen,
Und leiſe lockern den Verband.

Still zieht er fort! — Du ſuchteſt nach der Wunde —
Wo kam ſie hin? — Du ſiehſt an ihrer Statt
Ein Fleckchen Narbe, wie auf blaſſem Grunde
Ein liebes, zartes Roſenblatt.

3.

Alte Gewohnheit.

Wie war die Nacht ſo mild, ſo lieb,
Die An voll Nachtigallenſchlag,
Da Sehnſucht mich an's Fenſter trieb,
Wo lauſchend ſtill die Liebſte lag!
Minnezeit! — O wer kann
Deine Wonne faſſen!
Jung gewohnt, alt gethan;
Nimmer kann ich's laſſen.

Das Gitter ließ wohl Raum genug,
Daß ich der Armen ſeiden Ring
Um ihren Hals und Nacken ſchlug,
Und durch die Stäbe ſie umfing.
Mitternacht ſchlägt die Uhr;
Ach die Stunden fliegen!
Kuß an Kuß, Schwur an Schwur!
Nacht, du biſt verſchwiegen.

Wer frägt, ob's regnet oder ſchneit,
Ob Sturm uns und Gewitter droht?
In unſrer Bruſt war's Maienzeit,
In unſrer Liebe Morgenroth!
Horch' im Haus wird es laut;
Neid erwacht, zu mähen!
Noch ein Kuß — Morgen graut!
Fort! — die Hähne krähen.

Noch ſchleich' ich hin, wo Liebchen wohnt:
Die alten Sterne, klar und hoch,
Sie blieben treu, der alte Mond,
Er leuchtet auch dem Greiſe noch.
Liebchen nur zog hinaus;
Rauſchen dort zwei Linden;
Jung gewohnt, alt gethan;
Weiß ſie wohl zu finden.

Ein Hof iſt's, niedrig nur umſäumt,
Und viele, viele Kammern d'rin,
Wo nun die Liebſte ſchläft und träumt,
Im Haar den Schmuck von Rosmarin.
Rauſchen du, Liederſtrauch,
Nächtlich auf der Heide?
Oder weht Meinerbauch
Durch die Thränenweide?

Zwei Thore ſteht du, ſchwarz wie Erz,
Ein Fenſter in den Hofraum ſieht:
Ein Kreuz darin, ein Schemel vor,
Dort betet wer vorüberzieht:
„Herr, vergib unſ're Schuld!
Überm Sternenfelde
Richte uns, Gott der Huld,
Vater! — richt' uns milde!"

Mit lieben Namen ruf' ich ſie,
Der Ruf hallt durch die Nacht ſo bang;
Nur's Gitter kommt die Liebſte nie,
Doch oft unheimlich tönt Geſang:
„Scheu entflieh', Menſchenkind,
Aus der Geiſter Nähen!
Fort! — es rauſchet Morgenwind!
Fort! — die Hähne krähen!

Ständchen

von

Franz Grillparzer.

Brim blim, klang klang,
Höre, Mädchen, was ich ſing'!

Sieh' mich hier vor deinem Fenſter
Lauſchend mit der Zither ſteh'n,
In der Stunde wo Geſpenſter
Nur und Liebende noch geh'n.
Alles ruht im kranken Zimmer,
Nur wo Liebe ruhet nimmer.

Brim blim, klang klang,
Was iſt die Liebe für ein Ding'

Stürme brauſen durch die Gaſſen,
Tief verhüllt in Schnee und Eis,
Ach, und doch, kann kann ich's faſſen,
Kalt die Hand, der Buſen heiß,
Inn're Gluthen, wärmt die Finger,
Kühl', o Lieb, den Minneſinger!

Brim blim, klang klang,
Was iſt die Liebe für ein Ding'

Muthig wenn ich dich nicht ſehe,
Sinn' ich aus manch' liebeswerk,
Aber kann in deiner Nähe,
Iſt die Sprache eitands fort.
Arme muthig, nahe bleibe,
Kannſt du denken, Lieb', ich rede!

Prim blim, klang kling,
Was iſt die Liebe für ein Ding!

Nur ergreif' ich meine Zither,
Wird das Herz mir weit und groß
Und das brütende Gewitter
Bricht in hundert Strahlen los.
Ja, mag's noch ſo ſeltſam klingen,
Reden kann ich nicht, doch ſingen.

Prim blim, klang kling,
Was iſt die Liebe für ein Ding!

D'rum, das Saitenſpiel in Händen,
Auf' ich kühn zu dir hinauf:
Laß den ſpröden Sinn ſich wenden,
Thu' mir Herz und Aeuter auf!
Aber ſtill: denn wird Sie's innen,
Zürnt ſie etwa dem Beginnen,
Schilt, daß ich's mich unterfing,
Was iſt die Liebe für ein Ding!

Doch was ſchmäh' ich dieſe Wonne,
Die mein Inn'res ſüß bewegt,
Iſt die Sonne minder Sonne,
Weil kein Aug' ihr Schau'n erträgt?
Bleibt, wenn nichts auch übrig bliebe,
Das Gefühl doch, daß ich liebe,
Ach und —

Prim blim, klang kling,
Liebe bleibt ein ſüßes Ding

Gedichte

von

Otto Prechtler.

1.

An die Lieben in der Ferne.

Hin zu euch, ihr meine Lieben,
Hin zu euch verlangt mein Herz!
Mit der Sehnſucht heißen Trieben
Zieht es träumend heimatwärts!
Ach, ſeit ich von euch geſchieden,
Schwimmt in Thränen oft mein Blick;
Scheiden ſah' ich Ruh' und Frieden,
Nur die Wehmuth blieb zurück.

Und in einſam-ernſter Stunde
Wird das Herz mir voll und weich;
Tiefer ſchmerzt der Trennung Wunde,
Heißer zieht's mich hin zu euch!
Ja, ich mein', ich könnt' euch grüßen,
Seh' ich in die Nacht hinaus;
Und mit tauſend Liebesküſſen
Send' ich meine Sehnſucht aus.

Ja, — ſie bringt zu euch hinüber!
Und ich fühl' auch euren Gruß!
Ach! er klingt ſo ſüß herüber,
Daß ich weinen — weinen muß.

Heiße Thränen rieſeln nieder —
Und zur Freude wird der Schmerz!
Kurze Friſt! — ich hab' euch wieder!
Gib zur Ruh' dich, banges Herz!

2.

Ewige Liebe.

Hauch der Liebe iſt das Lüftchen,
Das im Lenz die Wange küßt,
Hauch der Liebe Duft der Roſe,
Wenn ſie ihren Kelch erſchließt.
Hauch der Liebe ſchwellt die Quelle,
Wenn ſie ſtill vorüber klingt,
Hauch der Liebe iſt das Liedchen,
Das der kleine Vogel ſingt.

Hauch der Liebe weht vom Äther
Aus der Sterne Flur herab,
Hauch der Liebe weht im Sturme,
Löſ't ſich von der Wolke ab.
Mit der Liebe warmen Blicken
Lockt mich die Natur an's Herz,
Selig ſang' ich ihre Küſſe —
Und es löſ't ſich alter Schmerz.

Hauch der Liebe — Gottes Athem
Weht dich, Herz, ſo heilig an,
Und die reinen, ſüßen Triebe
Tragen ſanft dich himmelan.
Ja, ſo lang ein Halm auf Erden
Durch den Hauch der Liebe blüht,
Werd' ich lieben — lieben — lieben!
Lieb' iſt's, was das All durchzieht!

3.

Vergeltung.

Heil'ge Erde! laß gewähren,
Wenn die Pfingſtchar dich durchwuhlt!
Wenn die Wolken niederbrauſen,
Und kein Hauch die Blüthen kühlt.

Über die verhaſchten Wunden
Weht das gold'ne Halmenmeer
Herz! mein Herz! du heil'ge Erde!
Zucke nicht im Schmerze mehr

4.

Zigeunerluſt.

Wie klingt's durch den Wald, wie ſingt's durch den Wald,
Ein lieblich verworrenes Brauſen!
Das Echo von Berg' zu Bergen hallt!
Im Feuerſchein zittert der dunkle Wald,
Wo wir die Zigeuner hauſen.

Wie regt ſich dort der geſchäftige Schwarm!
Da gibt's ein Kichern und Küſſern;
Ob kalt ſchon der Wind: unſer Blut iſt warm:
Wir kennen nicht den ſchleichenden Harm,
Nichts kann das Herz uns verdüſtern.

Wir trinken fröhlich die würzige Luft,
Des Tages goldene Helle!
Wir lagern im Wald, umkoſet von Duft.
Wenn die Nacht uns zum ſüßen Schlummer ruft
Im Rieſeln der einſamen Quelle.

Und will es nicht ruh'n, das ſtörriſche Herz,
Mit dem Liebchen will ich dann koſen!
Und ſträubt ſich die Dirne: der lachende Scherz
Umſpielt mit Flammen des Buſens Erz,
Und ſchmeichelnd gibt ſie die Roſen.

Die Freiheit weihte, die Treue den Bund
Er gilt im Leben und Sterben!
Dem Guten Preis auf dem Erdenrund!
Nur den Bruder das Leben zu jeder Stund' —
Dem Feinde Haß und Verderben!

5.

Erſte Liebe.

Ich fragte leiſe: Liebſt du mich? —
Da ſenkten du die Augen;
Du ſagteſt: Ja! — ich liebe dich! —
Kam dir's vom Herzen? —

Ich hauchte da den erſten Kuß
Auf deine blühenden Lippen;
Sie zitterten bei dieſem Gruß —
Kam das vom Herzen? —

In deine Wangen ſtieg die Gluth!
Von Purpur übergoſſen,
Schalltſt du den allzuſüßen Muth —
Kam dir's vom Herzen? —

Und freudiger umfaßt' ich dich
Im ſüßen Liebesſturme!
Da grolltеſt du — da ſtießt du mich! —
Kam dir's vom Herzen? — —

Muſiker und Muſikant.

Novelle

von

Emanuel Straube.

Es war noch früh am Morgen und auch die Geſchäftigkeit des Tages drückte noch jenes eigenthümliche **Sotto voce**, in welchem alle kräftigeren Töne zu ſchlummern ſcheinen, ſei es, daß ſie im Aufjauchzen der Glückſeligkeit, im Schmerzſchrei der Verzweiflung oder im gehaltenen Tone der ruhigen Selbſtbewußtheit zu Tage brechen wollen. Aber das Laſter kennt kein **Sotto voce**; im unheimlichen Bewußtſein ſeines Mißwerths bleibt es die ſchreiende Stimme des lauten Marktes, als ob ſein innerer Mahner übertäubt werden ſollte; ihm iſt der Morgen wie der Mittag und Abend; es tritt mit tönenden Schritten auf, es gefällt ſich in lauter Rede und kennt nur Eine Rückſicht: ſein Ich und deſſen Vortheil. Wir werden ſogleich ein Pröbchen aus dieſer Muſterkarte ſehen.

An der beſcheidenen Thür einer Wohnung im Erdgeſchoſſe ſtand, ungeachtet der außergewöhnlichen Geſchäftszeit, eine männliche Figur, welcher man es auf den erſten Blick abſah, daß die Tugend ihr nicht als Panierdeviſe vorgetragen werde.

Es war ein ältlicher Mann, von kleinen aber ſtattlichen Formen, inſofern nämlich ein ſtark hervortretendes Ab-

domen, ein dickbehangenes Kinn und glatte aufgedunsene Backen der Stattlichkeit förderſam ſind. Die Augen, das iſt nicht zu läugnen, waren kleiner, als eben dem Geſetze der Schönheit zuſagen möchte; von deſto gröſseren Dimenſionen aber zeigte ſich der Mund, aus deſſen ziemlich ſchlecht verbundenen Lippen zum Überfluß ein paar Hauer ragten, die einem mäßigen Eber zur Ehre gereicht haben würden. Was indeſſen in dieſem Theile des Geſichts wider das Syſtem grämomaner Schönheitsgrübler verſtieß, glich ſich in den übrigen ohne Beſchwerde aus, denn z. B. die Naſe hatte gar keine Form und ſchien blos einen Anlauf anzudeuten, welchen die Natur zu einem dereinſtigen Geſichtsverſprung genommen; wogegen die Ohren, an der Elle gemeſſen, für eine Winterweile noch ergiebige Abſchnitzel verſprochen hätten. Am niedlichſten machte ſich jedenfalls der Ausdruck, in welchem Augen, Mund, Naſe und Ohren ſich zu einer Art von Phyſiognomie vereinigten, die zum Theil dem Wolfe, dem Schafe, dem Büffel, dem Luchs, dem Affen, dem Hunde und dem Bären anzugehören ſchien; ihr Eindruck war jedenfalls ein unbehaglicher und erinnerte an das Gefühl eines Menſchen, der ein Porträt betrachtend erkennt, daß man ihm eine Fratze geliefert habe.

Der Leſer kennt nun die Figur; er erfahre nun, ob die That ſich als Lügenſtraferin für die Handſchrift unſeres lieben Herrgottes darſtellte.

Der Kleine pochte an der obenbeſchriebenen Thür, wiederholte das Experiment und prallte zuletzt, da es abermals ohne Zeichen der Erwiederung von Innen blieb, derb und brutal in das Zimmer hinein; ſo fällt die Gemeinheit überall, um es ſprichwörtlich zu ſagen: mit der Thür ins Haus.

Eine Frau, welche, wie es ſchien, weinend, in einer Ecke des armſeligen Zimmerchens ſaß, und in deren abgehärmten, thränengefurchten Zügen, wie in dem ſchleifigen, fadenſcheinigen Anzuge das Gepräge der Armuth nicht zu verkennen war, fuhr, über den Lärm jenes tölpelhaften Eindringens erſchrocken, von ihrem Sitz in die Höhe, und richtete ihre Blicke, wie geiſtesverwirrt, auf den Störer; man ſah nun im Schimmer des matt hereindringenden Tages, daß die Frau, ungeachtet ihrer Herabgekommenheit, ſehr ſchön ſei, oder es doch noch kürzlich geweſen ſeyn müſſe.

Sie richtete ſich mit halbem Leibe empor, fuhr ſich mit der Hand auf die Stirn, warf dann einen ernſten, gleichſam orientirenden Blick auf den Fremden, zuckte ſchmerzlich zuſammen, eine flüchtige Röthe quoll in ihrem Antlitz empor, dann ſtand ſie vollends auf, warf ein Tuch über und trat dem Dicken entgegen.

„Was wollen Sie von uns?“ fragte ſie mit ſtrengem Tone, welchem man jedoch einige Befangenheit der Furcht abmerkte.

„Wunderliche Frage,“ grinſte der Angeredete, „als ob Sie nicht wüßten, daß heute —“

„Der Tag eingetreten iſt,“ fiel die Frau ein, „wo Ihnen die Pfändung wegen verfallenen Miethzinſes zuſteht; Sie kommen Ihr Recht zu üben?“

„Das kommt auf Sie ſelber an, Liebenswertheſte,“ ſchmunzelte der Mann. „Sie kennen meine Geſinnungen und meine Bereitwilligkeit, Ihnen nach Kräften zu helfen.“

„Kein Wort weiter,“ unterbrach die Leidende, „thun Sie, was Sie vor Ihrem Gewiſſen verantworten können, — möge das Recht der Menſchen ſeinen Lauf haben!“

Der Fettwanſt zuckte die Achſeln und ſchien noch einige Vorſtellungen verſuchen zu wollen; allein die Un-

glückliche bedeutete ihm mit einem gebietenden Winke, zu ſchweigen, kehrte ihm den Rücken zu, und fing an das Geräthe zu ordnen, welches bald nicht mehr das Ihrige ſeyn ſollte.

Erbittert durch dieſen Trotz, öffnete nun der Hausherr, denn das war unſer Biedermann, die Thüre und einige Gerichtsdiener nebſt Zubehör drängten ſich alsbald in die Stube.

„Ein verteufelt magerer Biſſen,“ murmelte Einer der neuen Ankömmlinge — es war der Auctinator, — nachdem er im Umſchauen die ganze Maſſe von Elend erkannt hatte, welche hier verſammelt war, „da wird für Unſereinen wenig Profit herausſehen! — Mit Verlaub, Madame,“ — hierbei ſchob er die Frau von einem Kaſten weg, an welchen ſie ihren Arm mit der das Thränentüchlein haltenden Hand ſtützte, „mit Verlaub, das iſt das beſte Stück des ganzen Gerumpels; damit muß der Tanz losgehen!“

Seinem Winke folgend packten ein Paar der Häſcher den Kaſten, und transportirten ihn unter rohen Scherzen aus der Stube, während die unglückliche Inwohnerin ſchluchzend in eine anſtoßende Kammer entglitt, um nicht Zeugin der ſchonungsloſen Plünderung ihres kleinen Beſitzthümes zu ſeyn. In der Handen der Häſchte wanderte dies Stück für Stück nun denſelben Weg mit dem Kaſten.

Um den Act ſeiner Rache recht verletzend zu machen, ließ der Hausherr ſämmtliches gepfändete Mobiliar unter dem Thorwege aufſtapeln, vor welchem gleichzeitig eine mächtige Tafel erſchien, allen Vorübergehenden bekannt gebend, daß hier Wäſche, Kleider, einige Einrichtungsſtücke und Küchengeräthſchaften an den Meiſtbietenden gegen bare Bezahlung im Executionswege hintangegeben würden.

Es dauerte nicht lange, ſo hatte ſich bereits eine namhafte Zahl von Neugierigen, Schauluſtigen, Schadenfrohen, Speculanten, Trödlern und Geſindel aller Art vor dem Thore verſammelt, und drang auf den Beginn der Verſteigerung, nicht ohne daß dazwiſchen mancherlei hämiſche Witzworte über das bettelhafte Ausſehen der Kaufgegenſtände laut geworden wären.

„Der muß wenigſtens eine Prinzeſſin ausgezogen haben,“ lachte ein Burſche, auf den Hausherrn deutend, welcher geſchäftig ab- und zuging.

„Es ſoll nur eine Gräfin ſein,“ ſcherzte ein Anderer, „eine Gräfin vom weißen Stecken.“

„Still,“ rief ein reputirlicher Bürgersmann, „ſtill da, Ihr Schlingel! Ihr ſeid gewiß nicht ſo guter Leute Kind, als die brave Muſikersfrau, welche der Blutegel ausſpändet. Schämt euch zum mindeſten Eurer Freude bei fremdem Unglück!“

„Anfangen! Anfangen!“ ſchrie man jetzt von allen Seiten, und der Auctionator trug dem Hausherrn auf, das Ausräumen zu beſchleunigen.

„Iſt alles geſchehen,“ ſchmunzelte dieſer; „in derlei Dingen nehm' ich's mit dem beſten Practicus auf. Das müßte ein curioſer Kerl von einem Nagel ſeyn, der mir entgangen und an der Wand ſtecken geblieben wäre! Aber man ſoll dem Eſaias Goldnagel nicht nachſagen, daß es bei ſeinen gerichtlichen Ausſpändungen nicht nach Maßgabe der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit zugegangen ſei. Kommen Sie heraus, Madamchen,“ rief er in das Zimmer, „Sie müſſen Zeugin ſeyn, daß Sie nicht um ein Titelchen, nicht um ein Dreierchen am Werthe verkürzt werden!“

Es erſcholl keine Antwort. Herr Goldnagel ging nun ſelbſt hinein, und erſchien gleich darnach mit triumphirender Miene, ein Opfer an der Hand nach ſich ziehend.

„Sie haben kein Recht mehr, meine Holdſeligſte,“ ſagte er, „kein Recht in dieſem Zimmer zu bleiben, das ich anderweitig vermiethet habe, und ich beſtehe darauf, daß Sie es alſogleich räumen. Als eine brave Hauswirthin müſſen Sie ja ohnedem wiſſen, daß, wo ihre Habe iſt, die Frau hingehört; — ſind ja immer ein Muſter von Häuslichkeit geweſen!“

Sich die Hände reibend über ſein Bonnet, trippelte der würdige Hausherr zum Auctionator, nachdem er noch, in einer Art von hämiſcher Galanterie, der Unglücklichen einen Seſſel hingeſtellt hatte, in welchen ſie, gleichſam ohne zu wiſſen was mit ihr vorgehe, wortlos ſank und ſich ſtumpfſinnig den gaffenden Blicken der Zuſchauer preisgab.

Die Verſteigerung ging nun ihren Gang; ein Stück nach dem andern wurde vorgezeigt, unterſucht, beſpöttelt, ausgeboten, behandelt und groſſentheils um einen Jammerpreis verkauft, ſo daß, als jetzt nur mehr ein Paar Pieçen vorhanden waren, die noch des Auctionators „zum erſten, zum zweiten und zum dritten Male“ zu paſſiren hatten, Herr Goldnagel ganz verdutzt ſich hinter den Ohren kraute und im Geiſte ſchon den Verluſt berechnete, welcher an ſeiner ärmlichen Forderung leider nicht mehr zu vermeiden ſchien. Ängſtlich ziſchelte er mit dem Auctionator, verzweifelt ſtrich er die Vorzüge der Verkaufsobjecte heraus, licitirte ſelbſt mit, und ließ Winke von Einverſtändniß chriſtlicher Knauſerei u. dgl. gegen die Feilſchenden vernehmen; nichts aber verſchlug und die Zahl des Auszubietenden ward immer kleiner.

„Bitten Sie das Publicum um Erbarmen, Madame,“ knirſchte der Filz in das Ohr der Exequirten, „Sie können ſo ſchön reden, Frauchen, haranguiren Sie um Gotteswillen dieſe Manichäer, dieſe Dickköpfe, die, wie

es ſcheint, keinen Sinn haben für die Noth des Armen. Bitten Sie, reden Sie, weinen Sie, fallen Sie auf die Knie nieder. Frau! — es iſt Ihre verfluchte Schuldigkeit, mich vor dem Untergange zu retten!“

Die Frau ſchien vom Starrkrampfe befangen, ſie ſah nichts, ſie hörte nichts; die Rede ihres Feindes ſchien nicht zu ihrem inneren Sinne zu gelangen.

Der Hausherr, dies für eine abſichtliche Beleidigung anſehend, rüttelte ſie am Arme und ſchrie: „Hol' Sie der Teufel! ſie betrügeriſche Figur, die mich um mein Hab und Gut bringen will!“

Der Strom ſeiner weitern Scheltworte ward hier durch die Stimme des Auctionators bedeckt, welcher einen kleinen, unſcheinbaren Kaſten heranriß, ihn öffnete und ankündigte.

„Eine alte Violine, geſchätzt auf vier Gulden. Wer will ſie betrachten? — Vier Gulden zum erſten Male!“

„Erlauben Sie,“ bat eine fremde Stimme und ein Herr, welcher ſo eben des Weges gekommen und von der Urſache des Gedränges unterrichtet worden war, machte ſich durch die Schaulustigen Bahn und verlangte die Geige beſchauen zu dürfen.

Man willfahrte ihm augenblicklich und die unverhoffte Epiſode ſchien ſogar große Aufmerkſamkeit zu erregen.

Der Fremde beſah das Inſtrument ſorgfältig nach allen Seiten, und die Miene, mit welcher er das ganze Corpus: den Reſonanzboden, die Schallloecher, die Zarge, die Balken, den Hals, den Wirbelkaſten, die Schnecke, das Griffbret, den Sattel und Steg, ſo wie dann den Kopf und Froſch prüfte, zeigte, daß die Geige in den Händen eines Kenners ſei. Auch mochte die Unterſuchung nicht un-

befriedigend ausfallen, denn ein ſchwerverhehltes Wohlgefallen tauchte in den Zügen des Fremdlings auf, welcher erſt nach einer geraumen Weile das Tonwerkzeug zurückſtellte und dabei mit anſcheinender Ruhe hinwarf:

„Ich gebe zehn Gulden!“

Goldnagel'n war das phyſiognomiſche Manöver im Geſichte des Fremden nicht entgangen, eine Welt von Hoffnungen für ſeine Gewinnſucht ſtieg ihm daraus entgegen. Ohne Zweifel hatte jener ſtattliche Herr, welchem die Kennerſchaft, ſo zu ſagen, aus allen Poren des Geſichtes ſtrahlte, in den geheimen Abzeichen der Geige eine edle Provenienz erkannt; ſie war vielleicht von irgend einem berühmten Meiſter, etwa von Stainer, wohl gar, o himmliſcher Gedanke! — eine Amati — ja, es konnte nicht anders ſeyn, bewachte doch der Fremde die Blicke aller Käufer, insbeſondere die ſeinigen, mit einer ängſtlichen, zwiſchen Hoffnung und Furcht getheilten Spannung — gewiß: das Inſtrument war von hohem Werth; der ſelige Aigner, Soleſpieler des ſtändiſchen Theaters, Gatte der Exequirten, war ja ein tüchtiger Künſtler geweſen, welcher ſich auf dergleichen verſtand, und gewiß nicht ohne Urſache hatte derſelbe ſtets ſoviel Werth auf dies unſcheinbare Violinlein gelegt, auf welchem er vorzugsweiſe zu ſpielen pflegte.

Alle dieſe Gedanken ſchwebten, wie eben ſo viel Blitze, dem innern Auge des preßhaften Hausherrn vorüber, und ſetzten ihm dermaßen zu, daß ihm der Angſtſchweiß auf der Stirne ſtand; plötzlich flog es ihn an, wie eine Inſpiration; er fuhr in die Höhe und legte den Finger pfiffig an die Naſe.

„Warte,“ redete er ſich heimlich zu, „warte, dich will ich erwiſchen; ſo geſcheidt du biſt, bin ich längſt geweſen. Dieſe Geige ſoll mir meinen ganzen Forderungsbetrag decken!“

Er nahm sich einen Anlauf, gegen welchen die angeborne Filzigkeit freilich noch hartnäckig kämpfte und Capriolen machte; als aber der Licitator sein:

„Zehn Gulden zum zweiten Male!“

in das entscheidende:

„Zehn Gulden zum dritten und letzten Male!“

ausklingen lassen wollte, krächzte er plötzlich:

„Eilf Gulden!“

Es war aber zu viel für eine bockslederne Natur wie die seinige; ein solches Überspannen der eigenen Kraft überreizte dieselbe und mit versagenden Gliedmaßen sank der splendide Gottesmensch, gleichsam ohnmächtig, zurück.

„Fünfzehn Gulden!“ fiel der Fremde alsogleich ein. Goldnagel's Seele triumphirte, da er seine Vermuthung auf solche Weise immer triftiger bestätigt fand.

Indessen mochten auch andere Licitanten von gleichen Vermuthungen heimgesucht seyn wie unser Hausherr, denn es tauchten nun mehrere Stimmen, anfangs scheu, dann immer zuversichtlicher auf, die um den Besitz der Geige warben.

„Achtzehn!“ schrie eine dieser Stimmen.

„Zwanzig!“ eine andere.

„Dreißig!“ der Fremde.

„Fünf und dreißig!“ abermals ein Competent.

„Fünfzig!“ der Fremde.

„Sechzig!“ in einer Anwandlung von Krampf unser dicker Freund Goldnagel.

„Hundert!“ donnerte der unabweisbare Fremdling, welcher mit einer Art von zunehmender Erbitterung für die Violine zu kämpfen schien.

Bei dem Rufe: „Hundert!“ loste sich ein allgemeines „Ah!“ von den Lippen der Anwesenden und selbst Madame Aigner erwachte aus ihrer Betäubung. Goldnagel

wurde nun, in der vollen Überzeugung des hier zu erwartenden Profitchens, immer wärmer und rief haſtig:

„Hundert und fünf Gulden!“

Einen Moment herrſchte, auf dieſes außerordentliche Reſultat, tiefe Stille in der Verſammlung; der Fremde kaute an Lippen und Nägeln, und ſandte nach dem Hausherrn, ſeinem Dränger, Blicke, die recht ſtechend und boswillig ausſahen: man konnte nur nicht recht ausnehmen, ob ſie der gekreuzten Speculation oder einer andern Urſache galten. Von Zeit zu Zeit ſchweiften dieſe Blicke auch nach der Witwe herüber und dann war man verſucht, entweder ein recht inniges Bedauern oder auch eine teufliſche Schadenfreude darin zu leſen; wenigſtens wechſelte der Ausdruck ſehr häufig und ließ bald den Fremden als einen theilnehmenden Freund, bald als einen tückiſchen Mephiſto erſcheinen.

„Hundert und fünf Gulden zum erſten Male!“ tönte es von dem officieſen Munde, und Herr Goldnagel fühlte doch einiges Unbehagen, daß kein augenblicklicher höherer Anbot erfolgte und er befürchten mußte, der alte Tonkaſten möchte ihm auf dem Halſe bleiben. In dieſem Augenblicke wandte ſich der Fremde an ihn:

„Es nützt Ihnen nichts, mein Herr!“ ſagte er, „ich laſſe von der Geige um keinen Preis ab; um Sie davon zu überzeugen, biete ich hiermit Zweihundert Gulden!“

„Zweihundert und zwanzig Gulden!“ krächzte Goldnagel, indem er ſich über dieſe Geiſtesgegenwart um ſo mehr becomplimentirte, als unmittelbar darnach ſein Mitlicitant rief:

„Nun denn: dreihundert Gulden!“

Da gab es abermals großes Kopfſchütteln und Flüſtern unter den Zuſchauern dieſer Scene, und Meiſter Goldna-

gel fühlte wahrhaftig eine Gattung Schwindel ſich zu Gehirne ſteigen.

Dreihundert Gulden für eine Geige, die Niemand als etwas Beſonderes kannte, die recht dürftig und anſpruchlos in einem mühſeligen Käſtlein lag, wie das Inſtrument des jämmerlichſten Bierfiedlers; — es war doch in der That ein ſehr gewagter Handel! Wenn der Fremde ſich irrte, wenn die Geige zuletzt doch nichts taugte, wenn ein ſo enormes Geld für ein miſerables Holzgreſchen ausgelegt ward, das am Ende kaum hinreichte, um dem Kochen einer Taſſe Kaffeh genügende Nahrung zu bieten: dieſe Scrupel peinigten den gewiſſenhaften Goldnagel ungemein und er ſtand im Begriffe, das Feld ſeinem Mitſtreiter zu räumen; da entdeckte er einen Blick, mit welchem der Fremde, über die Witwe Aigner hinſtreifend, die Geige und ihn förmlich aufzuſpeiſen ſchien und ſtracks war er mit ſeinem Entſchluß im Reinen:

„Dreihundert und fünfzig Gulden!“ ſtieß er heraus.

„Vierhundert!“ replicirte der Andere.

„Vierhundert fünf!“ ſchrie Goldnagel.

„Fünfhundert!“ declamirte Jener und ſetzte gleichzeitig hinzu: „Ich hab' Ihnen ſchon geſagt: ohne die Geige geh' ich nicht von der Stelle.“

„Fünfhundert zwanzig Gulden!“

„Sechshundert!“

„Achthundert!“ jauchzte der Hausherr — athemloſe Pauſe und:

„Achthundert Gulden zum erſten Male!“ intonirte der Licitater, während der Fremde, die Nagel haſtig nagend, mit ſich zu berathen ſchien, wie weit er die Sache noch treiben könne und ſolle. Er zog ein Portefeuille heraus, blätterte in Papieren, ließ eine anſehnliche Summe von

Creditsbriefen und Banknoten ſehen, zuckte und murmelte dann halblaut:

„Ich habe kaum ſo viel bei mir, indeß — neunhundert Gulden!“

„Tauſend!“ jauchzte Goldnagel.

„Hol' ſie der Teufel!“ brach der Fremde los und verlor ſich im Nu unter den Haufen der Zuſchauer, die mit höhniſchen Bemerkungen hinter ihm her lachten und Meiſter Goldnagel'n, ihm glückwünſchend über ſeinen Kauf, umringten.

Dieſem war jedoch nichts weniger als behaglich zu Muthe, da nun das monotone:

„Tauſend Gulden zum erſten, tauſend Gulden zum zweiten, tauſend Gulden zum dritten und letzten Male!“ von den Lippen des Auctionators erklang; er verwünſchte ſeine Übereilung, verwünſchte ſeine Thorheit, nicht die Verſteigerung eingeſtellt zu haben, nachdem ſein Gutdünken bedeckt war, und ſchaute rathlos unter den Anweſenden umher, ob nicht etwa doch noch ſich ein Liebhaber zu der Geige fände; vergebens — Alles blieb ſtumm, nur der Commiſſar trat an ihn heran, forderte ihn auf, das Protocoll zu unterzeichnen und das erſtandene Inſtrument an ſich zu nehmen. Herr Goldnagel hätte aus der Haut ſpringen mögen; ſein Troſt war nur der, daß Niemand an dem Werthe der Violine zu zweifeln ſchien und daß man ihm ſagte: er werde gewiß bedeutend daran gewinnen, indem der Fremde ſicher nur nach ſeinem Quartier gegangen ſei, um ſich mit den nöthigen Summen zu verſehen, gegen welche er die Geige eintauſchen könne.

Wie ſich aber ſtets ein Geizhals ſchwer von ſeinem Gelde trennt, ſo kam Meiſter Goldnagel nur mit ſaurem Geſichte dazu, die pactirten tauſend Gulden zu

holen, und an den Commiſſär auszufolgen; es war jedoch nicht mehr zu ändern und ſo zahlte denn der Anicker das Blutgeld, nach Abzug ſeiner Forderung, aus; es wurde die geſetzliche Rechnungrichtigkeit gepflogen, die Witwe bekam den, diesmal unerwartet hohen Überſchuß, die Zuſchauer verliefen ſich und zuletzt, nachdem auch die Gerichtsperſonen fortgegangen waren, blieb nur noch die Witwe und ihr Feind zurück, Erstere das viele, in ihrer Hand befindliche Geld gedankenlos betrachtend, Letzterer die Geige in der Rechten wägend, um etwa durch das Gewicht herauszubringen, ob ſie vielleicht eine geheime Goldmine in ihrem Kaſten berge, die dem Geheimniß einer ſolchen Vorliebe zur Rechtfertigung dienen könnte.

„Sie ſind ja nun," höhnte er, gegen Madame Aigner gewendet, „Sie ſind ja nun wohlhabend wie der reiche Mann im Evangelium! Wie wär's, wenn wir wieder auf unſere frühere Propoſition zurückkämen? — Ich bin ein grundguter, wohlmeinender Kauz; beſinnen Sie ſich — ſchlagen Sie ein, werden wir ein Paar!"

Die Witwe fuhr aus ihrem Trübſinne mit Abſcheu empor und entgegnete:

„Eher in die Hölle als mit Ihnen!"

„Nun, wie Sie wollen — hab's gut gemeint — verdiente keine ſo ſchnöde Abfertigung! Aber warum, zum Henker! ſagten Sie mir nicht, daß dieſes Geigelchen ſo ein prazioſes Ding ſei? Man hat ein Gewiſſen — ich würde noch lange Geduld gehabt haben, wenn ich gewußt hätte, der Scherben ſei ſo viel werth!"

Madame Aigner maß den Elenden mit einem verachtenden Blicke, dann entgegnete ſie:

„Ich habe nie gehört, daß die Geige etwas Anderes als ein ganz gewöhnliches Instrument sei; um Ihretwillen wünsche ich, daß Sie sich mit dem Kaufe nicht getäuscht haben, wie ich in der That befürchte; aber reden Sie mir nie wieder von Ihrer sogenannten Liebe, und verschonen Sie mich wo möglich auf immer mit Ihrem Anblicke!“

Sie ging. Goldnagel trat gepreßten Herzens in seine Wohnung. Vom Fenster sah er der Witwe, unwillkürlich seufzend, noch einmal nach, und es kam ihm vor, als sehe er eine Gestalt hinter ihr herschleichen, die seinem wüthenden Mitlicitanten von Zuvor auf's Haar glich.

„Aha!“ lachte er für sich, beruhigt aufseufzend, „der zieht Erkundigungen ein; — desto besser; unter zweitausend Gulden soll er mir die Geige nicht haben, und wenn er sich auf den Kopf stellte!“

Die Witwe war noch kaum ein Paar Häuser weit gegangen, als sie hinter sich eine wohlklingende Stimme vernahm, welche mit dem Tone der Theilnahme fragte, wohin ihr Weg sie führe.

Madame Aigner entriß sich mühsam ihren vermuthlich nicht sehr anmuthigen Gedanken, blickte den Störer an, und erkannte augenblicklich den Fremden, dessen Mitwirkung sie so unverhofft in den Besitz eines nie gehofften Reichthums gesetzt hatte. Dieser einzige Blick reichte hin, ihr ein eben so edles und geistvolles, als interessantes und wohlgeformtes Antlitz, eine schöne Gestalt und eine Haltung zu zeigen, welche, ungeachtet sie Verehrung einflößte, doch in keiner Beziehung dem Vertrauen Eintrag that. Der Fremde mochte stark in den Dreißigen stehen, und zeigte in seiner Kleidung den Mann von Welt, welcher sich

gleichweit von geckenhafter Geziertheit als von vornehmthuender Vernachläſſigung entfernt.

Die Witwe hatte zu dieſen Wahrnehmungen nur ſo viel Zeit gebraucht, als man nöthig hat, das Auge über einen Gegenſtand hinſtreifen zu laſſen; ſchwerer fiel es ihr und länger bedurfte ſie, ſich den Muth zu ſammeln, um ihrem Herzen voll Dankbarkeit Luft zu machen.

„Mein Herr,“ begann ſie ſtotternd, „Sie haben heute die Rolle meines guten Engels geſpielt und werden mir daher erlauben, daß ich Ihnen mit ein paar Worten das zu ſagen verſuche, was ich beſſer in meinem Gebete ausſprechen werde, als es die ſchüchteren Lippen im Stande ſind. Gott ſegne Sie in allen Ihren Wünſchen, die gewiß nur gute und freundliche ſind!“

„Sie danken mir, Madame,“ entgegnete der Fremde mit einer ſeltſam gepreßten Stimme: „Sie danken mir für Etwas, wobei ich nicht das geringſte Verdienſt habe. Als Frau eines Künſtlers müſſen Sie ja wiſſen, daß es Inſtrumente gibt, welche mit dem fünf- und zehnfachen Betrage, welchen ich bot, nicht überzahlt ſind.

„Ich weiß es,“ fiel Madame Aigner ein; „allein ich weiß auch, daß die Geige, um welche Sie mitboten, eine ganz gewöhnliche und werthloſe iſt; ich ſelbſt habe ſie vor Jahren meinem ſeligen Manne zum Geburtstagsgeſchenke gekauft, und der Meiſter lebt noch, welcher ſie baute. Es konnte alſo nur ein Act der Mildthätigkeit ſeyn, welcher, ohne wehe zu thun, mir eine Wohlthat zuwendete, die mir die Schamröthe erſparen ſollte.“

„Wie Sie wollen, Madame; allein da Sie nun ſelbſt erklärten, welch' hohen Werth die Violine als Liebesgeſchenk aus Ihrer Hand hatte, ſo werden Sie doch zugeben, daß Sie nicht mit dem gewöhnlichen Preistarife der Trödler und Antiquare gemeſſen werden durfte!“

Die Witwe erröthete über und über; dann verbeugte ſie ſich mit einem tiefen Knixe, dankte noch einmal in kaltem, abgemeſſenen Tone, und ſchickte ſich an, ihren Weg fortzuſetzen.

„Ich fürchte,“ fing da der Fremde von Neuem an, „ich fürchte, Sie durch ein unbeſonnenes Wort beleidigt zu haben, welches auf Ehre (er betonte hier auffallend) keine Schmeichelei ſeyn ſollte. Ich kannte Ihren verſtorbenen Gemahl perſönlich, ſchätzte ſeine Kunſt, der auch ich mich gewidmet habe, und hielt es für meine Pflicht, an ſeiner Hinterlaſſenen als ein Bruder zu handeln; vielleicht war es mir um ein Andenken an den Geſchiedenen zu thun, deſſen Meiſterſchaft ich beſſer zu würdigen wußte, als es die undankbare Welt gethan hat. Von einer Wohlthat kann wahrhaftig nicht die Rede ſeyn!“

„Ich rechne es als eine ſolche, und preiſe den Himmel, welcher Sie zu dem Werkzeuge derſelben beſtimmt hat. In meinem Herzen und in meinem Gebete wird Ihr Betragen immer als ſolche verzeichnet bleiben!“

Sie wollte gehen; allein der Fremde ſchloß ſich ihr an und bat ſie diesfalls um Entſchuldigung.

„Erklären Sie mich nicht als zudringlich,“ ſagte er; „doch ich möchte Ihre Güte gerne noch ein Weilchen in Anſpruch nehmen. Ich befaſſe mich in meinen freien Stunden damit, Künſtlerbiographien zu ſammeln, beſonders ſolche, wo die Wege der Vorſehung etwas dunkler ausſehen und deren Dornenbahn auf ein Leidensgolgatha hinausläuft; Sie würden mich daher rückſichtlich Ihres verſtorbenen Gatten ſehr verbinden, wenn Sie mir Einiges aus ſeiner Geſchichte, beſonders der ſpäteren Zeit, mittheilen wollten; denn was ſein Geburtsdatum und Nationale betrifft, ſo ſtehen ſie in meinem Album, auch iſt mir der Stand ſeiner Eltern und ſeine jugendliche Lauf-

bahn bekannt. Am liebſten wäre es mir, wenn Sie von der Periode ſeines Aufenthaltes in hieſiger Stadt anfangen wollten.“

Die Witwe ſchien über dieſe Anmuthung ziemlich verlegen; doch ſammelte ſie ſich bald und entgegnete:

„Der von Ihnen angedeutete Zeitraum fällt leider mit meinen eigenen Lebensſchickſalen ziemlich genau überein; ich weiß nur nicht, ob es Sie intereſſiren wird, eine Epiſode dieſer Art mit in den Kauf zu nehmen; allein ſie iſt wirklich von den Daten, die Sie verlangen, unzertrennlich.“

„Deſto beſſer, deſto beſſer!“ fiel der Fremde ein und bog mit ſeiner Begleiterin nach einer Allee, die dem Städtchen zur Promenade diente, jedoch um dieſe Zeit ſehr wenig beſucht war. Madame Aigner bemerkte in ihrem Tiefſinne dieſen Abſprung gar nicht und wandelte an der Seite ihres Gefährten tiefſinnig fort, während die Vorübergehenden ſich hämiſche Blicke zuwarfen, und nach beliebter Kleinſtädter-Manier gleich ein Baſiliskenei ſuchten, wo ein verlaſſenes Hühnchen einmal neben der altgewohnten Steige vorüberflatterte.

„Ich war,“ eröffnete die Witwe ihre Mittheilungen, „ich war ſechszehn Jahre alt, als zwei junge Männer gleichzeitig in das Haus meines Vaters, Stadtmuſicus hieſiger Gemeinde, eingeführt wurden: der Eine von ihnen war ein Kaufmann, der Andere ein Tonkünſtler; Beide ſehr achtbare und anziehende junge Männer. Es zeigte ſich ſehr bald, daß die jungen Leute beide mit Abſichten auf mich in das Haus gekommen, und in der That rückten ſie nach kurzer Zeit mit einer Werbung heraus; nur daß Jeder von ihnen dabei einen anderen Vorgang eingeſchlagen hatte, indem nämlich Wilhelm, der Kaufmann, zuerſt ſeine Liebe hatte um mich wer-

ben laſſen, während Rudolph, der Muſiker, früher bei meinem Vater vorgefragt hatte. Leider hatte mein Herz dabei ſeine Selbſtſtändigkeit behauptet, die vielleicht auch wohl nur geſchmeichelte Eitelkeit über die erſte Huldigung ſeyn mochte, und ich war, ohne an die väterliche Autorität zu denken, durch ein Gelöbniß der Treue bereits an Wilhelm gekettet, als mein Vater mir die Doppelwerbung eröffnete, und mir zugleich erklärte: Rudolph werde mein Gatte werden. — Es kam nun eine böſe, böſe Zeit für mich, ich geſtand meinem Vater den mit Wilhelm geſchloſſenen, unverbrüchlichen Bund der Seelen, bat, weinte, beſchwor, erkrankte; umſonſt: mein Vater bedeutete mir, nie werde ein Anderer als ein Muſiker meine Hand bekommen, verbot meinem Wilhelm das Haus und ſchrieb endlich an deſſen Eltern in der Reſidenz, welche den Sohn augenblicklich heim beriefen. Am Abende vor ſeiner Abreiſe ſahen wir uns heimlich und ſchworen uns auf's Neue: daß Keines in ſeiner Treue wanken, Keines einem Andern angehören wolle; wir gelübdeten uns dieſes bei allem Heiligen und Hohen — der erſte, einzige, zitternde, unverwiſchbare Kuß reiner Liebe beſiegelte das Bündniß!"

Sie hielt inne und wiſchte ſich die Thränen aus den Augen; der Fremde ſtarrte ſinnend auf den Boden und wühlte mit ſeinem Stocke Figuren in den Sand.

„Und weiter, was geſchah dann weiter?" griff er den Faden des Geſpräches wieder auf, als die Witwe in ihren ſchmerzhaften Erinnerungen zu verſunken ſchien. „Es ſcheint, daß Sie Ihrem Eide keineswegs volle Ehre anthaten?"

„Kurz nachher erkrankte mein Vater," fuhr die Künſtlersfrau mit einem Seufzer fort; „er bedurfte eines

verſtändigen und verläßlichen Gehilfen in ſeinem Amte, Rudolph bot ſich ihm dazu an und verrichtete alle Obliegenheiten mit Pünctlichkeit und auferfernder Hingebung; in ſeiner Sterbeſtunde rief mich daher mein Vater an ſein Lager, ſtellte mir des Jünglings Tugend und Talent im glänzendſten Lichte vor, beſchwor mich, ihn durch Erfüllung ſeiner Wünſche zu belohnen; — ich widerſtand: allein da drohte er mir, mich vor dem Throne Gottes als eine „Ungehorſame, Pflichtvergeſſene,“ bei der vorangegangenen theuern Mutter als ein undankbares Kind anzuklagen, das ihm weder ſeinen Lieblingswunſch, die göttliche Muſika in ſeiner Familie zu erhalten, noch die Beruhigung im Sterben, mich verſorgt zu wiſſen, gegönnt habe — er hob die welken Hände zu mir empor, heiße Thränen ſtrömten ihm über die abgefallenen Wangen; möchte da eine Stärkere widerſtanden haben; ich konnte es nicht: ich gab mein Jawort und — entſagte dem Glücke. — Doch nein: als mein Vater mich mit ſeinen letzten Blicken ſelig anlächelte, mich mit ſeinen letzten Worten ſegnete, da fühlte ich vom Unglücke nichts mehr: der Sturm meines Innern löſte ſich auf in Sphärengeſänge und ich fühlte, daß, wer ſeine Pflicht thut, auch mit Hingebung ſeines ganzen Traumes von Seligkeit, die echte Muſik des Himmels in ſich aufnehme, die alle Miſstöne fortan niederhalte und ſänftige. — Und ſehen Sie, mein Herr, ich bin auch wahrlich nicht einen Augenblick unglücklich geweſen, wenn ich etwa den Moment ausnehme, wo der elende Goldnagel es wagen durfte, meine Armuth durch ſeinen Wucherreichthum aufwägen zu wollen. Es iſt wahr, mein Mann bekam die Stelle nicht, auf die wir gerechnet hatten: aber er brachte ſich mit Unterricht anſtändig durch, und wäre nicht die lange Krankheit gekommen, die all unſere Erſparniſſe aufzehrte,

ich würde nie zu solcher Erniederung herabgesunken seyn. Ich hatte was ich bedurfte, ward von meinem Manne mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit behandelt, und trug etwas in mir, das mir alle Entbehrungen, alle Schmerzen erträglich machte."

„Und das war?" fragte der Fremde.

„Wilhelms Bild," rief die Witwe hingerissen, „welchem ich innerlich jenes heiligste Plätzchen bewahrte, das mir die Pflicht übrig gelassen hatte; er war der Freund meines jugendlich erglühenden Herzens, und wird der Grundton bleiben, welcher durch all' mein Leben hinklingen wird, um es nicht von Dissonanzen ganz verkümmern zu lassen!"

„Eugenie!" stieß der Fremde mit erstickter, aber ganz veränderter Stimme heraus; erschrocken prallte die Witwe zurück und starrte ihm bebend, geisterblaß ins Gesicht.

„Verzeihen Sie," stammelte Jener durch das vorgehaltene Sacktuch — „heftiges Nasenbluten."

Damit enteilte er und ließ Madame Aigner, ganz versteinert über diese Katastrophe, allein zurück.

Als der Fremde in sein Hôtel zurückkehrte, meldete man ihm, daß er seit Langem von einem Herrn aus der Stadt erwartet werde: alsogleich trat ihm auch Herr Goldnagel, Bücklinge schneidend und fußlich-grinsend, entgegen; Jener nöthigte ihn in sein Zimmer.

„Wie ich höre," intonirte Herr Goldnagel, „so habe ich das Glück, den berühmten Virtuosen, Herrn Angeli, von Angesicht zu Angesicht zu bewundern?"

„Man nennt mich so," warf der Fremde ganz kurz hin; „was verschafft mir den Vorzug Ihres Besuches?"

„Aufs Erste der Wunsch, einen so gefeierten Herrn Collegen —“

„Collegen? wie so?“

„Nun, ich meinte nur so — es ist freilich etwas unbescheiden, mich einer künstlerischen Autorität ersten Ranges an die Seite zu stellen; indessen, **si parva licet componere magnis**, da ich doch — Stadtmusicus hiesiger Communität bin — — —“

„Ach ja so; Sie thun mir die Ehre an, mich Ihren Collegen zu nennen und ich kann nur bedauern, dieser Ehre nicht in so hohem Grade würdig zu seyn, als es z. B. Herr Aigner war, welchem Sie bei seinen Lebzeiten gewiß recht viel collegialische Freundschaft erwiesen haben werden. Nicht wahr, mein Herr?“

„Je nun — in gewisser Beziehung — wie man's eben nimmt — Herr Aigner war gerade kein Specialissimus von mir — allein — ich will nicht behaupten — daß —“

„Daß Sie auf gleicher Kunststufe mit ihm standen? O nein, so eitel sind Sie gewiß nicht.“

„Eitel hin, eitel her,“ fiel Herr Goldnagel rasch ein und der rothe Anflug seines Gesichtes zeigte, daß ihm die Galle beträchtlich aufstieg, „Musiker ist Musiker, und am Ende sind wir doch allesammt nichts als arme Schächer.“

„Besonders wenn wir,“ unterbrach Angeli, „wenn wir den Rücken eines Besseren zur Staffel machen, um unsere miserable Wenigkeit ein Stückchen höher emporzuschleppen. Man sagt: Herr Aigner sei zunächst vorgeschlagen gewesen, die Stelle nach seinem Schwiegervater zu erhalten; doch ein nichtswürdiger Bursche habe ihn, um einiger langvergessenen, jugendlichen Thorheiten willen, denuncirt und als Angeberlohn den Posten für sich davongeritten, welchen er nun durch einen Dritten jäm-

merlich genug beſorgen läßt. Was wiſſen Sie von der Geſchichte, mein menſchenfreundlicher Herr Bruder in Apolline?“

„Nichts weiß ich, nichts!“ ſchrie Goldnagel, ſich immer mehr erhitzend, „nichts als daß ich nicht gekommen bin, mich von Ihnen beleidigen zu laſſen, mein hoffärtiger Herr, der Sie am Ende denn doch nichts mehr und nichts weniger ſind als ich, nämlich — —“

„Ein Muſikant wollen Sie vermuthlich ſagen und für Ihren Theil haben Sie vollkommen das Recht, ſich ſo tief als möglich zu rangiren; für meinen Theil ſchmeichle ich mir, auf den Namen, wenn nicht eines Künſtlers, ſo doch eines Muſikers Anſpruch machen zu dürfen.“

„Muſiker — Muſikant!“ höhnte der Hausherr, „wollen Sie mir gefälligſt den ſcharfſinnigen Unterſchied dieſer Begriffe auseinanderſetzen?“

„Mit Vergnügen, obwohl er für Sie verloren iſt. — Hören Sie mich alſo: Ein Muſikant (musicans) iſt derjenige, welcher muſicirt, ein Inſtrument bearbeitet, auf gut Glück, ohne höhere Erkenntniß, ohne tiefere Empfindung, ohne Würde und ohne Weihe, etwa ſo, wie der Schuſter ſeinen Stiefel über den Leiſten ſchlägt, ihn näht, beſchneidet, picht, wichſt und an den Kunden verabfolgt; der Muſikant iſt ein Weſen, das auf der Stufenleiter der Geſchöpfe Gottes nur wenig über den Affen hinangekommen iſt, welchen man ebenfalls zum Bratenwenden, Holztragen und mechaniſchen Verrichtungen dreſſiren kann, die überdies leicht nützlicher ſein mögen als das Muſikantentreiben; der Muſikant iſt gerade ſo viel werth als der Gimpel, welchem mittelſt einer Orgelpfeife ein Dutzend Stücke eingeleiert wurden, um ſie von ihm ohne Tact, ohne Zuſammenhang, ohne Bedeutung, ohne Verſtändniß und Seele abſchreien zu laſſen; der Muſikant iſt nicht beſſer

als Mälzel's Trompeter-Automat und ſteht demſelben in jedem Falle nach, weil er minder frei von falſchen Griffen und Verkehrungen des Zeitmaßes iſt; — der Muſikant iſt das, was ein Bonhaſe, ein Stümper und Störer den Gewerken iſt, ein Gotteslaſterer, ein" —

„Warum nicht lieber gleich ein Räuber und Mörder oder wohl gar der Teufel in persona!" platzte der Stadtmuſicus los; — „und was wäre denn nun alſo, in Ihrem Sinne, ein Muſiker?"

„Ein Muſiker," antwortete Herr Angeli mit Wärme, indem edles Feuer ſein ganzes Weſen überglühte, „ein Muſiker iſt der Auserkorne, welchem die göttliche Gnade einen Arm oder einen Athem gab, um die Chöre der Engel, die Harmonie der Sphären, deren erhabene Melodien ſie in ſein Ohr und in ſein Herz legte, den Menſchenkindern treulich mitzutheilen. Er redet mit Cherubſtimmen, er beſchwört mit ſeinem Bogen, mit ſeinen Accorden, die er aus Metall oder Thiergedärme, oder aus taubem Holze lockt, die Ahnungen des Jenſeits, die Eingebungen des Urgeiſtes, die Klänge aus dem Reiche der Vollendung; er iſt der Herold des Ideals, der beſchwingte Bote einer höheren Macht, er iſt die Übergangsbrücke vom Staubmenſchen zum reinen Geiſte, er iſt der Repräſentant der ſchönſten Offenbarung Gottes, der Kunſt; er iſt der Miſſionär des beſeligenden Glaubens, der Prediger der Hoffnung, das ſüße Liebesorakel des Allvaters und Allbeglückers, er iſt ſelbſt ein Genius, ein Sehender, ein Verzückter, ein Sendling vom Quell alles Großen und Guten — — —"

„Mit Einem Worte: er iſt ein Gott!" kicherte Herr Goldnagel und fuhr dann fort: „Nur Schade, daß Ihr Teufel und Ihr Gott ſich in einem ſehr materiellen

Berührungspuncte begegnen, nämlich in dem Bedürfniſſe nach — Geld.“

„Der Unterſchied dabei iſt aber der,“ ſpann Angeli ſeine Declamation weiter, „daß der elende Muſikant eben nur in dem Gelde das Geld, den Mammon, den blutrothen, brennenden Höllendrachen will, um ihn aufzuſtapeln, um davon zu ſchlemmen und zu ſchwelgen, und ſich ſteinerne Wurmbehältniſſe aufzubauen, Witwen und Waiſen darin zu pfänden, während der Muſiker den Erwerb ſucht und ſchätzt als Belohnung ſeines Strebens, von welchem er ſeinen Mitgeſchöpfen Freundlichkeit erweiſen, die Kunſt und ihre Jünger fördern oder doch im ſchlimmſten Falle ſich und ſeinen Freunden harmloſen Lebensgenuß verſchaffen kann. Der Künſtler muß vor Allem Menſch ſeyn, darum wird auch ein echter Künſtler immer ſich als ein guter, fröhlicher, tüchtiger Menſch beweiſen, während der Pfuſcher, der Profanirer und Quinquelirer, mit Einem Worte: der Muſikant, niemals ein rechter, ausgiebiger, grundehrlicher, markiger Charakter ſeyn kann. — Ich hoffe, Sie haben mich verſtanden!“

„Vollkommen,“ achſelzuckte der Andere, „und bedauere, in Ihren Augen als ein ſo jämmerliches Weſen zu erſcheinen, als Sie den Muſikanten geſchildert haben, obwohl ich mir ſchmeicheln darf — — —“

„Und ſo weiter,“ unterbrach der Virtuoſe. „Nun zu Ihrem Beſuche. Noch einmal, was ſteht zu Ihren Dienſten?“

Herr Goldnagel klärte bei dieſer Frage plötzlich ſein Geſicht und würgte die bitteren Empfindungen hinab, welche ihm Stirn und Wangen in Falten gelegt hatten. Er zog das bekannte Käſtchen hervor und ſagte:

„Ich kam von wegen der bewußten Violine. Als ich vernahm, welch' trefflichem Meiſter das Inſtrumentlein,

ſo zu ſagen, an's Herz gewachſen zu ſeyn ſchien, da hielt ich mich in meinem Innern verpflichtet, die edle Beute ſogleich in würdigere Hände gelangen zu laſſen, als es die meinigen ſind, und da machte ich mich denn auf, erforſchte Ihre Adreſſe und ermangle nicht, Ihnen die koſtliche Geige anmit zu efferiren."

„Sie wollen mir ein Geſchenk damit machen?" fragte Angeli, gänzliche Verwunderung in allen Zügen.

„Behüte Gott!" ſchrie der Muſikant erſchrocken, „ich bin nicht reich genug, ſolche Geſchenke zu machen, wie ſtolz ich auch darauf ſeyn würde, Ihnen ein neues Werkzeug geliefert zu haben, mit welchem Sie die Welt entzücken, die Offenbarungen des Jenſeits wiedertönen könnten."

Die letzten Worte waren mit einem merklichen Beiſatze von Ironie behaftet; allein Angeli achtete nicht darauf.

„Sie wollen alſo," rief er, „ein Geſchäftchen mit mir verſuchen? Auch gut. Was verlangen Sie für die Violine?"

„Eigentlich," dehnte der Gefragte zögernd heraus, „eigentlich muß ich denn doch meine Zinſen an dem verlorenen oder doch verſpäteten Miethe-Termin, meine Lauferei und Plackerei in Anſchlag bringen, und ein billiger Gewinn — —"

„Gehört zu jedem Geſchäfte; das iſt in der Ordnung. Aber ohne alle Einleitung: wie hoch ſchätzen Sie die Geige?"

„Zweitauſend Gulden!" fuhr Goldnagel heraus und heftete einen ſcharfen, ein bischen ängſtlichen Blick auf den Künſtler, um die Wirkung ſeines Anbotes zu beobachten.

Angeli brach in ein lautes, unhemmbares, Homeriſches Gelächter aus.

„Sehen Sie,“ sagte er dann, sehr ernsthaft werdend, „sehen Sie, welch ein elendes Subject so ein — Musikant ist. Sie kannten den eigentlichen Werth des Instrumentes gar nicht, und nur aus schmutzigem Eigennutze feilschten Sie darum, weil Sie hofften, ein Paar lumpige Groschen, aus dem Herzblute der unglücklichen Witwe gegossen, daran zu gewinnen, — und sehen Sie, so sitzt die Gemeinheit und die Herzlosigkeit auf. — Zweitausend Gulden verlangen Sie! ich gebe Ihnen nicht so viel Pfennige darum, denn die Geige ist ein nichtsnutziger, wurmstichiger, klangloser Holzkasten, zum Einheizen passend, aber für den Vegetirich eines Musikers so wenig geeignet, daß die Virtuosität aller Hexen der Violine höchstens eine Katzenserenade daraus holen könnte! Um Einen Gulden ist der Kloß überzahlt: die übrigen ein tausend neunhundert neunundneunzig mögen Sie sich im Tollhause verabfolgen lassen!“

Der ehrenwerthe Herr Stadtmusikus war während dieser Rede bis in die Lippen erblaßt und angelte mit beiden Armen nach einem Stuhle, als ob ihn eine Ohnmacht heimsuchte. Aber plötzlich sprang er empor, stellte sich dem Künstler trotzig unter die Nase und fletschte ihn an:

„Ein feiner Pöff, würdig eines Musikers und Liebesorakels des Allbeglückers! Doch gar so plump lassen wir uns nicht übertölpeln! — Möchten wohl gerne das delicioſe Geigelchen um einen Spottpreis, um ein paar Gulden davontragen, nicht wahr, Herr Nicht-Collega? Der hochweise Herr Musiker findet es zu seinem harmlosen Lebensgenusse passend, den miserablen Musikanten zu prellen?“

Herr Angeli öffnete die Thüre und sprach: „Trollen Sie sich so schleunig als möglich, ehe mir die Geduld reißt, und nehmen Sie die Beruhigung mit sich, im Be-

ſire eines Kunſtkleinodes zu ſeyn, für welches Ihnen ein halbweg billiger, kunſtſinniger Trödler vielleicht — 20 Groſchen bar bezahlt!"

„So wär' ich," ſchäumte Meiſter Goldnagel, „ſo wär' ich am Ende — ſchändlich betrogen worden?"

„Durch Ihre Habſucht, Ihre Schlechtigkeit betrogen, Herr, das ſind Sie allerdings; denn auf mein Ehrenwort: die Geige iſt weniger werth, als der Kaſten, in welchem ſie ruht."

„Hölle und Teufel!" fluchte der Hausherr, „ſo war es alſo ein abgekarteter Handel mit der Witwe, ein eingeleiteter, vorbereiteter Spitzbubenſtreich? Aber es gibt noch Gerechtigkeit im Lande; Sie müſſen mich entſchädigen bei Heller und Pfennig und der Betrug ſoll Ihnen reichliche Früchte tragen, Sie — Sie — Sie — ſchlechter als Muſikant!"

Angeli faßte den Schreier am Kragen, ſchüttelte ihn derb und knirſchte:

„Wicht! Ich hätte Luſt, dich nach Verdienſt zu behandeln, nämlich mit dem Stocke; doch er iſt zu gut für Deinesgleichen. Ich wollte ein Werk der reinſten Chriſtenliebe thun, indem ich der Witwe eines braven, unglücklichen Künſtlers pflichtgemäß und ohne ſie zu demüthigen, eine Unterſtützung zukommen ließ: dies nahm deine Habgier als einen Wink von der Trefflichkeit des Inſtrumentes und du ſteigerteſt mich über meine augenblicklichen Kräfte; trage nun ſelbſt die Folgen deiner nichtswürdigen Denkweiſe und preiſe die Vorſehung, welche dich, wider deinen Willen, zum Theilhaber eines guten Werkes machte, deſſen Nachklang vielleicht die todtgeſchlagenen Saiten der Tugend, des Grundtones aller Kunſt, in deiner Bruſt wieder zum Leben erweckt, um aus einem feilen Muſi-

kanten ein Sohn der Götter, ein fühlender, hilfbereiter, ſympathiſcher Menſch, ein Muſiker zu werden!“

Meiſter Goldnagel flog aus der Thüre, die ſich praſſelnd hinter ihm ſchloß.

Die Witwe Aigner hatte ſich in dem beſcheidenen Kämmerchen, welches eine Freundin ihr eingeräumt hatte, eingerichtet, und ſaß, der Ereigniſſe des heutigen Tages in vielfacher Bewegung eingedenk, gegen Abend tiefſinnig in einer Fenſternische, um welche der ſcheidende Tag, gleichſam als Verkündiger baldiger Ruhe, einzelne matte Strahlen legte; da brachte man ihr einen Brief, der ſo eben abgegeben worden war.

Die Trauernde warf einen Blick auf die Schrift der Adreſſe, dann noch einen und einen innigeren dritten, preßte das Papier an ihre Lippen und erbrach nach einigem Zaudern das Siegel.

Folgendes war der Inhalt:

„Unvergeßliche Freundin!

Eine Stimme aus dem Grabe ſpricht zu dir; nicht aus dem Grabe des Fleiſches, wohl aber aus jenem unſerer erſten jugendlichen Liebe. Dein Wilhelm iſt dir nahe, Harmonica, er ſah dich, er ſprach mit dir, ſeine Hand berührte die deinige, und wenn der Ausdruck deiner Züge, der Ton deiner Stimme nicht trügt, ſo haſt du den Fliehenden, den dir Enteilenden erkannt. — Ob du ihn auch noch liebſt, Unvergeſſene! — Ich ſtelle dieſe Frage nicht an dich, um dich zu kränken oder dir Vorwürfe zu machen, daß du nicht gleich mir aushieltſt, trotz Sturm und Drang, in wandel-

loſer, aufopfernder, untergehender Treue; ich ehre die Pflichten, die eine Tochter dem Vater ſchuldig iſt, und lobe dich darum, daß du den Mißklang im Todeskampfe deines Erzeugers durch deine Selbſtaufopferung in Harmonien auflöſeſt; ich frage dich, weil dein unbewachtes Wort mich hoffen ließ, daß diejenige auch mir noch wohlwolle, der ich meine Liebe ſtets und unverändert bewahrt habe. Ja, Monica, du warſt meine erſte Liebe und biſt es noch, und wirſt es bleiben, ſo lange ich athme, und kein weiblicher Reiz wird je mein Herz berühren, das bis zu dieſer Stunde in dir ſein Einziges und Höchſtes geſehen hat! — Höre nun meine Geſchichte. Als ich nach jener bittern Trennungsſtunde von dir zu meinen Eltern heimkehrte, ward ich in das Geſchäft als Compagnon aufgenommen und auch bald von allen Seiten mit Heirathsanträgen bombardirt; aber ich wies ſie alle von mir, weil dein Bild mir als Harniſch diente, an welchem jeglicher Pfeil machtlos abprallte; ich ward als Hageſtolz verſchrieen, und — wer weiß, vielleicht auch wohl als Wüſtling, als überſättigter Taugenichts. Da ſtarb mein Vater, ich gab die Handlung auf, und ein Gedanke, der ſchon längſt in mir geſchlummert und welchen ich bisher nur im Stillen, ganz insgeheim, zu nähren gewagt hatte, trat nun als feſter Entſchluß, als kräftige That ins Leben. Ich lernte Muſik. „Nur einem Muſiker, ſo hatte dein Vater geſagt, ſolle ſein Kind angehören,“ und ich wollte dem alten Eigenſinne willfahren, und warf mich mit einem Heißhunger auf die Tonkunſt, welcher mich in unglaublicher Schnelligkeit die Propyläen über-

ſchreiten und in das Heiligthum der Kunſt die zaghaften Schritte ſetzen ließ. Dadurch entflammte ſich mein Eifer mehr und mehr; ich ſah das Ziel winken, an welchem der Siegeskranz aus deiner Hand mich erwartete. Plötzlich erfuhr ich, daß du — verheirathet ſeieſt, an meinen Nebenbuhler Aigner verheirathet, an ihn, welcher die Fackel geweſen war, um das Brandopfer unſerer Gelubde zu entzünden! Unmuth bewältigte mich, Hoffnungsloſigkeit trübte mir das Daſeyn; da gab mir die Kunſt, die himmelentſproſſene, die Balſamſpenderin, die Verſöhnerin, ſie gab mir Troſt und zog mich mit ſüßem Weinen, mit lindem Koſen an ihre Bruſt, von der ich mich nicht wieder loszureißen vermochte, denn die Muſik hat das Gottliche, daß ſie vom Gehöre zum Herzen den unmittelbarſten Weg geht, und ihre Accorde gleichſam zu Motiven ſittlicher Handlungen werden läßt! — Ich ward nun Kunſtler mit Leib und Seele, reiſte auf mein Inſtrument, machte Glück, und koſtete auch bald den Becher der Freude, meinen Namen vielgenannt, auch vielgeprieſen zu hören und zu leſen. — Seit mehreren Jahren ſchon ziehe ich in der Welt die Kreuz und Quere umher, immer mich nach dem Orte hinſehnend, welcher dich beſaß: aber ich wagte es nicht, in die Ruhe meines Geiſtes den Zunder des Wiederſehens zu werfen, und mied dieſe Stadt, in welche mich endlich geſtern ein unvermeidliches Geſchäft führte. Ich ſah dich wieder und aus der Aſche meines verglommenen Jugendfeuers ſtieg der Phönix einer höheren, geläuterten Liebe empor, die mich treibt, dir zu ſagen, daß du immer noch biſt,

was du mir vor ſieben Jahren warſt: mein Einziges und Alles, und daß ich nun erſt recht erkannt habe, nicht ohne dich leben zu können. Ich bitte dich alſo um dein Herz und deine Hand, und flehe dich an, mich nicht zurückzuweiſen.

Ewig dein Wilhelm."

Madame Aigner hatte den Brief unter ſtrömenden Thränen zu Ende geleſen, preßte ihn noch einmal an Herz und Mund, trocknete ſich die Augen, ſtützte den Kopf in die Hand, und verſank in tiefes Nachdenken. Man ſah es dem wechſelnden Ausdruck ihrer Züge, dem hochfliegenden Buſen und der Erregung ihres ganzen Weſens ohne Beſchwerde ab, daß ſie mit einem Entſchluſſe rang, welcher ihr drückend ward.

Wohl eine Stunde hatte dieſer inwendige Monolog, in welchem das Menſchenherz ſich mit ſeinen Leidenſchaften und mit ſeiner Erkenntniß der Tugend beſpricht, gedauert, da ſtand Harmonica raſch auf, holte Schreibmaterialien und entwarf nachſtehende Antwort:

„Mein trefflicher Freund!

Wie zartſinnig Sie auch allem für mich Verletzenden auszuweichen wiſſen, ſo beſitze ich doch genugſame Menſchen- und Weltkenntniß, um einzuſehen, daß Ihre Werbung Mitleid, nichts als Mitleid iſt; Mitleid mit der Elenden, welche einer trüben Zukunft entgegenſieht, und deren Zukunft Sie geborgen ſehen möchten. Die Zeiten ſind vorüber, wo eine erſte Liebe als Bündniß mit dem Himmel angeſehen wurde, als eine Engelsehe, die, rein wie die Cherube, auch die ewige Dauer des Sacramentes beſitzen ſollte. Der

Mann vollends, der geborne Egoiſt, die kaltherzige Verſtandesmaſchine, der groſse Gefühlslügner, hat keinen Sinn für das, was eine erſte Liebe im Buſen des Weibes ſtiftet und grundhältig wahrt; ihm iſt die Liebe das wechſelnde Accompagnement zum Lebensplan, während ſie bei der Frau als Grundthema durch alle Tonbildungen ihres Daſeyns hinzieht. Das Romantiſche iſt von der Erde verſchwunden; in der Muſik, dieſer romantiſcheſten aller Künſte, muſs es wohl auch auf das Unbewuſste, auf die Ahnungen in uns wirken; doch ins Leben läſst es ſich nicht gut übertragen; — wir haben unſern Jugendroman abgeſpielt; verſenken wir ſein Andenken in das Grab, welchem auch das trauliche „Du“ längſt verfallen iſt. Ihr Antrag, ich geſtehe es, hat mich ſehr erfreut, er hat mich glücklich gemacht und mit dem Leben ausgeſöhnt; aber ihn annehmen, das kann und darf ich nicht. Oder ſollte ich meine welke, von Kummer und Krankheit gebeugte Geſtalt in Ihr friſches Leben drängen? Darf ich Ihren aufſteigenden Stern mit dem Nebel meines Trübſinns umwölken? Darf ich Ihren gefeierten Namen an meinen unbekannten keiten, Ihren Siegeslauf hemmen, Sie aus dem Reiche des Ideals in die hausbackene Wirklichkeit herabreiſsen? Ich darf es nicht und will es nicht; doch ſoll mich dies nicht hindern, immer mit Segnungen an Sie zu denken, und Sie den Heiligen beizuzählen, welche der Himmel uns als Schützer auf unſere Lebenspfade mitgibt. Seien Sie übrigens meinetwegen unbeſorgt; ich habe Manches gelernt und geübt, arbeite gern und bin nicht ohne

Freunde, die mir Gelegenheit verſchaffen werden, meine wenigen Lebenstage durchfriſten zu können. Sollte ich übrigens jemals in die Lage kommen, Hilfe zu bedürfen, und ſie mir nicht durch eigene Kraft ausmitteln können, ſo rechnen Sie darauf, daß ich nicht erröthen werde, ſie von Ihnen, einzig von Ihnen zu erbitten.

Leben Sie wohl auf ewig!

Monica Aigner.“

Die Witwe überlas das Geſchriebene und ihre Zähren floſſen aufs Neue; doch ſie war mit ſich im Reinen und beſaß in dieſer Hinſicht den Charakter eines Mannes, der, was er will, beharrlich und mit Entſchiedenheit durchführt; ſie ſiegelte den Brief, adreſſirte ihn und beförderte ihn noch denſelben Abend an ſeine Adreſſe. Sie lehnte das Nachteſſen ab, und verſchloß ſich in ihrem Zimmer, angeblich, um auszuruhen; allein es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der Schlaf ſehr gutwillig oder liberal gegen ſie geweſen ſei.

Früh am Morgen kam ein abermaliges Schreiben Angeli's, welcher eigentlich Engel hieß, und ward auf der Stelle erwiedert. Der Inhalt war für Monica's Umgebung nicht herauszubringen; doch ließen die rothgeweinten Augen der Witwe vermuthen, daß er von ähnlicher herzergreifender Natur geweſen ſeyn dürfte. Nachmittag kam Wilhelm ſelbſt; allein die Freundin der Witwe bat ihn in deren Namen, ihrer zu ſchonen, indem ſie ſich nicht ſtark genug fühle, ihren Muth an der Verſuchung ſeines Anblickes zu erproben. Noch einmal wurden dann Briefe gewechſelt, und Tags darauf verlautete es mit großem Bedauern in der Stadt: der berühmte Virtuoſe Angeli ſei in der Stille abgereiſt,

ohne die hiesigen Musikfreunde durch sein Talent erfreut zu haben.

Harmonica hatte, nicht lange nachher, eine gerichtliche Zustellung erhalten, durch welche ihr bekannt gegeben wurde, daß Herr Angeli, der berühmte Künstler — gestorben sei und sie zur Universalerbin seines sehr namhaften Vermögens ernannt habe; die Urkunde behob allen Zweifel, und unsere Freundin sah sich daher plötzlich in einen Zustand von Wohlhabenheit versetzt, welcher sie unter andern Umständen auf den Gipfel ihrer Wünsche erhoben hätte. Aber in ihrem Innern hatte sich ein Wurm eingenistet, ein böser, nagender Wurm, nämlich der Vorwurf: ob ihre Zurückweisung nicht Wilhelms Tod veranlaßt oder doch befördert habe. Sie kämpfte lange mit sich, ob sie das Vermächtniß annehmen solle oder nicht; doch als sie erfuhr, daß der Verstorbene keine Verwandten hinterlassen habe, denen gegründete Ansprüche auf sein Besitzthum zukämen, leistete sie die Erbserklärung, und erhielt, nach den üblichen Formalitäten, die Ausantwortung des ihr so unerwartet zugefallenen Reichthums. Sogleich brachte sie ihre Geschäfte in Ordnung, kaufte sich ein kleines, eben zum Verkauf ausgebotenes Anwesen in der Nachbarschaft, und richtete sich daselbst einfach und behaglich ein, fest entschlossen, ihre künftigen Tage ausschließend einem gemeinnützigen Wirken und dem Andenken ihres edlen Freundes und Wohlthäters zu widmen. Sie betrachtete sich in dieser Hinsicht als bloße Vollstreckerin seines Testaments; und da sie aus eigener Erfahrung wußte, daß Wilhelms höchste Freude darin bestand, Gutes zu thun, wollte sie ihm nachahmen, und in seinem Namen Glück verbreiten, so viel in ihren Kräften stand.

Die Kunde der mit Madame Aigner eingetretenen Peripetie hatte sich mit der Schnelligkeit des Gedankens verbreitet und eine Heerschaar von Bewerbern machte sich daran, die Treue der Witwe zu erschüttern. Am versessensten zeigte sich der ehrsame Herr Stadtmusicus, Meister Goldnagel, welcher die reiche Erbin, auf die er schon früher sein Auge geworfen hatte, mit allen Künsten der Liebesstrategie bestürmte, und nicht nur im Feierkleide, die besteischten Schönheiten seines Leichnams präsentirend, mündlich mit honigträufelnden Lippen, und schriftlich mit duftenden, rosageränderten, devisengeschmückten Brieflein ihre Herzensfestung attakirte, sondern überdies die ausbündigste Sorgfalt darlegte, jede nur einigermaßen plausible Gelegenheit durch Missiven von Selams, durch Verslein und Serenaden zu verherrlichen. Leider entsprach der Erfolg den Wünschen des trefflichen Herrn Stadtmusicus nicht ganz und gar; sondern die Witwe that, als hörte sie nichts, als sähe sie nichts, als läge ihre Wohnung, welche doch nur einen Büchsenschuß vom Städtchen entfernt war, im Monde, zu dem keine Postverbindung und kein Briefbote gelangt. Doch einen rechten Mann und eingefleischten Musicanten, dem Geld und nur Geld am Herzen liegt, bringt solches Ignoriren mit nichten aus der Fassung; er marschirt seine Straße unbeirrt fort, er leiert sein Orgelum rührig darauf los, wenn ihm auch ein Stein im Wege läge oder aus dem Fenster an den Kopf geworfen würde, wenn er nur hoffen kann, sein Ziel zu erreichen; für etwas kleine Münze läßt sich ein Musikant nöthigenfalls einen Ohrenmörder oder Katzenjammer an den Hals werfen.

Herr Goldnagel hatte einen Hauptcoup, was man so sagt, eine Capitalmine **in petto**; dazu traf er alle Vorbereitungen sehr minutiös und schweigsam; sein selbstgefälliges Lächeln zeigte, daß er seiner Sache gewiß war. End-

lich ſollte die Mine platzen; und eines Tags, bei einbrechender Dämmerung, trat er ſeine Wanderung nach dem Landſitze Harmonica's an, wohin er ſchon früher eine geheimnißvolle Sendung hatte abgehen laſſen. „Es koſtet mich zwar viel Geld, **salva venia**: ein Heidengeld,“ ſchmunzelte er; „aber ſie iſt eine kleine liebe Schwärmerin, für welche man wohl ein Auge zudrücken und ein Übriges thun muß. Das Ding iſt fein eingefädelt und muß gelingen; ich müßte ſonſt das ſüße empfindſame Püppchen blutſchlecht kennen!“

Meiſter Goldnagel kam wohlbehalten an Ort und Stelle, ſchlich ſich in den Garten und in die Nähe von Madame's Lieblingsplätzchen, das er ſchlauer Weiſe ausgekundſchaftet hatte; ein ſchneller Blick überzeugte ihn, daß alle ſeine Verkehrungen beſorgt, und jeder Faden des holdſeligen Netzes gehörigermaßen ausgeſpannt ſei. Athemlos und mit pochendem Herzen ſtand er in ſeinem Lauſchwinkelchen, des Augenblicks harrend, wo ſie, die Angebetete, erſcheinen und ihm Anlaß geben würde, ſein Manöver zu beginnen. Endlich, endlich flatterte ein weißes Gewand im Abendhauche vom Hauſe her, es näherte ſich, — ſie war es; ſinnend ſchritt ſie die dunkelnden Alleen hinab, kam in die Laube, ſetzte ſich; ihr Schatten glitt über den Lauſcher hin; er glaubte von dieſer himmliſchen, ſympathetiſchen Berührung in den neunten Himmel entzückt zu werden; er meinte, ſie müßte die Pulsſchläge ſeines Herzens vernehmen, die wie Hammerdröhnen an einem Ambos in ihm arbeiteten. Endlich faßte er ſich, dachte an Monica's Geld, und ſogleich gewann wieder der Verſtand, der kalte, klügelnde, berechnende Verſtand, die Obergewalt in ihm, er griff nach ſeiner Geige.

Es wird dem hochpreislichen Leſer nicht unbekannt ſeyn, daß Kunſtpfuſcher, je ärger ſie in Stümperei befangen,

deſto verliebter in ihre Gaben ſind; und es iſt gewiß, daß Niemand eine größere Meinung von ſeinem Talente hat, als wer eben gar kein Talent beſitzt. So ging es auch unſerm koſtſpieligen Freunde Goldnagel, welcher ſich für einen Geiger erſter Größe, für wenigſtens einen Paganini hielt, und den Plan entworfen hatte, durch den Zauber ſeines Spieles Madame Aigner, wie einſt Orpheus die wilden Thiere, zu bezähmen, zu beſänftigen und zur Verſöhnlichkeit zu ſtimmen, deren Erguß ſodann durch allerlei äußerliche Zuthaten recht dramatiſch zum Durchbruche geführt und verherrlicht werden ſollte. Als er daher, wie eben gemeldet, nach ſeiner Violine langte, war das genau ſo viel, als wenn ein ſieggewohnter Feldherr ſeine Legionen entzügelt und ſie mit dem Befehle, einzuhauen, zum Siege ſchickt.

Jetzt erhob unſer Triumphator in spe den Bogen, jetzt ſchwenkte er ihn mit echt italieniſchem Brio, jetzt ließ er ihn mit überſchmelzender Begeiſterung auf die Saiten nieder, jetzt ſollte der holde Seufzer des erſten Accords ſehnſuchtig durch die Abendlüfte ſäuſeln und das „Werde“ in der Schwanenbrut der Auserkornen erklingen machen —

Entſetzen! man war ihm zuvorgekommen.

Ein Paar treffliche Geigen-Harpeggi zitterten aus dem Buſche auf der andern Seite des Plätzchens empor, und eine ſchöne Männerſtimme ſang folgende Strophen:

Ich geh' ſo einſam durch die Welt,
Mein Pfad iſt ſpärlich aufgehellt,
Und ſtöhne tief und ſeufze ſchwer:
Find' ich die Ruhe nimmermehr?

„Verfehlt!“ ſo klingt es durch die Nacht,
Und ſchlägt in's Herz mit Donnermacht,
Und treibt mich fort und immer fort
Wie einen Raub von Ort zu Ort.

War ich's, der ſeinen Bruder ſchlug,
Der Aexer in den Tempel trug,
Der umgeſtoßen den Altar,
Der, Liebe, dir gewidmet war?

Mein Herz war rein und blieb voll Treu',
Und hing an ihr voll Schwärmerei;
An ihr, an ihr, die bis zur Stund'
All meiner Hoffnung Ankergrund.

Sie ſtieß mein Lieben ſchroff zurück,
Sie tödtete mein Erdenglück,
Und meiner Werbung ſüßer Schall,
Er blieb, ach, ohne Widerhall.

D'rum geh' ich einſam durch die Welt,
Den Pfad nur ſpärlich aufgehellt,
Und ſtöhne tief und ſeufze ſchwer:
Die Ruhe find' ich nimmermehr!

Unmittelbar an die letzten Worte ſchloß ſich eine prächtige Cadenz, in welcher Nachtigallenklage mit ſchneidendem Wehrufe, und ſüßes Koſen mit entſagender Verzweiflung, meiſterhafte Bravour und bezaubernde Lieblichkeit zuſammenklangen; kein fühlendes Ohr konnte dieſes wundervolle Concert hören, ohne davon entzückt, begeiſtert, erſchüttert zu ſeyn; ſelbſt der böotiſche Stadtmuſicus ſpitzte ſeine Gehörsorgane, daß ihre Länglichkeit eine höchſt eminöſe Ausdehnung erhielt, und dachte gar nicht mehr daran, durch ſeine eigene Violine den Wettſtreit der Kunſt weiter auszuführen. Madame Aigner aber, Tochter eines Künſtlers, Witwe eines Künſtlers und ſelbſt im Heiligthume der Kunſt namhaft initiirt, hatte gleich bei den erſten Strichen der unſichtbaren Zaubergeige einen ſeltenen Meiſter erkannt; der Inhalt des Liedes erfüllte ſie mit Ahnungen, das Nachſpiel durchſchrillte ſie wie mit Schauern des Jen-

ſeits, und als der letzte Ton verklungen war, rief ſie mit ſchneidendem Accent:

„Wilhelm! Wilhelm! — es iſt ſein Geiſt, der mich liebend umgaukelt!“

Ehe noch Meiſter Goldnagel von ſeiner Überraſchung geneſen konnte, ſah er ſchon eine Mannsgeſtalt aus dem Buſche gegenüber in Monica's Arme ſtürzen, und hörte, wie der Fremde triumphirend jauchzte:

„Nun iſt ſie mein! nun laß ich dich nimmer wieder!“

In dieſem Augenblicke blitzte es in den Alleen und Geſträuchen raſſelnd und Funken ſprühend auf, gegenüber der Laube erſchien ein Transparent in reinrothem Feuer, den Namen „Harmonica“ in Brillantſchrift unter ſinnigen Emblemen zeigend, und aus einem Boskette trat ein weißgekleidetes niedliches Mädchen, und reichte der ſtaunenden Witwe eine Myrthenkrone mit den Worten:

„Der Liebenden und Beglückenden!“

„Es iſt zu viel, der Traum iſt allzu ſchön!“ weinte Harmonica, und barg ihr Geſicht, auf deſſen bethränten Zügen der erſte Mondſtrahl zitterte, an Wilhelms Bruſt.

„Verzeih mir die Täuſchung,“ bat dieſer, „ich wußte kein anderes Mittel, um deinen Starrſinn zu brechen, du böſe, böſe Monica!“

„Das Lied hätte genügt,“ ſchluchzte die Glückliche, „wozu noch all dieſen Flitter?“

„Das iſt,“ fiel Herr Goldnagel ein, indem er ſeine Geiſtesgegenwart becomplimentirend, hervortrat, und ſich zu erkennen gab, „das iſt eine Überraſchung von mir ex parte; ich hatte erfahren, was hier vorbereitet werde, und wollte daher auf überzeugende Weiſe darthun, wie uneigennützig und wahrhaftig die Anhänglichkeit auch eines Muſikanten ſeyn könne!“

„Vielen Dank, Herr College!“ lachte Wilhelm, indem er ſeine Braut umſchlang, „ich mache Ihnen hiermit eine feierliche Ehrenerklärung und wünſche Ihnen die vollkommenſte Beharrlichkeit in Ihrem neu angezogenen Menſchen. Nur auf ſolchem Wege kann man ein Künſtler werden, wie es für unſere Kunſt insbeſondere ſchon in dem lateiniſchen Namen ihrer Bekenner liegt. — **Virtuos** heißt ja: tugendhaft. Glauben Sie mir, alle Bildung und Kunſt muß im Herzen wurzeln; Tugend adelt zwar Jeden, weß Standes er ſei; allein vom Künſtler hat man das Recht, ſie zu verlangen, weil er durch eine Gabe der edleren Geiſter ausgezeichnet iſt, deren Reinheit und Erhabenheit nachzuahmen und zu erreichen er bemüht ſeyn muß. Ein eigenſüchtiger, filziger, herzloſer Muſiker, und hätte er auch den Gipfelpunct der techniſchen Vollendung erſtiegen, bleibt in ſeinem Innern doch immer nur ein Muſikant. Die Muſik des Himmels muß in uns zu Hauſe ſeyn, und dieſe Muſik heißt: Wahrheit und Sitte!“

Jubal.

Gedicht

von

Heinrich Ritter von Levitschnigg.

1.

Hoch in die Lüfte ſteigt der Thurm zu Babel,
Als ſei ein Schiff das Thal von Schinear,
Das ſich mit einer ſteingehau'nen Kabel
Am Himmel hält in nächt'ger Sturmgefahr.
Die Wolken ſchwanken wie des Meeres Brandung,
Doch wies der Leuchtthurm Mond den Weg zur Landung
Dem Rieſenkiel, der nun vor Anker liegt.
In Oüen ragt ſein Maſt, ein Bergesgipfel,
Um deſſen Spieren — grüne Palmenwipfel —
Die gelbe Flagge Wetterleuchten fliegt.

2.

Was wollt ihr, Hirten, mit dem Quaderbaue?
Zum Himmel ſchlagen einen Rieſenſteg?
Zwar zieht ein Weg ſich durch ſein Meer, das blaue,
Milchſtraße hieß der Grieche dieſen Weg;
Doch fruchtlos thürmt ihr künſtlich Alpenfirnen,
Den Straßenzug, beſchottert mit Geſtirnen,
Beſchreitet nie ein ird'ſcher Wandersmann.
Der Ew'ge nur wird dieſe Straße wallen,
Wenn gräberſprengend die Poſaunen ſchallen,
Das nierenprüfende Gericht begann.

3.

Die Rieſin Zeit zertritt die blauen Berge
Trotz ihrem Stolz auf Sonnennachbarſchaft,
Wie deine Thürme, dieſe Felſenzwerge,
D'rum trau' nicht länger deiner Händekraft;
Nein, wie der Falke ſich, wie Dichter ſagen,
In ſeine Blicke ſtürzt, und ſturmgetragen —
Ein Blitz — auf ſeine Beute niederſchlägt:
So wirf dich, Menſch, wenn Thurm und Alpe ſanken,
In deinen Falkenblick, in den Gedanken —
Das iſt der Flügel, der zum Himmel trägt.

4.

Tief d'runten wogt das Lager der Nomaden,
Ameiſenhaft — wie eine Puppenwelt.
Doch plötzlich ſchwebt mit buntem Mohn beladen
Ein Engel unſichtbar von Zelt zu Zelt,
Und ſchleudert eine Hand voll duft'ger Roſen
In's trübe Angeſicht den Schlummerloſen.
Da wird es nächtlichſtill im Lagerraum,
Und um den Pfuhl, d'rauf ſtille Menſchen liegen,
Die müde Stirn in Pantherfelle ſchmiegen,
Weht geiſterhaft der Seelenduft: der Traum.

5.

Der Nachtwind flüſtert leiſ' im grünen Walde
Am ſteilen Arat, die Königsceder rauſcht,
Und Blumen nicken träum'riſch auf der Haide —
Ein Kinderſchwarm, der weltvergeſſend lauſcht
Den ſüßen Märchen aus des Vaters Munde.
Phalänen halten luſtern Blumenrunde —
O jagt ſie fort, dies Bettelvolk der Luft!
Sind Nachbarskinder, ungezog'ne Rangen,
Und kamen nur aus diebiſchem Verlangen
Nach euerm lieben Spielzeug: Schmelz und Duft.

6.

Vom Roſenbaum tönt Nachtigallenklage —
Vielleicht, daß ſich der Baum, der klanglos blieb,
Und Duft dafür erhielt am Schöpfungstage,
Den Dragoman für ſein Geheul verſchrieb.
Dann rauſchen durch die ſchallbewegten Lüfte
In Wort und Klang gebrachte Reſeduite;
Dann brecht den Stab nicht über mich entzwei,
Wenn ich die Mythe gern in Umlauf brächte,
Daß jene Sängerin der Mitternächte
Die waldverirrte Reſenecke ſei.

7.

Stimmt niemand bei? So geh' ich raſch dem Winde
Als Boten dieſe neue Sage mit,
Und ſeht, im Schatten jener Tamarinde
Die Jungfrau wird mein erſter Neophit.
Sie blickt ſo ſeufzend auf die Roſen nieder,
Sie lauſcht ſo achtſam auf die weichen Lieder
Wie Einer, welcher Text und Sang vergleicht.
Ihr Blick wird feucht — wohl möglich, daß die Kunde,
Auch ſie ſei Roſen anverwandt, zur Stunde
Gleich einem Traum durch ihre Seele ſtreicht.

8.

Iſt doch das Weib die immergrüne Reſe,
Die Gott ins winterliche Leben warf,
Zum Pfande, daß der Mann, der glaubensloſe,
Auf einen Lenz im Jenſeits hoffen darf.
Nur ſchade, daß der Menſch die Lenzprophéten,
Die offenbarend ihm entgegentreten,
So oft wie Sklaven ſtürzt in Leid und Schmach —
Daß er das Duftgeheimniß zu entdecken,
Die zarte Roſe bricht, und dann mit Schrecken
Erkennt und weint, daß er ein Herz zerbrach.

9.

Vielleicht daß ſolche Ahnung dich entſetzte,
Roſma, ſchönſtes Kind von Schinear,
Daß, was als Thräne deine Wimpern netzte,
Der Perlenſpiegel deiner Zukunft war!
Sah ich doch oft, wenn auch die Lippen ſchwiegen,
Auf einer Thräne die Geſchichte liegen
Von einem Leben bitter wie das Meer!
Doch deines, Weib, ſoll einem Maitag gleichen,
Wird deine Schönheit nimmer doch erreichen
Der wärmſte Lenz mit ſeinem Blumenheer.

10.

Die Lippen roth wie Blut aus einer Wunde,
Die Märtyrern das Himmelreich erwirbt —
Die Augen ſchwarz und glühend wie die Stunde,
In welcher eines Herzens Unſchuld ſtirbt —
Und dennoch ſenkt dies Auge ſeine Lider
In holder Scham, als ſei ihm ſelbſtzuwider
Die Wiſſenſchaft, daß es ſo glühend blickt —
Die Haare weich, doch ſchwarz wie Waiſenkummer
Und dicht und lang wie Nächte ohne Schlummer,
Wenn uns der Gram ſtatt Träume Thränen ſchickt —

11.

Die Züge fromm und gläubig wie Gebete,
Die eine Mutter für ihr Kindlein ſpricht —
Die Wangen blaß gleich einem Roſenbeete
Um Mitternacht beſtrahlt vom Mondenlicht.
Doch nein, die weiße Roſe darf nicht wagen,
Die Schweſterſchaft den Wangen anzutragen.
Im Blumenreiche, glaub' ich, herrſcht der Ruf,
Daß die Natur, als dieſes Weib geboren,
Zum Theil von Neid, zum Theil von Scham beſchworen,
Nach ſeinem Bild die erſte Lilie ſchuf.

12.

O hüte, Lilienſchweſter, dich vor Schlangen,
Und laß das Lächeln, das mir Kunde gibt,
Wie lange ſchon dein junges Herz empfangen
Die alte, ſüße Kunde, wie man liebt.
War jener Jüngling mit dem Rabenhaare,
Den ich am grünen Waldesſaum gewahre,
Dein Lehrer in der Liebeswiſſenſchaft?
Ein junger Mann mit einem Sammtgeſichte,
Mit Augen träum'riſch, gleich dem Mondenlichte,
Doch ſchlank und kräftig wie ein Gertenſchaft.

13.

Er ſtürzt entzückt zu deinen Füßen nieder
Und reicht dir ſtumm einen Epheukranz,
Die Stimme klingt ſo ſüß wie Liebeslieder
Durch eine Nacht voll Duft und Sternenglanz:
„Nelma, nimm des Lieblings ſchlichte Gabe,
„Die Treue, die ihm blieb als letzte Habe,
„Seit er beſiegt zu deinen Füßen lag."
Die Jungfrau blickt auf ihn herab verſtohlen —
Ihr Blick iſt zärtlich wie ein Geiſterbeten
Am letzten Abend vor dem Hochzeitstag.

14.

Und wie Magnete Stahl und Eiſen ziehen,
Zieht dieſer Blick den Liebenden empor;
Doch nicht wie gleiche Pole, die ſich fliehen.
Sturzt Herz an Herz — da taucht ein Thränenflor
Das Auge mir, und tief in meinem Innern
Erwacht Scheintodten gleich ein Schmerzerinnern
An jenes Weib, das treulos mich verließ,
Und wieder wollen mich zum Himmel tragen
Zwei blaue Augen, die in blauern Tagen
Mein zärtlich Herz Geiſtesmagnete hieß!

15.

Still, Dichter, still! Beginne deine Fabel,
Sonst endet nimmer deine Sängerfahrt;
Die Sprachverwirrung bei dem Thurm zu Babel,
Ist Ordnung gegen deine Dichtungsart.
Mit kurzen Worten gib dem Leser Kunde,
Daß jene Schönheit mit dem Nelkenmunde
Des alten Königs Lamech Nichte sei,
Daß Jubal, dieses Fürsten jüngster Sprosse,
Von Jugend auf Noëma's Spielgenosse,
Ihr Herz — doch horch! was soll der Racheschrei?

16.

Zwei finst're Männer stürzen aus dem Walde,
Die Keule schwingend in der starken Faust.
Noëma sinkt bewußtlos auf die Halde,
Wie Tannen brechen, wenn der Nordwind braust.
Bedünkt mich doch, gefällt vom Flammenstreiche
Des ersten Sommerwetters, sank als Leiche
Der schöne Lenz ins nasse Blumenbeet.
Wie treue Kinder steh'n die jungen Rosen
Um ihren Herrn, den bleichen, regungslosen,
Und sprechen still für ihn ein Duftgebet.

17.

„Was wollt ihr, Brüder!“ ruft der Jüngling schmollend? —
„Dein Leben, Bube und Noëma's Herz,“
Entgegnen ihm die finstern Brüder grollend! —
D'rauf Jubal höhnisch frägt: „Ernst oder Scherz?“ —
„Ernst, blut'ger Ernst!“ — „Dann sollt ihr schwer erproben,
„Wie oft die Keule meine Hand gehoben;
„Sie ist kein Halm, den jedes Lüftchen knickt!
„Dann jammert nicht, wenn Jubal löwenmuthig
„Die Braut beschirmt, und freche Räuber blutig,
„Zerschellten Haupt's zurück nach Babel schickt!“ —

18.

Der Kampf beginnt, die Keulenſtreiche fallen
So ſchnell, wie noch kein Blitz vom Himmel ſauſt;
Doch laut, wie Donner durch Gebirge hallen,
Hemmt jetzt ein Ruf den blut'gen Kampfzank.
Ein hoher Greis tritt zürnend zu den Ringern,
Den plötzlich feingewerd'nen Keulenſchwingern,
Und ſpricht halb verwundert, halb angehört:
„Soll kinderlos der greiſe Lamech ſterben,
Ein Fremder Babel's Königskrone erben?
Hat Satan euer wildes Herz bethört?“

19.

Die Brüder ſenken ihre Keulen ſchweigend,
Doch zornesroth ſteht Jubal's Angeſicht,
Und ſchmerzlich ſich zur blaſſen Schönheit neigend
Beginnt er: „Greiſer Vater, zürne nicht!
Die Thränen auf Neëma's blaſſen Wangen
Bewegten dir, daß ich zwar zornbefangen,
Doch grundlos nicht zum Kampfkampfe zog.“ —
Er bückt ſich nochmals zur Geliebten nieder;
Sie hebt ſich mühſam — ſinkt, erhebt ſich wieder
Wie eine Palme, die ein Windſtoß bog.

20.

In bittern Thränen ſtürzt die Karbenleſe
Dem Greis aus Herz, der zärtlich ſie umſchlingt,
Wie ſich um einen Pfahl die müde Roſe
Nach einem warmen Regenguſſe ringt.
Ein dumpfer Seufzer — eines Herzens Klage
An ſeines letzten Glückes Sarkophage —
Erbricht von der Neue glutverwandtem Schmerz.
Die Brüder ſenken ihren Blick verlegen,
Da wirft die Liebe den Empfindungsregen
In dieſen Blick — ſie weinen Herz an Herz!

21.

Der alte Fürſt, daß er die Rührung berge,
Die reich mit Perlen ſeine Wimpern ſchmückt,
Spricht ſtreng und ernſt: „Schon ragt gleich einem Berge
Der Thurm von Babylon, der Blitzſtrahl zückt
Um ſeine Zinnen wie um Alpenfirnen;
Drum glättet, wilde Söhne, eure Stirnen —
In kurzen Monden lebt der Jahrestag,
An dem ich dieſes Rieſenwerk gegründet,
Den Quaderſtrom, der in den Himmel mündet,
Auf daß kein Gott mein Volk zerſtreuen mag!

22.

„Ihr wißt, daß mir das Volk nach alter Sitte
An dieſem ſtolzen Tag Geſchenke bringt.
Bis dahin ſchweige ſüße Liebesbitte,
Die ſehnſuchtswarm von euren Lippen klingt.
An dieſem Tage ſoll mein Volk entſcheiden,
Wer dieſe Schönheit trauernd hat zu meiden,
Wer ſie umfangen darf am Opferſtein.
Denn wer von euch mir bringt die reichſte Habe,
Der ſoll — ich ſchwör's bei meines Vaters Grabe! —
Ihr Gatte, fürderhin mein Erbe ſein!“ —

23.

Drauf eilt er raſch von hinnen, ihm zur Seite
Neema, von der Brüder Blick bewacht.
Die Ärmſte wagt bei dieſem Zwangsgeleite
Kaum leiſ' zu ſtammeln „Judal, gute Nacht!“ —
O ſtehe nicht ſo raſch, ſo hart, ſo ſchweigſam!
Dein Judal bebt, du aber bleibſt unbeugſam,
Und eilſt von dannen ſpurlos wie ein Traum —
Doch nein, der Wind weiß milder zu verfahren;
Er raubt ein Blatt vom Kranz in deinen Haaren,
Und taucht es neckend in den Wogenſchaum.

24.

Der Jüngling ſtürzt ſich haſtig in die Wogen,
  Und faßt das naſſe Blatt mit raſcher Hand,
Und jauchzt, und denkt von ſüßem Wahn betrogen,
  Daß er den Himmel mit dem Blatte fand.
Unſel'ger Thor! — Verſtumme, harter Dichter,
Denn nur das Mitleid iſt befugt zum Richter
  Der Thorheit, die ein Menſch aus Liebe treibt.
Es weiß, wenn ſonſt kein Grund zur Nachſicht bliebe,
Wie oft auf ſolch ein naſſes Blatt die Liebe
  Das ganze Leben eines Herzens ſchreib!

25.

Der Tag beginnt, die Morgennebel weichen,
  Und freundlich ſchaut herab aufs grüne Land
Die Sonne — einem Auge zu vergleichen,
  In welchem niemals eine Thräne ſtand.
Die Blumen duften würzig auf der Halde,
Die Vögel ſingen lufterauſcht im Walde,
  Als hielten ſie der Andacht frommen Chor.
Als Herold ſteigt ein Adler in die Luft,
Und trägt als Dankgebet die Blumenduft,
  Die Himmelsluder an des Himmels Ohr.

26.

Der Roſe naht die Schmetterlingsgeſandtſchaft,
  Und drängt den Thau aus ihrem zarten Schooß,
Obgleich er ſich beruft auf Blutverwandtſchaft
  Mit Thränen, die ein Blick aus Luft vergoß.
Gleicht doch der Abendthau dem Thränenſchimmer
Im trüben Auge deſſen, der für immer
  Vom Glück gebrech'nen Herzens Abſchied nahm.
Gleicht doch der Morgenthau den Freudenthränen,
Die wir ſo gern vergießen, wenn wir wähnen,
  Daß uns ein Sabbattag des Glückes kam.

27.

Zum Weſte ward der Sturmwind — ein Helote,
Nach langem Kampf geknechtet und gebeugt,
Durchfliegt er willig als der Sonne Bote
Den Wald, die Flur, bis er ſich überzeugt,
Der Wunſch der Tagesfürſtin ſei vollzogen,
Kein Halm um ſeinen Antheil Licht betrogen:
Dann legt er ſich ans Meer hin, und entſchläft,
Daß man nicht weiß, hat ihn die See verſchlungen,
Hat er ſich Schmugglern für die Nacht verdungen,
Und ſammelt Kraft für's fähr'liche Geſchäft.

28.

Raubluſtig, wie ein brauner Stamm Beduinen
Die Karavanen zum Tribute zwingt,
Umkreiſt die Blumenflur ein Heer von Bienen,
Sie ſtürmen durch die Beete leicht beſchwingt,
Durchſüdern ſchonungslos die Blumendolde,
Und reichbeladen mit dem duft'gen Solde
Kehrt dann zu ſeinen Zellen heim der Schwarm.
Was bleibt euch Räubern von dem Honigherde?
Im Herbſt zerbricht die wachsgeleimte Pforte
Ein übermächt'ger Feind — der Menſchenarm.

29.

Und ach! der Menſch hat furchtbar ſich bewieſen.
Beſchaut dies Feld zertreten über Nacht,
Als hätten d'rauf der Mythe blut'ge Rieſen
Auf's Neue ſich geſchaart zur Himmelsſchlacht.
Er wußte nichts von Schmugglern, Karavanen,
Die furchtſam ſich durch's Sandmeer Pfade bahnen,
Und dennoch gleicht dies Kornfeld einer Gruft,
Drin Ceres ſchlummert auf den Tod verwundet;
Vielleicht, daß ſie im nächſten Lenz geſundet,
Wenn ſie ſein Balſam weckt — ſein Auferſteh'n.

30.

Ein Heer von Gaſſern drängte ſich im Felde,
Beſchaut den Thurm, der ſich in Lüften wiegt,
Daß er, ein Steinpanier, dem Wand'rer melde,
Wo ſeine bergverdeckte Heimat liegt.
Soll heute doch das Jahresfeſt beginnen,
Daß man den Grundſtein legte zu den Zinnen,
Um welche jetzt des Adlers Fittig rauſcht.
Schon naht ein Zug gewalt'ger Keulenträger;
Sie preiſen laut den kühnen Stand der Jäger —
Wie ſehen die Hirtenſchaar den Prahlern lauſcht.

31.

Der lauten Jugend folgen ſtille Greiſe,
Die Haare weiß, das Antlitz abgehärmt,
Als hätten ſie auf weiter Lebensreiſe
Schon halb vergeſſen, wie man jauchzt und lärmt.
Doch nein, ein frohes Lächeln gibt mir Kunde,
Daß längſt verrauſchte Luſt in dieſer Stunde
Beſitz von ihren weiſen Herzen nahm. —
Ein Greiſenlächeln iſt ein Wetterleuchten,
Nach welchem ſich die alten Augen feuchten,
Weil ſie der Thau: Erinn'rung überkam.

32.

Der König ſchreitet freundlich durch die Reihen,
Und wie die Sonne lacht ſein Angeſicht.
Sorgt doch ein Fürſt für ſeines Volk's Gedeihen
Wie für die Flur die Fruchtbringamme: Licht.
Drum freut auch Lamech ſich in tiefſter Seele
An ſeinem Volke, das aus voller Kehle
Die Huld des hochberuhmten Fürſten preiſt.
Nur ſeine Söhne blieben grambefangen;
Man ſieht es klar an ihren rothen Wangen,
Ihr heißes Blut war ſtärker als der Geiſt.

33.

Nekma eilt herbei mit ihren Schweſtern, —
Ein ſtolzes Lächeln fliegt durch ihr Geſicht.
Hielt doch die Schweſterſchaft der Blumen geſtern
Nach altem Brauche Schönheitsſchiedsgericht.
Zur Königin erwählt beim Erntefeſte
Führt jetzt die Jungfrau aus der Rieſenveſte
Zu Lamech's Thron die ſchlanke Mägdeſchaar;
Doch nicht als Feindin naht die Amazone,
Sie bietet keine Fehde ſeiner Krone,
Sie reicht ihm einen Kranz von Ähren dar.

34.

Es gab im Leben einen ſtarken König,
Der cäſarmutbig bis zum Pole drang,
Und tauſend Lieder trieben wundertönig
Den Rieſengeiſt, der eine Welt bezwang.
Der ſtarke Held warf nach dem Todestage
Die grünſten Lorbeern in des Richters Wage —
Da kam herbei ein kaiſerlicher Greis,
Und warf ſtilllächelnd in die and're Schale
Zwei Ähren aus der Heimat grünem Thale,
Und bis zum Himmel flog — das Lorbeerreis!

35.

D'rum klangen mir die tauſend Jubellaute,
Nekma's Strohkranz preiſend, faſt wie Hohn;
Denn als ein ſteinern Fragezeichen ſchaute
In's Thal herab der Thurm von Babylon —
Der Rieſenthurm aus hunderttauſend Quadern,
Gewörfelt mit dem Kitt aus — Menſchenadern!
Was aber frägt der ſtolze Fürſt darnach,
Was kümmern ihn die nackten Thalgefilde?
Zu ſeinen Füßen kniet die Künſtlergilde,
Und lauſcht dem Lobe, das er huldreich ſprach.

36.

Noch prüft der Gaben Werth die Schaar der Greise,
Da tritt der ſtarke Tubalkain vor.
Des Königſohnes Thaten kannen leise
Die kampfversuchten Jäger ſich in's Ohr.
Die beſte Kunde gibt das Fell des Tigers,
Das als ein Mantel ſchmückt den Leib des Siegers,
Der ſonſt die Donnerkeule trug,
Und nun des Blitzes Bruder — einen Degen
Von ihm erfunden, mit der Sehne bezogen,
Dem Volke weiß — den Pfeil bereit zum Flug.

37.

Noch blickt der Fürſt mit ungewißen Mienen
Wie Einer, deſſen Herz der Zweifel quält,
Ob ihm das Glück im Traumgeſicht erſchienen,
Ob er es wachend in den Händen hält.
Da tönt es „Flucht!“ heraus vom Sitzmeſſer
Mit ſolcher Angſt und Kraft, als ob der Rufer
Des jüngſten Tages Schreckensherold ſei;
Der Pöbel flieht hinweg auf allen Straßen,
Man hört's an ſeinen Mienen, ſeinen blaßen,
Wie viele Memmen zeugt ein Schreckensſchrei.

38.

Wenn Rehe friedlich ruh'n im Waldesſchatten,
Durch welchen nie der Strahl der Sonne dringt,
Sie flieh'n nicht raſcher von den grünen Matten,
Wenn unverwarnt der Jägerruf erklingt,
Als jetzt das feige Volk, von Angſt befallen,
Von hinnen eilt. Doch keiner weiß von Allen,
Was ihn bewogen hat zur raſchen Flucht.
Selbſt Jäger zittern gleich dem ſchwanken Schilfe:
Denn immer lauter ſchallt der Ausruf: Hilfe!
Die Warnung: Flieht! herüber von der Flucht.

39.

Ein Löwe wäſcht im Strome ſeine Mähne,
Dringt ſchwimmend, ſchäumend durch den Wogenſturz,
Eilt raſch ans Land, wetzt ſeine ſcharfen Zähne —
Hier liegt ein Mantel — dort ein Weiberſchurz —
Hier eine Keule — dort ein Kranz von Roſen.
Sturmhaftig ſucht die Schaar der Waffenloſen,
Die Jäger ſelbſt vergaßen Stand und Muth;
Nur Tubalkain ſchwingt beherzt den Bogen —
Der Löwe raſt — da kommt ein Pfeil geflogen,
Und ſtürzt den Scheckh des Waldes in ſein Blut.

40.

Die Menge jauchzt, der König blickt zufrieden
Auf ſeinen Sohn, ſpricht dann zur Jägerſchaar:
„Ihr Memmen, welche mein Gebet beſchieden,
Mein freies Volk zu ſchirmen vor Gefahr,
Doch nicht um knabiſch, weiberfeig zu zagen,
Ihr ſeid nicht werth der Keule Wucht zu tragen,
Ein Eiſenzweig ſoll eure Waffe ſein!
Du aber, kühner Sproſſe meiner Lenden,
Empfängſt, ſobald die Erntefpiele enden,
Den Lohn für deine That am Opferſtein.“

41.

Da naht der zweite Sohn, der ſchlanke Jabel;
Ein Hengſt folgt wiehernd ſeiner harfend Hand —
Schwarz wie die Stunde war, in welcher Abel
Durch Bruderhand ein bitt'res Ende fand.
Sein Schaum bedeckt den ſchlichtgedrehten Zügel,
Die Hufe ſcharren wild im Blumenhügel,
Als ſtampf' es Roſen aus der Erde Schooß.
Der Jüngling ſchwingt ſich auf — die Waſſer zagen —
Denn ſchnell, als ſei der Huf mit Licht beſchlagen,
Braust blitzesſegend fort das ſchwarze Roß.

42.

Das wilde Roß gezähmt?? — Die Männer ſtaunen.
Die Weiber blicken etwas lüſtern d'rein,
Und was ſie ſchämig in das Ohr ſich raunen,
Mag wohl kein Greis auf ſeine Schenkel ſein.
Rom a's Herz allein ſcheint bang zu ſchlagen —
So ängſtlich kann nur eine Seele zagen,
Die für beſiegelt hält ihr Schmerzgeſchick, —
Und dennoch will ſie Hannibal's Blick nicht meiden.
Wie alte Freunde, die für ewig ſcheiden,
Mit ſtummer Liebe trauert Blick in Blick.

43.

Da hinkt ein Greis herbei am Krückenſtabe,
Und ſpricht zu Hannibal leis: „Der Sieg bleibt dein.“
Die Stimme dürfte kommen aus dem Grabe,
Sie könnte kaum ſo hohl, ſo ſchaurig ſeyn.
Und weiter wankt der räthſelhafte Alte.
Auf ſeiner Stirn die gramgezeich'ne Falte
Verräth, daß er als Trauerbote naht.
Der König mißt ihn ſtaunend und betreten —
Er aber ſtrafend blickend wie Propheten
Beginnt: „Nur Ernte, Hannibal, reift die Saat.“

44.

„Du haſt ſie ſchlau mit Schweiß und Blut begoſſen,
Dies Völkermark verſchlemmt im Quadernbruch.
Hoch iſt die Saat der Hoffahrt aufgeſchoſſen,
Und bebend naht der Schnitter: Gottes Fluch.
Dein Hochmuth wollte ſich zu ihm erheben;
Er läßt die Felſenmutter Erde beben,
Die Kinder fordernd, die du ihr geraubt —
Da ſtürzt dein Babel, eine Felſenernte —
Wohl dem, der ſich zur rechten Zeit entfernte —
In einer Nacht zerſchmetternd auf dein Haupt!

45.

D'rum, stolzes Herz, laß ab von deinem Wahne,
Daß dieser Thurm, gebaut von Menschenhand,
Zum ew'gen Himmel Pfad und Steg dir bahne —
Du bautest in die Luft — doch nur auf Sand!
Laß', Herr, dein Volk die weißen Herden weiden,
Das Feld bebauen, in die Fremde scheiden,
Das Erdenrund bevölkern! Geh in dich,
Auf daß kein Sturm die Hirtenschaar, die treue,
Durch alles Land als Völkersamen streue:
So spricht zu dir der Herr der Welt durch mich!" — —

46.

Der König greift nach Tubalkain's Bogen,
Die Jäger stürzen schergenmuthig vor;
Der Greis wird unter Flüchen fortgezogen —
Ein Donnerschlag — der Alte fliegt empor
Auf gold'nen Flügeln, glanzumstrahlt, ein Engel,
In Händen schwingend einen Palmenstengel.
Er bricht ihn rasch entzwei, und flüstert bang:
Vorüber sind des Friedens stille Tage,
Der Krieg begann mit jenem Donnerschlage,
Und mit dem Krieg der Völkerwandergang."

47.

Das Volk erbebt, selbst Lamech's Söhne zagen,
Der Fürst blickt höhnisch auf den Memmenkreis,
Wie eine Ceder in Gewittertagen
Verächtlich mißt ein schwankes Espenreis.
Dann spricht er kalt: „Die Sonne senkt sich mälig,
Die Greise aber sind noch immer wählig,
Denn seltne Gaben wurden mir gebracht.
So laßt die Nacht in süßer Rast verrinnen;
Doch morgen soll ein neues Fest beginnen.
Sei unbesorgt, mein Volk! dein König wacht!" — —

48.

Die Nacht iſt rabenſchwarz, kein Sternlein flimmert,
Da ſchwebt ein Engel raſch von Zelt zu Zelt,
Ein Knäblein liegt an ſeiner Bruſt, und wimmert
Gleich einem Säugling, dem's an Nahrung fehlt.
Der Engel trägt viel hundert gold'ne Schalen
An dünnen Fäden, die wie Silber ſtrahlen —
Die Schalen ſind mit Muttermilch gefüllt;
Mohnblumen ringeln ſich um jeden Faden,
Auf daß ein tiefer Schlummer die Nomaden
In ſeinen traumgewob'nen Schleier hüllt.

49.

An jedem Pfühle tritt der Schalenſchwinger,
An jedem Pfühle taucht das Knäblein ſtill
In eine and're Schale ſeinen Finger —
Wohl möglich, daß der Durſt'ge ſaugen will,
Doch nein, er netzt der Schläfer trock'ne Zungen,
Die Milchgetränkten ſtudern liebdurchdrungen
Ein Schmeichelwort, das mir das Herz durchdringt.
Bei jedem Worte will's mich überkommen,
Aus einer andern Sprache ſei's entnommen,
Obgleich es immer nur wie „Mutter" klingt.

50.

Wir ſtammeln ja geſchaukelt in den Wiegen
Zuerſt das ſüße Wort „Liebmütterlein,"
Und ſaugen aus der Bruſt, an der wir liegen,
Mit ihrer Milch die Mutterſprache ein.
Drum bleibt ſie ewig unſ're reichſte Habe,
Und ruht die Mutter längſt im ſtillen Grabe,
Und trifft ein Landsmann uns, der ſie verflucht
Und ſpricht, in fremdem Land, ſo funden Thränen,
Wie wir die Mutter anerſtanden wähnen,
Auf daß ihr Kind nicht Liebe betteln geht.

51.

Der Engel ſchwingt ſich trauernd in die Lüfte,
„Dein Wille, ſpricht er, Ew'ger, iſt vollbracht!
„Der Frühling bringt ſo viel verſchied'ne Düfte,
„Verſchied'ne Farben nicht, als dieſe Nacht
„An fremden Worten auf die Lippen drückte.
„Nomaden, auf! Schlaftrunkne! Traumentrückte!
„Beginnen will der Sprachverwirrung Tag —
„Noch einmal herzt euch, denn von dieſer Stunde
„Spricht unverſtändlich euer Mund dem Munde,
„Der nicht am ſelben Mutterbuſen lag!“ — —

52.

Der Tag beginnt. Verſtörte Menſchen ſchreiten
Mit ſinnern Blicken gegen Babylon;
Ein gleicher Schmerz ſcheint ihren Schritt zu leiten,
Ein ſtummer Kummer reibt ſie um den Thron.
Dort wollen ſie das trübe Schweigen brechen;
Doch ach! die Kinder jedes Stammes ſprechen
Für alle fremden Stämme räthſelhaft.
Da ſchleicht die Zwietracht unter Babel's Söhne,
Denn jeder glaubt, daß ihn ſein Nachbar höhne —
Man greift zur Keule, ſchwingt den Gerſchaft.

53.

Der König eilt herbei gebrech'nen Muthes,
Spricht ſanft — befiehlt — das Volk verſteht ihn nicht.
Schon färben Lanzen fremden, eig'nen Blutes
Der Sprachverwirrten Bruſt und Angeſicht.
Die Fürſtenſöhne ſtürzen in's Gedränge,
Die Degen in der Hand, gekrannt die Stränge,
Und tödtlich ſauſt der Pfeil in manches Herz.
Dem kühnen Angriff folgt ein kurzes Schweigen;
Da ſieht man Judal raſch den Thron beſteigen —
Der Jüngling blickt voll Andacht himmelwärts.

54.

Hoch in die Lüfte wirft er Pfeil und Bogen,
Und greift, und ſchlägt mit kunſtgeübter Hand
Die holzgeſchnitzte Harfe, friſch bezogen,
Das Saitenſpiel, das ſeine Kunſt erfand;
Die ſüßen Töne rauſchen und verhallen,
Wie durch die Nacht das Lied der Nachtigallen
Aus mondbeſtrahlten Mandelwäldern klingt;
Sie flüſtern tröſtend wie nach blut'gen Kriegen
In Aecker, d'rin bezwungne Ächter liegen,
Die langerſehnte Friedenskunde bringt.

55.

Die Töne rauſchen laut wie Wanderlieder
Herbſtmüder Vögel, die nach Süden zieh'n —
Da ſtürzt den Hirten Ihrän' auf Ihräne nieder,
Sie ahnen, daß auch ſie die Heimat flieh'n
Und pilgern ſollen in entleg'ne Lande,
Und Hütten bau'n an einem fernen Strande — —
Sie flüſtern wie das letzte Liebeswort,
Das wir beim Scheiden ihrem Herzen ſagen,
Ein letzter Griff — vollſtimmig angeſchlagen —
Er jauchzt: Auf Wiederſeh'n, ſei's hier, ſei's dort!

56.

Und ſeht, die Hirten rüſten ſich zum Scheiden,
Sie fühlen tief, daß hier kein Bleiben ſei;
Nach fernen Thalen, unbekannten Weiden
Gilt Stamm auf Stamm am Königsthron vorbei.
Und im Vorüberzieh'n reicht dankdurchdrungen
Dem Sänger, der das Friedenslied geſungen,
Des Stammes Älteſter die weiſe Hand.
Kein Wort des Dankes hebt von ihrem Munde,
Das Auge aber gibt gemeinte Kunde,
Daß ſeinen Sang ihr altes Herz verſtand.

57.

Nur Lamech bleibt zurück mit ſeinem Stamme,
Beſiegt von Rahmung wie die Hirtenſchaar.
Verderblich jenem alten Thränendamme:
Dem Stolze, netzt ihr Thau ſein Wangenpaar.
Wie herrlich läßt der Perlenſchmuck dem Greiſe!
„Du haſt geſiegt, mein Jubal,“ ſpricht er, leiſe,
„Umfange deine Braut am Opferſtein.“ —
Der Jüngling ſchlingt den Brautkuß ſeiner Liebe.
Die Poſe müßte, die ſein Glück beſchriebe,
Getaucht in Töne ſtatt in Tinte ſeyn.

58.

Faſt möcht' ich nennen eine Glückvaccine
Am Hochzeitstag den erſten Liebeskuß.
Was ſtaunt und fragt ihr lang, wozu er diene —
Daß ſolch ein Impfling ſelig werden muß.
Doch dieſes Glück wird keine Sprache ſchildern
Mit ihren tauſend Worten, tauſend Bildern;
Hier darfſt nur du der Mahler ſeyn, Muſik!
Du kannſt in Einen Ton zuſammenpreſſen
Ein Meer von Glück und Luſt, ein Schmerzvergeſſen,
Als hätte nie geweint des Horchers Blick.

59.

Doch auch ein Leid in tiefſter Bruſt verſchloſſen,
Nur das ſein Träger keine Worte kennt,
Und wäre ſeine Bruſt aus Erz gegoſſen,
Du biſt der Polyglotte, der es nennt.
Du kannſt dem Blick, der betteln ging um Zähren
Dies ſtummberedte Sprachorgan gewähren,
Das man zum Kummerdialekt bedarf.
Denn jede Thräne, die ſein Auge netzte,
Iſt nur dein Klang, den das Gemüht zerſetzte,
Und dann als Perle in die Wimpern warf.

60.

D'rum will mich oft der Glauben überkommen,
Der Seele Mutterſprache ſei der Klang,
Die ſie aus Oben heimlich mitgenommen,
Doch halb vergeſſen auf dem Erdengang.
D'rum nennt es keine Lüge, wenn ich ſage,
Muſik, ein Engel, habe ſich am Tage,
Als Eva fiel, zu Tod geweint aus Schmerz;
Nur ſeine Stimme ſei zurückgeblieben,
Und ſchlage nun als Echo für ein Lieben,
Das eine Welt umfaßt — an unſer Herz!

Um jedem Vorwurfe eines Anachronismus zu begegnen, findet ſich der Verfaſſer veranlaßt zu erklären, daß er ſehr gut wiſſe, daß die Erfindung des Saitenſpieles durch Jubal, den Sohn Lamech's, in eine weit frühere Zeitperiode gehöre. Warum er dieſelbe in die Tage des berüchtigten Thurmbaues verſetzte, warum er ferner die Erfindung des Bogens und die Zähmung des Roſſes als gleichzeitige Thatſachen behandelte, bedarf wohl keiner Rechtfertigung.

Die Schlummernde.

Von

H. Püttmann.

Sie ſchläft!
Frei wallen ihre braunen Locken nieder,
Und ſchmiegen ſich liebreizend an die Glieder,
Die blüthenweißen, um zu koſen.
So friedenſelig wogt der Buſen — Schweigen
Küßt ſtill die Lippen — und die Wimpern neigen
Sich lüſtern zu der Wangen Roſen. —

Sie ſchläft!
Und *mein* ſind dieſe Locken, dieſe Glieder,
Und dieſe Wangen, dieſe Augenlieder,
Die Sterne auch, die ſie verhüllen;
Und *mein* iſt dieſe Bruſt, auf deren Wogen
Ich ſelig oft in's Traumesland gezogen,
Wo ſich der Liebe Seufzer ſtillen. —

Euterpe und Bellona.

Wahrheit und Dichtung;

in den Rahmen einer biographiſchen Skizze.

Von

Ignaz Ritter von Seyfried.

(Luzern; 1729.)

Purpurglühend ſenkten die letzten Strahlen der ſcheidenden Sonne am weſtlichen Horizonte ſich hinab in die dunkelblauen Fluthen des pittoresken Vierwaldſtädter Sees; — ein laumilder Frühlings-Zephir kräuſelte die ſpiegelklaren Wellen jenes ungeheuren Felſenbeckens; — die ſchuppige Heerde gaukelte, fröhlich ſchäkernd, auf denſelben trugvollen Gewäſſern, welche jetzt ſcheinbar, alſo ruhig, arglos und lammsfromm, dann aber, wenn losgelaſſen mit entfeſſelter Wuth der furchtbare Föhn aus den nachbarlichen Gletſcherthälern hervorſtürmt, höchſtgefährlich und unheildräuend ſich erweiſen; — an den Zauber der **Fata Morgana** gemahnend, ähnlichen Wundern des Daguerreotyp's reflectirte Phöbus Abſchiedsgruß die geſammte Herrlichkeit der mahleriſch-romantiſchen, doch nicht minder wildſchauerlich ausgeprägten Naturumgebung; — die ſteilen, nackten, himmelanſtrebenden Felſenkuppen, — die unnennbar reizenden Berganſichten, — die Katarakte toſender Gießbäche; — und als Contraſt dazu, — zahlloſe in zerſtreuten Gruppen auf den duldſam gehorchenden Wo-

gen vogelleicht dahinſchwebende Fiſchernachen und Segelbarken, welche bald ſichtbar, bald dem Auge wieder entſchwindend in den ſchlangenförmig gewundenen Krümmungen die mannigfaltig auslaufenden Seearme durchkreuzen, und in ſolch fantaſtiſch-characteriſtiſchen Wechſelbildern die magiſche Schönheit des Stannen und Bewunderung erregenden, für den Pinſel eines Claude Lorrain recht eigentlich geſchaffenen Panorama's unendlich noch erhöhen. —

Am weit geöffneten Bogenfenſter im Erker des ritterlichen Partrizier-Wohnhauſes der altadeligen Familie Meyer von Schauenſee ſaß, der abendlichen Kühle genießend, im alterthümlichen, reichgepolſterten Sorgenſtuhle jenes allgemein geachteten Stammes Oberhaupt, Herr Franz Joſeph Leonti Meyer von Schauenſee, Rath und Statthalter des löblichen Cantons Luzern; — ein ſilberhaariger Greis, in deſſen athletiſchem Körperbau jedoch echt helvetiſche Mannskraft keineswegs erſtorben war; mit jener zufriedenen heiteren Miene, welche in dem troſtbringenden Bewußtſein eines redlich vollbrachten Tagewerks, in dem lohnenden Selbſtgeſtändniſſe erfüllter Berufspflicht begründet, an der Scheidegränze des zurückgelegten Lebensweges, der längſt entſchwundenen Vergangenheit abſpiegelt, ſchweifte ſein heller, noch ungetrübter Blick weit umher, über die im bunten Farbenſchmelz prangende Landſchaft der heimathlichen Gauen, hinauf zum majeſtätiſchen Tomlishorn, der geſpaltenen Doppelſpitze des iſolirten Granitkoloſſes Pilatus, — zum weltberühmten Rigi-Kulm, jenem alle Nachbarländer dominirenden Mittelpuncte der Schweiz, von welchem die allerausgebreitetſte Fernſicht bei wolken- und nebelfreier Atmoſphäre ſogar bis zum Straßburger Münſterthurme reicht, deſſen ſüdlicher Thalgrund die murmelnde Muotta durchſchlängelt, während am öſtlichen Abhang die Trümmerruinen des un-

glücklichen Goldau der lebenden Generation die gräßlichen Wirkungen eines Bergſturzes veranſchaulichen; — hin zur brauſend ſchäumenden Reuß, die faſt gewaltſam ihre Feſſeln ſprengend, den Armen des See's ſich entreißt, — zur Alpenregion des Entlebuch, — hin auf die friſch grünenden, üppig beblümten Matten, wo buntgefleckte Heerden weiden, wo ein rührig thätiges Völklein ſich herumtreibt, das wohlgemuth nun heimkehrt zur friedlichen Sennhütte, um auszuruhen dort von der Arbeit Mühen, und zu verzehren das kärgliche Abendbrot im Kreiſe einer rothbackigen, vor Geſundheit ſtrotzenden Kinderſchaar; — — es war ein unbeſchreiblich liebreizender Maienabend, des nahenden Lenzes freudig bewillkommter Verbote, der aus langem eiſernen Winterſchlafe neu erwachenden Natur wonneſpendender Herold; — ſproſſende Blätter, Knoſpen und Blüthen hauchten aromatiſche Balſamdüfte aus, — alles Lebende und Lebloſe ſchien einzuladen zum erquickenden Schlummer; — und wie nun der edle Rathsherr, dem ſiebzigmal ſchon die mütterliche Erde ſich wieder verjüngte, alſo in ſchweigſamer Beſchauung verſunken war, mit verklärtem Antlitz, glich dies lautloſe Verſtummen vielmehr einem wort- und inhaltsreichen, dabei demüthig frommen Andachtsgebete zum Lob, Dank und Preis der ewigen Vorſehung, die ober den Sternen thront, — deren Machtwort der Welten Wunderbau aus Nichts hervorrief, und in unerforſchlicher Weisheit, mit milder Vaterhand des Univerſums Zügel lenkt. — —

Zu des Großvaters Füßen auf gedieltem, glatt gehobntem Boden hatte deſſen einziger Enkel, der neunjährige Leonti, ſich gelagert, — beſchäftigt mit einem für Kinder höchſt ſonderbaren Zeitvertreib. Gerade vor dem Knaben ſtand nämlich ein niedriges Notenpult aufgepflanzt, worauf die bezifferte Orgelſtimme einer Meſſe von Pachel-

bel lag; quer über ſein Knie war ein länglicher Schämel geſtellt, auf welchem der drollige Knabe mit den kurzen Fingerlein behende herumtippte, als ob er eine ordentliche Claviatur unter den Händen hätte; — jetzt ſchüttelte er etwas verdrießlich das blonde Lockenköpfchen, wenn er ſich ſelbſt irgend eines Fehlgriffes beſchuldigen zu müſſen wähnte; — ging aber die Accordenfolge richtig ſonder Anſtoß, flink wie am Schnürchen von Statten, dann umſpielte ein beifällig zufriedenes Lächeln die roſigen Lippen, und ſeelenvergnügt wurde das Blatt zur nächſten Seite umgewandt. — Natürlicher Weiſe konnte durch ſolche ſtille Muſik die übrige Geſellſchaft, welche nebſt den beiden erwähnten, die Extreme der Altersſtufen repräſentirenden Individuen noch aus drei Perſonen beſtand, wohl keineswegs moleſtirt werden. Auf der Eſtrade des Mittelfenſters drehte Leontis Mutter, Frau Anna Cäcilia, dem Nobili-Geſchlechte der Ruſconi entſproſſen, emſig geſchäftigt, wie Penelope, unverdroſſen das Spinnrädchen; ihr Gatte aber, der Junker Joſeph Leonti von Schauenſee, des hohen Standes Luzern Raths- und Bauherr, verkürzte ſich das letzte Abendſtündlein mit einer Schachpartie, wobei er ſeinen älteſten Jugend- und Univerſitätsfreund, den Organiſten Joſt Wilhelm Müller zum tagtäglichen Partner hatte.

Eben beleuchtete nur noch ein Dämmerungsſchein, welcher zur dritten Fenſternieſche hereindrang, jenes kleine Tiſchchen, wo auf gewürfelter Fläche die Figuren in Schlachtordnung paradirten, als der Junker triumphirend ausrief: „Schach dem König! Schach, — und Matt!“ — „Ganz richtig!“ replicirte Herr Joſt gelaſſen; „ich bin in der Klemme; Ihr habt mich beſiegt, amico, — wie gewöhnlich; profcia!“ und, ſeinen Stuhl ebenfalls verlaſſend, näherte er ſich dem Miniatur-Generalbaßſpie-

ler. „Nun, wie ſteht's, Leonti! biſt du mit deiner Aufgabe im Reinen?“ — „Ich denke, ſo ziemlich,“ entgegnete der Befragte; „wenn ich morgen auf die Orgelbank komme, mögt Ihr ſelbſt entſcheiden, lieber Meiſter!“ — „Alſo ſei es!“ bekräftigte der etwas wortkarge Müller; „videbimus! — Doch, satis pro hodie!“ fuhr er fort, den Schämel lüftend, und ſeinem dadurch befreiten Zögling auf die faſt ſteifgewordenen Beine helfend, — „das Stündlein zum Nachtimbiß hat ſchon geſchlagen, und — ecce! mein Junge! die gute Mutter beſchickt allbereits die Tafel!“ — Wirklich hatte ſich inzwiſchen die geſchäftige Hauswirthin entfernt und kehrte nunmehr zurück, gefolgt von ein Paar rüſtigen Schweizerdirnen, welche bebende den maſſiven Eichentiſch in Mitte des gothiſchen, braun mit Goldornamenten getäfelten und mit kunſtreich geſchnörkelter Platfond-Stuccatur ausgeſchmückten Saales rückten, über denſelben feines, blendend weißes Damaſtlinnenzeug breiteten, blankgeſcheuertes Zinngeräthe, gewaltige Armleuchter, Trinkbecher nebſt Weinkannen herbeiſchafften, und ſodann das mäßige, doch nahrhafte Mahl auftrugen. Nachdem Frau Cäcilia das Benedicite vorgeſprochen, nahm Jedes ſein gewohntes Plätzchen ein; — obenan, den Seniorat-Sitz der ehrwürdige Großvater; an ſeiner rechten Seite Müller der vieljährige Hausfreund; zur Linken ſein geliebter Enkel und Täufling, welcher daher auch des Pathen ſämmtliche Vornamen: „Franz Joſeph Leontius“ bei der heiligen Handlung erhalten hatte; ſich gegenüber der Junker und deſſen treue Lebensgefährtin; dann am unteren Tafelende: Magiſter Hallwyl, Leonti's Präceptor und des Statthalters ergrauter Kammerdiener, Willibald Röthli, — ein altes Familienerbſtück, — zugleich Majordomus, Vertrauter, Rathgeber, Secretarius und gewiſſermaßen

complettes Factotum in Einer Perſon. Als nun im traulichen Geſchwätze ein flüchtiges Stündchen raſch entſchwand; auch dem kleinen Organiſten allmälig die Gazellenäugelein zufielen, griff Herr Müller, Valet ſagend, nach dem breitbordirten Dreiſpitz, um in ſeine einſame, unferne, blos wenige Schritte entlegene Jungeſellenklauſe zu wandern; die Zurückgebliebenen aber überließen ſich mit reinem Gewiſſen, das zeitliche und ewige Wohl dem Willen des Höchſten befehlend, einer ſüßen Erholung gewährenden Ruhe, um mit dem neuen Morgen auch zum erneuerten Tagewerk, fröhlich und erſtarkt, wieder zu erwachen.

In der Familie von Schauenſee ſchien Euterpe ihren Wohnſitz aufgeſchlagen zu haben; denn alle damals lebenden Glieder derſelben, ſelbſt bis zu den im entfernteren Grade verwandten Nebenlinien, huldigten mit glühendem Enthuſiasmus jener die Menſchheit beglückenden Himmelstochter. So war der Junker ein geübter Clavieriſt, wie nicht minder im Tonſatz wohlerfahren; Frau Cäcilia eine anerkannt treffliche Sängerin; der Großvater jedoch, obſchon er nur als Liebhaber gelten wollte, behandelte die Laute mit ſeltſamer Kunſtfertigkeit und hegte eine faſt gränzenloſe Zärtlichkeit für ſeinen Enkel, welchen er, als der kaum fünfjährige Knabe erſt die Leſe- und Schreibſchule zu beſuchen anfing, ſelbſt in der Geographie und Welthiſtorie unterrichtete, ihm aber auch nebſtbei die Elementar-Principien der Muſik- und Geſanglehre beibrachte. Auf deſſen Veranlaſſung wurde ſein äußerſt gelehriger Zögling bald darauf dem Organiſten Joſ. Wilhelm Müller anvertraut, welcher ihn nach den Fundamenten von Mattheſon's klein- und großer Generalbaßſchule theoretiſch-practiſch, mit ſyſtematiſcher Gründ-

lichkeit ausbildete und die lohnende Freude genoß, ſein redlich Bemühen in Staunen erregender Schnelligkeit fruchtbringend gedeihen zu ſehen. Schon nach kurzen drei Jährchen konnte der ſeine Laufbahn wie mit Siebenmeilen-Stiefeln durchrennende Schüler bei allen Kirchenmuſiken verwendet werden und in jenem Zeitabſchnitte, wo dieſe fragmentariſche Erzählung beginnt, war der ſtämmige Alpenſohn bereits im Stande, ſeinen Lehrer in den ſolennſten Dienſtfunctionen zu ſuppliren, und ſogar mit dem anſtrengenden, keinen geringen Kraftaufwand bedingenden Tractament der koloſſalen Orgel der Stiftes St. Leodegar vollſtändig zu Rechte zu kommen. —

Die obenerwähnte Probe ging denn auch glücklich zu des Mentors erwünſchter Befriedigung von Statten, und am nächſten Himmelfahrtsfeſte ſpielte Leonti beherzt, furchtlos, ſeiner Sache gewiß, die beinahe durchgehends obligate Orgelpartbie der Pachelbel'ſchen Meſſe zur Erbauung und Verwunderung der zahlreich anweſenden Gemeinde, und trug ſämmtliche improviſirte **Prae- et Postludia** alſo vollgriffig, im gebundenen Style, ſtreng correct, thematiſch durchfugirt, und mit überraſchenden Wendungen und originellen Modulationen ausgeſchmückt vor, als ob ein Bach oder Händel, auf dem erhabenen Throne präſidirend, den gefühllos kalten Taſten Leben, Wärme, Geiſt und Seele einhauchte. —

Im November **1731** ſchlug zum erſten Mal die bittere Trennungsſtunde. Leonti mußte das Vaterhaus verlaſſen, und auswandern nach dem Benedictinerkloſter Neu St. Johann, in der Grafſchaft Tockenburg gelegen und als Filiale dem fürſtlichen Stifte St. Gallen gehörig, um daſelbſt den Curs der lateiniſchen Studien zu abſolviren. Dort war er unter die Obhut eines Oheims mütterlicher Seits geſtellt, des Capitulars Laurentius

Rusconi, welcher nebſt der Archiv-Präfectur zugleich das Küchenmeiſteramt verwaltete, und ebenfalls die Tonkunſt practiſch ausübte. Durch Fürſorge des gutmüthigen Paters, der die Liebe zur Schweſter auch auf deren Söhnlein übertrug, lernte der wißbegierige Neffe zuerſt ſogenannte Galanterie-Compoſitionen kennen; weil nun aber bei den gewöhnlichen Zimmer- oder Kammermuſiken ſtets ſein Liebling, die majeſtätiſche Orgel, zuweilen ſogar dero dürftiges Surrogat, das Clavicembalo, fehlte, erfaßte ihn gewaltiges Mißbehagen, und um in derlei Fällen nicht gänzlich unthätig bleiben zu müſſen, übte er ſich unter Anleitung des Profeſſors Hieronymus König raſtlos, fleißig und mit unglaublichem Erfolge im Violin-, Viola- und Violoncellſpiel. — Das Gerücht dieſes muſikaliſchen Wunderknabens drang bis nach St. Gallen hinüber. — Der gelehrte Abt Fürſt Joſeph wünſchte ſich ſelbſt von der Wahrheit zu überzeugen, und berief während den Ferienmonaten den Studioſus an ſeinen Hof; — dieſer fand die herablaſſendſte freundlichſte Aufnahme; erregte durch die ſtupende Kunſtfertigkeit auf mehreren Inſtrumenten allgemeine Senſation, und producirte ſich faſt täglich in den muſikaliſchen Abendzirkeln der Prälatur. — Mit Beifall überſchüttet und durch ein werthvolles Andenken ausgezeichnet, kehrte Leonti zur Eröffnung des Winter-Semeſters ins Kloſter, und nach beendigten Grammatical-Claſſen endlich wieder in ſeine Vaterſtadt zurück. —

Im Kreiſe der geliebten Angehörigen ſuchte er nunmehr nicht allein die bereits gewonnene Kenntniß der erlernten Inſtrumente noch höher zu vervollkommnen, ſondern ergab ſich auch mit ruh- und raſtloſem Eifer dem Compoſitions-Studium, deſſen Theoreme er vorzugsweiſe aus dem erſt kürzlich durch den Druck eröffentlichten Lehrwerke des kaiſ. Obercapellmeiſters Johann Joſeph Fux, aus

jenem weltberühmten, in alle gangbaren Sprachen Europa's später übersetzten Gradus ad Parnassum schöpfte, ohne von der Trockenheit abstracter Regeln weder abgeschreckt, noch entmuthigt zu werden, da ohnehin eben eine prävalirende Hinneigung zu speculativen Wissenschaften des Jünglings sich bemächtigt, und ihn schon weit über die zurückgelegten Lebensjahre herangereift hatte. — Mehrere Erstlingsversuche, womit der Neophite das eigene Productions-Vermögen prüfte, gelangen über alle Erwartung und zeugten ganz unbezweifelt für ein also determinirt entschiedenes Erfindungstalent, daß Pater Alexius Baur, Professor der Rhetorik im Jesuiten-Collegium, für denselben das versificirte Textbuch eines kleinen Singspiels bearbeitete, welches Leonti, rasch davon begeistert, in Musik setzte, und auch 1738 auf der Stadtbühne mit dem glücklichsten Erfolge zur Darstellung brachte. Von solch nimmer gehofftem Resultate nur mehr noch angespornt, konnten keine Privatrücksichten den festen Entschluß, ausschließend seiner Lieblingsmuse sich zu weihen, fortan wankend machen, und um von keinen weltlichen Einflüssen gestört oder abgezogen zu werden, wählte er den Religiosenstand, und ließ sich mit älterlicher Zustimmung im Cisterzienserkloster St. Urban einkleiden. —

Allein gar zu bald mußte er die Nachwehen, das Phantom-Gebilde einer trügenden Selbsttäuschung erproben. Nicht nur, daß er dort die Instrumental-Musik in dem traurigsten, wahrhaft desolaten Zustand vorfand, so gestatteten die ascetisch strengen Novitiatspflichten zur Erholung kaum eine freie Mußestunde; zudem wurde er durch das angestrengte Choral-Singen zur Vesper, Complett, Matutin u. s. w. von einem schmerzlichen Brustübel befallen, was ihm des neuen Aufenthaltes geträumte Seligkeit noch vollends verleidete; — und die Folge da-

von war, daß er nach Jahresfrist, anstatt des abgelegten Gelübdes, den Ordens-Habit auszog, und ins gelobte Land der Heimat zurückpilgerte. —

Ruhe, Gemüthszufriedenheit, so wie die erstärkende Gebirgsluft stellten hier binnen Kurzem seine schwankende Gesundheit vollkommen her; und weil nun inzwischen jener Zeitpunct heran genaht, wo althelvetischer Sitte gemäß die Patrizierſöhne fremde Länder zu besuchen pflegen, so wurde im Familienrathe beschlossen, den künftigen Stammhalter nach Rom zu entsenden. Dieses Project erhielt jedoch, reiflicher erwogen, vor der Hand die Abänderung dahin, daß der erste Ausflug nach Mailand zu geschehen habe, indem daselbst dem ehrwürdigen Grosvater, dessen Stimme wie billig am schwersten ins Gewicht fiel, ein theurer Jugendgenosse, der kaiserliche Schweizer-Agent Herr von Krenzlin lebte, welchem brieflich zur freundlich wohlwollenden Aufnahme der geliebte Enkel bestmöglichst anempfohlen ward. —

So trat denn Leonti, nach dem herben Trennungsmomente, hoffnungs- und erwartungsvoll, wohlberitten, von einem treuen Knechte begleitet, die Reise an, zur Wiege der Tonkunst in das heiß ersehnte Eldorado seiner kindlichen Phantasien. — Schon vom Hochsitz des St. Gotthard wähnte der trunkene Blick den Lago maggiore mit seinen Zaubergärten Isola bella und Isola madre zu erspähen; wie er nun aber das zerrissene, schauerlich öde Urfelsgebirge, das Schechen-, Liwiner- und Urſern-Thal durchzog, die Felshörner des Galen- und Urirothstocks, — des Susten, Crispalt, Furka, Grimsel und Luckmanier anstaunte, zu den Wolkenspitzen der Fibia und Fiecedo emporschaute, die schwindelerregende Teufelsbrücke passirte, das Donnergebrülle der im tiefsten Abgrund ihr Felsen-

bett durchbrauſenden Reuß ſein Ohr betäubte, endlich dann hinabklimmte zu dem groſſen Pfarrdorfe Airolo, wo dem Fremdlinge die erſten italiſchen Laute erklingen, an des Teſſins verengte Thalufer, zum reizenden, fächerartig gedehnten Bellinzona; da öffneten ſich auch entſchleiert die geſegneten Flächen der paradieſiſchen Lombardei, und Leonti, in Entzücken aufgelöſt, und die alſo contraſtirenden Naturwunder gleichſam mit faſt geblendetem Auge verſchlingend, wallte hinein, durch die Porta ticinenſe, in die prachtvolle Krönungsſtadt Milano, der Hüterin des longobardiſchen eiſernen Königsdiadems, welcher die, ſo häufig des Mangels an melodiſchem Wohllaut beſchuldigte deutſche Zunge dennoch den characteriſtiſch bezeichnenden, vom lieblichſten Monat entlehnten, Namen beilegte.

Mailand, 1740.

Über die Piazza Fontana, del Duomo, de' Mercanti und viele andere Plätze raſſelte ein unabſehbarer Wagenzug; aus allen Stadttheilen, die Corſi und Olona-Brücken, die Verbindungs-Canäle des Ticino, der Adda und den Naviglio grande durchkreuzend, eilten prachtvolle Equipagen vorüber zum Palazzo Serbelloni, wohin die Adels-Elite der Durazzo, Cigogna, Melzi, Litta, Areſi, Caſtelbarco, Trivulzi, Mellerio, Andreani, Erba, Caſtiglione, Viſconti, Stampaſoncino, Annoni, Caſnedi, Anguiſola, Calderari, Roſſi, Pezzoli, Borromei, Cuſani, Mainoni ꝛc. ꝛc. zur feſtlichen Abend-Aſſemblee geladen war. — Das glänzende Schauſpiel feſſelte Schaaren von Neugierigen; müſſige Pflaſtertreter erſchienen gaffend, wie feſtgewurzelt auf den Granitquadern der breiten Marciaviedi (Trottoirs); alle Botteghe di Caffè, ſämmt-

liche durch architektonischen Schmuck imponirende Balcone waren überfüllt mit Zuschauern, und sogar aus den engen Spalten der, das Eindringen glühender Sonnenstrahlen wehrenden, Jalousien lugte spähend so manch reizendes Madonnen-Gesichtchen, dessen Besitzerin das leidige Decorum in später Tageszeit zwischen die vier Pfähle bannte, und zur klösterlichen Einsamkeit verdammte.

Nach und nach gelangten die schwerfälligen, vom kostbar angeschirrten Zwei-, Vier- und Sechsgespann schnaubender Andalusier gezogenen Staatscarossen zu dem auf kolossalen Säulen ruhenden Peristyl des herzoglichen Pallastes; gemessenen Schrittes stiegen Herren und Damen die, beinahe horizontal flachen, mit kunstreichen Tapisserien belegten Stufen der unmerkbar sich erhebenden Marmortreppe hinan, deren beide Seiten frisch grünende Baumalleen balsamisch duftender Cedern, Orangen, Myrthen, Citronen, Lorbeer und Granaten begränzten. Das Vestibule durchschreitend, wo ein zahlreiches, splendid costümirtes Livree-Personale paradirte, wurde die Gesellschaft vom gastlichen Duca im großen Versammlungssaale bewillkommt, und nach Rang und Würde mit feierlicher Etiquette empfangen. Die Invitations-Karten verhießen für heute eine interessante **Soirée musicale**, worin, nebst den Matadoren der heimischen Virtuosen, auch ein junger Schweizer-Tonkünstler das Erstemal sich produciren sollte. Schon hatte der herkulische Saalthürsteher bei dem endlosen Pfortenöffnen fast bis zur Erschöpfung sich heiser geschrien, als dessen Stentor-Lunge unter den letzteren Ankömmlingen endlich einmal die sehnlich erwarteten Namen: Herr von Krenzlin und Junker Meyer von Schauensee, verlautbarte.

In geringer Entfernung vom Erstgenannten näherte sich Leonti mit anstandsvollen Verbeugungen gegen

ſämmtliche Anweſende, ohne auch nur im Geringſten durch den Nimbus der ungewohnten Prachtſcene ſich verblüffen zu laſſen. Der zwanzigjährige, in männlicher Schönheit aufgeblühte Jüngling gewann gleich beim erſten Anblick Aller Herzen. Nach den Geſetzen des temporären Modegeſchmacks adoniſirt, wallte eine zierlich coeffirte Allonge-Perrücke in wohlriechend durchpuderten Ringellocken über Schultern und Achſel herab; den ſchlanken und dennoch nervös-kräftigen Gliederbau umhüllte ein blumengeſticktes Roſa-Atlaskleid ſammt goldbrocatner Weſte; blitzende Fuß- und Beinſchnallen, Degen und Federhut vollendeten die Galla **en grande parure**; und ſo mancher Statuar hätte vielleicht, ohne Draperie, den Luzerner Alcibiades ſich wohl gerne zum Modell eines Phöbus-Apollo gewünſcht.

Nachdem nun in wechſelnder Reihenfolge die gefeierteſten vaterländiſchen Geſang- und Inſtrumental-Notabilitäten ihre Talentproben abgelegt, erging alsbald auch die freundliche Aufforderung an den fremden Senators-Sohn. Dieſer nahm in anſpruchsloſer Beſcheidenheit vorerſt den Platz am Clavier ein, und ſpielte ein ſelbſt **componirtes** Phantaſie-Solo mit mannigfaltigen Veränderungen; ſpäter aber auch noch eine Corelli'ſche Violin-Sonate. Wenn während des Vortrags die aufmerkſamſte Stille herrſchte, daß ſelbſt der leiſeſte Athemzug vernommen werden konnte, ſo brach jedesmal, noch vor beendigter Schlußcadenz, orcanartig ein Beifallsſturm los, wie ſolcher nur unter der feurigen Zone Heſperiens heimiſch gefunden wird. Man bewunderte in gleichem Maße der Erfindung ſeltene Originalität, die geniale, geiſt- und ſeelenvoll nuancirte Spielmanier, ſeine wahrhaft ſtupende brillante Technik, das Eigenthümliche, ja ſogar auch Sehenswerthe der Applicatur; und, was zudem überwiegend

in Anſchlag gebracht wurde, ſo enthuſiasmirte die ungezwungene Geläufigkeit, mit welcher il forestiere incomparabile in einem fremden, blos nach der Grammatik erlernten Idiom ſich auszudrücken, und für die geſpendeten Lobeserhebungen mit alſo graziöſen Redephraſen zu danken im Stande war.

Von dieſer Glücksſtunde angefangen ging Leonti faſt buchſtäblich aus einer Hand in die andere; es gehörte recht eigentlich zum Ton, ſich gegenſeitig im abgöttiſchen Treiben zu überbieten, und mit neidiſchem Wetteifer um ſeinen Beſitz zu buhlen; jeden Abend, nur die Opern-Repräſentationen ausgenommen, wo der Hauptſtadt geſammte Bevölkerung dieſem Lieblingsſchauſpiele, dem Leckerbiſſen der Stagione, zuſtrömte, war er verſagt; in keiner muſikaliſchen Converſation durfte das Glanzgeſtirn des Kunſthorizonts, der „Senatorino amabilissimo“ fehlen; und ſiebenzehn lange Monate entſchwanden demſelben raſch und ſchnell, beinahe wie eben ſo viele Minuten.

Aber dieſe Zeitfriſt wurde nichts weniger denn nutzlos verſplittert, oder im Saus und Braus zerſtreuender Vergnügungen durchſchwelgt. Außer den ritterlichen Übungen und ſchönen Wiſſenſchaften vernachläſſigte Junker Leonti auch keineswegs das früher begonnene Studium der Mathematik, Geometrie, Zeichnungskunſt, Phyſik und Sprachenkunde. — In Mailands zahlreichen Kirchen ſowohl, wie nicht minder auf den Bühnen, und in häuslichen Zirkeln bot fortwährend ſich Gelegenheit dar, die eminenteſten Tonkünſtler aller Fächer zu hören, um nach ſolch trefflichen Muſterbildern den eigenen Geſchmack zu regeln. Anerkennend das außerordentliche Talent, gab ihm der berühmte Maeſtro Fernando Galimberti: un-

aufgefordert einige Violinſtunden, beſonders hinſichtlich des richtigen Fingerſatzes und der eleganten Bogenführung, — im Geiſte der Corelli'ſchen Schule; zur Vervollſtändigung der übrigen Saiten-Inſtrumente kam jetzt noch auch die Erlernung des Contrabaſſes, und des gegenwärtig gänzlich verſchollenen, damals aber in Italien allbeliebten Pſalterions.

Des Lebens höchſten Reiz gewährte jedoch ſein mit Felice Salimbeni geſchloſſener Freundſchaftsbund. Dieſer unvergleichliche, nur wenige Jahre ältere *) Sopran-Sänger, Porpora's Zöglina, weilte, von Wien heimkehrend, zur Erholung einige Zeit über in ſeiner Vaterſtadt, machte bei einem Banquett im Hôtel des Fürſten Odescalchi Leonti's Bekanntſchaft, und fühlte ſich, wie durch ſympathetiſchen Rapport, faſt willenlos hingezogen zu dem ehrlichen Schweizer, mit deſſen Perſönlichkeit auch noch zufälliger Weiſe eine frappante Zwillingsähnlichkeit Statt fand; menigſtens porträtirte ihn Metaſtaſio, welcher mehrere Rollen ſeiner dramatiſchen Dichtungen eigens für S—i's Individualität berechnete, in jener Scene der Olimpiade, wo Argene das Bild ihres Geliebten, Megacle, entwirft, beiläufig alſo: „Goldblondes Haar, ſchwarze Augenbrauen, roſige Lippen, ſanft beſcheidener Blick, verſchämtes Erröthen, ſüß ſchmeichelnde Sprache u. ſ. w.“ — Salimbeni hatte bereits aller Orten zahlloſe Triumphe gefeiert, in den Tonwerken der vorzüglichſten Meiſter jener Epoche: natürlicher Verſtand, angeborner richtiger Tact und ſicherer Überblick, reifliches Nachdenken, tief eindringendes Studium und geprüfte Selbſterfahrungen vollendeten die Läuterung und

*) Salimbeni war 1712 zu Mailand geboren.

Feſtſtellung ſeiner Kunſtanſichten. Sein lehrreicher Umgang und umfaſſende Mittheilungen geſtalteten ſich für Leonti ungemein vortheilhaft, durch Erweiterung der gewonnenen theoretiſchen Kenntniſſe zur fruchtbringenden Nutzanwendung.

Oftmals ſaßen die beiden Freunde, Oreſt und Pylades, Caſtor und Pollux, oder David und Jonathan, wie das unzertrennliche Doppelgängerpaar von den gerne witzelnden Milaneſern umgetauft wurde, beiſammen, Sieſte haltend, im traulich-dunkeln Kämmerlein, wo ein ſanft durchſtreichender Zephyr erquickende Kühlung verbreitete. „Ja wohl,“ ſprach dann zuweilen Infelice, der immer jene zwei verhängnißvollen Buchſtaben ſeinem Namen vorzuſetzen pflegte, wenn ihn die traurige Erinnerung ſeines grauſamen Schickſals übermannte, — wie Habſucht und Geldgeiz der natürlichſten Menſchenrechte ihn beraubt, — wie er verzichten müſſe auf ein Erdenglück, deſſen jeder Bettler, ihm gegenüber, mit Stolz ſich rühmen konnte, und für welche tyranniſche Entbehrung nicht einmal, weder ſein beneidenswerth glänzender Künſtlerruhm, noch der Überfluß an irdiſchen Mammonsgütern Erſatz zu gewähren vermochte. — „Ja wohl,“ ſprach Salimbeni, indem die von herben Rückblicken gefurchte Stirn unter des Seelenvertrauten warmtheilnehmendem Händedrucke allmälig ſich wieder glättete, „iſt unſere Kunſt eine wunderbar Herrliche, als univerſelle Weltſprache allen Völkern des Erdkreiſes verſtändlich; eine zum Troſte der Betrübten, Sorgen und Kummer Bannende, zur Veredlung des Menſchengeſchlechtes vom Himmel Entſendete; eine wahrhaft Heilige aber alsdann, wenn ſie, ihrer höchſten Beſtimmung gehorſam, dem Dienſte des Herrn der Heerſchaaren ſich weiht: hier muß ſie jedoch eben ſo rein und makellos ſeyn, wie jenes von Ewigkeit zu

Ewigkeit unerforſchliche Weſen, welches ſie preiſet und lobſinget in andachtsvollen, erhaben feierlichen Tonweiſen. — Ich bedinge dabei keineswegs, daß in den Gotteshäuſern ausſchließend nur die ſtreng ernſten, künſtlich combinirten Vocalſätze **alla capella**, eines Paleſtrina, Manini, Durante, Cariſſimi, Leo, Allegri, Marcello, Benevoli u. A. prädominiren ſollen, und finde kein ſträflich Verbrechen darinnen, wenn, anſtatt der herkömmlich ſanctionirten, breiten, durch Ähnlichkeit der Rhythmen unabwendbar zur Monotonie ſich neigenden Accordenfolgen die Tondichtung einen höheren Aufſchwung nehmend, am rechten Orte auch characteriſtiſch ausdrucksvoller den Worten ſich anſchmiegt. — Andererſeits dagegen empört es mich jedesmal, ein Kyrie oder Dona-nobis im luſtig bewegten Zeitmaße mit hineingeflickten Rouladen, Coloraturen und ſonſtigen Gurgeleien hören, oder, was noch ſchlimmer, wohl ſelbſt herabſchnörkeln zu müſſen, da, nach meiner beſten Erkenntniß, ſolche Bitten, wie: Herr erbarme dich unſer! oder: Gib uns Seelenfrieden!" ſtets nur in demuthiger Zerknirſchung und frommer Anbetung, als Erguß eines gläubig hoffend und vertrauenden Herzens, ausgeſprochen werden dürfen. — Ärger noch treiben es unſere neueren Meiſter, wenn ſie bei dieſen Sätzen einer ſolennen Meſſe auch noch als Superplus ſchmetternde Clarini und donnernde Timpani appliciren; was mir, beiläufig geſagt, gerade ſo vorkommt, als wenn mich irgend ein Bravo mit ſcheinheiligen Mienen, aber zugleich auch mit drohend gezücktem Dolch um Almoſen anflehen würde. — Übrigens möchte ich die figurirte Inſtrumental-Muſik zur Begleitung kirchlicher Functionen ſchlechterdings nicht, wie einſt Papa Marcello, anathemiſiren. Ruft doch ſelbſt begeiſtert der gekrönte Pſalmiſt: „„Alleluja! Lobet den Herrn in ſeinen Wunderwerken,

lobet ihn mit Poſaunenſchall, lobet ihn mit Pſaltern und Harfen, lobet ihn mit Pauken und Chören, lobet ihn mit ſcharfklingenden Cymbeln, jeder Chriſt lobe den Herrn, Alleluja!“ Und wenn auch die traditionelle Sage: daß bei dem Einweihungsfeſte des Salomoniſchen Tempels der aus **200,000** Kehlen beſtehende Chorus von **40,000** Harfen, eben ſo vielen Citharn, nebſt **200,000** Trompetern accompagnirt wurde, — eine Armada, welche ſogar in unſerer Mutter Schooß, wo doch die muſikaliſchen Pflänzlein wie Pilze emporſchießen, wohl kaum auf die Beine gebracht werden könnte, — recht eigentlich an's Mährchenhafte ſtreift, ſo geht wenigſtens doch thatſächlich daraus hervor, daß ſchon bei dem auserwählten Volke die Mitwirkung der Inſtrumente zuläſſig und zur Verherrlichung religiöſer Ceremonien zweckfordernd erfunden ward; und darin liegt unter einem zugleich auch die eclatanteſte Rechtfertigung für die Gegenwart, wenn z. B. in Momenten, wo alle Sphären jauchzen: **Gloria in excelsis Deo! — laudamus, adoramus, benedicimus Te! Sanctus Dominus Deus Sabaoth! Pleni sunt coeli et terra gloria tua! Osanna in excelsis!** alle Tonwerkzeuge angewendet werden, Alles, was Odem hat, mit einſtimmt, und ſogar die todten, vom erwärmenden Hauche erſt belebten Maſſen den Jubelhymnen des Univerſums ſich beigeſellen. — Ich will es gar nicht zu beſchreiben verſuchen, welch Gräuel meinen Ohren ein Orgelſpieler iſt, der unter der Wandlung des Brotes und Weines, oder zur heiligen Communion, eben ſo frech als hirnlos, ſeine trivial-profanen Gedanken, verbrämt mit albernem Flittertand, herabhämmert, oder wohl gar, ſchändlich genug entweihend die ſymboliſchen Geheimniſſe der Altarhandlung, die beliebt gewordene Cantilene einer von mir vorgetragenen Opernarie auftiſcht. In ſolchen Augenblicken packt mich die Rab-

bia, und eine ordentliche Sehnſucht, doch nur die Gewalt und autoriſirte Macht zu beſitzen, um — wie einſtens unſer göttlicher Religionsſtifter ſchachernde Käufer und Verkäufer — jetzt auch das jämmerliche Phariſäer-Gezücht mit Peitſchenhieben zum Tempel hinausjagen zu dürfen. Und darum bin ich dir, mein Guter, noch vielmals von Grund der Seele dankbar, weil du mich jüngſt, bei St. Ambrogio, am Namen Mariä-Feſte, durch dein treffliches Präludiren ſo wunderbar erhoben, erbauet, ja, zu Thränen gerührt haſt. Nicht anders ſoll und darf die Orgel, dieſer König unter den Inſtrumenten, behandelt werden. Wer mit flüchtigen Laufſiguren, mit zerhackten Staccato-Paſſagen, Trillern, Mordenten, Terzen-, Serten- oder Octaven-Gängen, mit derlei Schnickſchnack und Firlefanz imponiren, brilliren, allein im Grunde doch weiter nichts als die unverſtändige, nach allen Seiten lenkſame Menge myſtificiren will, dem gebührt, jure merito, — der Staubeſen; — dagegen aber, — ſo wie du: ein markiges, inhaltſchweres Subject aufgefaßt, — dieſem, ad latus, ein analog correſpondirendes, zweites Contrametiv hingeſtellt, — beide thematiſch durchgeführt mit ſchön präparirten Bindungen, Syncopen, Vorhalten, unerwarteten Modulationen, Auflöſungen und Trugſchlüſſen, — denn hier iſt der contrapunctiſchen Kunſt eigenthümliches Feld; — dazu, die Fundamentalbaſis verſtärkt mit mächtig aushaltenden 16- bis 32füßigen Pedal-Pfund-Noten, worauf einer hochgewölbten Bogenbrücke gleich, der harmoniſche Wunderbau ruht in hehrer Majeſtät; — — ja, wenn ich mir jenen Wonnegenuß ins Gedächtniß zurückrufe, der ſelbſt meine Landsleute electriſirte, die doch eigentlich bloß nur für ihren Opernſtyl Sinn und Empfänglichkeit beſitzen, alles Übrige aber, was ihnen nicht recht zu Geſichte ſteht, und keineswegs gleich beim erſten Hö-

ren ſonder Anſtoß ſich nachträllern läßt, mit dem wichtigthuenden Gemeinplatz: „„Doctrinäre Gelehrſamkeit““ — bezeichnend abzufertigen gewohnt ſind, — — wahrlich, dafür muß ich dich noch einmal beim Kopfe kriegen und derb abſchmatzen: — auch wirſt du es, aus Freundesmund, doch nicht für eitle Schmeichelei gelten laſſen, wenn gerade ich, im prophetiſchen Paroxysmus, deiner Zukunft das günſtigſte Horoſkop provocire, und den bekannten Hexameter unſers **Horatii Flacci** darauf anwende, womit der diplomatiſch-ſchlaue **Poëta laureatus** ſeines Mäcenas einflußreiche Fürſtengunſt köderte: „„**Semper honos, nomenque tuum,**““ — — doch, ich ſehe bereits deine Wangen in holder Scham erglühen, und will deine Beſcheidenheit mit den ſechs Schlußſylben, die dir, einem ſo tüchtigen Lateiner, auch ohne mein Zuthun nachklingen, großmüthiglichſt verſchonen!“ —

Später, bei einem ähnlichen Zweigeſpräche unter vier Augen äußerte Leonti einmal, wie er den ſehnlichen Wunſch hege, ja, ſo recht dazu geſtachelt ſich fühle, auch hier gelegentlich den Verſuch mit einer theatraliſchen Compoſition zu wagen, und heiſchte dießfalls bittweiſe des brüderlichen Kunſtgenoſſen bewährte Rathſchläge. — „Schreibe fließend, natürlich und geſangvoll für Singſtimmen,“ erwiederte Salimbeni, „ſo haſt du auch ſchon den erſten Schritt vorwärts zum ſchönen Ziele gethan; wer in der Behandlungsweiſe des menſchlichen Kehlenorgans vollſtändige Sicherheit und Gewandtheit errungen hat, wozu das glückliche Verhältniß, die Elementarbildung bereits als Sängerknabe erhalten zu haben, mächtig Vorſchub leiſtet, dem kann es auch nimmer geſchehen, in der ſymmetriſchen Anordnung und regelmäßigen Führung einzelner Theile der Orcheſter-Parthie denkbarer Weiſe auf Abwege zu gerathen, oder irgend einen Mißgriff zu thun.

Daher ſollte jeder Tonſetzer die Melodie, welche allein bleibend ſich einzuprägen befähigt iſt, ſtets als unerläßliches Haupt-Poſtulat betrachten, weil der Muſik Urbeſtimmung auf den Sinn des Gehörs, keineswegs aber für Jenen des Geſichtes berechnet iſt, und ihre Erzeugniſſe, von dieſem Principe ausgehend, gewogen und bemeſſen ſeyn wollen; — die künſtlichſten Verzweigungen, thematiſchen Stimmführungen, Imitationen, Repercuſſionen, Inverſionen u. dgl., nach ſtreng canoniſchen Geſetzen, wie ſelbe in den Conſervatorien docirt werden, mögen immerhin auf dem Papiere, wo Zeit zur nachdenkenden Beſchauung gegönnt, ganz hübſch ſich ausnehmen, und allen mit der Theorie Vertrauten, ein wiſſenſchaftliches Intereſſe gewähren; dem naturaliſtiſchen Laien hingegen, der nur ein paar geſunde Ohren mitbringt, erſcheinen derlei Schul-Elaborata wie böhmiſche Dörfer; und auſſer Stand, in den mäandriſchen Schlangenfaden ſich zurecht zu finden, oder den rein unverſtändlichen Hieroglyphen folgen zu können, muß er, Ariadnens Leitfaden entbehrend, in dem ſcheinbar chaotiſchen Tonlabyrinthe wohl immer mehr und mehr noch ſich verirren.“ —

„Der Operncomponiſt zumal darf ſchlechterdings keiner andern Göttin, als einzig nur der Melodie, huldigen, und dieſer mit ſeinen Opfergaben den ſchuldigen Tribut entrichten; denn er ſchreibt ausſchließend für ein groſſes, gemiſchtes, vielköpfiges, aus allen Ständen zuſammengeſtrömtes Publicum, das, für ſein bares Geld, zur zerſtreuenden Erholung nach des Tages Mühen und Laſten, vorzugsweiſe blos nur ſich vergnügen und unterhalten will.“

„Du haſt ja, mein Lieber! dich ſelbſt ſchon genügend überzeugt, wie unſere vaterländiſchen Bühnen eigentlich blos für Zuſammenkunftsorte abendlicher Rendezvous gelten; man verſammelt ſich dort auf der Mode deſpotiſches

Machtgebot; die Logenbeſitzer hören und ſehen, ſpielen Karten und ſoupiren, empfangen und erwiedern Beſuche; man ſchäkert, lacht, ſchwätzt und plaudert, erzählt und beſpricht die neueſten Zeitungsartikel, amüſirt ſich mit Anekdoten der Chronique du jour; politiſirt, negocirt, mediſirt, perſiflirt; — und was wir endlich von den Bretern herab zu Markte bringen, iſt der chamäleongleichen Converſation eigentliche Würze; — ein nothwendiges Gewohnheitsübel, — unentbehrlicher beinahe denn Lebensluft. Deshalb wird aber auch, um pro et contra feſtzuſtellen, jede erſte Vorſtellung eines neuen Kunſtproductes von A bis Z mit geſpannter, ungetheilter Aufmerkſamkeit conſumirt; gewöhnlich Lob oder Tadel nach extremen Maßſtab geſpendet, wobei freilich die mehr oder minder begünſtigten Repräſentanten, nicht ſelten ſogar temporäre, vorhinein ſchwer zu berechnende Zufälligkeiten, ihren folgereichen Einfluß üben. Von dieſem Momente angefangen ſind auch die Würfel gefallen, und das Loos der Zukunft, will ſagen: im Laufe der gegenwärtigen Stagione, unwiderruflich entſchieden. Jeder Theater-Frequentant, — utriusque generis — Liebhaber, Tonangeber, Kunſtfreund, wirklicher oder eingebildeter Kenner — wirft zum ſtimmfähigen Richter ſich auf; haben nun die Cantanti, der Maeſtro und Poeta Gnade gefunden, und ſind mit heiler Haut dem Fiascone-Schiffbruch entronnen, dann wählt jedes ſeine Lieblingsgerichte ſich aus, welche ohne Todſünde nie verſäumt werden dürfen; zeigt Fortuna ſich günſtig, und machen nur 4 bis 5 Piecen, ſei es durch melodiſchen Reiz oder durch den virtueſen Vortrag, ſprichwörtlich furore, ſo geht auch das Ganze a ſtelle, — wenn gleich der nicht favoriſirte Reſt unbeachtet bleibt, und blos nur dem Contraſte zu Liebe als ordinäre Zugabe mit in den Kauf genommen wird. —

„Die Oper iſt ja ein geſungenes Drama, und ſchon deshalb, **verbaliter**, Geſang ihr Haupterforderniß. Dieſer prävalirende Geſang kann aber ſchmeichelnd, eingänglich melodiſch ſeyn, und demungeachtet treu den Worten, den Perſonen, ſo wie der Handlung ſich anſchmiegen; die Motive ſollen, der vorherrſchenden Situation entſprechend und den leidenſchaftlichen Ausdruck characteriſirend, neu und originell erfunden werden, ohne, wie ein Blatt dem andern, ſich ähnlich zu ſehen, als ob ſie, gleich Maler-Deſſins, ſchlechtweg blos abpatronirt wären. — Die harmoniſche Mitgift, das ausſtattende Colorit, gehört dem Orcheſter, welches die Stimmen in erfriſchend wohlgefälligen Formen begleitet, die melodiſchen Contur-Umriſſe vervollſtändigt, — jedoch immer nur als zweite Inſtanz — ohne um den Vorrang buhlen zu wollen, ſelbſtſtändig die eigene Straße wandelnd. — Zuweilen mag es ſich allerdings fügen, daß Beide ihre Rollen tauſchen; — beiſpielshalber in dem mehrſtimmigen Enſemble einer **Opera buffa**, wo die handelnden Perſonen unter einander, **sottovoce**, geheime Mittheilungen ſich zuflüſtern; hier wäre auf alle Fälle ein periodiſch-rhythmiſches Arioſo durchaus zweckwidrig und unzuläſſig, ſondern ſolche und ähnliche Stellen müßten vielmehr im raſchen Redeſtrom gewiſſermaßen ſyllabiſch-eintönig, und blos nur **parlando** gehalten werden, wogegen die Inſtrumente den Geſang übernehmen, ſtetig eine cantabile Figur fortführen, wozu jetzt, im umgekehrten Verhältniſſe, die Sänger mit ihren declamatoriſch-recidirten Phraſen accompagniren. Eben darin liegt eine ganz eigenthümliche, wahrhaft dramatiſche Wechſelwirkung, und durch ſolch nationellen Scenen-Organismus kann ein Tonſetzer ſeine dichteriſche Befähigung zur pſychologiſch treuen Auffaſſung beurkunden.“ —

Überhaupt ſind alle jene Maeſtri und Maeſtrini im Irrwahn von einer gewaltigen Selbſttäuſchung befangen, die da vermeinen, um eine Oper zu ſchreiben, reiche man vollſtändig aus mit dem aus der Schule mitgebrachten Generalbaß, und grammatikaliſchen Accorden-Lehre; mit ziemlich oberflächlichen Kenntniſſen der verſchiedenen Tonwerkzeuge bezüglich ihres Umfangs, Fingerſatzes, Zuſammenklanges, — und was allenfalls ſemi noch durch Partitur-Leſen und etwas praktiſche Routine nicht ſchwer erlernt werden mag.

Rechne ich weiters hinzu: ein gutes Gedächtniß, um als Depoſitum zu behalten, was hier oder dort beſonders gefallen — das Taſchenſpieler-Kunſtſtücklein, jenes fremde, erborgte, oder beſſer: geſtohlene Eigenthum nach Zeit und Umſtände wieder an Mann zu bringen, und geſchickt maskirt, mit frecher Unverſchämtheit für ein **mann propria** Fabrikat zu verkaufen, — die Speichelleckergabe, das Sängervolk mit hündiſcher Servitut zu cajoliren, ſelbem in Allem und Jedem nach Willen zu thun, — arroganter Eitelkeit fröhnen, — gegen beſſere Überzeugung ſchonungslos verwerfen, was eben einer launenhaften Prima Donna oder dem pfauenſtolzen Muſico zu miſſfallen das Unglück hat; — begreife, wie ich ſonder Erbarmen im eigenen Fleiſche wüthe und gegen mich ſelbſt den Stachel ſchärfe! — Wer nun ohne eine Miene zu verziehen, ohne Seufzen und Murren ſein Sclavenjoch trägt, das Geheimniß ergründet hat, alle Betheiligte zufrieden zu ſtellen, dem mag es wohl als Lohn für ſolch entehrende Äſops-Geduld vielleicht zufällig gelingen, einen Treffer aus der verhängnißvollen Urne zu ziehen; allein der Afterglaube, welcher das nervenſchwache Lilliput-Geſchöpfchen für einen ſtarken Simſon hält, wird nur gar zu bald wieder entſchwinden, die optiſche Täuſchung in Nebel zerfließen wie Sonnenſtäubchen und des geträumten Ruhmes blendende Strahlen-

glorie an das Atomenleben der Eintagsfliege, an die Daſeynsdauer des Infuſions-Thiergeſchlechtes gemahnen.“ —

„Von einem echten Meiſter aber verlange ich viel, ſehr viel. — Ein Muſiker, wenn gleich ausgezeichnet in ſeinem Fache, der ſonſt weiter nichts verſteht als die Technik, den Materialismus ſeines Handwerks, bedünkt mich ein armſelig, wirklich bedauernswerthes Weſen, aus dem, wenn der Gegenſtand über den Horizont des Metiers ſich verſteigt, kein vernünftig Wort zum Vorſchein kommt. — Jeder hingegen, welcher den Rieſenſchritt zur Compoſition einer Oper, jenem Centralvereinigungspuncte ſämmtlicher ſchönen Künſte, wagt, ſollte, um das Werk mit Erfolg zu beginnen, wiſſenſchaftliche Bildung, Studien der Poeſie und Rhetorik beſitzen, vertraut mit den Regeln der Scanſion wie des Metrums ſeyn, auch wohlbewandert in der Äſthetik, Mythologie und Literaturgeſchichte, um den Geiſt der Dichtung richtig aufzufaſſen, die Verſe proſodiſch correct in Töne zu übertragen, für jede Frage, für jeden Ausruf den declamatoriſch wahren Accent zu finden, den Entwicklungsgang der mannigfaltigen Affecte und Leidenſchaften zu ſchildern; — ja er ſollte ſogar beinahe auch recitirender Schauſpieler ſeyn, oder doch wenigſtens practiſche Erfahrungen der ſceniſchen Repräſentationsweiſe errungen haben, um ſchon in ſeinem Tongemälde die hervorſtechendſten Momente des zuſtändigen Geberdenſpiels bezeichnend anzudeuten.“ —

„Wie ſo Manches in ſolcher Beziehung rein verfehlt erſcheint, — davon ließen ſich zahlloſe Beiſpiele namhaft machen. — Ich ſelbſt, deſſen mimiſche Ausbildung leider ſo ſehr vernachläſſigt wurde, daß ich meine artiſtiſchen Studien einzig nur dem Geſangvortrag zuwenden mußte*),

*) In der That war Salimbeni, vielleicht der größte Sänger Italiens aller Zeiten, als Acteur im hohen Grade unbeholfen. — Seine

fühlte mich öfters ungemein befangen, wenn mir dieſer oder jener Opern-Scribent zu einer Arie, bei deren Anfang ich mich bereits auf der Bühne befand, ein ellenlang und breit ausgeführtes Ritornell ſetzte; — was beginnen, während die Inſtrumente unten im Orcheſter parliren? Mit welch' paſſenden Geſticulationen und analogem Mienenſpiel ausfüllen die Pauſen von 40 bis 50 eine Ewigkeit dauernden Tacten? — In derlei Fällen zeigte ich mich wirklich etwas eigenſinnig, und beharrte unerſchütterlich feſt auf einer Abänderung. Der Erfolg bewährte faſt immer, daß meine Gefühle mich nicht irre geleitet; ein einziger Anſchlag oder ein paar kräftige Accorde genügten vollkommen, und erhöhten vielmehr noch den dramatiſchen Effect. — Umſtände verändern jedoch die Sache, und was hier verwerflich, zeigt dort ſich logiſch bedingt. Angenommen der Darſteller kömmt langſam zögernd, ernſt, überlegend, nachſinnend aus tiefem Hintergrunde hervor, — ſchreitet ſcheu umherſpähend über die morſchen Stufen einer gefährlichen, zum düſteren Grabgewölbe führenden Wendeltreppe, oder ſteigt von ſchroff gethürmter Felſenzinne klimmend herab in den Aſyl bietenden Thalgrund: dann iſt auch ein Vorſpiel, welches ſogar nach dem Umfang des zurückzulegenden Raumes bemeſſen werden muß, unerläßlich, beſonders wenn ſelbes, wie mit Recht gefordert werden kann, ſchon als Herold den Gemüthszuſtand des Auftretenden, die Charakteriſtik der Situation ankündigt, den malenden Übergang zu den Worten des geſungenen Monologs bildet, und die Zu-

---

wunderherrliche Stimme hatte den ſeltenen Umfang vom tiefen A der kleinen Octave, bis zum dreigeſtrichenen C und D, im Adagio zu Thränen rührend; vom leiſeſten Hauche zur kraftvollſten Stärke anſchwellend, hell dröhnenden Trompetenklängen vergleichbar; die Töne aller Regiſter glockenrein, angenehm, reizend, und von bezaubernder Sonorität.

hörer mittelſt des ausdrucksvollen Inſtrumentalvorlaufs zugleich auf den Inhalt der nächſtfolgenden Scene vorbereitend einweiht.“ —

„Ob die Tonmalerei unbedingt in der Muſik zuläſſig, — was wurde nicht ſchon alles darüber bejahend oder verneinend debattirt, gefaſelt, geſtritten und gekannegießert. Hat doch jedes Ding zwei oder auch wohl mehrere Seiten; weil unter verſchiedenen Umſtänden, mit gewiſſen Modificationen, ein und eben dasſelbe Verfahren gut geheißen, oder vor dem äſthetiſchen Richterſtuhle, von der geſunden Vernunft mißbilligt werden kann. Was dem Maler die Farben, ſind für den Muſiker ſeine Klangmittel. Wenn Erſterer — gleich dem Plaſtiker — blos nur einen einzeln-abſtract-feſtgehaltenen Moment zu ſchildern vermag, und durch ſein Bild nicht mehr als eine einzige Hauptempfindung darzuſtellen befähigt iſt, ſo öffnet ſich dem Tonmeiſter ein ungleich weitgedehnteres Feld, da die Macht ihm verliehen, eine ſucceſſive Wechſelfolge von Affecten und Leidenſchaften zur geiſtigen Anſchauung zu bringen. Darin begründet liegen die characteriſtiſchen Unterſcheidungsmerkmale, welche zwiſchen der Muſik, und den andern, ihr nahe verwandten ſchönen Künſten als ſcharf geſonderte Gränzſcheide beſtehen. Nur ſie allein läßt ſich nicht feſſeln an den iſolirten Augenblick der Gegenwart; — ſchafft vielmehr in ſelbſtſtändiger Freiheit, und entwickelt das innere Leben, die erwachenden Gefühle, den geheimen Seelenzuſtand, und wandelt alſo einträchtig, Hand in Hand, mit ihrer Schweſter, der Poeſie, indem ſie das todte Wort derſelben belebt, individualiſirt, und deren flüchtige Eindrücke auf den Culminationspunct ſteigert. Iſt es dem dramatiſchen Dichter erlaubt, ſeinen Helden in allen wichtigen und einflußreichen Schickſalswendungen beſchaulich uns vorzuführen, — ſeinen Zorn, ſeinen Haß, ſeine Furcht,

ſein Leben und Grauen, ſeinen Heroismus, ſein Ahnen, und all' jene Geſinnungen, die zur höchſten Thatkraft, zur Rache, Wuth, Eiferſucht, oder Liebesſchwärmerei, zum ſiegreichen Kampfe, oder aufopfernden Erliegen ihn anfeuern, zu entfalten, und in einen ſceniſchen Bilderrahmen zu faſſen, — warum ſollte allein nur der Tonkunſt gleicher Prärogative beraubt werden? — malt die lyriſche Poeſie Naturgegenſtände und Wirkungen, — den murmelnden Waſſerfall, die liebliche Morgendämmerung, den zu ſanfter Ruhe einladenden Frühlingsabend, die drückende Gewitterſchwüle, den brauſenden Orkan, die empörten Meereswogen, den Jammer der Schiffbrüchigen, Donner, Blitz, Sturm und Aufruhr der Elemente, die Majeſtät des leuchtenden Tagsgeſtirnes, den mild verſöhnenden Regenbogen, — wer darf es der Tonkunſt verargen, wenn auch ſie in der Schweſter Fußſtapfen tritt, und mit der Summe aller ihr zuſtändigen Hülfsmittel das Gemälde, nur höher noch potenzirt, zu verſinnlichen ſtrebt?" —

„Bei der Oper zumal muß ein ſolches Amalgamiren in mehrfacher Beziehung zuläſſig, ja ſogar gerechtfertigt erſcheinen, als dort Dichtung und Geſang, Mienen- und Geberdenſpiel, die Inſtrumentalmaſſen und ſceniſcher Attribut innig vereint zuſammenwirken, und nicht ſelten ſogar auch Terpſichore dem vielgliedrigen Bunde ſich anſchließt. — Daß aber die Tonmalerei nie ins Kleinliche ausarten, keineswegs auf einzelne Worte, ſondern ſtets nur auf den Totalumriß der Situation, auf die Gefühle und Empfindungen der Handelnden ſich erſtrecken darf, verſteht ſich ohnehin von ſelbſt, und möchte einem denkenden Tondichter wohl nie in den Sinn kommen; — nur unangenehm berühren, ſogar verletzen würde eine ſolche Auffaſſung, welche mit der Worte Deutung im offenbaren Widerſpruche ſteht; wie, beiſpielshalber, wenn der Dich-

ter ſagt: „Herkules ſteigt zum Orkus hinab!“ und die Melodie dazu bewegte ſich aufwärts; oder, wenn man die Phraſe: „der Jubel dringt zu den Sphären empor!“ durch eine abfallende Tonfigur ausdrücken wollte. — Davon abgeſehen, hat der dramatiſche Componiſt auch noch ſo manch' Weſentliches zu berückſichtigen. Es kommt vor Allem darauf an, ob er für eine große Bühne ſchreibt, oder auf die engbegränzten Räume einer kleineren beſchränkt iſt. Im erſten Falle wird er klug handeln, mit complicirten Effekten, ohne weit umher zu ſchweifen, möglichſt einfach und klar, gewiſſermaßen im all' fresco Styl, zu wirken; da raſche Harmonienfolgen, oder ſubtil, ins Detail ausgearbeitete Orcheſtervarthien bis zur Undeutlichkeit ſich verwiſchen würden. Der Theatermaler gibt hierin den untrüglichſten Fingerzeig. Nahe beſehen, wie plump, roh, unſchön und geſchmacklos iſt nicht die Decorationsleinwand mit fingerdick aufgetragenen Farben bekleert; beim hellen Lampenſchimmer jedoch, in wohlberechneter perſpectiviſcher Entfernung, erſcheint das Ganze reizend, ſymmetriſch abgerundet, im ebenmäßigſten Verhältniſſe, als ob ein Raphael, Titian oder Correggio den Pinſel geführt hätte. Findet ſich dagegen ein Tonſetzer veranlaßt, ſein Werk in einer minder räumlichen Localität auszuführen, dann mag er allerwege ein Übriges thun; mannigfaltiger moduliren, zartere Soloſiguren anbringen, und eigentlich mehr dem Miniaturzeichner ſich annähern; weil hier die gegründete Befürchtung, unverſtändlich zu werden, gänzlich wegfallt.“ —

„Was ich eben, bezüglich der großen Bühnen, bemerkte, mag auch, unter gleichen Prämiſſen, auf koloſſale Tempelhallen angewendet werden. Da, wie dort, — beſonders wenn noch eine hochgewölbte Reſonanzkuppel den Ausſchlag gibt, iſt ein echoartiges Nachklingen beinahe

unvermeidlich; drängen ſich nun die Harmonienfortſchreitungen alſo ſchnell hinter einander, daß ſchon wieder ein neuer Accord angeſchlagen wird, ehevor noch der frühere vollends austönte, ſo entſtehen mißlautende Querſtände, Conſonanzen vermiſchen ſich gleichzeitig mit Diſſonanzen, und ſehnſuchtig, doch vergebens, lauſcht das Ohr nach einer, endlich befriedigenden Auflöſung. Damit iſt denn auch das problematiſche Geheimniß entrathſelt, weßhalb unſere gelehrten Altmeiſter mit einer faſt geizigen Oekonomie verfuhren, und hauptſächlich, der reinſten Schreibart gemäß, meiſtens blos auf vollkommene und unvollkommene Dreiklänge ſich beſchränkten: wodurch ſie, nebſt den langſamen Rückungen, jene, allen Hörern eingängliche Deutlichkeit erzielten, welche — als Primarzweck — ſtets im Auge behalten, eine Wirkung hervorbrachte, die auch ſpätere Generationen noch mit Bewunderung erfüllt; deren Werke dankbare Nachkommen gleich koſtbaren Reliquien verehren, und die Namen der Schöpfer dieſer erhabenen Monumente für die Unſterblichkeit aufbewahren.“ —

Daß ſolche, und ähnliche Mittheilungen, die Leonti, aus Freundes Mund, wie Evangelienſprüche empfing, auf keinen unfruchtbaren Boden fielen, hat die Zukunft bewieſen. —

Im nächſtfolgenden Jahre **1741** ereignete ſich ein unerwarteter Schickſalswechſel. Aus der Heimat traf die ſchmerzliche Hiobspoſt ein, daß der geliebte Großvater das Zeitliche geſegnet, und ſanft hinüber ins ewige Friedensreich entſchlummert ſei. Weil nun inzwiſchen das weſtliche Italien zum Kriegsſchauplatz ſich geſtaltete mit der Krone Spanien, ſo errichtete der Canton Luzern für den Dienſt

des Königs von Sardinien, unter dem Commando des Obersten von Keller, ein Infanterieregiment, in welchem der Senator von Schauensee seinem Sohne ein Officierspatent erwirkte. Zweifelsohne hatte Leonti, bei dem Zusammentreffen anderer Umstände, auf die zugedachte Ehre standhaft verzichtet; jetzt aber erwachte sein Patriotismus, und der Gedanke, von den Patrizierjohnen seiner Vaterstadt der einzige Zurückbleibende gescholten zu werden, würde dem ritterlichen Sinne des auf der Vorfahren Großthaten stolzen Helvetiers unerträglich gewesen seyn. Was jedoch vorzugsweise den festen Entschluß, zeitweilig Bellona's Fahnen zu folgen, bestimmte, war die nunmehr unvermeidliche Trennung von seinem zweiten Ich, von Salimbeni, welcher die vielen an ihn ergangenen Einladungen nicht länger mehr abzulehnen vermochte, und namentlich schon in Venedig erwartet wurde, wo Gluck bei der zu componirenden Oper „Demetrio" zuversichtlich auf dessen Mitwirkung rechnete. Die überraschende Nachricht von des Junkers plötzlicher Standesveränderung durchflog wie ein Lauffeuer ganz Mailand, und benöthigte zur Glaubwürdigkeit der mündlichen Bestätigung. Vergebens suchte ihn der Gouverneur, Feldmarschall Graf Traun, selbst noch bei der Abschiedsaudienz, unter glänzenden Anerbietungen für die Armee des Kaisers und Königs von Ungarn zu gewinnen; noch weniger wankend machte ihn die schmeichelnd offerirte Hauptmannsstelle eines Graubündtner Barons von Travers, der ebenfalls eine Truppenwerbung versuchte, welche jedoch scheiterte, ins Stocken gerieth, und nur gar zu bald eine krebsgängige Wendung nahm. Immer schützte Leonti zur Entschuldigung sein gegebenes Wort vor, welchem er nimmer treubrüchig werden könne; mit tiefer Rührung schied er aus dem Kreise so vieler Wohlwollenden; unter

einem Thränenſtrom von Salimbeni; — ſprachlos lagen die Freunde Herz an Herz, und riſſen ſich endlich gewaltſam los aus den umſchlingenden Armen, im ahnungsvollen Vorgefühle des Niewiederſehens. Als nun auch dieſer letzte, bittere Wermuthskelch geleert, ermannte ſich der junge Krieger, ſeine volle, männliche Standhaftigkeit kehrte zurück, und wie auf Windesflügeln eilte er, Anfangs März 1792, nach der Feſtung Ivrea, dem Sammelplatze des erſten Bataillons, wo er unverzüglich in der Keller'ſchen Leibcompagnie als Fähnrich enrouillirt wurde. Wenige Tage darauf traf ſchon, mittelſt königlichen Brevets, die Ernennung zum Unterlieutenant ein, und, nach completirter Mannſchaft, bezog ſelbe die Garniſon in Novara. — Obſchon der jugendliche Martisſohn die wahrſcheinliche Hoffnung nährte, daß der Feldzug nicht allzublutig ſich erweiſen durfte, ſo beſchäftigten ihn dennoch vereint die Waffenübungen nebſt den Lehrſtunden der Kriegsſchule in ſolchem Maße, daß kaum ein Reſtchen Muße, ſeiner harmoniſchen Gottheit zu opfern, erübrigt werden konnte. Nichtsdeſtoweniger benützte er jeden Raſttag, um zur Ergötzung des Officierscorps flugs ein kleines Concertchen zu arrangiren; wirkte in erwähnten Stationsorten bei den muſikaliſchen Converſationen der Marcheſe Ponzona und Rivarole, des Grafen Caccia u. m. mit: erwarb ſich auch in der neuen Sphäre durch ſein Meiſterſpiel zahlreiche Gönner, und componirte, wie es nur angehen mochte, am Feldtiſche, militäriſche Stücke; worunter, zur Function der Fahnenweihe, ein pompöſer, von der ſeiner Oberaufſicht übergebenen Regimentsbande trefflich eingeübter und vorgetragener Parademarſch den größten und einſtimmigſten Beifall erhielt. — Kaum nach Ceni detaſchirt, langte auch ſchon eine zweite Ordre an, in das Thal Stura, zur Vergeſte Demont vorzurü-

ken, und die Barricaden auf der Montagnetta zu beſetzen, weil eine feindliche Streifpartei über Argentiere und Brizez dort einzubrechen drohte. Leonti, deſſen Feuerſeele jetzt mit gleicher Liebe an der Tonmuſe hing, wie zur Schlachten-Göttinn ſich hingezogen fühlte, war mit 160 Mann auf der Höhe St. Anna, nahe bei Vinai und Iſola, gegenüber den ſpaniſchen Vedetten, in der unertraglichſten Sommerhitze, zwiſchen Schnee- und Eisthürmen eingeferchet. Mit ſtrategiſcher Umſicht, nach den Vorſchriften der Tactik, ließ er durch ſeine Soldaten, meiſtens Vorarlberger und Tyroler, den engen Lombarda-Paß ſo geſchickt unterminiren, daß zwei Mann eine anrückende Armee in die Luft ſprengen konnten, da ſelbe in der ſchmalen Schlucht nur Paarweiſe zu defiliren im Stande geweſen wäre. Der commandirende General Pallavicini ließ ſpäter den Poſten von einem Lagerofficier prüfend unterſuchen, und alsdann, mit Bezeugung der vollſten Zufriedenheit, durch einen Capitän der Bergmiliz die von zehnwöchentlicher Strapaze faſt ganz erſchöpfte Mannſchaft wieder ablöſen. Dieſe marſchirte nun, vereint mit dem piemonteſiſchen Hauptcorps, an den cottiſchen Alpen hin, über Carraglio und Saluzzo, nach Savoyen. In wenigen Tagen folgte der König perſönlich, und holte bei dem Übergang des kleinen St. Bernhardsberges ſeine Armee ein. Die Wintermonate November und December campirte das Heer, unfern Montmelian, auf der Ebene St. Françoiſe, in der ſchlimmſten Jahreszeit, unter furchtbarer Kälte und unaufhörlichen Regengüſſen. — Wenn Alle die, von den Elementarereigniſſen gebotene Unthätigkeit langweilte, ſo machte vielleicht einzig nur Leonti eine Ausnahme. Ungeſtört überließ er ſich den Eingebungen ſeiner reichen Phantaſie; und wenn die Cameraden der trägen Stunden Schneckengang mit

Karten- oder Würfelſpiel zu tödten bemüht waren, dann ſaß er, ſinnend einſam, am wärmenden Lagerfeuer, und auf den, über eine dienſtbar-gehorſame Trommel ausgebreiteten Notenblättern tanzte emſig behende die Feder herum. —

Nachdem die, bisher im Angeſicht der franzöſiſchen Feſtung Barraux poſtirten, ſpaniſchen Obſervationstruppen zur Belagerung des Schloſſes Aſpremont avancirten, und deſſen 3000 Köpfe ſtarke Beſatzung mit Capitulation ſich ergeben mußte, trat die piemonteſiſche Heeresmacht, auf königlichen Befehl, den Rückzug an, durch die Grafſchaft Maurienne und Tarantaiſe, wobei dem Luzerner Auxiliar-Regiment erlaubt wurde, die in Ivrea zurückgelaſſene Canipage abholen zu dürfen. — Am 1. Jänner erklimmte Lieutenant von Schauenſee, mit ſeiner Brigade den lebensgefährlichen Pfad über die Eisrinde des St. Bernhard, und langte, nach unſäglichen Beſchwerden, den dritten Tag Abends, ſchwer erkrankt, am Fuße deſſelben, zu Aoſta an, wo er, einquartirt in dem dortigen Franziscanerkloſter, die freundlichſte Aufnahme und liebreichſte Pflege fand. Sowohl dieſe, als körperliche Ruhe, und beides mächtig befördert durch ungeſchwächte Jugendkraft, ließ ihn bald wieder geſunden; glücklicherweiſe beſaß auch Fra Geronimo, ſein Samaritan und unermüdlich beſorgter Wärter, ein wohlconditionirtes Clavichord, auf welchem der Reconvalescent die Zeit ſich angenehm verkürzen konnte, und desgleichen auch mit Luſt und Eifer an die unterbrochene Fortſetzung der zu Mailand bereits begonnenen Suite ſeiner Kammer-Sonaten ging. — Nach gänzlicher Herſtellung, und benützend die Dauer des ſechswöchentlichen Waffenſtillſtandes, machte der Junker einen kleinen Ausflug nach Turin, um einer Vorſtellung der ſplendiden Carnevalsoper

„Tito Manlio“ beizuwohnen. Auch hier erregte ſeine auſſerordentliche Virtuoſität eine beiſpielloſe Senſation; überhäuft mit Ehren und Kunſtbezeigungen, producirte er ſich in den angeſehenſten Adelsfamilien, und ſogar, eingeführt durch den jungen Marquis Bellegarde, im Hôtel des franzöſiſchen Ambaſſadeurs, Vicomte de Seneterre, öffentlich, bei einer glänzenden Serenade. — Durch die Courierſtaffete ſeines Verwandten, des Oberſtlieutenants von Schumacher, nach Coni, zu dem daſelbſt veranſtalteten Gouvernement Concerte, entboten, traf er, im ſchnellſten Ritte, noch vor dem Anfange dort ein, und verherrlichte das Tonfeſt durch ſeine kunſtreiche Mitwirkung. Dieſe riß Alles zur ſtaunenden Bewunderung hin, und erwarb ihm desgleichen die ausgezeichnetſten Bekanntſchaften der ganzen Umgegend. So wurde er mehrere Tage überhoch feiert, zu Busca, im Hauſe der gräflichen Brüder Belline, wie auf der Villa des Barone Bugetto, — nicht allein enthuſiaſtiſche Verehrer der Tonkunſt, ſondern auch ſelbſt ausübende Meiſter. — In den muſikaliſchen Zirkeln des Grafen Lovera lernte er die damals ſo berühmte Sängerin, Vittoria Bruna, kennen, welche, vorzugsweiſe befähigt, ſein herrliches Talent zu würdigen, ihn anciferte, mehrere Scenen aus Metaſtaſio's Operndichtungen in Muſik zu ſetzen. Für ſie ſchrieb er nicht nur eine Cantate: „Il trionfo della gloria,“ ſondern auch viele Arien mit Orcheſterbegleitung, von denen er wöchentlich drei bis vier neu vollendete in den ſtabilen Soireen zu Gehör brachte. Bei dieſer Arbeit begeiſterte ihn ein früher ungekanntes Gefühl; der ſprüchwortlich unheilbar verwundende Pfeil des blinden Liebesgottes hatte getroffen. Marietta, die im ſechzehnten Lenze, einer Roſe gleich reizend erblühende Conteſſina Lovera, empfand nur gar zu bald eine zärtliche Neigung für

den gefeierten Schweizerkünſtler, deſſen ſeelenvolle Tonſprache den Weg zu ihrem Herzen gefunden, während das feurige Gluthenauge wohlgefällig auf den ebenmäſſig ſchönen Formen des ſtattlichen Kriegers ruhte. Die Blicke verſtanden ſich; Leonti war beſiegt und ſchmachtete in ſüſſen Feſſeln; wer hätte auch die Hebegeſtalt ungerührt ſehen können? Da trat das Schickſal entzwiſchen; — die Ordre zum Aufbruch nach Sardinien trennte gewaltſam den harmoniſchen Bund, und die idealen Luftſchlöſſer ſtürzten zuſammen in Trümmer. —

Am 15. Juni ſetzte ſich das Bataillon in Marſch. Leonti, der, wie aus einem beſeligenden Traum erwachend, ſich ſelbſt geſtehen mußte, daß Amor ihm einen argen Streich geſpielt, und das gehoffte Ziel wohl nie erreichbar geweſen ſeyn dürfte, ſuchte Troſt am Buſen ſeiner älteſten Freundin, der Himmelstochter Euterpe, und gelobte, nie wieder von der erkorenen Doppelbahn zum Ruhme ſich verlocken zu laſſen. —

Angekommen in Nizza ſtellte ihn Graf Chateauneuf dem großbritanniſchen Conſul vor, welcher vor Begierde brannte, dieſen durch den Ruf ihm ſo intereſſant gewordenen Claviriſten ſelbſt zu hören; der Hafen Villafranca war zur Einſchiffung beſtimmt; — Morgens den 28. gab ein Kanonenſchuß das Signal, die Anker zu lichten, und die Abfahrt der ſämmtlichen Milizen geſchah auf zwei Galeeren und ſieben franzöſiſchen Tartanen. Nach zurückgelegten 12 Meilen auf hoher See trennte ſich jene Tartane, die mit Leonti's Colonne bemannt war, von der Flotille, um als Avantgarde voraus zu ſegeln. Kaum hatte ſelbe glücklich die Meerenge zwiſchen Corſica und Sardinien durchſchifft, als ihr ein paar tripolitaniſche Raub-Gallioten entgegen kamen, und ganz unzweideutig Miene zum Entern machten. Eiligſt wurde

auf dem Verdeck eine Compagnie en Quarrée arrangirt, Befehl zum Öffnen der Stückpforten gegeben und alle Anſtalten zur Vertheidigung getroffen; — da erſchien ein hülfebringender **Deus ex machina**, — die blaue Flagge einer engliſchen Kriegs-Brigantine von der Convoi des Admirals Norris; — dieſer Strich durch die Rechnung conſternirte die beutegierigen Piraten; — ſie wendeten und hielten es gerathener, in retrograder Richtung das Ferſengeld zu geben. Unangefochten langte nach einer zehntägigen Fahrt die Escadre Abends den 8. Juli bei der Mündung des Ports der ſardiſchen Inſel-Reſidenzſtadt an, und wurde mit Sonnenaufgang des nächſten Tages zum Garniſons-Dienſt angewieſen, ausbarquirt und in die Caſernen vertheilt. — Der über ein halbes Jahr währende Aufenthalt zu

Cagliari 1742

bildete in Leonti's Künſtlerlaufbahn einen denkwürdigen Lebensabſchnitt. — Fama war nicht läſſig geblieben, — der Poſaunenruf vorausgedrungen, welcher in der Perſon des tapferen Schweizer Officiers die Ankunft eines genialen Tonmeiſters kündete. Alles was Muſik trieb und ſchätzte, drängte in die Nähe des liebenswürdigen Fremdlings, und beſonders ſchloß ſich mit Leib und Seele an denſelben ein fanatiſcher Verehrer, der Advocat und General Controleur Nati. Mit deſſen Beiſtand und nützlichen Rathſchlägen wurde, — da das Dienſt-Reglement, keineswegs ſtreng, reichliche Muße gönnte, — in kürzeſter Friſt nach planmäßig entworfenen Statuten, ein academiſches Muſik-Collegium geſtiftet, zu welchem nebſt dem Oberſten von Keller ſammt deſſen Stabe faſt die ganze Nobleſſe ſubſcribirte, und den bei der jüngſten Promotion zum Oberlieutenant avancirten Junker als unumſchränkten Director erwählte. Zwei-

mal die Woche fanden groſſe Productionen Statt, welche wechſelweiſe in den Palaſten ſämmtlicher Theilnehmer abgehalten wurden, und wobei allen Damen, Cavalieren und Perſonen von Diſtinction der freie Zutritt geſtattet war. — Zur Namensfeier ſeines Chefs, — den 11. November — componirte Leonti die Oper: **Il Palladio conservato**, welche an zwei Abenden mit unbeſchreiblichem Beifall wiederholt werden muſte, und über deren kunſt- und geſchmackvolle Arbeit auch der als Gaſt geladene Vicekönig Baron von Blonay in höchſt verbindlicher Anerkennung ſich ausſprach. — Da der Erzbiſchof und Reichs-Primas Monſignore Barol durch ſeinen Bruder, den Commandeur-General-Lieutenant, einen leidenſchaftlichen, bei keiner muſikaliſchen Zuſammenkunft fehlenden Kunſtfreund, von jenem außerordentlichen Erfolge umſtändlichen Bericht erhielt, wünſchte er, gleichfalls ein groſſer Verehrer der Tonkunſt, ſelbſt als Ohrenzeuge über das alſo angerühmte Bühnenproduct urtheilen zu können. Um Sr. Eminenz entſprechend willfährig ſich zu erweiſen, ward demnach in dem ſehr geräumigen Schloß-Salon ſchleunigſt ein niedlich kleines Theater aufgeſchlagen, und das dramatiſche Tongedicht zum dritten Male dort abgeſungen. Die erleſene Verſammlung beſtand diesmal, mit Ausſchluß des ſchönen Geſchlechtes, nebſt den bereits oben erwähnten Honoratioren und höchſten Adels-Elite, aus den Biſchofen von Ales, Boſa und Saſſari, dem Domherrn-Capitel und geſammten Clerus, den Mitgliedern des Staatsraths, Landes-Guberniums, General-Schatzamts, Handelsgerichts u. m. a. — Nach beendigter Vorſtellung wurde der Componiſt mit Bitten beſtürmt, auch auf dem Clavier etwas zum Beſten zu geben. Ohne Virtuoſen-Prüderie ſpielte Leonti, beſcheiden die Unzahl von Lobſprüchen ablehnend, noch einige ſeiner brillanteſten Concert-So-

naten, deren originelle Genialität wo möglich den Culminationspunct des Entzückens erreichte. Faſt wie verſteinert umſtanden ihn die höchſten Civil-, Militär- und geiſtlichen Dignitäten, anſtaunend den eigenthümlichen Vortrag und die Wunderwirkungen dieſer Zauberhände; unter hundertſtimmigen Brave's, Evviva's und encomiaſtiſchen Dankſagungen verließ der Meiſterkünſtler das Inſtrument, und der Vice-König becomplimentirte ihn mit folgenden ſchmeichelhaften Worten: „**Monsieur! vi sono molti Maestri con Barba grizzia, che non sanno la metà di quello, che fà Lei!**“

Als kurz darauf die Freudenbothſchaft eintraf, von dem durch die königlichen Waffen bei Chateau-Dauphin erfochtenen Sieg, empfing Leonti den ehrenvollen Auftrag, ein ſolennes **Te Deum laudamus** zum Dankfeſte zu ſchreiben, welche grandioſe Compoſition auch in der Metropolitankirche unter ſeiner eigenen Leitung ganz vortrefflich ausgeführt wurde; nicht minder ſetzte er das vom Controleur Ratti gedichtete und ebenfalls unter Jubelbeifall dargeſtellte Gelegenheitsdrama: „**Applausi festosi della Sardegna**“ in Muſik, deſſen Widmung Se. Hoheit der Vice-König ſogar mit unverkennbarem Wohlgefallen genehmigten; — alle Federn geriethen in Aufruhr, um ſchlichtproſaiſch und hochpoetiſch den lorbeergekrönten Tonheldn zu beſingen, — ja es regnete ordentlich Sonetten, von denen das vorzüglichſt gelungene alſo überſchrieben war: „**Elogio al merito distintissimo dell' Illustrissimo Signore Francesco Giuseppe Meyer di Schauensee, Luogo-Tenente del Regimento Lucernese di Keller; Studioso di Geografia, e di lingue diverse; ornato delle più belle Arti Cavalleresche; virtuosissimo Compositore di Musica, e del Cembalo dilettante famosissimo.**“ —

Da Nichts hienieden auf unſerer ſublunariſchen Erdenwelt ewig währt, ſo muſten doch endlich einmal auch all' dieſe, ganz Cagliari in einen Wirbel von Zerſtreuungen ſtürzenden Feten, Academien, Opern, Bälle, Maskeraden und Illuminationen ihre Endſchaft erreichen. — Des Lebens ernſte Seite trat an die Stelle ſinnebetäubender Luſt, und drückte dieſe wieder zurück in tiefen Hintergrund. — Eine königliche Ordonanz berief das deutſche Regiment zur Rückkehr nach Villafranca, welches ſchnell marſchfertig ſich bereitend, auf zwei ſchwediſchen Kauffahrtei-Schiffen, jedes von 16 Kanonen, unter Bedeckung einer engliſchen Corvette mit unvergeßlicher Erinnerung der ſchönen Vergangenheit aus dem paradieſiſchen Golf des Mittelmeeres abſegelte. — Schon in der erſten Nacht entſtand ein gräßlicher, drei volle Tage ununterbrochen anhaltender Sturm, der jenes Fahrzeug, das Leenti befehligte, anfangs gegen Afrika's Küſte, dann plötzlich umſpringend, in die Nähe der Inſeln San Pietro und Oriſtagni verſchlug. Des Orkans donnergleiches Brauſen, der empörten himmelangethürmten Wellen ungeſtümes Schäumen und Toben, war für die phantaſiereiche Imagination des furchtloſen Tondichters ein unbekanntes, majeſtätiſch erhabenes Naturſchauſpiel, und zugleich der Born, woraus er — wie beinahe nach einem halben Jahrhundert bei einem ähnlichen Naturereigniſſe Joſeph Haydn — neue Bilder und Entwürfe zu characteriſtiſchen Tongemälden ſchöpfte. — Auch nachdem man im Hafen Conti friſches Waſſer eingenommen, und noch zwei engliſche Kutters, welche ein ſizilianiſches Regiment am Bord hatten, dazugeſtoßen waren, hörten Boreas Tücken nicht auf; er trieb, wie verhöhnend menſchliche Ohnmacht, die mit ſeiner Wuth ringenden Schiffer bald gegen Corſika's Küſten, bald nahe zum Eiland S. Margherita, bald

zur Bucht von Cannes, und ſogar in die Gewäſſer der hieriſchen Inſeln. Endlich nach 24tägigem raſtloſen Kampfe mit den Elementen, liefen die ſtark beſchädigten faſt all ihrer Maſten verluſtigen Fahrzeuge in den ſchützenden Molo von Villafranca ein, und ungeſäumt trat das complete Truppen-Corps die Etapen-Märſche zur Garniſonirung nach Nizza an. — Weil jedoch die Spanier mit ihren Verbündeten, den Franzoſen, gegen Piemont anrückten, Erſtere ſogar ſchon den Vaz-Fluß bereits paſſirt hatten, ſo verſchanzte ſich die concentrirte ſardiniſche Armee hinter den Linien, und lagerte auf den Anhöhen bei Monte Albano. Am 19. April erfolgte der allgemeine Angriff; — die Schlacht war mörderiſch; das Endreſultat den Alliirten günſtig. Oberſt von Keller vertheidigte löwenmüthig ſeine Piquet-Poſition bei Caſino di Thaen fünf volle Stunden, und hielt, ein zweiter Leonidas, mit 47 Sempachern, in dem Defilée-Verhau das Eindringen von 4000 Gegnern zurück. Doch zuletzt mußte die unverhältnißmäßige Übermacht obſiegen; und mit Wunden bedeckt, von Leichen umringt, reichte Winkelried's ebenbürtiger Nachkömmling dem feindlichen General ſeinen blutgefärbten Degen, welcher denſelben mit achtungsvoller Bewunderung aus ſolch' tapferer Heldenfauſt empfing. — Obgleich die Luzerner-Bataillone auf allen Puncten den beherzteſten Widerſtand leiſteten, ſo wurden ſie dennoch von den engliſchen Batterien zu wenig unterſtützt, um in die Länge ſich behaupten zu können; ſie mußten daher ebenfalls die Waffen ſtrecken, und nach ausgehaltenem Feuer der 16ſtündigen Action bei gänzlich verſchoſſenem Munitions-Vorrath, nothgedrungen ſich ergeben. So ſah ſich denn auch Leonti als Gefangener des Marquis Mirepoix und Grafen de las Minas, welche Feldherrn jedoch ihn mit großer Auszeichnung und zuvorkommender Höflichkeit be-

handelten, da auch ihnen deſſen weitberühmter Künſtlername nicht ungekannt geblieben, und übrigens ſeine glänzenden Waffenthaten ihre vollſte Achtung in Anſpruch nahmen. Durch den gewichtigen Einfluß des Infanten Don Philipp erhielt er indeſſen ſchon am achten Tage ſeine Freiheit wieder, wurde nach gegebenem Ehrenwort, den Dienſt zu quittiren, auf Officiers-Parole entlaſſen, und ſogar mit einer Sauvegarde des Prinzen von Toulouſe bis an die äuſierſten ſpaniſchen Vorpoſten escortirt. — Damit endigte nun für immer ſeine kriegeriſche Carriere; Bellona hatte falſch und treulos ſich gezeigt; darum verließ er ihre Fahnen, entſagte dem auf ihrer Bahn oft theuer erkauften Ruhme, und warf ſich Euterpe'n, der erſten, nie verlaſſenen, mit ſeinem ganzen Daſein in Eins verſchmolzenen Geliebten in die Arme, um nie wieder von ihr zu ſcheiden.— Über Breglio, Oſpello, Nizza und Coni flog er hin nach Mailand, wo er ſehnlichſt erwartet, im Kreiſe trauter Freunde, einzig nur Salimbeni's Abweſenheit ſchmerzlich vermiſſend, einen beſeligenden Monat verlebte. Vorzugsweiſe beſchäftigte ihn dort jene Arbeit, welche ihm am meiſten, vor allen andern ganz beſonders am Herzen lag; es waren die Schlußſteine ſeiner Kammer-Sonaten, deren Vollendung nunmehr heranreifte, und die ihm, als nur durch gröſten Geiſtesaufwand zu Tage gefördert, ein alſo unſchätzbares Kleinod bedünkten, daß er ſelbſt den dringendſten Bitten, eine Abſchrift davon zu erlauben, ſtandhaft zu widerſtehen vermochte. Was im Guten nicht zu erreichen, ſollte Liſt vollbringen; wäre ſelbe auch keine der erlaubten, oder vom Gewiſſen zu rechtfertigende. Der neidiſch geizige Autor wurde nämlich unter dem Vorwand einer Landpartie für einige Tage entfernt, die Zwiſchenzeit hingegen dazu benützt, ſein ſorgfältig verſchloſſenes Schreibpult geſchickt, ohne Verdacht erregende Spuren zu öffnen, und den

proviſoriſch begangenen Raub ſchleunigſt copiren zu laſſen. Dieſe jedenfalls unrechtliche Procedur blieb ihm lange ein ſtrenges Geheimniß, wovon er nicht die geringſte Ahnung hatte; erſt nach Jahren wurde ſchriftlich das reuevolle Geſtändniß abgelegt, worauf er denn auch, weil einmal Geſchehenes nicht mehr zu ändern, den Sündern aus reiner Kunſtliebe großmüthig Verzeihung und Losſprechung des verübten Frevels angedeihen zu laſſen, ſich bewogen fand. —

Luzern 1744.

Im Ahnenſaal des Senators von Schauenſee ward des geliebten Sohnes Ankunft durch ein ſplendides Familienfeſt gefeiert, welchem, auſſer ſämmtlichen Verwandten und Freunden, auch der hohe Rath des Cantons beiwohnte. An den Wänden prunkten behelmt und in koſtbaren Rüſtungen die Conterfeys der adeligen Vorfahren und deren züchtigen Hausfrauen, mit nationellen Schnabelhauben, goldenen Ketten und Spangen geſchmückt; die Tafel ſchien beinahe zu erliegen der Wucht von Gerichten, und klirrende Becher, aus rieſigen Pocalen ſtets neu gefüllt, erhöhten die allgemeine Fröhlichkeit. Als der Schultheiß, mit Würde ſich erhebend, unter Trompeten- und Paukenſchall einen Toaſt ausbrachte auf das Wohl des jungen Mitbürgers, der im Auslande alſo herrlichen Ruhm ſich erworben, als Tonmeiſter, wie im Felde der Ehre, überreichte er demſelben zugleich, unter den üblichen Ceremonien, auf einem Sammtkiſſen die decretale Urkunde ſeiner Aufnahme zum Rathsmitgliede, welcher Ernennung ſpäter, in verſchiedenen Zwiſchenräumen, auch noch die Anſtellung bei den kleinen Tribunalen der ſogenannten Stadt- und Neune-Gerichte, dann die Verleihung des Unter-Zeug-, Suſt-, Reiß-, Wag- und

Herren-Amtes folgte. Weil jedoch dieſe Würden, ſo zu ſagen, in die Cathegorie einer sinecure gehörten, ſo behinderten ihn ſelbe nicht im Geringſten, ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, wie vor und eh', ſich hinzugeben. Was ihn am meiſten betrübte, war der gänzlich verwahrloſte Muſikzuſtand in ſeiner Geburtsſtätte: und ſein ernſtes Trachten ging dahin gerichtet, denſelben nach Möglichkeit auf eine höhere Kunſtſtufe zu erheben. Mit unſäglicher Geduld und unermüdlicher Beharrlichkeit ſchuf und bildete er ſich allmälig ein Orcheſter von 70 Individuen, welches er durch ſorgfältig ſtrenges Zuſammenüben endlich nach und nach dazu befähigte, die ſchwierigſten ſeiner eigenen, ſo wie fremder Geſang- und Inſtrumental-Compoſitionen mit erſchöpfender Präciſion vortragen zu können. Da bei ſolchen, gleich einem Wunderwerke angeſtaunten Productionen ſtets die ganze Nachbarſchaft ſich einzufinden pflegte, ſo drang die Kunde davon bis in entferntere Gegenden, und hatte eine Reihe von Einladungen zur Folge. — So berief ihn ſein zweiter Ohm, Bernhard Rusconi, Prälat in Rheinau, der Mutter älterer Bruder, zu ſich, um die dortige Orgel prüfend zu unterſuchen, unter ſeiner Aufſicht ausbeſſern zu laſſen, und einigen muſikaliſchen Mönchen praktiſchen Unterricht zu ertheilen. Auch das ſpäter daſelbſt abgehaltene Jubelfeſt des heiligen Märtyrers Baſilius half des Neffen reicher Erfindungsgeiſt mit neuen Tonwerken ausſchmücken, und nicht minder im Stifte Mury die Säcularfeier ſeines Namenspatrons St. Leontius. —

Wie vor einem Decennium mußte er abermals mehrere Wochen am Hofe des Abtes Cöleſtin, Fürſten von St. Gallen, verweilen, und ſowohl allein, als mit Inſtrumentenbegleitung ſich hören laſſen. In jener Zeit unterhandelte er auch mit der Sammiſchen Buchhandlung wegen Herausgabe verſchiedener ſeiner Compoſitionen,

welche kurz nachher in deren Verlag durch den Druck veröffentlicht wurden *). —

Um der Ältern sehnlichen Wunsch, das ritterliche, stift- und ordensfähige Geschlecht nicht absterben zu sehen, zu erfüllen, entschloß sich Leonti endlich, mit seiner Jugendgespielin, der Tochter des k. k. Schweizergarde-Hauptmanns, Junker Pfyffer von Altishofer, in ein eheliches Bündniß zu treten; am 30. Mai 1748 wurden auch wirklich bereits die Ringe gewechselt, wobei jedoch der Bräutigam fest darauf bestand, daß die Trauung selbst erst am Tage seines dreißigsten Wiegenfestes vollzogen werde. — In diesem dopp eljährigen Zwischenraume ereignete sich aber, wie die Biographen, ohne deutlicher darüber sich auszusprechen, berichten allerlei Vorfälle, Intriguen und Ohrenbläsereien, wodurch der Verlobtes gegenseitige Neigung merklich zu erkalten begann; — also geschah es denn, daß der geschlossene Bund mit beiderseitiger Zustimmung wieder gelöst wurde, und die Betheiligten im besten Einvernehmen zu dem früheren, blos freundschaftlichen, Umgange zurückkehrten; — und nochmals machte Leonti die erneuerte Erfahrung, wie einzig nur Euterpe, der Tonkunst holde Muse, seine unzertrennliche Lebensgefährtin seyn und bleiben dürfe.

Zur erheiternden Gemüthszerstreuung unternahm er eine kleine Reise ins Thurgau, um dort domicilirende Freunde und Blutsfreunde zu besuchen. Über Zürich heimkehrend traf er gerade Abends ein, als in dem prächtig decorirten Stadtsaale von dem damals berühmten Zürcher Musik-Collegium ein grosses Concert unter der Direction des aus Bergamo berufenen Violin-Virtuosen,

*) Siehe den Anhang.

Professore e Maestro Nazario Dech, abgehalten ward. Incognito wollte er zwar demſelben beiwohnen; allein bald ſah er ſich von vielen Anweſenden freudig erkannt und mit Bitten beſtürmt, ſich gleichfalls hören zu laſſen. Unfähig, ſolch ſchmeichelhafter Zudringlichkeit noch länger widerſtreben zu können, beſtieg er im ſchlichten Reiſecoſtume die erhobene Orcheſter-Tribune, und ſpielte theils Solo, theils vom Bogenquartett accompagnirt, mehrere ſeiner beliebteſten Concertſtücke, wofür ihn das eben ſo zahlreiche als anſehnliche Auditorium, in welchem auch der holländiſche Miniſter, Monſieur de Calmette, ſich befand, mit Lobes- und Erkenntlichkeitshuldigungen überhäufte. — Ein zweites Mal nach Murry geladen, ſchrieb er bei der canoniſchen Wahl des Abts Fridolin, wie auch zur Conſecration des Cardinals von Rodt, Fürſt-Biſchof in Conſtanz, ſämmtliche Kirchen- und deßgleichen jene während der feſtlichen Banquette producirten Muſikwerke, wobei er ſelbſt, wie immer, mit dem allgemeinſten Beifall mitwirkte. — Die ſolenne, dreichörige, für Münſter zum St. Michaelsfeſte verfertigte Meſſe mit 36 Realſtimmen wird aber von ſeiner Mitwelt als die höchſte, nie genug zu bewundernde Meiſterſchöpfung geprieſen, und — was allerdings ſein Andenken nur mehr noch ehrt, — zugleich bemerkt, daß jenes Übermaß von Künſtlerruhm ihn weder zur Eitelkeit verleiten, noch abtrünnig zu machen vermochte von ſeinem, ſchon im zarten Knabenalter erkorenen, und tief ſich eingeprägten Wahlſpruche: „Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini Tuo da gloriam!“ —

Das Jahr 1759 bewirkte endlich eine Sinnesänderung, die mit jener früheren des achtzehnjährigen Jüng-

lings in geheimer Wahlverwandtſchaft ſtand. — Leonti begann nämlich des weltlichen Standes gänzlich überdrüſſig zu werden, und lebte der felſenfeſten Überzeugung, allein nur als Prieſter ſeiner wahren Beſtimmung genügen, und der Tage Reſt in reiner Seelenzufriedenheit hinbringen zu können. Erſt nach langem Kampfe gelang es ſeiner unerſchütterlichen Conſequenz, der Eltern Genehmigung zu dieſem von jenen ſo ſehr mißbilligten Schritte zu erhalten; jetzt aber, nach allen aus dem Wege geräumten Hinderniſſen, reſignirte er unverzüglich auf ſämmtliche ihm verliehene Civil-Ämter, erbat ſich blos nur die Präbende der Ehrencaplanei des Stiftes St. Leodegar im Hof, nebſt Ernennung zum Nachfolger ſeines alten Lehrers, des kürzlich mit Tod abgegangenen Organiſten Müller. Die hohe Obrigkeit fühlte ſich gewiſſermaßen verpflichtet, ſolch beſcheidenen Wünſchen zu willfahren; eigenhändig empfing er durch den päpſtlichen Nuntius, Monſignore Acciajuoli, die heiligen Weihen, nebſt dem Diplom des apoſtoliſchen Prote-Notariats; und nicht lange darnach, bei dem Ableben des bisherigen Manns-Lehenträgers, Joſt Bernhard Hartmann, auch durch den Amtsſchultheiß und Bannerherrn, Göldlin von Tiefenau, einen neuen, auf ſeine Perſon lautenden Belehnungsbrief.

Daß er 1756 nach Stanz, im Canton Unterwalden, zum Walliſer Bundesfeſte ſowohl die religiöſe, als auch jene bei der Geſandtſchaftstafel vorgetragene Concert-Muſik verfaßte, iſt zugleich auch die letzte hiſtoriſch verbürgte Nachricht; denn bis hierher nur und nicht weiter reichen ſämmtliche, auf die Gegenwart überkommene Documente. Kein einziger älterer oder neuerer Biograph vermag weder den Todestag, noch das Sterbejahr jenes ſeltenen Tonmeiſters namhaft zu machen, der

ſeinen Zeitgenoſſen als außerordentliches Phänomen galt, während ſeine Compoſitionen ſelbſt wohl kaum der kleinſten Zahl emſiger Forſcher bekannt ſeyn dürften. — Eine vielleicht jetzt auch nicht mehr aufzufindende Grabſchrift lautete: **Hic jacet reverend. Dom. Franciscus Josephus Leontius Meyer a Schauensee; Protonotarius apostolicus; Sacellanus honoris; Organista Monasterii nobilis. St. Leodegari Lucern. natus die 10. Aug. 1720; obiit — — —**

Anhang.

In Marpurg's „kritiſchen Briefen über die Tonkunſt," welche auch bei dem ſtreng geſchichtlichen Theile vorſtehender Erzählung zur Grundlage, und als einzig verläßlicher Leitfaden dienten, findet ſich 2. Band, Seite 499, Folgendes hier buchſtäblich treu mitgetheilte Verzeichniß von Schauenſee's ſämmtlichen, ſowohl gedruckten, gleichwie handſchriftlich hinterlaſſenen Compoſitionen:

A. Kammer- und Theatralſtücke.

I. *Il trionfo della Gloria*, all' arrivo feliciſſimo in Cuneo, dell' Illuſtriſſimo e Generoſiſſimo Signore *di Keller*, Colonello di Regimento Lucernese del medesimo nome etc. etc. Cantato alla presenza di Nobiliſſima e Sontuoſiſſima Converſazione di molti Cavaglieri e Dame, dalla virtuoſiſſima Dilettante di Musica, Signora *Vittoria Bruna*. — 4. Stampa di Francesco e Carlo fratelli Astri; 1753.

II. *Il Palladio conſerrato*, Componimento Drammatico, rappresentato in Musica da 3 Persone nella Real Città *di Cagliari*, il di 11. Novemb. per festiggiar il feliciſſimo Giorno Natalizio dell' Illuſt. e Gener.

Signore *di Keller*, Colonello etc. etc. — 12. Stampa dell' Heredi d'Onofrio Martin: 1743.

III. *Applausi festosi della Sardegna, e dell' Italia*, per la gloriosa Vittoria, ottenuta da *S. M. Sarda*, il Rè *Carlo Emanuele*, contra l'armi Gallispane, il dì 9. d'Ottobre. Componimento Drammatico a 3 Persone. Stampa dell' Heredi d'Onofrio Martin; 1744.

IV. *Hortus conclusus*, Cant. 4. 12., oder: Der zu Oberen Eſchenbach beſtverwahrte Königl. Luſt- und Blumen-Garten; auf den hohen Nahmens-Feſt-Tag der Hochwürdigen Frauen, Frauen Abtiſſin Maria Roſalia Regina Rusconi; zur Bewunderung nach muſikaliſcher Kunſt belebet und beſchrieben. Eine Cantate à Solo, mit Muſik und Text. Kel. Gedruckt zu Lucern, bey Heinrich Hautt; 1745.

V. Die Parnaſſiſche Geſandtſchaft, oder: Ein Poetiſcher Glückes-Wunſch auf das Hohe Nahmens-Feſt obiger Frau Abtiſſin und Baſe des Muſik-Verfaſſers. Eine Operetta, in denen Perſohnen der Caliope, Polymnia, Euterpe und Melpomene vorgeſtellet. 4. Gedruckt zu Freyburg in Uchtland, bey Heinrich Hautt; 1746.

VI. Muſikaliſches Frieds- und Freude-Feſt von verſchiedenen Götterſchaften, in einer fünfſtündigen Oper aufgeführt, und zu höchſter Ehre des neugebohrnen Königl. franzöſiſchen Prinzen und Herzogs von Burgund, muſikaliſch verfertigt, aber durch gewiſſe Kunſtgriff der Eyferſucht von einigen Gegen-Partheyiſchen Mißgönnern zu ſpielen hintertrieben werden. 4. Gedruckt bey Joſt. Franz. Jacob Myßing, Stadt-Buchdr. 1751.

VII. Brutus; ein Trauerſpiel, auf Hoch-Obrigkeitl. Schaubühne zu Lucern aufgeführt, worbey, nebſt der Haupt-Muſik, das Muſikaliſche Zwiſchenſpiel ſonderbar zu bemerken war, in welchem theils die Schmitte des Vulcani mit drey ſchmiedenden Cyclopen, theils aber ein Militariſches Piqué-Exercitium künſt- und lächerlich in der Muſik vorgeſtellt wurde. 4. Gedruckt zu Lucern, in der Hauttiſchen Buchdruckrey; 1753.

VIII. Der verlohrene Beutel eines Geitzhalſes, in einem Faſtnacht-Luſt-Spiel auf Hoch-Obrigkeitl. Schaubühne aufgeführt. 4. Gedruckt in der Hautliſchen Buchdruckerey; 1754. — Die Muſik dieſes Luſtſpiels hatte ſolchen Applaus und Beifall gehabt, daß eine Hohe Obrigkeit dieſes noch einmal vor ſich, den Adel und Bürgerſchaft allein anzuhören, den Montag nach der Alten Faſtnacht beſtimmte. Die Freſchen-Arie ware beſonders merkwürdig, und von einer ſeltſamen, der Ähnlichkeit überaus gemäßen Erfindung.

B. Kirchen-Muſik.

1 Werck von groſſen und vielſtimmigen Meſſen. — 1 Werck mittelmäſſiger Meſſen. — 1 Werck kurzer Meſſen. — 1 Werck von Orgel- oder Clavecin-Concert mit der gewöhnlichen Inſtrumental-Begleitung. — 1 Werck von 18 Cammer-Sonates vor das Clavecin, ſamt einem Menuet à 60 Abänderungen, deren Cadençe keine der andern gleich iſt. — 1 Werck Symphonien, Regiments-Märſche, Menuets, nebſt allerhand Galanterie- und Pantomime-Stücken. — 1 Werck XVI Offertoria. — 1 Werck XII Festival-Offertoria. — 1 Werck à 40 Arien. — 1 Werck Miscellaneum von Te Deum laudamus, Tantum ergo, Vidi Aquam, Asperges, Stella coeli etc. etc. — 1 Werck ſolenne Veſpern ꝛc. ꝛc. — 1 Werck kleine und bis dahin noch niemals ſo kurtz geſchehene Veſpern, — 1 Werck Hymni vor die Veſpern. — 1 Werck Magnificat. — 1 Werck Antiphonae Marianae. — 1 Werck Lytaniae Marianae. — 1 Werck Misorere. — 1 Werck Veſpern, Complet, Antiph. Mar. etc. etc. nach Ambroſianiſchem Geſang, ohne Inſtrumenten. — 1 Werck Requiem. — 1 vollſtändig ausgearbeitete Meß von 2 concertirenden Chören auf St. Michaels-Feſt nach Beron-Münſter verfertiget.

C. Im Druck ſind herausgegeben worden:

Opus I. Betitelt: De Semine bono, ex terra bona Fructus Laboris, et Artis Flos Vernans in foecundis Helvetiorum convallibus exortus; Harmonico XL. Ariarum concentu, à soprano et conti'alto, una cum

varijs Instrumentis Germanis emendatioris Musices Delatus etc. etc. Fol. 1748. Gedruckt im Fürſtl. Stift St. Gallen; verlegts Joſeph Samm von Unterammergau in Bayern.

Opus II. Betitelt: Obeliscus Musicus Tot magnificis Inscriptionibus, quot novis concentuum generibus, ad Regulas moderni gustus, artificijq. exornatus etc. etc. XVI Offertoria solemnia, quae partim de Tempore Festisq. primarijs, partim de Communi Sanctorum à 4 voc. etc. etc., instructa floridioris Musices cultoribus offert etc. etc. Fol. 1752. Gedruckt zu Freyburg im Uchtland bey Heinrich Hautt; verlegts Joſ. Samm ꝛc. ꝛc.

Opus III. Betitelt: Ecclesia Triumphans in Campo et Choro. Seu Te Deum laudamus, Vidi aquam, Asperges, et Stella Coeli, pro omnibus Diebus Festivis occurrentibus, Primitijs et aliis solemnitatibus etc. etc. Fol. 1753. Gedruckt im Fürſtl. Stift St. Gallen; verlegts Joſeph Samm und Compagnie ꝛc. ꝛc.

Opus IV. Betitelt: Pontificale Romano-Constantiense Musicum, seu Missae 7 breviores solennes etc. etc. Fol. 1756. Gedruckt und im Verlag bey Herrn Johann Jacob Letter's ſeel. Erben in Augſpurg.

Opus V. Betitelt: Cantica Doctoris Mellifiui Mariano-dulcisona; seu Antiphonae Mariannae 32; nempe: 12 Salve Regina, 6 Alma Redemptoris, 6 Ave Regina et 8 Regina coeli etc. etc. Fol. 1756. Gedruckt und im Verlag wie oben.

Opus VI. Betitelt: Pantheon Musicum, complectens Concertationes 8 ab Organo, vel Clavicembalo, 2 Violinis, Viola, Violoncello et Contrabasso obligatas etc. etc. Fol. 1757. Gedruckt und im Verlag wie oben.

Opus VII. Betitelt: Phoebus sive Apollo Musicus sub Vesperum exoriens; seu Vesperae 4. etc. etc. Fol. 1757. Gedruckt und im Verlag wie oben.

Opus VIII. Betitelt: Tabellarius Musicus, Novitates varias Musico harmonicas ex montium Cavernis Helvetiae in orbem velociter portans; id est: Symphonias 6

unacum appendice Musicam Theatro-Militarem continente, à 2 Viol., Viola, et dupl. Bass. et necess. etc. etc. Druck und im Verlag wie oben.

Als Epilog gibt Marpurg noch eine genealogiſche Tabelle dieſes „großen Muſikus," welcher Stammbaum deſſelben nahe Verwandtſchaft mit den Patrizierfamilien „an der Allmend, — „Hartmann," — „Hyſat," — „Bircher," — „Pfyffers von Altishofen," — „Segiſſer von Braunegk, — „Studer," — „von Luſa," — „am Rhyn," — „Schwerzin" und „Flockenſtein" erweiſet.

Gedichte

von

Vinzenz Zuoner.

1.

Kurz vorm Scheiden.

Du mußt nicht ſo zärtlich ſchauen,
Mußt nicht gar ſo herzlich ſeyn,
Denn mich faßt ein ſtilles Grauen,
Fällt mir da die Trennung ein.

Soll mein Herz nicht vollends brechen,
Und im Scheiden nicht vergeh'n,
Laß mich Launen oder Schwächen
Statt dem ſanften Weſen ſeh'n.

Einen Fehler laß' mich wiſſen,
Sei es auch aus bloßer Liſt;
Ach, wie kann ich dich denn miſſen,
Wenn du wie ein Engel biſt!

2.

Vielleicht.

Vielleicht hab ich' zum letzten Mal
Sie an die Bruſt gepreßt;
Vielleicht verzehrt die Trennungsqual
Des Lebens kurzen Reſt.

Vielleicht war dies der letzte Kuß,
Den ſie mir ſcheidend gab;
Vielleicht gelangt ihr nächſter Gruß
Schon an des Freundes Grab.

Vielleicht! vielleicht! — die tiefſte Qual
Liegt in dem kurzen Wort,
Und ſcheucht den letzten Hoffnungsſtrahl
Aus meiner Seele fort.

Vielleicht, — — und ſoll's auch wirklich ſeyn,
Daß mich der Tod erreicht,
So wart' ich, Theure! jenſeits dein,
Dort jammert kein Vielleicht.

3.

Antwort.

Ob ich deiner noch gedenke,
Fragt beſorgt dein letzter Brief?
Theures Weſen! quäl' und kränke
Meine Seele nicht ſo tief!

Wie die Schwalben ſchnell ſich flüchten,
Wenn die Flur im Froſt erſtarrt,
Und den Flug nach Süden richten,
Wo auf ſie der Frühling harrt;

Wie des Berges klare Wellen
Aus den dunklen Schluchten flieh'n,
Und entzückt zu Blumenſtellen
Nach den fernen Auen zieh'n:

Alſo eilig zieh'n und ſchweben
Meine Träume ohne Ruh',
Aus dem kalten, dunklen Leben,
Deiner lieben Heimat zu.

Dorthin eilen, ohne Schranken,
Alle Wünſche meiner Bruſt,
Meine Bilder und Gedanken
Flieh'n dahin mit ſtiller Luſt.

Dorthin ſtrömen die Gefühle
Meines Herzens für und für;
Wo ich bin, iſt nur die Hülle,
Meine Seele iſt bei dir!

Abſchied

von

Willibald von Schemuth.

Einen Blick nur, einen Kuß
Gib mir, Liebſte, noch zum Scheiden,
Weil ich fort nun wandern muß,
Muß in mein Verbannungsleiden.

Einen Blick nur, einen Kuß,
Gib mir ſie zur Reiſezehrung,
Weil ich ſonſt verſchmachten muß,
Ach! zu meines Leidens Mehrung.

Einen Blick nur, einen Kuß!
Meines Frühlings Licht und Wärme;
Daß ich blind nicht wandern muß,
Nicht im Froſte mich verhärme.

Einen Blick nur, einen Kuß!
Aber gib mir keine Zähre,
Auf daß ich nicht weinen muß,
Wenn ich einſtmals wiederkehre.

Gedichte

von

Carl Candidus.

1.

Alte Liebe.

Die dunkle Schwalbe kehret
Aus fernem Land zurück,
Die frommen Störche kehren
Und bringen neues Glück.

An dieſem Frühlingsmorgen,
So traubverhängt und warm,
Iſt mir, als fänd' ich wieder
Der alten Liebesharm.

Es iſt, als ob mich leiſe
Was auf die Schulter ſchlug,
Als ob ich's ſäuſeln hörte,
Wie einer Taube Flug.

Es klopft mir an die Thüre,
Und iſt doch niemand draus;
Ich rieche Jasmindüfte,
Und habe keinen Strauß.

Es ruft mir aus der Ferne,
Ein Auge ſieht mich an,
Ein alter Traum befällt mich,
Und fuhrt mich ſeine Bahn.

2.

Frühlingsanfang.

Der laue Thauwind geht in alle Gaſſen.
Hoſanna! Wer mags faſſen?
Die Palmen werft! die Kleider ſpreitet aus!
Der junge Frühlingsfürſt zieht in ſein Haus.

3.

Tambourliedchen.

Den Wirbel ſchlag' ich gar ſo ſtark,
Daß euch erzittert Bein und Mark.
Drum denk' ich an's ſchön' Schätzelein.
Blaugrau,
Blau,
Blaugrau,
Blau
Iſt ſeiner Augen Schein!

Und denk' ich an den Schein ſo hell,
Von ſelber dämpft das Trommelfell
Den wilden Ton, klingt ſanft und fein.
Blaugrau,
Blau,
Blaugrau,
Blau
Sind Liebchens Äugelein!

4.

Kuſch dich, mein Pudelherz.

Kuſch dich mein Pudelherz,
Nimmer leck' ihr die Hand!
Hat ſie dich doch verbannt!
Kuſch dich, mein Pudelherz.

Kuſch dich, mein Pudelherz.
Mops, der Philiſterhund,
Leckt ihr den Roſenmund —
Kuſch dich, mein Pudelherz.

Kuſch dich, mein Pudelherz.
Blicke du niederwärts.
Friß deinen Hundeſchmerz.
Kuſch dich, mein Pudelherz.

5.

Das Lachmännchen.

Lachmännchen wollen ſie begraben.
Es anſgen im Chor die Leichenknaben:
„Laßt uns den Leib begraben!“
Da lacht's von der Sacriſtei ſo hell:
„Ha, ha, ha, habt ihr ihn? habt ihr ihn?“
Sie wandten ſich ſchnell,
Und Alles erbebte —
Lachmännchen, wie es leibt und lebte,
Guckt' aus dem Fenſter der Sacriſtei,
In der Zipfelkapp', und lacht dabei:
„Ha, ha, ha, habt ihr ihn? habt ihr ihn?“

D'rauf bannten ſie's in einen Brennen,
Es ſchien weder Mond dahin noch Sonnen.
„Nun hätten wir's gewonnen!“
Hui! durch die Gapuzen ſpringt's und lacht:
„Hi, hi, hi, hi, hi, hi, hi, hi, hi.“
Sie haben gemacht
Gar lange Geſichter!
Lachmännchen ſchnippt dem Bannglichter,
Es ſpukt am Mittag, im Sonnenſchein;
In der Zipfelkapp', und lacht darein:
„Hi, hi, hi, hi, hi, hi, hi, hi, hi.“

6.

Klohn.

In meines Vaters Garten
Da ſtehen noch Blumen heut',
Die ſtimmen mich beinahe,
Beinah' zur Traurigkeit.

In meines Vaters Garten
Da ſteht ſo dunkler Mehn,
Den pflanzte ich als Knabe,
Ach ja, als Knabe ſchon.

Sie hatte ſo ſchöne Blumen,
So ſchöne Blumen gar!
Sie ſagte: „Da haſt du Samen,“
Und reichte mir Samen dar.

Sie ſagte: „Da haſt du Stöcklein.“
Die ſchönſten ſie mir gab.
In meines Vaters Garten
Ich ſie gepflanzet hab'.

O weh, ihr ſchönen Blumen,
Ihr wuchert ewig fort —
In meinem Herzen die Liebe
Iſt ſelber längſt verdorrt.

7.

Stille Waſſer gründen tief.

Stille Waſſer gründen tief,
Tiefer gründet meine Liebe,
Und ich barg des Herzens Triebe,
Das zu dir mich zog und rief!

Stille Waſſer gründen tief,
Tiefer meines Herzens Leiden,
Und ich wollte mich beſcheiden,
Da's zu dir mich zog und rief!

Aber ach, nicht konnte ich,
Länger nicht das Wort verſchweigen!
Ja, dein bin ich ganz und eigen,
Liebe dich herzinniglich!

Jacob Stainer, der Geigenmacher.

Erzählung

von

Alex. Jul. Schindler.

I.

Es ſchoß eine ſchwarze Gondel durch die blauen Fluthen des Canal grande. Zwei Nobili ſaßen darinnen in behaglicher Ruhe; ein leichter Seewind, der die Lagunen erfriſchend durchzog, ſpielte mit den ſchwarzen Federn ihrer Sammtbarette, und wehte ihnen die dunklen Locken aus den hohen Stirnen. Der Eine von beiden hatte die Arme verſchränkt und ſenkte das Haupt, die Augen waren ihm zugefallen, die ſchöngewölbten Brauen, der ſchwarze Franſenvorhang der Augenlieder und der wie Ebenholz glänzende Bart lagen auf ſeinem blaſſen Geſichte wie ernſte Schatten auf dem bleichen ruhigen Spiegel eines Teiches. Der Andere, an Jahren jünger und friſcheren Ausſehens, ſchaute mit ſeinen ſchlau funkelnden Augen nach allen Fenſtern und Balconen, und ſeine häufigen und immer gar freundlich und herzlich erwiederten Grüße (es waren ſchöner Frauen Häupter, die ſich ſeinem Anblicke, wie Blumen dem Kuſſe des vorüberziehenden Zefirs neigten) ließen vermuthen, daß er ſich der beneidenswerthen Gunſt vieler holden Herzen erfreue. Als aber die Gondel in die Nähe des Palaſtes **della cà d'oro** kam, richtete der hübſche Edelmann ſeine Blicke bald auf ſeinen ſchlummernden Gefährten, bald

auf ein nicht allzugroßes, nettes Haus, das aus der Fronte um wenige Schuhe zurücktrat. Der kleine dadurch gewonnene Raum war gegen den Canal durch eine steinerne Mauer begränzt, über welche ſich die grünen Blätterkronen einiger Bäume erhoben, — ein erfreulicher und ſeltener Anblick in der marmornen Dogenſtadt. Endlich rief er: „Wach' auf Andrea, das räthſelhafte Haus ſteht vor uns.“

Der Angeredete ſchlug die Augen auf, nickte dem Gefährten dankbar zu und verſank ins Anſchauen des kleinen Gebäudes, aus deſſen Fenſtern eine Fülle von blühenden Roſen duftete und nickte. Durch das Blättergeflüſter klangen leiſe einzelne Pizzicatos und Bogenſtriche einer Geige; kein anderer Laut drang aus den offenen Fenſtern.

„Sie läßt ſich heute nicht blicken,“ ſagte Andrea. „Weißt du noch immer nicht, wer ſie iſt, — wie ihre Eltern heißen, was ſie treiben? du lächelſt ſo ſchlau, o ſage es, theurer Antonio.“

„Es war ja nicht ſchwer zu erfahren,“ verſetzte der, „dieſes Haus gehört dem Meiſter Pietro Vimercati, einem berühmten Geigenmacher, und der Stern deines Herzens iſt ſeine ſchöne Tochter Chiara.“

„O du ſchöner Stern!“ rief Andrea. „Geſtern Nachts fuhr ich allein in meiner Gondel hier vorbei, dieſe Wellen und jene Bäume rauſchten nur leiſe und der Mond hing ſeinen ſilbernen Schleier über das ſtille Haus. Der ſeelenvolle Ton einer Geige erklang, wie mir ſchien, unter den Bäumen des Vorhofes, ich habe nie ſo ſchön ſpielen gehört. Die Reihen der Töne ſchienen wie ein Zug wandernder Nachtigallen in eine ferne Heimat fliegen zu wollen, plötzlich aber ſenkten ſie die leichten Fittige und ſanken kraftlos in die dumpf rauſchenden Wogen eines Klageliedes. So träumt ein Gefangener von ſeiner grünen Heimat, wacht auf, hört ſeine Feſſeln klirren und weint.

Meine Seele war ganz in die wunderbaren Töne verſunken; da neigte ſie ſich aus jenem Fenſter, ſie der Stern meines Herzens! — Sie hatte Perlen durch das Haar geflochten, und goldene Ketten und Schnüre um Hals und Arm gewunden. Sie rief herab: „Giacome, was weinſt du ſchon wieder? laß die klagende Geige ruhen und komme herauf zu mir, die Nacht iſt ſchön und mein Herz voll Liebe.“ Die Geigentöne aber klangen fort, dazu die Worte: „Chiara — wo haſt du den Putz und Tand wieder her?“ Darauf antwortete die Schöne ſchmeichelnd: „Du weißt, das Gold iſt meine Freude. Dein Herz iſt treu und edel wie lauteres Gold, darum hats mich bezwungen, der goldene Klang deiner Stimme und deiner Geige haben mich beſiegt. Dieſe Kette und Spangen habe ich mir heute auf dem Rialto gekauft, um mich deiner zu erinnern, wenn du nicht bei mir biſt.“ „Du verſchwendeſt die Früchte des Fleißes und weihſt dein Herz dem Mammon. Dein Vater berauſcht ſich im Weine, dich berauſcht deine Eitelkeit. Du liebſt mich um des Goldes willen, und wirſt mich um Gold verrathen.“ Die Geige tönte beſtändig zu dieſen Klagen — meine Gondel trieb vorüber, und endlich entſchwand meinen Ohren der letzte Schall.“

„Da wüßten wir ja den Schlüſſel zu jener Thür,“ ſagte Antonio und ſeine Augen blinzelten wieder ſchlau den verliebten Freund an. Doch der verſetzte: „Bei Gott, mir wäre es lieber, es gäbe einen anderen Weg. — Der zu geringe Preis einer Sache verringert mir ihren Werth.“ „O!“ erwiederte Antonio, „ich hoffe, der nächtliche Geigenſpieler wird wohl ſorgen, daß du kein leichtes Spiel haſt.“

„Das wollen wir ſehen,“ rief Andrea, und über ſein Antlitz flog eine dunkle Röthe, die eben ſo ſchnell verſchwand, als ſie erſchienen war.

Während dieſes Geſpräches war die Gondel an den Degenpalaſt gekommen, die beiden Herren ſtiegen aus, und verloren ſich bald unter der bunten wachſenden Menge, welche ſchon die Piazzetta erfüllte, denn die Sonne begann zu ſinken, und kühlende Abendlüfte weckten Venedigs regeres Leben.

II.

In der Werkſtätte des Meiſters Pietro Vimercati ſaß mutterſeelenallein ein fleißiger Geſelle und ſchnitzte ſorgſam und bedächtlich den Sarg einer Violine, damit er einſt von den anprallenden Schallſtrahlen bewegt, in melodiſchen Schwingungen mit den Saitentönen klinge und keine Unebenheit ſeiner Oberfläche der runden Fülle des Tones ſchade. Das grüne Sammtkäppchen hatte ſich der Fleißige aus der hohen Stirne geſchoben, daß es leicht und keck auf dem Scheitel ſaß, von dem lange blonde Locken auf die Schultern herabrollten. Die röthlichen Strahlen der untergehenden Sonne drangen durch die halb von Baumäſten, halb von Blumen verhüllten Fenſter und fielen auf die kunſtgewandten, zarten Hände des Geſellen, die er bei der feinen Arbeit leicht weiß und weich erhalten hatte — er ſchaute nicht auf und ſchien für nichts Sinn zu haben als für das Inſtrument, das er ſchuf. Ein flüchtiger Blick auf ſein Äußeres verrieth den Deutſchen, auch pfiff er eine jener einfachen lieblichen Volksweiſen, die in den Lagunen nicht heimiſch ſind. Schon war es 24 Uhr vorüber, die Marangona wurde geläutet, und der Mond zog wie ein ſafirnes Schifflein am tiefblauen Himmel herauf, doch der Geſelle hob kein Auge auf, und ſchien noch immer ſeine Arbeit nicht enden zu wollen. Da rauſchte ein Seidenkleid an die Thür, eine zarte Hand

öffnete ſie und ein ſchönes Geſicht ſchaute in die Werkſtätte herein.

Der Geſelle erhob ſeine blauen Augen, legte die Arbeit von ſich und rief: „Chiara!“ — „Komm Giacomo, komm hinüber zum Vater,“ ſagte ſie, „und trinke ein paar Gläſer Wein, du haſt heute genug gearbeitet.“

Da bewölkte ſich die heitergewordene Stirn des Geſellen und er verſetzte: „Genug! Hätte ich zehn Arme, und bedürfte ich weder des Schlafes noch der Ruhe, und fielen der Chier und aller Schmuck und Kleiderprunk um die Hälfte ſeines Preiſes, ich würde doch nie genug Gold herbeiſchaffen, um deines Vaters Trinkluſt und deine Putzſucht zu befriedigen.“

„Engel,“ erwiederte Chiara, „indem ſie zu ihm trat und den weißen Arm um ſeinen Nacken ſchlang, „wenn man jung iſt, muß man genießen.“

„Und dein Vater?“ fragte Giacomo.

„Es iſt nun einmal ſeine Schwäche,“ war die Antwort.

„Und das Ende vom Liede?“ fragte Giacomo wieder. Da polterte der alte Vimercati zur Thür herein; mit der freundlichſten Miene ſeines weinrothen Geſichtes grüßte er den Geſellen und bot ihm köſtlichen Chier an, der in einem Kriſtallpokal perlte.

Giacomo nippte.

„Wie ſchmeckt dir der Wein?“ fragte der Alte. „Er iſt gut,“ verſetzte Giacomo, „und koſtet auch weit mehr als zwei gute Violinen, an denen ich mehr als einen Monat arbeitete, und die ihr geſtern dem deutſchen Herrn verkauft habt. Der Reſt der Ducaten, die ihr dafür einnahmt, hat ſich in allerlei Tand und leichtfertigen Zierath verwandelt, und liegt in Chiara's Schmuckkäſt-

chen. Meiſter, mir ſchmeckt Wein und Brot in Euerem Hauſe nimmer, und Euere Tochter gefällt mir von Tag zu Tag weniger. Ihr habt mir ihre Hand verſprochen, ſo ich Euch treu und fleißig diene. Ich gebe Euch Euer Wort zurück. Ich weiß, es wäre Euch lieb, wenn ich bei Euch bliebe, um Euch die Zechinen zu verdienen, die Ihr im Spiel und Trunk verſchleudert. Ich weiß Chiara, es wäre dir lieb, wenn ich bei dir bliebe, daß ſich an meiner jungen Kraft deine Leidenſchaft erfriſche, daß im Bewußtſein, von mir geliebt zu werden, dein Auge heller glänze und die hübſchen Nobili dem ſchönen Liebesſterne williger nachzögen, um Liebe, Huld und Gnade von der divina Chiara zu erflehen. Ich habe dich gut erkannt, als du die ſammtene Maske vorhieltſt, und in den Procuratien an mir vorbeihuſchteſt, und der Domino, der dir nachging, war der Marcheſe Antonio Grimani. Mehr als kindiſcher Muthwille treibt dich des Nachts in die Gondel, und auf dem Marcusplatze und der Piazzetta herum. Durch Liſt und Trug werdet Ihr mich nicht halten. Mit Liebe und offener Treue könnt Ihr mich feſſeln. Das liegt eben nicht in Euerem Sinne, und darum danke ich dem Meiſter für ſeine Arbeit, und der Meiſterstochter für ihre Liebe.“ Hier ſchwieg Giacomo erſchöpft, und holte tief Athem, wie einer, der ein Ungewitter fürchtet, das er durch Umſtände gezwungen herauf beſchwor, und nun die Donnerſchläge ruhig abwartet.

Vimercati aber warf, ohne ein Wort zu reden, dem Geſellen einen giftigen Blick zu und zog ſeine Tochter, die von Verdruß, ohnmächtigem Zorn, Eigennutz und Liebe aufs heftigſte erregt war, nach ſich aus der Werkſtätte.

Als Giacomo allein war, brachen die Thränen aus ſeinen Augen, und er rief aus: „So findet ein treues

Herz doch überall Falſchheit und Täuſchung, und das Auge erſchaut nur Masken und ſchnödes Comödienſpiel in dieſem Lande der milden Nächte."

Vimercati aber ſaß oben in ſeinem Zimmer und leerte ein Glas Chier um das andere, während Chiara am Fenſter ſtand, in den Roſen wühlte, und dem Fluge der Gondeln nachſah, die pfeilſchnell vorüber eilten.

„Was iſt zu thun," ſagte endlich der Alte, „wir halten ihn mit guten Worten nimmer, die ganze Arbeit fällt wieder mir anheim, wenn er uns verläßt, und ich bin ſie lange ſchon nicht mehr gewohnt. Ich fürchte, der Himmel ſchickt uns nicht zum zweiten Male einen ſolchen Geſellen. Giacomo traut unſeren beſten Verſprechungen nicht mehr." —

„Ach Vater, Ihr treibt's auch zu bunt," ſeufzte Chiara.

„Und das Töchterchen ſpart's auch nicht," verſetzte Vimercati.

„Ach Gott," ſagte Chiara, „die Welt iſt ſo groß, der ſchönen Dinge ſind ſo viele, mein Herz iſt weit — und das Leben ſo kurz. Ihr wißt ſelber, wie ſchwer es iſt, ſich eine Luſt zu verſagen!"

Der Alte hatte den koſtbaren Wein vor ſich, und wagte es nicht zu widerſprechen.

„Ich weiß nur noch ein Mittel," nahm Chiara wieder das Wort: „Auf der Riva dei Schiavoni wohnt die alte Brigitta; wohlerfahren in geheimen Künſten, braute ſie ſchon manchen guten Liebestrank und bezwang durch kräftigen Zauber ſchon viele ſpröde Herzen und bannte den fliehenden Fuß des Mannes von Neuem an die Ferſe der verſchmähten Geliebten. Gebt mir einige Ducati, Vater."

Der Alte zog ſeine Börſe, in der nur noch wenige Goldſtücke klapperten, aus dem Gürtel, und theilte ſeine Barſchaft redlich mit Chiara, denn es galt ein wichtiges Unternehmen. Ein Stündchen vergnügte er ſich noch mit dem Becher, während Chiara, die keineswegs geneigt war, nach dem Beſuche bei der alten Brigitta den Reſt der Nacht im einſamen Schlafgemache zuzubringen, ſich auf das reizendſte und geſchmackvollſte putzte. Endlich erloſch in Giacomo's Fenſter das Licht, — eine kleine Weile darauf warf Mimercati ſeinen rothen Mantel um (die beſſern Bürger und ſelbſt Nobili, wenn ſie unbekannt ſeyn wollten, trugen dieſes Kleid), und ſtieg mit ſeiner Tochter in die Gondel. Bei den Gefängniſſen (le prigioni) landeten ſie, der Alte begab ſich über die Brücke nach der Piazzetta, um dort ſeine Ducaten im Spiele zu wagen, oder ſonſt ſeine Langeweile oder ſeinen Unmuth zu tödten, Chiara aber ging am Ufer des Meeres hinauf, das Haus der Sibylle zu ſuchen.

III.

An einer jener Säulen, welche die Gallerie des Dogenpalaſtes ſtützen, lehnte der edle Andrea Foscari, ſehnſuchtig durch das Gewühl der Piazetta auf die unbegränzte See hinausſchauend. Luſtig rauſchten und hüpften die Wogen im Hafen durch einander, und ſchienen um die Spiegelbilder der Lichter in den Schiffslaternen zu ringen, denn bald trug die eine, bald die andere ein gaukelndes Flämmchen auf dem glatten geſchmeidigen Rücken. Der Strahlenkegel des Mondes bedeckte eine breite Fläche des Meeres, und feenhaft war es anzuſchauen, wie die Lichter der Gondeln, ſobald dieſe in das Bereich der Mondſtrahlen geriethen, zu erloſchen ſchienen, und nach wenigen Ruderſchlägen aus dem dunkelgrünen Gewäſſer mit

neuer Pracht aufſtrahlten. Tauſend helle Sterne flimmerten über den erhöhten Bildſäulen des S. Teodero und den ausgebreiteten Flügeln des Marcus-Löwen, der die zweite Säule der Piazzetta ziert. Venedig freute ſich der ſchönen ſternenhellen Nacht, und auch dem edlen Andrea war der Stern ſeines Herzens im Innern wieder aufgegangen in neuer Schönheit.

Der Marcheſe Antonio Grimani, der an Andrea's Seite ſtand, war heute minder geſchwätzig als ſonſt, und ſein ſcharfes ſchlaues Auge ſpähte anhaltend in der Richtung der Brücke am Ende des Dogenpalaſtes. Endlich ſchien eine der ſich dort bewegenden Geſtalten ihn zu befriedigen und mit einem feinen Lächeln wendete er ſich zu Andrea. „Laß ab, mein Freund, deine ſehnſüchtigen Bitten an Mond, Sterne, Wogen und wie ſonſt all' die Boten und Träger ſehnſüchtiger Liebe heißen mögen, zu richten, und höre einmal deinen Antonio an, der dich nicht leiden ſehen kann, ohne dir zu helfen.“ Andrea wendete, ohne ſeine Stellung zu verändern, das blaſſe Geſicht dem Redner zu und ſagte: „Was nützt dein Spott oder dein Prahlen? Die Wände des ſtillen Hauſes am Canalazzo ſchließen die ſchöne Chiara ein, wie die Muſchel die koſtbare Perle. Nie ſah ich noch die Thür in der Cocintenmauer ſich öffnen, und zierlichen Schrittes die holde Einſiedlerin die Marmorſtufen herab und in die Gondel treten. Die Sage von den Sireneninſeln, die ich bei meiner jüngſten Anweſenheit in Neapel umſchiffte, fällt mir immer ein, wenn ich des Nachts an Vimercati's Hauſe vorübergleite. Vor acht Tagen war es, erinnerſt du dich noch der mondhellen Nacht? Ich fuhr am Hauſe vorbei und ſie ſang. — Haſt du ſie nie ſingen gehört? — Mir war's, als triebe ich auf hoher See vor einer weißen Marmorinſel, die in ihrem Innern blühende Län-

der birgt, Königreiche des Lenzes. Alles darinnen ſchien zu ſingen, jeder Baum, jede Quelle, jede Blume und in dieſen Lenzchoral miſchten ſich die Liebesklagen ſchöner Pfauen, ſterbender Schwäne und gefangener Nachtigallen. Und ich trieb vor dieſer Feeninſel und konnte nicht landen. Genug der Schwärmerei, Antonio, aber ich beneidete die Wogen, welche die Stufen vor der Hausthür, welche Chiara's Fuß doch ſchon betreten haben mag, küßten."

„Ja, ja," verſetzte lachend Antonio Grimani, „höre mich an. Du warſt ſechs Jahre von Venedig abweſend, und kannſt daher nicht leicht wiſſen, daß Pietro Vimercati vor fünf Jahren aus Cremona hier einwanderte, ſich das kleine Haus kaufte, und ſeine Kunſt trieb, in der er ſich vor allen hieſigen Meiſtern auszeichnete. Ein geſchickter Geſelle, den er ſich ſpäter anwarb, vermehrte ſeinen Gewinn und Ruf noch bedeutend. Seine Mandolinen und Geigen ſind gut — ſeine Tochter iſt eitel, und eines jener unnatürlichen Frauenzimmer, die im Übermaße des Gefühls ihr Herz mit Vielen theilen wollen. Du weißt, mein Andrea, das gelingt keiner, und ſo geſchah es auch ihr — ſie theilte ihre Liebe, ihre Gunſt, und ihr Herz blieb leer. Ich kümmerte mich nie viel um die Verhältniſſe ihres Hauſes, doch ſcheint es immer an Geld zu fehlen, das iſt eben ein Übel, an dem ſogar viele Namen des goldenen Buches laboriren. Laſſe daher dein Schmachten und wende dich offen an deine Schöne. Der witzige Sangarede, der ſchöne Farcetti und der gewandte Gritti können dir mit gutem Rathe an die Hand gehen, und auch dein treuer Freund Antonio Grimani, zu dem die Schöne oft aus dem Thore huſchte, und in die Gondel ſprang, hilft dir gerne."

„Wenn du lügſt und ſie beſchimpfſt," rief Andrea, und griff an ſeinen Degen. Antonio aber ſchüttelte lä-

scheind das Haupt und sagte: „Noch heute sollst du mit ihr und mir im Palaste Grimani speisen;“ da zupfte es ihn am Mantel, er sah sich um und erblickte Chiara, die, vorübergehend, ihm nachzufolgen winkte. Er gewann kaum Zeit, dem erstaunten Foscari zuzurufen: „Folge uns.“ Schnell war er dann bei dem schönen Mädchen, das den weißen Arm in seinen legte, und mit heitern Scherzen und feinen Schmeicheleien den galanten Edelmann überhäufend, einer Gondel zuschritt. Als aber das Fahrzeug schon vom Ufer abgestoßen war, gewahrte Chiara außer Grimani noch einen zweiten ihr unbekannten Mann, der sie unverwandt mit Blicken voll Schmerz und Liebe ansah. „Wer ist denn dieser stumme Begleiter?“ fragte sie ihren Geladen.

„Mein Freund Foscari,“ war die Antwort, „der Tag und Nacht sich sehnte, einmal in einer Gondel mit dir die Canäle zu durchkreuzen, der Tag und Nacht sich sehnte den Hauch deines Mundes zu trinken, und im Glanze deiner Schönheit zu erblinden.“

Chiara, ohne diese Schmeichelworte zu erwiedern, blickte den interessanten Foscari mit forschenden Augen an und sagte dann mit Nachdruck: „Mein Leben ist ein Meer von Rosen, in dem silbernen Wolkenschiffchen Leichtsinn gleite ich durch seine Wogen dahin. Meine Sonne ist die Liebe, meine Arbeit, die Langeweile zu tödten, meine Ruhe die Lust. Um alle Schätze der Erde kauft man von mir keinen Händedruck, doch bin ich die Sclavin dessen, der mich liebt; Freiheit um Freiheit!“

„Wohlverstanden,“ schaltete Grimani ein, „das ist nach Stunden oder höchstens Tagen zu rechnen.“

„Ein solcher Gefangenschaftstractat dauert nicht länger als ein ewiger Frieden,“ versetzte Chiara; „wer hat das Recht, einem andern Jahre abzufordern oder ein ganzes Leben, das er dann so wie einen gefangenen Löwen

in einen vergitterten Käfig ſperrt, in ein Haus einſchließt, in dem es eiſerne Sorgen halten, und wo es fein geſcheidt und fleißig ſeyn ſoll. — Der Löwe wüthet und knirrſcht in die Stäbe, wenn ihm die Wüſte einfällt, mit ihren reizenden Oaſen und ihren Schrecken, und ſo müßte ich in Wuth und Wahnſinn verkümmern in den engen Zellen, wenn mir die Größe der Welt und ihre tauſend Reize, und aber tauſend liebenswerthe Herzen einſielen.“

Antonio ſchaute erheitert von den tollen berauſchenden Reden auf ſeinen verliebten Freund, um Spuren einer gleichen Erregung in deſſen Zügen zu entdecken; das geſuchte blaſſe Angeſicht war aber abgewendet und heiße Thränen, der beklagenswerthen Verirrung eines ſo reichen und kräftigen weiblichen Herzens geweint, fielen aus den Augen des edlen Foscari in die leiſe rauſchenden Lagunen.

IV.

Das Souper im Palaſte Grimani war ſtill vorübergegangen, und noch immer wollte die gehoffte Fröhlichkeit nicht aufleben. Foscari hatte den reichbeſetzten Tiſch verlaſſen und ſah aus dem Fenſter, Antonio verſchwendete die ſüßeſten Reden an die ſchöne Chiara, ohne eine andere Antwort als ein froſtiges „So, ja oder nein“ zu erhalten; die Schöne fütterte einen Lori mit gewürzhaften Maccaronen und candirten Früchten, aber ihre Gedanken waren von dem Affen und dem plappernden Marcheſe gleich weit entfernt; der Mittelpunct, um den ſie ſich drehten, war der fleißige hübſche Giacomo, die Goldquelle des Hauſes Vimercati; nie zitterte vor ſeinem Verluſte, mit ihm ſchied die Ausſicht auf manchen heißverlangten Putz und Schmuck, nebenbei fürchtete ſie die üble Laune des neuerdings zur Arbeit gezwungenen Vaters; auch hatte ſie den Geſellen

nach ihrer Weiſe ſehr lieb. Jetzt verdroß ſie die Anweſenheit des ernſten Foscari, ſie hatte ſich eine tolle Nacht gehofft, um die Beſorgniſſe ihres Innern zu verſcheuchen, und nun war ſie gezwungen, ernſthafter als je daran zu denken. Endlich verlangte ſie nach ihrer Gondel, hüllte ſich trotz aller Bitten Antonio's in ihren Mantel, grüßte die Cavaliere kalt, und entfernte ſich.

„Aber um Gotteswillen," ſagte Antonio zu Andrea, als die Schöne das Gemach verlaſſen hatte, „du verſcheuchſt durch dein mürriſches Weſen den ſchönſten Falter aus meinem Weinberge."

„Ich bin gränzenlos unglücklich," entgegnete ihm Andrea; „mir war es, als müßte ich gerade bei dieſem Mädchen das Glück meines Lebens finden, und ſehe mich ſo gänzlich um alle Hoffnungen gebracht. Mir iſt's, als hätte ich eine Geliebte, die jahrelang mein war, verloren."

„Du biſt um ſo viel älter als ich," ſagte Antonio verwundert, „und ſchwärmſt, als wäreſt du kaum den Knabenſchuhen entwachſen."

„Ach lieber Freund," entgegnete ihm Andrea, „du wirſt es ſo gut wie ich erfahren, daß Manches, was man in den frühen Jünglingstagen für heilig hielt, und ſpäter profanirte, plötzlich ſeinen verlornen Heiligenſchein wieder erhält, und uns wie ein verlorner Himmel wieder erglänzt."

„Wenn du Chiara das nächſte Mal ſiehſt, wirſt du ſchon heiterer ſeyn," meinte Antonio.

„Ich will Sie nicht wieder ſehen," ſagte Andrea beſtimmt, „rede mir nicht mehr von ihr; ich werde froh ſeyn, wenn ich ſie vergeſſen kann."

Während die Freunde ſich ſo beſprachen, ruderten ſingende Gondolieri Chiara's Gondel dem väterlichen Hauſe zu. Kaum aber war ſie durch den Bogen der Rialtobrücke gefahren, als eine zweite Gondel pfeilſchnell

heranflog. Ein verlarvter Mann ſaß darinnen, der ſeine Augen feſt auf Chiara's Antlitz heftete; ehe ſich aber dieſe von ihrem Erſtaunen über dieſe ſeltſame Begegnung erholt hatte, war der Mann ſammt ſeinem Schiffe wieder verſchwunden.

Als ſie vor ihrem Hauſe aus der Gondel ſtieg, kam er wieder heran, betrachtete ſie feſt, als wollte er ſich von der Identität ihrer Perſon überzeugen, und verſchwand, als ſie die Klinke faßte um in das Haus zu treten, auf die vorige Weiſe.

Etwa eine halbe Stunde, nachdem Chiara gelandet, kam derſelbe Mann in derſelben Gondel wieder, diesmal ſtieg aber auch er aus, warf dem Gondolier ein paar Geldſtücke in den Hut, zog einen Schlüſſel hervor, ſperrte die Thür auf und trat ſelbſt in Vimercati's Haus.

V.

Am andern Morgen ſtand Giacomo früh auf, um eine beſtellte Violine zu vollenden. Die vier Glocken auf dem Marcusthurme wurden geläutet, um nach altem Gebrauche den Anbruch des Tages anzuzeigen; wenige vernahmen ihren Schall, der endlich an den geſchloſſenen Paläſten und über dem lautloſen Meere verhallte. Unſer Geſelle ſprach ein Morgengebet und begann wacker zu ſchaffen. Die Sonne ſtieg höher, Niemand ließ ſich in der Werkſtätte ſehen, Niemand rührte ſich im ganzen Hauſe; nur von dem einen Wunſche beſeelt, Venedig bald verlaſſen zu können, trachtete er ſein Stück zu vollenden, und bemühte ſich über die Maßen. Jede Stunde ſeiner Arbeit war einen Ducaten werth, — doch war er nicht froh. Wie fröhlich war ich, dachte er, als ich in der freundlichen Vorſtadt Wiltau, die mehr Bäume und Singvögel als Fenſterſcheiben zählt, an der Seite meines lieben

alten Meiſters Herz ſaß, und Orgelpfeifen fabricirte. Freilich war ſeine Wohnung nicht ſo prächtig, und ſein Tiſch und Keller nicht ſo keſtbar, als in dieſem Hauſe; es herrſchte aber dort Zufriedenheit und ein mäßiger, ſicherer Wohlſtand. Ich weiß auch in ganz Innsbruck kein ſo ſchönes Mädchen, wie die böſe Chiara; aber das gute Gretchen, das mir immer die friſchen Kirſchen und Nelken brachte, — die muß in den fünf Jahren, ſeit ich in der Fremde bin, zu einer lieblichen Jungfrau erblühet ſeyn. Ja, würde man bei uns zu Hauſe die gute Waare ſo zahlen, wie hier, ich kaufte in kurzer Zeit ein ſchmuckes Haus, das mitten in Weizen- und Kornfeldern ſteht, ſaftiggrüne Bergwieſen am Fuße bläulicher Felsberge, wo braungefleckte Kühe bis an die Waſſerfälle hinaufgehen, und das Läuten ihrer Glocken in das Geräuſch der ſtürzenden Waſſerſtrahlen miſchen. Er ergriff den Becher, in dem ſein Frühtrunk noch unberührt ſtand; auf dein Wohl ſchönes Vaterland, liebes Tyrol! und leerte ihn mit Einem Zuge. Darauf begann er wieder mit vielem Eifer ſeine Arbeit, ohne daß die holden Heimatgedanken ihn verließen. Die Sonne brannte ſchon heißer durch die Fenſter der Werkſtätte, und um die Mittagsſtunde überkam unſern Geſellen der Schlaf. Mit Gewalt riß er die Augendeckel wieder auf, aber in ſeinen Ohren tönten verworrene Klänge, als bliesen auf einer Reihe benachbarter Alpenwieſen die Hirten auf dem Schwegel, die Almerinnen jauchzten von Klippe zu Klippe, dazu läuteten die Heerdeglocken und rauſchte der Wind in den Klüften. — Noch einmal verſuchte er, ſich des Schlafes und des Traumes zu erwehren, aber diesmal waren es das Säuſeln von üppigen Blüthendüften, der Duft und die Nachtigallenlieder, die aus den Blätterkronen ſtrömten, die ſeine ankämpfenden Kräfte

übermannten. Er war, und wußte nicht wie, in einen herrlichen Garten gekommen, wo er auf einer Marmorbank am Rande eines hellen Baſſins ſaß. Vor ihm öffnete ſich eine Ausſicht über zahlloſe Gärten und Weinberge, die, nur ſelten von Reisfeldern unterbrochen, prachtvolle Villen, von dunkelgrünen Pappeln überragt, einſchloſſen. Aber ganz am Ende dieſer paradieſiſchen Ebenen erhoben ſich in pittoresken Formen blaue Gebirge — die lieben heimatlichen Alpen. Je länger er hinſchaute, deſto deutlicher glaubten ſeine Augen die Bergwieſen, von tauſend ſilbernen Bächen durchflochten, zu erkennen; und endlich drangen wieder die vollen Stimmen, der Ton des Alpenhorns*) und das Geläute der Kühglocken an ſein Ohr. „So nimm mich denn wieder, theure Heimat!“ rief Giacomo, „weil du mich ſo herzlich rufſt, und deine Arme ſo ſehnſüchtig nach mir ausſtreckeſt.“ Er wollte ſich von ſeinem Sitze erheben, aber plötzlich ſchlang ſich ein buntes Gewinde von Roſenkränzen um ſeine Glieder; bezaubert ſank er zurück, zurück in weiche Arme, an eine wogende Bruſt, und als er ſeine Augen erhob, leuchtete Chiara's ſchönes Antlitz auf ihn nieder. „Willſt du mich fliehen, ſüßer Bräutigam?“ fragte die Schöne.

Kraftlos, von all' den Reizen und Düften bezwungen, ſeufzte Giacomo: „O weh — nun kann ich nicht mehr fliehen, ſeit ich dein mild lächelndes Antlitz und dein ſanftes Sternenauge wieder geſchaut habe. An dich geſchmiedet muß ich bleiben, das Opfer deiner Laune, der Spielball deiner Untreue; Venedig, Venedig, was nährſt du ſchöne Schlangen an deinem Buſen!“

Da ſchlug wieder von ferne der Klang der Heerdenglocke an ſein Ohr. „Dank dieſer Mahnung!“ rief er aus,

*) Im Tirol der Schwegel genannt.

und erhob ſich erſtarkt; „hinaus aus dieſen Feſſeln! — dort, ſiehſt du, Chiara! dort iſt das Vaterland meines Glückes, dort wird man mich nicht betrügen, wie du es gethan haſt. Dort fehlt es den Menſchen an Gold und himmliſchen Reizen, aber ſie haben Schätze, die du nicht kennſt: — Zufriedenheit und treue Herzen.“

Da zog Chiara ein Meſſerchen hervor, ſtach ſich in den weißen Arm, und fing die Blutstropfen in einem Becher Falerner auf. „Trinke,“ ſagte ſie, „und nimm mein Herzblut mit in die fernen Thäler, wie du die Ruhe meiner Seele mit dir trägſt.“

Giacomo zauderte und ein kalter Schauer rieſelte durch ſeine Glieder; Chiara aber ſchlang die Roſenkette feſter um ſeinen Leib, drückte einen feurigen Kuß auf ſeine zitternden Lippen und feſt an ihn angeſchmiegt hielt ſie ihm den Becher an den Mund. Nichts war dem ſüßen Dufte des Weines zu vergleichen; unmächtig zu widerſtehen, ſchlürfte er in gierigen Zügen das unwiderſtehliche Getränk.

Und als er getrunken hatte, ſprach Chiara von Neuem: „Gehe, gehe, Ungetreuer! fliehe, Räuber meiner Ruhe!“ da ſtürzte Giacomo betäubt auf ſeine Knie, verhüllte ſich das Geſicht, und hob die Hände wieder zum Himmel, ließ ſeine Blicke wieder durch die Gartenräume über den Waſſerſpiegel und in die Ferne ſchweifen — wo er hin ſah, lachte ihm Chiara's ſchönes Antlitz entgegen, aus den Wolken leuchtete es wieder wie die Sonne, der Wind flüſterte in den Palmenzweigen: Chiara, die Nachtigallen ſangen den ſüßen Namen, und in ſeiner Seele wiederhallte es zu tauſend Malen.

„Gott im Himmel,“ jammerte er, „mein Herz ſtrebt noch immer in die liebe Heimat und meine Sinne ſind

von dir auf immer und ewig gefeſſelt. Laſſe mich los, du zauberiſches Weib!“

„Gehe, gehe, ich halte dich nicht,“ entgegnete ihm Chiara, und es ſchien ihm, als ſpiele ein unheimliches Lächeln um ihre Lippen, „ſchenke mir nur einen Tropfen deines Blutes, daß ein Atom deines Seyns durch meine Adern rolle.“ Und wieder zog ſie das Meſſerchen, und näherte es dem Arme Giacomo's; — in dieſem Augenblicke aber fühlte dieſer einen ſchmerzlichen Stich, fuhr mit einem lauten Schrei auf — und öffnete die Augen.

Weg waren die Gärten, die Weinberge, Felder und blauen Berge — er ſtand in ſeiner Werkſtätte, vor ihm Chiara, ihr entblößter Arm blutete, in der Hand hielt ſie eine Lanzette, auf der Werkbank ſtanden ein voller und ein geleerter Becher, unter der offenen Thür, durch welche ein leiſer Luftzug, der durch die Roſen am Fenſter wieder ins Freie eilte, hereinzog, ſtand lauſchend der alte Vimercati; Weihrauch und Ambradüfte erfüllten das Zimmer.“

„Betrügeriſche, teufliſche Dirne!“ donnerte endlich Giacomo, bekreuzte ſich und ſchüttete das volle Glas zu ihren Füßen nieder, „ſei du ein Raub der Hölle und ihrer böſen Geiſter! die heilige Jungfrau aber hielt mein Herz in Schutz und hat es aus deinen Netzen gerettet!“ Da gewahrt er eine Kette von Chiara's Haaren um ſeinen Hals geſchlungen. Er warf ſie von ſich, ſank erſchöpft in einen Stuhl, und jammerte: „O hätte ich dieſes Haus der Sünde nie betreten!“

„Unnatürliches Felſenherz!“ ſtammelte jetzt unter Zornesthränen Chiara, die erſt mühſam ihre Sprache wieder gewann.

„Schweig!“ unterbrach ſie Giacomo bebend, „ewig, ewig möge ein gütiger Himmel den Syrenen-

klang deiner Stimme meinen Ohren unhörbar machen, und den Glanz deines Auges in undurchdringliche Finsterniß verhüllen. Mögest du in unendlicher Ferne von mir deine Tage verleben, von meinem Fluche belastet — ich fluche dir!“

Da sank die Venetianerin mit einem furchtbaren Schrei zu Boden. Vimercati, der bis jetzt lautlos und rachebrütend an der Thüre gestanden war, erhob nun seine Stimme und rief: „Zu Hilfe! Mörder! — meine Tochter liegt in ihrem Blute!“ Ehe er aber aus dem Zimmer gekommen war, faßte ihn Giacomo bei der Kehle und drückte ihn an die Mauer. „Wärest du mir nicht zu elend, so würde ich an dir die Kraft meiner Tiroler Fäuste erproben! Schweige, wenn du nicht willst, daß ich dich und deine Tochter dem Gerichte überliefere, es würde euch Beiden euern Liebestrank und Haargeflechte gut bezahlen, besser, als ihr sie der alten Brigitta am Riva bei Schiaveni bezahlt habt. Ich folgte in einer Gondel der eueren, ich weiß, wo du die Nacht zugebracht hast, und sah Chiara in den Pallast Grimani's treten, und wieder von dort nach Hause fahren. Ich gehe und rufe die Sbirren!“

Der Alte taumelte aus dem Gemache und murmelte: „Gehst du zu dem Gerichte, so soll dich der Dolch meines Bergamasken um so sicherer erreichen.“

Giacomo, der diese Worte vernahm, wußte nur zu gut, daß sie aus dem Munde eines Venetianers nicht in den Wind gesprochen waren. Er eilte daher auf sein Zimmer, nahm seine Baarschaft und wenige nothwendige Kleidungsstücke mit sich, und verließ, ohne von Jemanden gegrüßt noch gehindert zu werden, das Haus. Seiner deutschen Redlichkeit that es leid, die begonnenen Arbeiten nicht vollendet zu haben; doch die Sorge für sein Leben entband ihn aller andern Pflicht. Er stieg in eine Gondel,

wendete der ſtolzen Königin der Meere den Rücken und fuhr nach Meſtre. Glücklich pries er ſich wieder, die terra ferma unter ſeinen Füſſen zu fühlen, und pilgerte rüſtig nach Treviſo und ſpäter durch das Val da Sugana nach Trient, um von dort reich an Kenntniſſen und — Schmerzen in das friedliche Innsbruck heimzukehren.

VI.

Zwölf Jahre nach dem im letzten Abſchnitte geſchilderten Auftritte in Mimercati's Hauſe ſaß Giacomo in einer netten Stube ſeines Hauſes in Abſam, einem kleinen Dorfe nahe bei der durch ihre Salzwerke ſeit Jahrhunderten berühmten Bergſtadt Hall im Innthale. Er trieb noch immer ſeine alte liebe Kunſt und baute Geigen; freundlicher und lieblicher war aber ſeine Werkſtätte jetzt als die in Venedig, wo er an heiſſen Sommertagen mutterſeelenallein mit ſeinen Herzensqualen ſaß. Die blankgebohnten netten, bequem und zweckmäſſig vertheilten Möbel, die lichten Wände, die friſchgewaſchenen Linnenvorhänge und die reinen durchſichtigen Fenſterſcheiben zeigten von dem Wirken einer fleiſſigen Hausfrau, das Gemach war im Stande mit ſeinen ſchlichten Wänden die Wünſche und Beſtrebungen eines übervollen Herzens auf die anmuthigſte Weiſe in die lohnenden und freudenreichen Kreiſe ſtillen Familienglückes einzuſchränken. Es erfüllte das milde ſegenvolle Licht, welches das Herz einer liebenden Gattin und Mutter ausſtrahlt, die engen Räume.

Giacomo hatte nach ſeiner Rückkehr aus Italien in Innsbruck ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen. Seine Arbeiten fanden vielen Beifall, und wurden ſie auch nicht ſo glänzend bezahlt, wie in Venedig, ſo ſicherte ihm doch ihr Ertrag ein anſtändiges Auskommen; Erzherzog Fer-

dinand Carl ernannte ihn zu ſeinem Hofgeigenmacher und erzfürſtlichen Diener *), und in aller Herren Ländern ſangen Jacob Stainer's Violinen das Lob ihres Meiſters. Giacomo hörte ſich wieder gerne mit ſeinem deutſchen Namen genannt, und vermied ſelbſt auf's ſorgfältigſte jede Erinnerung an ſeinen Aufenthalt in Italien. Er führte die ehrbare Jungfrau Margaretha Holzhamer zum Altar, dasſelbe Gretchen, das ihm die friſchen Kirſchen und Nelken durch das Fenſter der Orgelbauer-Werkſtätte ſeines alten Meiſters Herz reichte, und lebte mit ihr in ſtiller glücklicher Ehe. So meinte die Welt, und es trübte auch keines ſeiner Worte die reine Seele der tugendhaften Frau. Eines aber vermißte ſie an ihm ſchmerzlich, das war der heitere Frohſinn! Er zankte nie, er murrte nie, liebte ſeine Kinder und ſorgte mit allen Kräften für ihr Wohl, aber nie zog jene dunkle Wolke von ſeiner Stirn, und nie ein Lächeln auf ſein Antlitz. So kam er in ſchwüler Mittagshitze auf die Höhe ſeines Lebens und ſeiner Kunſt, und wie in Mittagsſonnenſtrahlen die Stimmen der Vöglein verſtummen, und ſie ſich im Schatten des tiefen Waldes verbergen, ſo verſiegte auch der Strom ſeiner Reden, nur ſelten brach eine trübe Wolke wieder hervor, und er ſehnte ſich nach einer ſtillen Ruheſtätte, nach einer einſamen ſchattigen Waldraſt, wo das bunte Gaukelſpiel der Welt ihn nimmer an Gehofftes, Unerreichtes und Verlornes gemahne. Er verließ mit den Seinen das in jenen Tagen gar laute und bewegte Innsbruck und zog in ſein Geburtsdörfchen Abſam.

---

*) Die betreffende Urkunde, die ſich noch in den Händen von Stainer's Nachkommen befindet, iſt von Kaiſer Leopold dem Erſten im Jahre 1659 unterfertigt.

Es war ein ſchöner Auguſtmorgen, als wir durch die blanken Fenſterſcheiben in ſein ſonnenlichtes Wohnzimmer ſchauten, durch die offene Thüre ſah man in einen nicht allzu langen Gang, an deſſen Ende aus der offenen Küche der flackernde Schein des Herdfeuers leuchtete, vor dem die ſchlanke Geſtalt ſeiner Hausfrau ſich geſchäftig bewegte. Oft hob Stainer ſein Haupt und ſeine Augen ſuchten drei blühende Kinder: ſeine Töchterlein, die auf der Wieſe vor dem Hauſe ſpielten, während ſein einziger Sohn, ein achtjähriger Knabe, am andern Fenſter ſaß, und emſig ſeine Vorſchrift nachſchrieb. Stainer, der heute düſterer war als je, legte die Werkzeuge aus der Hand und trat zu dem Kleinen, um an dem blühenden Anblicke und dem emſigen Bemühen des Knaben ſein Auge zu weiden.

„Sei nur fleißig und brav, mein Söhnlein,“ ſagte er, dem Kleinen die roſigen Wangen ſtreichelnd, „der Anfang von allen Dingen iſt klein, und der Fleiß der Samen aller großen Werke. Zuerſt lernteſt du die Haar- und Schattenſtriche, nach und nach aber verbindeſt du ſie zu Buchſtaben, nun wirſt du bald die Fertigkeit erlangen in ſchönen Formen ſie wiederzugeben, nach Jahren dienen ſie dir als würdiges Kleid deiner ſchönen Gedanken, und biſt du dazu erkoren, ſo erfüllen zuletzt dein Geiſt und deine Schrift die Welt. Auch ich habe in meiner Kunſt klein begonnen und Großes erreicht.“

„Lieber Vater,“ ſagte der Knabe, „du haſt mir oft verſprochen zu erzählen, wo und wie du deine erſte Geige machteſt. Ich bitte dich, thue es jetzt.“

„Sieh,“ begann Stainer, „mein Vater war ein armer Bauer hier im Orte und hatte viele Kinder. Als ich ein Knabe war, wie du, mußte ich die Gänſe hüten. Das Geſchnatter that meinen Ohren den ganzen Tag über ſo wehe, daß ich mich höchſt unzufrieden fühlte, auch ka-

men auf den Anger ſelten andere Vögel als Sperlinge, deren Stimme mir ebenſowenig Vergnügen machte, als die überlauten Kehlen meiner Pflegebefohlenen, ſelten wirbelte über mir eine Lerche in der Höhe, und das war mein einziger Troſt. Als ich gröſſer wurde, bekam ich die Stelle eines Kuhhirten und fühlte mich glücklich. Erſtens war ſchon das melodiſche Geläute der Kuhglocken meinen Ohren tauſendmal angenehmer als das Geſchnatter der Gänſe, und zweitens hatte ſich auch der Schauplatz meines Lebens bedeutend verändert. Nicht mehr der flache ſonnige Anger war mein Aufenthalt, ſondern hochgelegene, waldumſäumte Wieſen, auch zogen meine Thiere gern durchs Gehölz. Dann lag ich ſtundenlang im Schatten eines alten Baumes, von dichten Geſträuchen bedeckt, aus der Tiefe des Waldes rauſchten Quellen oder erkrachte das Gezweige, wenn der Hirſch mit ſeinem Geweihe durch das Dickicht brach. Die Waldvöglein ſangen über mir in tauſendſtimmigem Chore, darein miſchte ſich das geheimnißvolle Sumſen der glänzenden Käfer, das Säuſeln der Blätter und Zweige, die ſich im Zuge der Luft ſchwangen und küßten, und andere Stimmen, an denen der tiefe Forſt ſo reich iſt. Es ſtimmte alles ſo ſchön zuſammen und ich erkannte die unendliche Kraft und Schönheit des Wohlklanges. Die ganze Welt erſchien mir wie ein Kranz von ſchönen Tönen und mein innigſter Wunſch war, gernvernommen mitzuklingen. Ich ſchnitzte mir aus einem Haſelaſte einen Schwegel, wie ich ihn bei anderen Hirten geſehen und übte und bemühte mich, bis ich ein Liedchen herausblies. O wie freute ich mich, als ich eines Abends meine Kunſtfertigkeit dem vielgeliebten Walde producirte, und merkte, daß meine Klänge ſo hübſch zu ſeinen Liedern paßten und die wiederhallenden Felſen meine Weiſen ſo heiter nachſangen. So bin ich alſo auch ein Muſikant! ju-

belte ich, wie die Nachtigallen und die Bächlein, ſo wohnt alſo auch in mir ein Wohlklang wie in den Glocken, die meine Kühe am Halſe tragen, oder wie in jenen, die auf unſerem Kirchthurm hängen. Die Sonne ging eben unter, ich blies wieder, und meine Kühe kamen und begleiteten mich läutend ins Thal, wo mich das Ave Maria aus den nahen Dörfern begrüßte. Vor meines Vaters Thüre ſtanden, als ich heim kam, drei böhmiſche Muſikanten, einer ſtrich die Geige, einer blies die Clarinette und einer das Horn. Ich beneidete im Herzen die Leute, welche muſicirend die ganze Welt durchreiſen, und ſagte meinem Vater offen, wie gerne ich mit dieſen pilgern möchte. Er verwies es mir aber ſtreng und ernſtlich und am nächſten Morgen mußte ich wieder mit meinen Kühen auf die Weide. Die Violine von geſtern Abend klang noch immer in meinen Ohren, und ich dachte mir: iſt dir ein Schwegel gelungen, ſo kannſt du ja auch eine Geige verſuchen. Ich ſuchte mir Holz und ſchnitzte mit unſäglicher Mühe viele Tage lang, darüber wurde es Winter, die Kühe blieben im Stalle. Ich ging an Sonn- und Feiertagen fleißig in die Kirche, duftete ja doch der Weihrauch wie die Waldblumen, und das Chor erſchallte von Muſik, als ſäßen da oben die lieben Vöglein und ſängen. Ich betete eifrig, daß mir der liebe Gott unter dem Sange und Klange ſeiner Welt eine gute Stätte bereite, ich habe um ſonſt nichts gebeten, und das war nicht recht, — jetzt fühle ich die Strafe.“ Hier ſchwieg Stainer bewegt, der Knabe ſchaute ihn betroffen an, ohne ihn zu verſtehen. Endlich fuhr er fort: „Als der Frühling wieder anbrach, erblühte mir eine große Freude. Der Schullehrer kam zu meinem Vater und ſagte: „Freund, gebt mir Euren Jacob in die Lehre. Ich habe ihn in der Kirche beobachtet, er hat ein feines Ohr und viel Sinn

für Muſik, auch iſt er fromm und ſtille, wie es ſich für einen Schulmann und Diener der Kirche ziemt, der des Schöpfers Macht mit Geſängen und Klängen preiſen ſoll.“

„Ich weiß nicht, wie ich den Antheil dieſes Mannes erregte, aber ſeiner Güte danke ich die Urſache und den Grund meines ganzen jetzigen Könnens und Wiſſens. Ich kam zu ihm, lernte ſingen und ſollte zuletzt auch im Geigenſpiel unterrichtet werden — aber mein Meiſter hatte ſelbſt nur eine ſchlechte Violine — und ſonſt gab es keine in ganz Abſam, auch fehlte mir und ihm das Geld eine neue anzuſchaffen. In dieſer Noth rückte ich ſchüchtern mit meiner Geige hervor, die ich im Winter vollendet hatte. Natürlich war keine Saite darauf, ich hatte nur mit vielem Fleiße die Form jener Violine des böhmiſchen Muſikers, wie ſie ſich meinem Gedächtniſſe eingeprägt hatte, nachgeahmt. Mein Meiſter betrachtete mein Machwerk mit ſtummen Erſtaunen und ſagte endlich: „Aus dir kann viel werden, deine mechaniſchen Anlagen übertreffen alle deine andern,“ und dies bewog ihn, mich bei ſeinem alten Freunde, dem berühmten Orgelbauer Herz in Innsbruck, in die Lehre zu bringen. So baute ich meine erſte Geige.“

„Wie kommt es aber, Vater,“ fragte der Knabe, „daß du doch kein Orgelbauer geworden biſt?“

„Mein Kind,“ entgegnete Stainer, „mein Meiſter theilte mir treulich all' ſeine Kenntniſſe mit, doch ſagte er auch: Mein Sohn, meine Kunſt wird dich beſſer nähren, als wenn du ein Bauer geblieben wäreſt, doch biſt du jung und voll Talent und Fleiß, es wird dir leicht ſeyn eine der meiner verwandten Kunſt zu erlernen, ich meine die Geigenmacherei. Die meiſten Kirchen haben ſchon ihre Orgeln, die Zeit des Kirchenbauens iſt ſchier zu Ende, Tanz und Spiel, Scherz und Luſt nehmen aber immer zu und die Geigen werden allerwege zu wenig. Werde du

ein Geigenmacher, das iſt eine weltliche Kunſt und wird gut bezahlt.“

Er gab mir ſofort ein Empfehlungsſchreiben an den berühmten Vimercati in Venedig, und in deſſen Hauſe lernte ich vieles kennen, was ich noch nicht ahnte.“ Eine wehmüthige Erinnerung ergriff ihn bei dieſen Worten, er wendete ſich raſch von dem horchenden Kinde und ging mit geſenktem Haupte an ſeine Arbeit.

„Und warum biſt du nicht in Venedig geblieben?“ fragte der Knabe unbefangen.

„Der Himmel hat es nicht haben wollen,“ ſeufzte Stainer. „Schreibe, mein Söhnlein, ſchreibe.“

Der folgſame Knabe begann nun wieder ſeine Züge zu bilden. Vor Stainer's Auge erhoben ſich die Thürme und Kuppeln der ſtolzen Königin der Meere, er hörte die Lagunen rauſchen, und den wehmüthig ſüßen Geſang einer bezaubernden Stimme.

VII.

Noch heute liegt in ihrem freundlichen Glanze am linken Innufer die ſchöne Weiherburg, das liebliche Jagdſchlöſſchen. Noch heute umgeben es duftige Bäume, noch heute bezaubert jeden, der eben aus dem Fenſter ſchaut, der Anblick des reichen Innthales, der goldenen Ähren- und ſilbernen Waſſerwogen, der grünen Breiten, der waldbewachſenen Hügel und der veilchenblauen, mit ſilbernem Schnee gekrönten Berge am Ende des Horizonts, wie er den mächtigen Kaiſer Maximilian bezauberte, der hier gerne von Waidmannsluſt erhellte Tage lebte. Der Zwinger, der vor beinahe 300 Jahren ein üppiger Blumengarten war, iſt jetzt freilich nur mehr ein fetter Grasplatz, doch ſteht noch mitten ein runder Steintiſch, der wohl aus jenen blumenreichen Tagen herſtammt. Wenige Tage nach

Stainer's Geſpräche mit ſeinem Sohne faß er in dieſem von Blumenglanz und Duft erfüllten Zwinger, und ſah dem Sonnenniedergange zu. Der Erzherzog hatte für dieſen Abend ein Hofconcert in der ſtillen Weiherburg angeordnet, denn eine berühmte italieniſche Sängerin war angekommen, und Stainer berufen, um im Orcheſter mitzuwirken. Während aber im Schloſſe Alles von Hofleuten, Gäſten und Dienern wimmelte, hatte er ſich in den einſamen Garten begeben, um dort zu verharren, bis man ihn riefe. Er ſaß ſtill wie immer und ſeine Gedanken waren wie immer in — Venedig. — Die ſchöne Chiara kam ihm nicht aus dem Sinne, war ſie ihm ja doch wie das verkörperte Ideal ſeiner kühnſten Jugendträume erſchienen, die ſchöne Geſtalt mit der ſchönen Stimme wie ein Klang aus Himmelshöhen. Alles was er dachte und trieb, war ſeit dem Beginnen ſeines Denkens von holder Muſik durchwoben, Liebe war ihm nichts anders als der höchſte Wohlklang der Welt, der aus zwei Herzen ſtrömt und zu einem namenlos ſüßen Tone ſich vermählt. „Mein gutes liebes Weib hat mir viel Segen in mein Haus gebracht, viel Glück — aber es iſt ein anderes Glück, als ich unter Italiens Himmel mir erträumte. O, daß ich die, die ich allein lieben kann, verachten ſoll!“ Er ſtützte ſein Haupt in ſeine Hände. Da ſpazierten durch einen nahen Gartengang zwei Hofherren, ohne ihn zu bemerken, im eifrigen Geſpräch. „Ich ſage Euch,“ eiferte der Eine, „mir iſt es immer, wenn ich eine Stainer Violine höre, als ſänge mit den ſanften Geigentönen leiſe, leiſe eine herrliche Frauenſtimme.“ Der andere gab eine weitläufige Antwort, und ſo gingen ſie vorüber und verſchwanden im nächſten Laubengange.

„So iſt es auch,“ ſagte Stainer, der ihre Reden vernommen hatte; „wenn mich auch die ſchöne Chiara

verlaſſen hat, ich meine damit die prachtvolle Frauengeſtalt von dem feurigen Blute eines liebeſüchtigen, unbeſtändigen Herzens durchfloſſen, ſo iſt mir doch ihr beſſerer Theil, ihre himmliſche Stimme treu geblieben, die himmliſche Stimme, die ſo gerne mit meiner Geige ſang, und die noch oft über die Alpen hinüberfliegt, um mit den Kindern meiner Kunſt zu koſen, und ſich der unvergeſſlichen venetianiſchen Nächte zu erinnern. Ich bin froh, daß ſie nur mehr in leiſen Wiederhallen um mein Ohr tönt. Schlüge ſie noch einmal in ihrer lebendigen, vollen Kraft an meine Bruſt, ſie würde die kaum entſchlummerten Schmerzen wieder wach rufen, und ich müßte den düſteren Gewalten unterliegen.

Während dieſem Selbſtgeſpräche war die Sonne untergegangen, und die Sterne ſtanden leuchtend über Innsbruck, das Thal war ſtille und der Inn begann lauter zu rauſchen. Ein Diener trat zu unſerem Meiſter, und rief ihn in den Concertſaal.

Dort ſtrahlte im Lichterglanz ein Kreis von edlen Herren und ſchönen Damen, in ihr heiteres halblautes Geſpräch miſchte ſich das Stimmen der Inſtrumente, endlich trat der Erzherzog ein, und die Muſik rauſchte auf. Als die Italienerin ihre Arie begann, war Stainer ganz in den Ton ſeiner eigenen Geige vertieft. Aber ſchon nach den erſten Tacten erhob Stainer betroffen ſein Haupt vom Pulte, und als die Sängerin die volle Kraft ihrer Stimme entfaltete, ſo wie ein aufgewachter Adler ſeine Schwingen ausbreitet, und mit tönendem Flügelſchlage ins Morgenroth ſich erhebt; da wurde Stainer todtenbleich. Bogen und Geige ſanken aus ſeinen Händen, und mit einem dumpfen Schrei ſtürzte er zu Boden.

Als er die Augen wieder aufſchlug, lag er in ſeinem Hauſe zu Abſam, ſeine Frau und ſeine Kinder umgaben ihn, er ſchien ſie aber nicht zu kennen, Wahnſinn, Wuth

und Raſerei hatten ſich ſeiner Seele und ſeines Lebens bemächtigt. Er klagte, weinte und jammerte, rief und verfluchte Namen, die Niemand von ſeiner Umgebung kannte, verwünſchte die Stunde ſeiner Geburt, — man mußte ihn zuletzt in Bande legen und ſtrenge bewachen. Mit der milden Jahreszeit wurde auch er milder, man konnte ihn wieder frei laſſen. Er ſprach aber mit keinem ſeiner Angehörigen und ſtreifte bei ſchönem Frühlingswetter, von ihnen insgeheim beobachtet, tagelang durch den Wald.

Einſt ſtieß er bei einer ſolchen Wanderung auf eine hohe Haſelfichte, die ihm beſonders zu gefallen ſchien. „Eine ſchöne Säule,“ ſagte er, „wie auf der Piazzetta.

Venedig, Venedig, du ſchöne Stadt,
Die mich um mein Glück betrogen hat.

Muß ſehen, ob die Säule klingt.“ Er ſchlug mit ſeinem Stocke an den Baum, und legte dann ſein Ohr an den Stamm. „Ein ſchöner Klang, venetianiſcher Klang, ſüß und feurig. O Chiara, Chiara, ich will deiner ſchönen — deiner milden Stimme ein Häuschen bauen, ein klingendes Häuschen, ein tönendes Thürmchen, darinnen ſollſt du gefangen ſitzen für alle Zeiten, daß du kein Unheil mehr anrichteſt in der Welt. Soll's der ſchöne Leib allein verſuchen, der ſchöne Schlangenleib?“

Am andern Tage ließ er ſich den Baum fällen, ſchnitt ein Stück von dem Stamme ab, und begann daraus mit allem Fleiße eine Geige zu bauen. Als ſie fertig war, hielt er ſeinen Mund an die Schallöcher, und ſang ſeltſame fremde Weiſen hinein. Das trieb er viele Tage. Endlich rief er aus: „So, ſo, jetzt biſt du drinnen ſammt all deinem Zauber. Was biſt du auch über Alpen geflogen, du ſilberner Singeſchwan, auf der Weiherburg haben ſie dich am Flügel gefangen, auf der Weiherburg, dem ſchönen

Jagdſchloſſe, ſind gar geſchickte Jäger und Vogelſteller zu treffen.“

Und nun zog er die Saiten auf und begann zu ſpielen bis tief in die Nacht, wo er erſchöpft auf ſein Lager ſank und rief: „Gott ſei Dank, nun ſind wir wieder beiſammen!“

Aber früh am andern Morgen war er ſchon wieder in den Wald gegangen, ſeine Geige unter dem Arm, und zog muſicirend durch die grünen Stellen, wo er einſt als froher Knabe die Kühe hütete, den Schwegel ſchnitzte und blies, und ſeine erſte Geige baute. Mit ſeiner letzten Geige kam er wieder herauf! Er nannte ſie ſeine Chiara und ſagte oft: „Meine hölzerne Chiara iſt mir lieber als meine lebendige. Sie bleibt doch treu bei mir bis an mein Ende*).“

VIII.

Zwei vornehme Herren vom Hofe Kaiſer Leopold I. in Wien, nach Italien reiſend, beſuchten die merkwürdigen Salzwerke der alten Stadt Hall am Inn, und hielten ein paar Tage in dem ſchönen Alpenthale Raſt. An einem heitern Nachmittage kamen ſie auf einem Spazierritte in die Nähe von Abſam. Sie ritten lange in heiterem Geſpräche durch das grüne Holz, bis der Eine plötzlich ſein Pferd anhielt und zu ſeinem Nachbar ſagte: „Hörſt du die ſeltſamen feenhaften Töne, die dort droben aus dem Walde auftauchen?“

„Wohl höre ich ſie,“ ſagte der nach kurzem Lauſchen, „mir iſt es, als ſpiele ein wunderbarer Künſtler auf einer

*) Dieſe Geige wurde in der erſten Hälfte des vorigen Jahrzehends dem H. Auguſt Lewald bei ſeiner Anweſenheit in Innsbruck von Jacob Stainer's Nachkommen, welche ſie als ein theures Kleinod bewahrten, vorgezeigt. (S. Lewald's: Tirol; ein Abend in Abſam.)

Geige, und eine klare Frauenſtimme ſinge dazu in vollen Tönen; bei Gott — die Stimme iſt mir bekannt!“ — ſetzte er hinzu.

„Und mir das Geigenſpiel,“ meinte der erſte Reiter wieder.

„Das iſt Chiara's Stimme!“ rief plötzlich der zweite Reiter aus. „Ich erinnere mich wieder der ſchönen Zeiten, wo ich in meiner Gondel im Canal grande an ihrem Hauſe langſam vorbeifuhr bei ſtiller Nacht, und ſie ſang.“

„Und der deutſche Geſelle geigte dazu,“ fiel ihm ſein Begleiter (es war der Marcheſe Antonio Grimani) in die Rede. „Seit dem ſind nun beinahe 20 Jahre vergangen.“

„Das iſt Chiara's Stimme!“ rief der zweite Reiter wieder, „ſo wahr ich Andrea Foscari heiße, die Muſik zieht ſich von der Höhe herab — komm, Antonio, wir wollen zu jenem Hauſe reiten, wo der Waldweg auslauft, und den Geiger und die Sängerin erwarten.“

Die beiden Edelleute ſprengten vor, und hielten an der bezeichneten Stelle. Das räthſelhafte Spiel kam immer näher. Die Reihen der Töne ſchienen wie ein Zug wandernder Nachtigallen in eine ferne Heimat fliegen zu wollen, plötzlich ſenkten ſie aber die leichten Fittige, und ſanken in die dumpfrauſchenden Wogen eines Klageliedes. Unterdeſſen war es Abend geworden, und die Klänge zogen in die Nähe. Ein großer, blaſſer, düſterer Mann trat aus dem Walde, ſeine Kleider und Haare waren thaudurchnäßt, unter dem Arm trug er eine Geige und trat, ohne die Fremden zu beobachten, in das Haus, vor dem ſie hielten.

„Wer war jener Mann, der eben aus dem Walde kam?“ fragte Foscari eine Magd, die eben aus dem nächſten Brunnen Waſſer zog.

„Der närriſche Stainer,“ gab ihnen dieſe zur Antwort.

Roſige Wolken zogen durch die dämmernde Luft, als die beiden Nobili raſch auf der Straße gegen Hall dahinſprengten.

„Der Duft des Waldes muß uns berauſcht haben,“ ſagte Foscari, „ich glaubte feſt Chiara's Stimme zu hören.“

„Ich ſelber!“ verſetzte Antonio, „und jetzt fällt mir eben ein, was mir vor fünf Jahren Battiſta Cornaro erzählte. Chiara, die, wie du weißt, nach ihres Vaters Tode Opernſängerin wurde, unternahm damals eine Kunſtreiſe nach Deutſchland. In einem Hofconcerte auf einem Schloſſe bei Innsbruck ſtürzte einmal, während ſie eine Arie ſang, ein Muſiker mit einem dumpfen Schrei zu Boden. Man weiß nicht, was die Veranlaſſung dieſes Unglückfalles war, aber das iſt gewiß, daß Chiara, vielleicht aus Schrecken, von dieſem Tage an ihre Stimme mehr und mehr verlor. Nach Venedig iſt ſie nicht mehr zurückgekehrt, ſie iſt verſchollen, vielleicht ſchon im Elend geſtorben, wie ſie es um ihren Übermuth wohl verdient hätte.“

„Verdamme nicht, ſo wirſt du auch nicht verdammt werden,“ verſetzte Foscari; „wie wenige können gegen den Drang ihres Herzens kämpfen. Manchen gibt der Herr zu wenig, und ſie erliegen dem Mangel, manchen gibt er zu viel, und der Überfluß erdrückt ſie. Antonio, ich bin dem Winter meines Lebens nahe, aber das Bewußtſein, Chiara ſei rein und glücklich, könnte mich verjüngen.“

„Freund, du biſt immer jung,“ ſagte Antonio mit dem Gefühle freudiger Achtung, und ſeine ſonſt ſchlauen Äuglein leuchteten mit mildem Scheine den edlen Freund

an; „du bleibſt immer jung, denn du biſt immer voll Herzensgüte und Liebe. So lange man liebt, iſt man immer jung, und ſobald man anfängt zu haſſen, beginnt man zu altern.“

Unter ſolchen Geſprächen ritten die beiden Freunde in dem tieferen Dunkel, das nun die Straße bedeckte, gen Hall.

Jacob Stainer lebte noch viele Jahre in ſeiner Geiſteszerrüttung. Als er ſtarb, wurde er auf dem Friedhofe von Absam beſtattet, eine weiße Marmortafel bezeichnete ſeine Ruheſtätte.

So oft einer meiner freundlichen Leſer eine alte Stainer-Violine ſpielen hört, ſo erinnere er ſich bei den ſeelenvollen Klängen an das traurige Liebesgeſchick des armen Meiſters; dringt aber aus dem Innern des Inſtrumentes ein ſchmelzender Klageton an ſein Ohr, ſo denke er, es iſt die gefangene Chiara, die auch einmal auferſtehen wird, gereiniget von den Irrthümern dieſer ſinnlichen Welt, und hinausfliegen in die blaue Freiſtatt des ewigen Lebens, wo ſich die getrennten Herzen wieder finden, wo Schmerz und Haß nimmer ſind, und nur die alte Liebe fortlebt.

Gedichte

von

Joh. Gabr. Seidl.

1.

Gebet.

(Nach dem Engliſchen.)

Geh', wenn der Morgen ſchimmert,
Geh', wenn der Mondſchein lacht,
Geh', wenn ſich der Abend neiget,
Geh' in der Stille der Nacht.

Geh' reinen Sinnes und Herzens,
Wirf weg den irdiſchen Tand,
Und knieend in deiner Kammer
Erheb' zum Gebete die Hand.

Denk' an Alles, was du liebeſt,
Denk' an alles, was dich liebt,
Denk' auch an ſie, die dich haſſen,
Wenn's ſolche hienieden gibt!

Dann ruf' in Demuth um Segen
Für deinen eigenen Pfad,
Um Stärke für deine Schwachheit
Durch deines Erlöſers Gnad'.

Durch Ihn wird dein heimlicher Seufzer,
Von der Erde düſter und trub,
Dorthin aufſteigen, wie Weihrauch,
Wo Alles iſt Wahrheit und Lieb'!

2.

Abſchied.

Lebewohl! Die Sterne winken,
Und das Schickſal will es ſo:
Frage nicht um meine Thränen,
Lebe glücklich, lebe froh.

Keinen Eid und keine Kette!
Nicht gebunden will ich dich;
Denke nur an jedem Abend
Einmal liebevoll an mich.

Wär's auch einmal nur in Tagen,
Habe ſüßen Dank dafür,
Habe Dank, wenn unter Leiden
Dich Erinn'rung führt zu mir.

Habe Dank, wenn unter Freuden
Dich ein leiſes Etwas mahnt,
Oder deine Seel' im Schlummer
Meine Nähe träumend ahnt.

Habe Dank für jede Regung,
Wenn ein Fremder von mir ſpricht;
Denn die Trennung feindet gar entſetzlich,
Und ihr Schleier iſt ſo dicht.

Schweigend will ich mich begnügen,
Wenn dein Herz nur nicht vergißt,
Daß ein Träumer meines Namens
Einſt dir lieb geweſen iſt.

3.

Walzerlied.

Wie auf Flügeln
Fortgetragen,
Geht's im Taumel
Auf und nieder;
Alle Pulſe
Rollen Feuer,
Und das Herz verſinkt im Rauſch;
Kein Gedenken
Des Vergang'nen,
Kein Gedenken
Einer Zukunft;
Alles Sehnen,
Alles Liebe,
Wonneträume, Seelentauſch'

Feſt im Arme
Glück und Leben,
Nie ihm näher,
Nie ihm ferner,
Jede Faſer
Hocherzucken,
Ohne Scheu vor aller Welt:
In der Wendung
Küſſe rauben,
In der Wendung
Küſſe geben:
Blicke tauſchen,
Hände binden,
Herz am Herzen, heiß geſchwellt!

Mag es perlen
Von der Stirne,
Mag es flammen
Auf der Wange,

Mag die Locke
Welk sich lösen,
Mag zu springen droh'n die Brust!
Stirnen trocknen,
Wangen bleichen,
Locken folgen
Alter Ordnung,
Busenwogen
Werden ruhig, —
Aber nimmer kehrt die Lust.

Wenn es ginge,
So zu kreisen,
Glück und Leben
In den Armen,
Überhörend
Selbst des Lebens
Letzten, dumpfen Hammerstreich,
Und dann jenseits
Zu erwachen,
Ruh'n zu wollen,
Und zu staunen
Über alle die Gesichter,
Fremd und doch bekannt zugleich!! —

Wenn dann alle
Die Geliebten,
Die Verlornen,
Plötzlich kämen
Und uns mahnten:
„Seht doch, Tänzer, wo ihr seid!“
Welch' Entzücken
Würd' uns fassen,
Wenn statt Kerzen
Sterne flammten,
Wenn uns Engels
Harfen klängen
Namenlose Seligkeit! —

Dann verlöſchten
Alle Sterne,
Und die Engel
Singen ſchlafen,
Und die Winde
Singen ruhen,
Fern verhallte Lied und Klang,
Und wir ſinken
Matt, doch ſelig,
Stumm verlangend,
Stumm gewährend,
Herz am Herzen,
Lipp' an Lippen,
Eingewiegt von Sphärenſang!

Mein Glück.

Von

Karoline Leonhard Lyſer.

Im tiefen Leid möcht' ich vergehen,
Weil ich dir ferne bleiben muß,
Schickt' ich nicht in der Lüfte Wehen
Dir täglich meinen Liebesgruß.
Ergeben trag' ich alle Leeſe,
Wenn nur mit dir die Freude geht,
Dein Glück iſt meines Gartens Roſe,
O Roſe, blüh' mir früh und ſpät!

Was immer das Geſchick mir ſendet,
Mein Herz bleibt dennoch froh und rein,
Wenn Gott dir Fried' und Wonne ſpendet,
So fällt auf mich ein Widerſchein.
Wird mir auch nur ein Kranz von Mooſe,
Ich nehm' ihn dankbar, mit Gebet,
Dein Glück iſt meines Gartens Roſe,
O Roſe, blüh' mir früh und ſpät.

Wenn dann in einſam ſtillen Tagen
Kein Schmuck und Glanz mein eigen iſt,
Und alle Leute von mir ſagen:
„Wie ſie doch jedes Glück vermißt;“
Dann ſchau' ich froh, wie mit Gekoſe
Der Lenz die ſchönſte Blüth' umweht,
Dein Glück! — 'S iſt meines Gartens Roſe,
O Roſe, blüh' mir früh und ſpät!

Jephta.

Von

August Schilling.

Horch, Jubellieder tönen das Schlachtgefild' entlang,
Das iſt der Juden Dröhnen, der Cymbeln heller Klang;
Es klirrt der Waffen Menge zum frohen Siegeschor
Und heilige Geſänge entflieh'n zu Gott empor.

Und die Poſaune dringet tiefrührend durch den Schwall,
Das krumme Horn erklinget mit feierlichem Schall,
Bald birgt des Staubes Schleier die Kommenden nicht mehr;
Es naht in Freudenfeier der Israeliten Heer.

Und an der Spitze ziehet Held Jephta kühn voran,
Der für das Recht erglühet, ein Gott geweihter Mann,
Von ſeiner Stirne Adel ſtrahlt des Triumphes Glanz,
Ihn krönte ohne Tadel der Tugend gold'ner Kranz.

Sie kamen aus dem Kriege, ſie hatten ausgekämpft,
Denn mit dem letzten Siege ward jeder Zwiſt gedämpft;
Sie fochten mit dem wahren, dem einzig einen Gott,
Ihm tönten die Fanfaren, dem Retter in der Noth.

Im heißen Schlachtgebete hat Jephta kühn gelobt:
So wahr ein Gott ihn rette, wenn ſtill die Schlacht vertobt,
Das Erſte Ihm zu weihen durch frommes Opferblut,
Was ſeines Heeres Reihen begegnet rein und gut.

Da zog auf Blumenwegen, wie Cherubim ſo ſchön,
Die Tochter ihm entgegen zum frohen Wiederſeh'n,
Und ihre Hände ſtreuten ihm ſüßen Roſenduft,
Es quoll, wie Klang der Saiten, ihr Loblied durch die Luft.

Und liebend will ſie nahen, in ſüßer Seligkeit
Den Vater zu umfahen voll heißer Innigkeit,
Da zucken bleiche Krämpfe durch deſſen Angeſicht,
Es ſind die ſchwerſten Kämpfe, die nun der Sieger ficht.

Still hat ſie es vernommen, das ſchreckliche Geheiß,
Sie beuget unbeklommen den Nacken lilienweiß;
— — — —
Die Blumen alle neigen die Häupter ſchmerzlich beid,
Und durch des Abends Schweigen ein dumpfer Donner rollt.

Mannes-Lied.

Von

Carl Adam Kaltenbrunner.

Ein ſchönes Vöglein flattert ſingend
Vom blauen Himmel erdenwärts;
Dem Sange, ſüß und lieblich klingend,
Erglubt und ſchwillt das Menſchenherz.

O ſinge fort, o Vöglein, ſinge,
Dein Ton iſt hell, du kennſt kein Weh!
O wer das Vöglein Freude ſinge!
Es flattert fort, — und kehrt es je?

— Da naht ein anderer Gefährte,
Der hält am Herzen länger feſt:
Es iſt ein Freund, der ſich bewährte,
Doch — er zerſtört des Vögleins Neſt.

Du ernſter, ſinnender Begleiter,
Ich bange dennoch nicht vor dir!
Du biſt nicht falſch, — zieh' mit mir weiter! —
Der Schmerz iſt treu, — o laßt ihn mir!

Lieder.

Von

Ludwig August Frankl.

Milde Stunde.

Kommſt du wieder, milde Stunde,
Die mich oft ſo traurig macht,
Wenn im Herzen mir die Kunde
Der Vergangenheit erwacht?

Lange biſt du fern geblieben,
Die das Leben mir verjüßt —
Rede mir von Schmerz und Lieben,
Lang ſchon harr' ich — ſei gegrüßt!

Wie ſo oft gehör' ich wilden,
Grellen, fremden Mächten hier,
Wie ſo ſelten deiner milden,
Süßen Macht, wie ſelten dir!

Freundlich kommſt du hergezogen,
Überſtrömſt mich ſacht, ſo ſacht —
Nimm mich auf in deiner Wogen
Milder, träumeriſcher Nacht!

Entſcheidung.

Duett.

Wird die Flamm' auch immer währen,
So dir in dem Herzen brennt,
Die dein Lieben und Begehren
Mir mit tauſend Zungen nennt?

„Sind wir glücklich nicht zusammen?
Gegenwart ist schön und gut —
Und verleiden auch die Flammen,
Ei, dann gibt es eine Gluth."

Unausgesprochen.

Du kannst mir Alles sagen,
Geliebter, du hast's gut!
Ich muß verschwiegen tragen,
Was mir im Herzen ruht.

Und wenn ich Worte finde,
Zur Hälfte künden sie
Was innen ich empfinde,
Der Seele Tiefstes nie.

So sollst du dies nur ahnen,
Wie ganz ich dir geweiht, —
Und mein Verstummen mahnen
Dich an Unendlichkeit.

Lied für Trinker.

Von

Baron Schlechta.

Einzelstimme. Dir zum Gruße klares Wasser!
Jeder Becher hebe sich;
Dich verachtet nur der Prasser,
Doch es ehrt der Weise dich!
Vivat hoch die klare Quelle,
Die sich frisch durch Wiesen spinnt!
Vivat des Gefühles Welle,
Die von treuem Auge rinnt!

Chor. Vivat hoch ein klares Auge,
Und ein treues Herz!

Einzelstimme. Und auch du laß' dich begrüßen,
Würzereicher Gerstensaft,
Der das Herbe mit dem Süßen
Mengt in jugendlicher Kraft!
Vivat, wenn der Haft entflogen,
Hoch der Kork zur Decke knallt,
Und des Trankes brauner Wogen
Schäumend in die Humpen wallt!

Chor. Vivat was sich kräftig reget,
Und das Leben würzt!

Einzelstimme. Stoß't die Gläser hell zusammen,
Einer bleibt uns besser noch:
Vivat jener Trank der Flammen,
Punsch genannt, er lebe hoch!
Fluth und Gluth sind hier ergeben
Milder, fröhlicher Gewalt!
Dir vergleicht sich oft das Leben:
Außen trüb', und innen hell.

Chor. Vivat jede ſchöne Flamme,
Jeder edle Trieb!

Einzelſtimme. Aber dreimal hoch vor Allen
Blut des Lebens! Sieger Wein!
Dreimal ſoll den Ruf erſchallen,
Alle Welten ſtimmen ein!
Kind der Liebe, und der Wonne,
Jubel taumelt um deinen Thron,
Du, der goldgelockten Sonne
Und der Liebe ſchönſter Sohn!

Chor. Dreimal hoch das Werk des Lichtes,
Das den Staub belebt!

Einzelſtimme. Was den Werth der Andern gründet,
Was an ihnen echt und gut,
Ist in dir zum Kranz verbunden:
Klarheit, Stärke, Kraft und Muth.
Doch was über dir dich hebet,
Was dich ahnt, wenn dich preist,
Ist, der auf zum Himmel strebet,
Und vom Himmel stammt: der Geist!

Chor. Hoch der Vater alles Guten,
Dreimal hoch der Geist!

Bezauberung.

Von

Athanasius.

Ich sah dich weinen,
Da war es mir,
Als säh' ich den Mond durch duftige Wolken scheinen,
Als blinkt' ein Stern aus dem kräuselnden Bach,
Als blickte die bleiche Abendröthe
Dem scheidenden Tage trauernd nach:
Und Wehmuth trübte das Auge mir,
Ich kannte gleichen Verlust mit dir!

Ich sah dich lächeln,
Da däucht' es mir,
Es breite der Morgen sein Rosenpanier,
Wenn sonnige Lenze mit Düften fächeln,
Und laue Weste mit Engelrosen
Tändeln und kosen;
Und heit're Luft betäubte schier
Den Sinn, und die staunende Seele mir!

Den Künſtlern.

Von

Carl Edm. Langer.

Strebt nicht die Sinne überreich zu blenden
Durch Unnatur, die prahlend ſie umrauſcht:
Begnügt euch unſern Herzen zuzuwenden
Was ihr dem eig'nen Busen abgelauſcht. —

Was ihr uns gebt — das fühlt im eig'nen Innern,
Stimmt uns're Bruſt zu gleichem Wiederklang;
Was euch erregt, im Hoffen und Erinnern,
Das findet uns durch euren Saitenklang!

Laßt euch die alte Sage nicht verführen
Vom Orpheus und ſeinem Zeitvertreib'n: —
Nicht Steine — Menſchenherzen ſucht zu rühren,
Denn Herzen ſind oft — härter als Geſtein!

Wolfgang Amadeus Mozart.

Es war am 27. Jänner 1756, als die schöne Muse der Tonkunst die grünen Berge des Südens verließ, in den schneebedeckten Norden flog, und zu Salzburg, im deutschen Rom, in einer ungeschmückten Stube ihren wärmsten Weihekuß auf die Stirn eines neugebornen Knäbleins drückte. Der Knabe hieß Wolfgang Gottlieb oder Amadeus Mozart, und erblickte das Licht der Welt in dem Jahrhunderte, dem Deutschland seine Altmeister der Poesie wie der Tonkunst zu danken hat. Goethe und Gluck, diese Söhne der Classicität, diese Ritter für das ambrosische Recht der Antike, Schiller und Mozart, die verkörperte Poesie, die menschgewordene Begeisterung für das Schöne in der Kunst, Herder und Wieland und die beiden Haydn, diese unsterblichen Kinder des 18. Jahrhunderts werden ewig die Väter, die Heroen des deutschen Kunsttempels bleiben, und Teutonia fühlt, an ihren Büsten stehend, nur Einen Schmerz, den Schmerz, daß sie in der bildenden Kunst keine Sterne von gleichem Glanze an ihrem Himmel schimmern sah. Dieser Schmerz hat manches gut deutsch gesinnte Herz ungestümer schlagen gemacht, und viele pia desideria für die Zukunft auf bleiche Lippen gelegt. Mögen sie in Erfüllung gehen!

Wolfgang war der Sohn eines tüchtigen Künstlers, der als sorgsamer Gärtner die köstliche, zarte Pflanze, die in seinem Garten entkeimte, überwachte, kaum ahnend, daß sie zu einem Lorbeerbaume heranreifen werde, dessen Schatten noch jetzt die halbe Erde überdeckt. Dieser Biedermann, der Sprößling eines Buchbinders zu Augsburg, hieß Leopold Mozart, studierte zu Salzburg, und gelangte im Jahre 1743 als Hofmusicus in die fürstliche Capelle. Seine gründliche Kenntniß der Musik verschaffte ihm im Jahre 1762 die Stelle eines zweiten Capellmeisters, und sohin ein sorgenfreies Leben, dessen freie Stunden er zu eigenen Compositionen und zum Unterrichte im Violinspielen verwendete.

Die von ihm ſelbſt im Jahre 1766 herausgegebene Violinſchule, welche im Jahre 1770 die zweite und in unſerer Zeit zu Wien die dritte Auflage erlebte, gibt das beſte Zeugniß von ſeiner gründlichen Kenntniß des gedachten Inſtrumentes. Seine Gattin Anna, geborne Pertlin, zeichnete ſich wie er durch eine reizende Körpergeſtalt aus, daß ſie zu ihrer Zeit für das ſchönſte Ehepaar in Salzburg galten. Ihre Ehe war eine geſegnete, ſie zeugten ſieben Kinder; allein nur zweie, ein Mädchen und ein Knabe, blieben am Leben. Das Mädchen, älter als unſer Wolfgang, hieß Maria Anna. Beide Kinder entwickelten frühzeitig ein großes Talent für Muſik, und der ſorgſame Vater, gab nach der erſten Entfaltung dieſer Anlagen alle Lectionen und ſonſtige auswärtige Geſchäfte auf, um ſich ganz den Pflichten ſeines hohen Berufes zu widmen. Ich ſage „ſeines hohen Berufes.“ Ja wohl, die Erziehung eines Menſchen iſt eine That für die Ewigkeit, die Erziehung eines Künſtlerkindes die köſtlichſte Saat, denn ihre Ernte heißt Unſterblichkeit. Und Mozart ward doch auch ein Fürſt — ein König von Gottesgnaden und par excellence im Reiche der Tonkunſt! Dieſes Reich hatte, wie bereits geſagt, im verfloſſenen Jahrhunderte vier ſolche Könige aufzuweiſen, und jetzt — die Throne ſind leer,

Es kommen keine Kaiſer mehr nach ihm,

ſagt Immermann am Sterbepfühle Friedrichs, des zweiten Hohenſtaufen! Doch wozu die Klage? Interregna muß es in der Kunſt wie in der Geſchichte geben; ohne Dämmerung gibt es kein Morgenroth, keinen neuen jungen Tag mit ſeiner ſtrahlenden Sonne, keinen neuentfalteten Reim!

Mozart war, übereinſtimmenden Nachrichten zu Folge, eben drei Jahre alt, als ſeine vier Jahre ältere Schweſter den erſten Unterricht auf dem Klaviere erhielt. Die erſten Töne, welche ſie anſchlug, weckten das Echo in der kleinen Bruſt des künftigen Tonfürſten. Er eilte von ſeinem Genius getrieben an den Flügel, und beſchäftigte ſich halbe Tage mit der Zuſammenſtimmung von Terzen, deren Wohlklang ſein Ohr erzückte und ſein kindiſches Herz zu den lauteſten Äußerungen der lebhafteſten Freude bewog. Der erfreute Vater ſuchte ihm nun leichte Stücke beizubringen, und war überraſcht, in ſeinem Kinde den gelehrigſten Schüler ſeiner langjäh-

rigen Praxis zu finden, welche ihm wohl oft genug an den alten Römerſpruch:

Quem dii oderunt, paedagogum fecerunt

erinnert haben mochte. Eine Stunde verſtrich, und Wolfgang wußte einen Menuet oder ein Liedchen mit Gefühl und Ausdruck vorzutragen. Überhaupt hatte der Kleine ein lebhaftes Temperament, und ein wahrhaft tiefes, kindlich leicht erregbares Gefühl. Jedes Spiel betrieb er mit Leib und Seele, alle Perſonen ſeiner Umgebung umfaßte er mit unendlicher Liebe, ſeine erſte Frage hieß immer: „Haſt du mich lieb?“ und Thränen netzten ſein Auge, falls man dieſe Frage ſcherzweiſe verneinte. So iſt ja die Eigenſchaft aller großen Geiſter, nichts halb zu thun, das Kleine wie das Große mit gleicher Sorgfalt zu betreiben, eben weil ſie erkennen, daß es ohne Eichein keine Eichen gäbe. Aber iſt dieſe Eigenſchaft ein Glück? Der lahme, größte Dichter der Kreideinſel, der ſchöne brittiſche Lord, hat dieſe Frage beantwortet wie folgt:

„Erkenntniß kann nicht des Lebens Baum“

und der arme Mozart dieſe Antwort auf ſeinem Dornenpfade als eine richtige kennen gelernt. Doch zurück zur Geſchichte ſeiner Kinderjahre.

Mozart componirte bereits im ſechſten Jahre kleine Stücke für den Flügel, welche ſein Vater in Noten ſetzte. Welche Rieſenſchritte ſein Genius ſchon in der früheſten Jugend machte, mag nachſtehende Begebenheit bekunden, welche auch Schlichtegroll in ſeinem Nekrologe erzählt. Sein Vater kam einſt mit einem Freunde aus der Kapelle nach Hauſe, und fand den kleinen Wolfgang mit der Feder in der Hand, der ihm mit vieler Freude ein ſo eben vollendetes Concert für das Clavier vorlegte.

Der Knabe hatte es zwar im Schreiben noch keineswegs zum Kalligraphen gebracht, und das vorgelegte Notenpapier war daher ſtark mit Tintenklecken beſtreut; demungeachtet bemerkte der alte Mozart auf den erſten Blick, daß das Concert nach allen Regeln der Kunſt geſetzt ſei, nur fand er es viel zu ſchwierig, als daß man es ſpielen könne. Wolfgang antwortete raſch: Darum iſt es auch ein Concert. Er hatte nämlich die wunderlich naive Meinung, Concertſpielen und Miraſel wirken ſei alles eins.

Im Jahre 1763 unternahm Wolfgang in Geſellſchaft ſeiner Schweſter und unter der Aufſicht des geliebten Vaters ſeine

erste Kunstreise. Der Ausflug ging nach München. Musikalische Wunderkinder waren in der damaligen Zeit noch eine große Seltenheit, und die Vieux-temps wurden erst später erfunden, was Wunder also, daß der sechsjährige Virtuose beispiellosen Beifall erntete, und selbst von dem Churfürsten mit Liebkosungen und Lobsprüchen überhäuft wurde. Dasselbe geschah auf der zweiten Kunstreise im Herbste desselben Jahres in der großen Kaiserstadt an der Donau. Der erlauchte Mäcen der Kunst, Kaiser Franz I., nannte Wolfgang nie anders als den kleinen Hexenmeister, welchen ehrenvollen Namen ihm sein fertiges Spiel bei verdeckter Claviatur und sogar mit Einem Finger erwarb. Damals gab es freilich keine Claviervirtuosen mit zwanzig Fingern, wie sie die ewigwitzelnden Pariser in ihren Conterfei's lebender Kunstnotabilitäten abzeichnen, und darunter Liszt oder Thalberg schreiben.

Schon damals äußerte Mozart einen Charakterzug, den er durch sein ganzes Leben beibehielt, die Verachtung jedes Lobes, falls es nicht aus dem Munde eines Kunstkenners kam. War kein solcher zugegen, so spielte er nichts als Tanzstücke, musikalische Tändeleien. So frug er einst bei einem Concerte in den Gemächern des Kaisers: „Ist Herr Wagenseil nicht hier? der versteht es!“ Wagenseil kam, und Mozart sagte: „Ich spiele ein Concert von Ihnen, Sie müssen mir umwenden.“ Heute zu Tage denken die Virtuosen genügsamer. Ein golderkauftes Lob in einem Journale vorn in der Brusttasche, einen Leibrecensent-Mameluken hinter sich, so „trotzt man der Welt, und fordert sein Jahrhundert carlosverwegen in die Schranken.“

Seine wärmste kindliche Neigung weihte Mozart der schönen Erzherzogin Antoinette, der nachmaligen unglücklichen Königin von Frankreich. Das machte sich wie folgt. Als Mozart einst auf dem glatten Fußboden in den Gemächern der großen Kaiserin Maria Theresia ausglitt und fiel, hob die besorgte Erzherzogin das weinende Kind auf, und der Knabe hatte nun nichts Eifrigeres zu thun, als zur Kaiserin zu eilen, und die Herzensgüte der Prinzessin zu rühmen. Theilte ich den alten Wunderglauben an Sympathien, erzeugt durch ein künftig gleiches Lebenslos, so würde ich in dieser ersten Herzensneigung des im Kampfe mit dem Unglücke und Mangel frühzeitig gestorbenen Künstlers zu dem erlauchten schönsten, aber unglücklichsten Weibe, das je eine

Krone ſchmückte, einen neuen Beleg für die Wahrheit dieſes Wunderglaubens haben.

Mozart ſpielte bisher kein anderes Inſtrument als Clavier, wenigſtens nach der Meinung ſeines Vaters; als aber Schachtner, Hoftrompeter zu Salzburg, mit Wenzl, einem talentvollen Violinſpieler, nach der Rückkehr der Mozart'ſchen Familie im Hauſe des Capellmeiſters und mit Beiziehung des Letztern ſechs von Wenzl componirte Trios durchſpielte, bat der Kleine ſo lange um die Erlaubniß, die zweite Violine ſpielen zu dürfen, bis ihm der Vater endlich erlaubte, mit Schachtner in Compagnie zu wirken. Schachtner ſah bald ein, daß er überflüſſig ſei, legte die Violine bei Seite, und ſein junger Stellvertreter hielt ſich ſo wacker, daß er bei der Wiederholung der Trios die erſte Violine ergreifen durfte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Neuling meiſt unrechte und unregelmäßige Applicaturen anwandte, zu verwundern aber war es, daß er nie ſtecken blieb, und ſich, was man ſo ſagt, mit Ohren aus der Affaire zog. Nach Schachtner's Äußerung ſtanden dem Vater während der ganzen Exekution die Thränen der Freude im Auge. Und welcher Vater hätte da nicht vor Entzücken geweint?

Mit welcher wunderſamen Genauigkeit Mozart's Ohr den geringſten Unterſchied der Töne maß, dürfte nachſtehender Vorfall beweiſen. Schachtner beſaß eine Violine, welche Wolfgang ihres ſanften Tones wegen Buttergeige nannte. Der Knabe ſpielte eines Tages auf ihr, der Eigenthümer aber kam durch Zufall einige Tage nicht in das Haus des Capellmeiſters. Als er wieder erſchien, meinte Mozart, der gerade auf ſeiner Violine phantaſirte: „Warum laſſen Sie Ihre Geige nicht immer in gleicher Stimmung? Sie war das letzte Mal, als ich auf ihr ſpielte, um einen Viertelton tiefer als meine da?“ Schachtner lächelte, der Vater aber, der ſchon oft Gelegenheit hatte, das fabelhafte Tongefühl ſeines Sohnes zu erproben, ließ die Angabe prüfen, und zum allgemeinen Erſtaunen ward der Ausſpruch des Knaben mathematiſch genau gerechtfertigt. Übrigens würde ſein ungewöhnliches muſikaliſches Talent bei weitem nicht ſo rieſige Fortſchritte gemacht haben, wäre es nicht durch einen unvermuthlichen Anfall unterſtützt worden. Er ſaß bis in die ſiebente Nacht am Flügel, und das Morgenroth würde ihn an derſelben Stelle gefunden haben, hätte nicht der um ſeine Geſund-

heit beſorgte Vater durch abmahnende Worte, mitunter durch ſtrenge Rüge, ſeine Studien unterbrechen. Mit demſelben Eifer verlegte ſich Mozart auf Arithmetik. Stuhle, Bänke und Tiſche wurden mit Ziffern bemalt, und ein mathematiſches Problem am Ende mit derſelben Leichtigkeit gelöſt, als er eine muſikaliſche Etude durchführte.

Trotz ſeiner Lebhaftigkeit war er gehorſam und folgſam, und jeder Wunſch ſeiner Eltern galt als heiliger Befehl, gegen welchen es keine Appellation gab. Gegen ſeine Geſpielen war er das Wohlwollen ſelbſt, die vollendete Nachgiebigkeit, nur liebte er es, in jedem Spiele die Muſik als Hebel zu gebrauchen.

Im Jahre 1763 unternahm der alte Mozart mit ſeinen Kindern die erſte größere Kunſtreiſe durch Deutſchland. München, Augsburg, Mannheim, Mainz, Frankfurt, Cöln, Aachen und Brüſſel waren die Schauplätze der Triumphe des muſikaliſchen Wunderknaben, der trotz allen Lobſprüchen von Kunſtkennern und Laien ſeine kindliche Beſcheidenheit nie verlor. Im November deſſelben Jahres ging die Familie nach Frankreich, wo ſie einundzwanzig Wochen verweilte. In der damaligen Zeit wurde das Orgelſpiel viel höher geſchätzt als das Klavierſpiel; man kann ſich daher das Erſtaunen denken, mit welchem der König und der Hof zu Verſailles den kleinen Deutſchen bewunderte, als er in der königlichen Kapelle ſo vortrefflich die Orgel handhabte, als ſei jeder Zoll von ihm ein neuer Bach. Neue Lorbeern erwarb er ſich in zweien zu Paris gegebenen Akademien, nach welchen der Vater Mozart ſammt ſeinen beiden talentvollen Kindern in Kupfer geſtochen erſchienen. Hier ließ Mozart ſeine erſten Kompoſitionen ſtechen. Es waren zwei Klavierſonaten; die eine widmete er der Madame Victoire, der zweiten Tochter des Königs, die andere der Gräfin Teiſſe.

Am 10. April 1764 reiſte Mozart nach England, und machte wie gewöhnlich Kunſt. Man wußte nicht, ſollte man den Knaben mehr bewundern, wenn er mit ſeiner lieblichen Schweſter im Geſange oder im Konzerte auf zwei Klavieren wetteiferte, oder die ſchwerſten Piecen von Händel und Bach vom Blatte wegſpielte, ja einmal ſogar, als man ihm einen bloßen Baß vorlegte, augenblicklich eine vortreffliche Melodie erfand und zugleich vortrug. Während dieſer Saiſon komponirte Wolfgang ſechs

Claviersonaten, welche in London gestochen und dem König dedicirt wurden. Den Sommer des nächsten Jahres verlebte er in Flandern, Brabant und Holland. Hier bekamen beide Geschwister die Blattern, welche sie durch mehrere Monate an das Krankenbett fesselten. Trotz seiner Schmerzen fing Wolfgang andere sechs Sonaten an, welche er später dem Prinzen von Nassau-Weilburg widmete; zu diesem Zwecke ließ er sich ein Bret über das Lager richten, und schrieb auf das Gitriganste, obgleich seine kleinen Finger noch voll Pocken waren. Im Anfange des Jahres 1766 componirte er für das Installationsfest des Prinzen von Oranien einige Sinfonien, Arien und Variationen. Einige Monate darauf reiste die Familie nach Paris, und kehrte über Lyon, die Schweiz und Schwaben nach einer dreijährigen Abwesenheit nach Salzburg zurück. Dies war der erste Ausflug der oberösterreichischen Nachtigall, deren süße Klänge noch jetzt die Ohren berauschen, und in jedem gefühlvollen Herzen ein treues vollstimmiges Echo finden. Die nächsten zwei Jahre waren dem Studium der Composition gewidmet. Emanuel Bach, Hasse und Händel, und jene alten italienischen Meister, welche sich durch Tiefe des Gefühls und Gründlichkeit des Satzes gegen die heutigen Maestri auszeichnen, als stürzte ein Tschimborasso unter die Sandhügel der Lüneburger Heide, waren die Leitsterne, denen der junge Tonheros auf seinem Pfade zum Tempel der Kunst folgte. Die Jetztwelt weiß, daß er denselben erreichte, denn sie hat bitter geweint, als die goldenen Pforten hinter ihm zufielen.

Son cercueil est fermé. Apollo l'a jugé. Silence!

Im Jahre 1768 erhielt der zwölfjährige Knabe während seines Aufenthaltes in Wien von dem großen Kaiser, von dem der Dichter singt:

Der zweite Joseph sprang in nächt'ger Stunde
Ein kühner Taucher in das Meer der Zeit,
Und schwamm die Perle: Toleranz im Munde
Sturmhaftig an den Strand Unsterblichkeit —

den ehrenvollen Auftrag, eine Opera buffa zu schreiben, welche La finta semplice hieß, den Beifall des Capellmeisters Hasse und des blumigen Dichters Metastasio erhielt, aber nicht aufgeführt wurde. Drei berühmte Männer, der große Kaunitz, der

gründliche Haſſe, Metaſtaſio der Gröſus an wohlklingenden geſchniegelten Verſen ſtritten ſich um ſeine Geſellſchaft. Bei dem Letztern ſetzte Wolfgang mehr als ein Mal zu jeder ihm gegebenen Arie aus dem Stegreife und in Gegenwart aller Anweſenden die Muſik mit allen Inſtrumenten. Bemerkenswerth iſt noch aus dieſer Zeit die Kirchenmuſik, welche der junge Künſtler zur Einweihung der Kirche des Waiſenhauſes componirte und perſönlich dirigirte.

Im Jahre 1769, welches er in Salzburg in Ruhe zubrachte, um der italieniſchen Sprache vollkommen Meiſter zu werden, wurde er zum Concertmeiſter bei dem ſalzburgiſchen Hofe ernannt; allein es litt ihn nicht länger in Deutſchland. Die Nachtigall war flügge geworden, und wollte ſich ihren Stammbaum in ihrer Heimat, im Lande des Geſanges, in dem vom Himmel gefallenen Stück Erde, Italien genannt, unterſchreiben laſſen. Sie hatte nicht lange zu kämpfen:

Nicht frug Milano, wo geboren werden
Die unbekannte junge Nachtigall;
Zwar kam ſie aus dem gletſcherkalten Norden,
Doch ihren Stammbaum ſchrieb der Wiederhall!

oder ohne Bild geſprochen und die Worte eines ſeiner ſpätern Freunde angeführt, „der mächtige Nationalſtolz und das Vorurtheil des Ultramontanismus wich beſiegt von den glänzenden Talenten des zwölfjährigen Knaben.“ Der Impreſſario des Mailänder Theaters übergab ihm die Scrittura zu der Opera seria für den kunftigen Carneval 1771; er reiſte aber ſchon im März 1770 nach Bologna, damals nächſt Neapel die Vaterſtadt der Muſik. Hier lernte der junge Künſtler den größten Contrapunctiſten und berühmteſten Schriftſteller in der Muſik ſeiner Zeit, den Pater Martini kennen. Dieſer berühmte Capellmeiſter, der übrigens nicht mit dem deutſchen Tonſetzer Martin, dem Componiſten der Cosa rara, verwechſelt werden darf, gerieth vor Bewunderung außer ſich, als der junge Mozart über jedes aufgeſchriebene Fugenthema die ſtrengſte Eintheilung und Dispoſition angab, und die Fuge augenblicklich auf dem Claviere ausführte. Dasſelbe ereignete ſich zu Florenz mit dem großen Contrapunctiſten Marchese Ligneville. In dieſer letztern Stadt ſchloß Mozart

ſein erſtes Freundſchaftsbündniß und zwar mit dem Engländer Thomas Linley, einem Knaben von 15 Jahren, welcher ein Schüler des berühmten Nardini, und ſelbſt ſchon Virtuos auf ſeinem Inſtrumente war. Dieſer geberdete ſich, als ſich Mozart nach Rom begab, vor Schmerz über die Trennung wie außer ſich, überreichte ihm ein von der Dichterin Corilla auf ihn verfertigtes Gedicht als ultimo pegno d'amore, und begleitete ihn unter Thränen bis vor die Stadt.

In der alten Siebenhügelſtadt, welche zwei Welttheile verloren, und zum Erſatze eine ganze höhere Welt: die Kunſt, erworben hat, legte Mozart die größte, aber auch ſchönſte Probe ſeines titanenhaften muſikaliſchen Gedächtniſſes ab. Bekanntlich wird in der Charwoche Mittwochs und Freitags in der ſixtiniſchen Capelle zu Rom das berühmte Miſerere von Allegri geſungen, welches die allgemeine Meinung als den erhabenſten, feierlichſten Kirchengeſang, kurz als das achte Wunder der Welt bezeichnete, ſo zwar, daß es den päpſtlichen Muſikern unter Strafe der Excommunication verboten war, eine Copie davon zu machen. Mozart hörte Mittwochs mit wahrhaft künſtleriſcher Andacht den frommen Geſang, eilte nach Hauſe, ſchrieb ihn auf, und verbeſſerte dieſen Aufſatz am Freitage. Bald verbreitete ſich der Ruf davon in ganz Rom, und zwar um ſo raſcher, als Mozart das Miſerere in einer Akademie aufführte, in welcher der Caſtrat Chriſtophori zugegen war, welcher es in der Capelle geſungen hatte, und nun vor Erſtaunen faſt zu Stein geworden wäre. Ich glaube, daß es vielen meiner freundlichen Leſer und ſchönen Leſerinnen um kein Haar beſſer ergangen ſeyn würde. Natürlich, das Genie wirkt wie der Blitz, überraſcht, blendet; nur daß es nicht ſruchtlos wie dieſer verſchwindet, ſondern wie die Sonne noch im Untergehen der Stolz bleibt und die Trauer einer nun in Nacht verſunkenen Welt.

In der berühmten Geiſtſtadt fand Mozart nicht weniger Bewunderer ſeines rieſigen Talentes, und die Neapolitaner nannten ihn den dal cielo caduto Pianiſten. Sie ſchenkten ihm freilich keinen Ehrenſäbel — dieſe verehrte man damals nur Helden — aber wenn es wirklich ein Genuß wäre, täglich oder vielmehr nächtlich auf friſchen, wirklichen Lorbeern zu ſchlummern, Mozart hätte dieſen Genuß unentgeltlich haben können. C'est tout comme aujourd'hui!

Nach ſeiner Rückkehr nach Rom wurde er dem Papſte vorgeſtellt und erhielt das Kreuz und Breve als Ritter **militiae aureatae.** Ganz Italien war voll von ſeinem Ruhme, alle Städte ſandten ihm Opernaccorde für den nächſten Karneval, und beneideten das glückliche Mailand, deſſen Impreſario den jungen Tonheroen für dieſe Saiſon gewonnen hatte. Seine Oper **Mitridate** ging aber ſchon den **26. December 1770** über die Bretter, erhielt, wie vorauszuſehen, enthuſiaſtiſchen Beifall, und wurde zwanzig Mal nach einander aufgeführt. Die philharmoniſche Akademie ernannte ihn mit Stimmeneinheit zum Mitgliede und Maeſtro, begieng aber abderitiſch die Lächerlichkeit dem halbinſelberühmten Meiſter eine **vierſtimmige** Antiphona im Kirchenſtyl zur Prüfung ſeiner contrapunctiſtiſchen Kenntniſſe aufzugeben, und ihn in ein Zimmer einzuſperren. **Mozart** lächelte etwas höhniſch, war in einer halben Stunde mit ſeiner Aufgabe fertig, und erhielt — das Diplom *).

Im Carneval des Jahres **1773** ſchrieb er für dieſelbe Bühne die **Opera seria „Lucio Sulla,"** die noch größern Beifall fand und ſechsundzwanzigmal ohne Unterbrechung gegeben wurde. Auf ſeiner Rückreiſe aus Italien, welche ſchon im Jahre **1771** angetreten wurde, beſuchte er Venedig und Verona, und erhielt von den Bewunderern ſeines Genies das Diplom der dortigen philharmoniſchen Geſellſchaft. So war denn ſeine Kunſtfahrt durch das Vaterland der Muſik vollbracht: ſie glich dem Triumphzuge eines großen, gefeierten Helden durch ſeine eroberten Provinzen, und es ſcheint kein übertriebenes Bild zu ſeyn, wenn ich ſage, der Ruhm folgte dem jungen Tonheroen von dieſer Zeit an wie ſein Schatten, der bekanntlich am Abend immer größer wird. Ach! daß dieſer Abend ſo ſchnell hereinbrach, und Euterpe ſo frühzeitig weinen mußte am Grabe ihres Lieblings!

In Salzburg fand **Mozart** einen Brief des Grafen **Firmian**, worin er ihm im Namen der Kaiſerin **Maria Thereſia** den Auftrag ertheilte, die große theatraliſche Serenate zur Vermählung des Erzherzogs **Ferdinand** zu ſchreiben. Serenaten waren eine Gattung Cantaten mit dramatiſchem Verwurfe, alſo eine Art Oratorien. **Mozart** vollendete dieſe Serenate in kurzer Zeit; ſie

*) Der durch ſeine auserleſene Sammlung muſikaliſcher Autographen bekannte k. k. Hofcapellſänger Hr. Aloys **Fuchs** beſitzt dieſes Werk.

hieß **Ascanio in Alba**, und wurde während der Feierlichkeit abwechselnd mit der Oper gegeben, welche Hasse als ältester Capellmeister componirt hatte. Bei der Wahl des neuen Erzbischofs von Salzburg 1772 schrieb Mozart eine zweite Serenate unter dem Titel „**Lo sogno di Scipione**," welche so enthusiastisch aufgenommen wurde, wie später in den Jahren 1773 und 1775 seine Oper „**La finta giardiniera**," und mehrere Messen für die Münchener Hofcapelle. Ein Jahr später setzte Mozart in Salzburg die Serenate „**Il rè pastore**," welche gleichfalls außerordentlich gefiel, und zu jenen ältern Werken Wolfgangs gehört, die noch jetzt großen Werth haben, wie z. B. sein wundervolles Oratorium „David."

Mozart's Ruhm war, wie bereits gesagt, begründet; er hatte ihn leicht errungen, aber wie die Palme erst dann den Zorn des Blitzes herausfordert, wenn sie ihre Schwestern im Walde weit überragt: so trat der Neid der Kunstgenossen erst dann gegen den jungen Tonkünstler auf, als er den Gipfel des Parnaßes erklommen hatte, und auf seine Nebenbuhler herabsah wie ein Riese auf Pygmäen. Es konnte auch nicht anders kommen. Als er die Aussicht in die Ewigkeit gewonnen hatte, konnte er nicht mehr mit Vorsicht die abgetretenen alten Wege gewöhnlicher Geister gehen, er mußte den Pfad schreiten, auf dem der pfälzische Ritter vergangen zur Unsterblichkeit, wie der Spartanerkönig seinen dreihundert Kampfgenossen. Da konnte er keine Nachsicht mehr haben mit dem schalen Treiben der welschen **Maestri**, da mußte er dem aufgeblasenen Sänger, der verwöhnten Primadonna trocken sagen: Es gibt kein Gesetz als meinen Willen. Es ist nur Ein Apollo und ich bin jetzt sein Prophet! Da fing die alte Geschichte an, die in der Nenbabel an der Seine dem Pfälzer das Leben verbitterte, da schoß Kabale und Hinterlist ihre giftigen Pfeile auf sein lorbeerumlaubtes Haupt, und als ich vor Jahren die Historie von diesem Banditenkampfe zum ersten Mal las, wurde mein Auge zuerst feucht, später aber sang ich mit zornig zuckenden Lippen:

Das kalte Volk im nord'schen Schneegefilde
Spricht seine Rede aus dem Süden an;
Lavendelduftig hat die Rittergilde
Ein fremdes Lied in Acht und Bann gethan.
Sie liebt, was zahm und heimisch ist seit Jahren,
Nennt Muth und Geist verbot'ne Schmuggelwaaren.

Man darf nur Hausgebacknes dichten hier.
Die Nachtigall aus perſiſchem Geblüte
Geſiel noch keinem Werkeltaggemüthe,
Bleibt ewig fremd im Sperlingsfangrevier!

Das Jahr 1777 drückte den erſten Dorn des Schmerzes in Mozart's weiches Herz; er war mit ſeiner Mutter nach Paris gereiſt, und kehrte nur mit ihrer — Liebe in die Heimat zurück — ſie ſelbſt ſchlummerte tief und nicht mehr zu erwecken auf dem Friedhofe der Rieſenſtadt. Dieſe Kunſtfahrt endete alſo mit einem Leichenzuge, und doch dankt ihr die Welt die herrliche, champagnerlebhafte Symphonie in D, welche ihres franzöſiſchen Feuers wegen die Franzöſiſche heißt. Er aber, der ſie gedacht hatte, trauerte in Salzburg um ſein verlornes Mütterlein; die Muſe war gewichen, und die bleiche Wehmuth ſaß mit ſeinem Herzen. Da klang von Baiern die Frage herüber: „Schläfſt du, Brutus?“ oder ohne Bild geſprochen, der Hof zu München, an welchem Mozart's rieſiges Talent ſeit Jahren bewundert wurde, erſuchte ihn für den Faſching 1781 eine Opera seria zu ſchreiben.

Mit Begeiſterung eilte der Künſtler an das Werk, auf ſeinem Pulte lag gewöhnliches Papier, und ſchwarze Punkte und Striche füllten ſeine Linien — aber jede Note war eine Nachtigall, deren Stimme durch die halbe Welt hallte. Mozart ſchrieb ſeine erhabene Oper „Idomeneo.“ Gedankenfülle, Wärme der Empfindung werden ewig das sine qua non einer guten Oper bleiben, aber auch deßwegen das Wort Idomeneo auf dem Parnaße fort und fort gleichbedeutend lauten — mit „Vortrefflich!“ Der Beifall war enthuſiaſtiſch und die Münchener trugen den großen Künſtler ſo zu ſagen auf den Händen. Mozart ſelbſt nannte ſeinen Aufenthalt in München ſeine Lage von Aranjuez, und gedachte noch nach Jahren ſeiner alten Freunde mit freudiger Rührung.

Der Auftrag ſeines Erzbiſchofs berief ihn nach Wien, und von dieſer Zeit an, alſo ſeit ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre, verweilte Wolfgang in der Donauſtadt. Hier fand er, was ein großes Genie ſo ſelten findet, ebenbürtige Freunde. Ach! die guten Menſchen und mittelmäßigen Geiſter wiſſen es ja nicht, wie ſchwer es dem großen Künſtler fällt, ihre Pfade zu wallen. Der Adler, der zur Sonne fliegt, wohin ihm die ſchwachgeflügelte Vögelſchaar nicht folgen kann, iſt einſam, und wird es ewig und immer bleiben, und

doch trifft ihn kein Wort des Tadels; aber das Genie, das schon im Leben mit einem Fuße in der Unsterblichkeit steht, wird verlästert, wird versetzert, weil es nichts Gemeinsames hat mit der alltäglichen Menge, weil es nicht Dutzbruder spielen kann mit Leuten, von welchen man nicht weiß, warum sie eine unsterbliche Seele erhalten haben, da sie eigentlich schon im Leben — todt sind.

Mozart traf in Wien den Sieger über Piccini und die italienischen Bravourarienbrechsler, den genialen Gluck, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß der Umgang mit diesem Titanen dem Talente Wolfgangs eine neue Richtung gegeben, daß Gluck die Liebe seines Geistes geworden, während Haydn sein Herz fesselte. Dies Letztere mag auch die Ursache seyn, daß er den gemüthlichen Dichter der Schöpfung seinen Lehrer nannte, während er von Gluck nur mit hoher Bewunderung sprach.

Bald nach seiner Ankunft in Wien faßte der unsterbliche Cäsar Joseph II. den wahrhaft kaiserlichen Gedanken, durch Unterstützung deutscher Talente das deutsche Singspiel zu heben, und die wälschen Geschmackverderber, sonst auch **Maestri** genannt, zu verdrängen. Er versammelte daher die ausgezeichnetsten deutschen Sänger und Sängerinnen, und gab Mozart den Auftrag eine deutsche Oper zu setzen. Es war im Jahre 1782. Wolfgang schrieb für die genannten Künstler das noch jetzt allgemein beliebte Singspiel „die Entführung aus dem Serail." Es machte im vollsten Sinne des Wortes Eclat, die Deutschen jubelten, und die Wälschen bebten. Stand doch ein neuer Ritter für das wahrhaft Schöne in der Kunst auf, und sein erster Schwertschlag traf den bösen Widersacher Ungeschmack zu Tode. Seit dieser Stunde verfolgte ihn der Neid und Haß der Künstler der europäischen Halbinsel, und die Äußerung eines alten italienischen Impresario in Deutschland, der es an der Leere seiner Casse fühlte, die Niederlage seiner Landsleute sei entschieden, diese Äußerung: „der ist mein Unglück!" — Mozart nämlich — mochte im Stillen das Losungswort seyn, an dem sich die Feinde des großen deutschen Tondichters erkannten.

Mozart war, während er diese Oper schrieb, Bräutigam der liebenswürdigen Constanze Weber, einer Schwester der berühmten Sängerin Lang, und es steht zu vermuthen, daß seine glühende Liebe zu diesem Mädchen seiner Seele so manchen tiefpoetischen Gedanken in jenem Singspiele eingehaucht habe. Es scheint

hier die beſte Gelegenheit zu ſeyn, nachſtehende Anekdote in dieſe biographiſche Skizze einzuflechten. Seine Geliebte wohnte in der Spänglergaſſe nahe an den Tuchlauben im ſogenannten Auge Gottes. An ſeinem Hochzeitstage wurde durch Zufall die oftgenannte Oper gegeben. Seine Freunde ließen mehrere Theaterzettel umdrucken und überreichten dem jungen Gatten am Abend nach der Trauung einen dieſer Zettel mit der Aufſchrift:

Conſtanze, oder die Entführung aus dem Auge Gottes!

War der Beifall und die Senſation, welche dieſe Oper in Wien erregte, ein außerordentlicher, eine ungemeine, ſo dürfte der Enthuſiasmus, mit dem ſie in Prag aufgenommen wurde, an das Fabelhafte gränzen. Ein Augenzeuge, der würdige Profeſſor Franz Xaver Niemetſchek, Mozart's wärmſter Freund und beſter Biograph, in deſſen Hauſe der Schreiber dieſer Zeilen in ſeinen Knabenjahren eine wahrhaft väterliche Aufnahme und durch dieſe die Gelegenheit fand, die am wenigſten bekannten Meiſterwerke Mozart's für das Clavier zu hören, dieſer Biedermann ſchildert in ſeiner Biographie, welche dieſer Skizze zu Grunde liegt, dieſen Enthuſiasmus wörtlich wie folgt: „Es war, als wenn das, was man hier (in Prag) bisher gehört und gekannt hatte, keine Muſik geweſen wäre! Alles war hingeriſſen — alles ſtaunte über die neuen Harmonien, über die originellen, bisher ungehörten Sätze der Blasinſtrumente.“

Mozart lebte bisher vom Clavierunterrichte und abonnirten Concerten für geſchloſſene Geſellſchaften, und von dem Honorare, das ihm ſeine Meiſterwerke trugen. Ob dies Letztere von großer Bedeutung geweſen ſei, wird mich ſchwerlich ein Künſtler fragen, der das Schacherſyſtem der damaligen Kunſthändler kennt; für die übrigen Leſer diene nachſtehende Stelle aus einem Briefe des berühmten Tondichters des Grillenigs, des leider zu früh verſtorbenen Franz Schubert, an ſeine Eltern de dato 25. Juli 1815 aus Steyer als Antwort. Sie lautet: „Es ſcheint ſchon ſo eingerichtet zu ſeyn, daß der Künſtler ewig der Sklave jedes elenden Krämers bleibt.“ Aus dem Geſagten erhellt, daß meine frühere Äußerung über Mangel, mit welchem Mozart zu kämpfen hatte, keineswegs aus der Luft gegriffen ſei *). Demungeachtet blieb ſeine Liebe und Thätigkeit

*) Dieß dürfte auch nachſtehender Brief an die Baronin von Waldſtädten, geborne von Scheffer, der ſich in der Autographenſammlung des Herrn Capellmeiſters Adolph Müller in Wien im Originale befindet, beweiſen.

für die Kunſt die alte, warme, rege. Er ſchrieb in dieſer Zeit ſeine ſchönſten Pieçen für das Clavier: Sonaten mit und ohne Begleitung, und die herrlichen Concerte, die noch jetzt in den Händen aller Kunſtkenner ſind. Im Jahre 1785 gab er ſechs treffliche Violinquartetten im Stiche heraus, und dedicirte ſie ſeinem theuern Freunde Joſeph Haydn. Mozart hätte ſeinem Lehrer, wie er ihn nannte, kein beſſeres Geſchenk machen, keinen ſchönern Beweis ſeiner Freundſchaft geben können. Gleichen doch dieſe Quartetten einem reichen Schacht genialer Gedanken, dürften ſie doch noch jetzt als Muſter und Schule der Compoſition gelten, Haydn wußte dies Liebespfand zu würdigen. Um dieſe Zeit machte das Luſtſpiel von Beaumarchais „Figaro“ ungemeines Aufſehen, und es gab wenige Theater, auf welchen es nicht gegeben wurde. Kaiſer Joſeph bewog Mozart das Sujet dieſes Stückes zu einem Singſpiele zu benützen, und in Muſik zu ſetzen. Es ſollte durch die italieniſche Operngeſellſchaft in Wien aufgeführt werden; allein gerade der Ruhm, welchen ſich Mozart bereits erworben hatte, ſo wie haupt-

---

„Hochſchätzbarſte Frau Baronin!“

Nun befinde ich mich in einer ſchönen Lage! — Herr von Trattner und ich beſprachen uns letzthin, daß wir eine Prolongation auf vierzehn Tage begehren wollten; — da dieſes doch jeder Kaufmann thut, ausgenommen, er müßte der inhiſcretteſte Mann von der Welt ſeyn, ſo war ich ganz ruhig, und hoffte bis dahin, wenn ich es auch nicht ſelbſt zu zahlen im Stande wäre, die Summe geborgt zu bekommen.

Nun läßt mir Herr von Trattner ſagen, daß derjenige absolument nicht warten will, und wenn ich zwiſchen heut und morgen nicht zahle, ſo will er klagen; — nun denken Euer Gnaden, was das für ein unangenehmer Streich für mich wäre! Ich kann jetzt nicht zahlen; nicht einmal die Hälfte! Hätte ich mir vorſtellen können, daß es mit der Subscription meiner Concerten ſo langſam hergehen würde, ſo hätte ich das Geld auf längere Zeit genommen! — Ich bitte Euer Gnaden um Himmelswillen, helfen Sie mir meine Ehre und guten Namen nicht zu verlieren! — Mein armes Weiberl befindet ſich ein wenig unpäßlich, und folglich kann ich ſie nicht verlaſſen, ſonſt würde ich ſelbſt gekommen ſeyn, um Euer Gnaden mündlich darum zu bitten. Wir küſſen Euer Gnaden tauſendmal die Hände und ſind beide

Vom Haus den 15. Februar 1783

Euer Gnaden

gehorſamſte Kinder

W. A. et C. Mozart.“

ſächlich ſein Verdienſt um die deutſche Muſik ſetzten der Aufführung faſt unüberſteigbare Hinderniſſe in den Weg. Die Italiener konnten es dem Deutſchen nie verzeihen, daß er ihren vergötterten Tonhelden den Fehdehandſchuh vor die Füße warf, und daß keiner Muth und Kraft genug in ſich fühlte ihn aufzuheben. So kam es, daß die mitwirkenden Künſtler und Künſtlerinnen, wenn ſie anders bei dieſem Benehmen noch Anſpruch auf dieſen Namen haben, bei der erſten Aufführung abſichtlich ſo ſchlecht und ſchlafrockmäßig ſpielten und ſangen, daß der Fall des Stückes entſchieden ſchien. Die Geſchichte der Muſik würde zur Vergeltung dieſen traurigen Verfall mit dem Namen „la chute d'un ange“ bezeichnet haben, allein Mozart konnte in ſeinen bedrängten Verhältniſſen unmöglich den ewigen Satz:

„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht,“

als einzige und letzte Richtſchnur ſeiner Handlungsweiſe beherzigen. Er eilte daher, der Sage nach, zwiſchen dem zweiten Acte in die Loge des Monarchen, und klagte ihm, wie ein Kind dem Vater, mit wenigen Worten ſein Leid. Daß ein imperatoriſches „Ich will es“ die beſtürzte Sängertruppe zur Erfüllung ihrer Pflicht zwang, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Anders ging es in Prag. Die Oper wurde im Jahre 1786 von der Pandiniſchen Geſellſchaft aufgeführt, und ward mit einem bisher unerhörten Enthuſiasmus aufgenommen. Die Muſik wurde von dem geſchickten Kucharz in einen Clavierauszug, in blaſende Partitur, ins Quintett für Kammermuſik, in deutſche Tänze verwandelt, gepfiffen, geſungen, geſpielt, und das herrliche „non più andrai“ war fortan der Magnet, welcher das Silbergeld der Zuhörer nicht blos in die Kaſſe der Theater, ſondern ſelbſt in die Taſche des Harfeniſten zog. Der ſelige, einſt rühmlich bekannte Orcheſterdirector Strobach äußerte ſich oft, daß er und ſein Perſonale bei der Aufführung ſo ins Feuer gerathen, daß ſie mit Vergnügen die ſchwere Execution von vorn anfangen würden. Die Bewunderung für den genialen Tondichter ging ſo weit, daß der große Kunſtkenner Graf Johann Joſeph Thun, welcher ſelbſt eine treffliche Capelle unterhielt, Mozart einlud, als ſein Gaſt nach Prag zu kommen. Mozart folgte der ehrenvollen Einladung, und kam im Februar 1787 in die Moldauſtadt. Am Tage ſeiner Ankunft wurde „Figaro“ gegeben, und Mozart eilte voll Neugierde in das Theater. Der Ruf ſeiner Anweſenheit flog wie ein Lauffeuer durch alle Räume des überfüllten Hauſes und

als die Sinfonie zu Ende ging, brach ein Beifallsſturm los, welcher an die letzten Tage von Jericho mahnte. Der Künſtler gab ſpäter auf allgemeines Verlangen eine große muſikaliſche Akademie im Opernthealer. Das Haus war dicht gedrängt, Kopf an Kopf, aber keiner von den Tauſenden konnte ſich Rechenſchaft geben, ob ihn die Compoſition oder das Spiel des Tonſetzers mehr electriſirt habe. Die Aufnahme geht über alle Beſchreibung; ſelbſt Mozart nannte dieſen Tag den ſchönſten ſeines Lebens. Die Erinnerung an ihn blieb den Pragern jahrelang heilig, und die große, damals zuerſt vorgetragene Sinfonie in D-dur und Ka gehört noch jetzt zu den Lieblingsſtücken der Bewohner der böhmiſchen Hauptſtadt. Sonderbar, damals blieben die Wiener ſo ziemlich theilnahmlos bei den Nachtigallklängen Mozart's, und prieſen die kleinen, geiſtdünnen **Maestri**; jetzt lästern die Prager den Violiniſten Paganini, und heben den Norweger Ole Bull bis an den dritten Himmel!

Mozart gab damals den glänzendſten Beweis, daß Stolz, Eigendünkel und Undankbarkeit, dieſe ſtereotypen Fehler der Virtuoſen zweiten Ranges, ſeiner Seele fremd waren. Er ſchrieb nämlich dem Director Strobach einen höchſt verbindlichen Brief, in welchem er dem geſammten Orcheſterperſonale ſeinen heißen Dank für die meiſterhafte Aufführung abſtattete, der er einzig und allein den großen Beifall, welchen ſeine Oper in Prag erhielt, ſchulde. In Folge dieſes Beifalles ſchloß der Opernunternehmer Bondini mit Mozart einen Contract zu einer neuen Oper für die Prager Bühne. Mozart reiſte nach Wien zurück, und componirte noch in demſelben Jahre eine neue Oper, er fertigte die Krone ſeiner Meiſterwerke. Brauche ich ſie erſt zu nennen? Sie hieß **Il dissoluto punito** oder **Don Giovanni**. Ich muß hiebei bemerken, daß er ſie gegen den Winter des gedachten Jahres 1787 in Prag vollendete.

Als Mozart am Abend der erſten Vorſtellung an dem Claviere im Orcheſter erſchien, empfing ihn das dichtgedrängte Publicum mit donnerndem Beifallsklatſchen. Hatte er ſich doch dankbar für die begeiſterte Stimmung der Prager geäußert: „Den Juan iſt für Prag geſchrieben!“ Und wahrlich, die Böhmen durften ſtolz darauf ſeyn, daß dieſes unſterbliche Meiſterwerk für ſie geſchaffen wurde. Der geniale reiſende Enthuſiaſt E. T. A. Hoffmann äußerte ſich treffend, daß es faſt unbegreiflich ſei, wie Mozart zu dem

bekannten Texte eine ſolche Muſik denken und dichten konnte. Ein Bonvivant, der die drei köſtlichſten Dinge Luthers, Weib, Wein und Geſang über die Maßen liebt, den ſteinernen Mann, der den erſtochenen Gouverneur unbeholfen genug repräſentirt, zur Tafel bittet, und im Charaguerrauſche Buße thun ſoll, was doch der letzte Recrut im Weintrinken als platterdings unmöglich, als albern gefordert verſchrieen würde — dieſer Genußmenſch iſt wahrlich nicht werth, daß Himmel und Hölle die alte Geſchichte vom St. Michaelstage wiederholen, und ſich um den ſaubern Patron etwas weniges in die Haare gerathen. Bis hieher bin ich mit dem gedachten Enthuſiaſten ganz einverſtanden, glaube auch, daß Mozart einen ganz andern Don Juan vor Augen hatte, als ihn der Dichter zeichnete. Wie er ihn aber dachte, über dieſen Hauptpunct bin ich anderer Meinung als Hoffmann. Juan theilte, wie ich in meinem dramatiſchen Gedichte „Lord Byron“ bereits ſagte, den alten Glauben an die Emanation und Rückkehr der Menſchenſeele in den Urgeiſt: Gott. Da gilt es nicht als ſeichter Bach, ſondern als Strom ins Meer zu münden. Aber der Geiſt eines Mannes iſt ſchwerer zu bewältigen, als das Wachsgemüth eines Weibes. Ein weibliches Herz mündet ſehr leicht in die Bruſt des Geliebten. Daher Don Juans Buhlertreiben und ſein Falterleben. Daß die Hölle den breiten Strom gern in ſich münden ſah, daß ſie ſonſt doch um die Beute betrogen wird, und des Himmels Unmuth, daß dies erſt am Ende aller Tage geſchehen könne, ſind nun leichtbegreifliche Dinge. Eine ſolche Anſchauung Don Juans könnte nach meiner vielleicht irrigen Anſicht den großen Tonmeiſter am eheſten in jene beklaglühende Begeiſterung geſtürzt haben, welche eine Muſik ins Leben rief, von der ich überzeugt bin, daß ſie noch geſungen werden wird bei dem jüngſten Gerichte.

Der Ruf von der Herrlichkeit dieſer Oper flog mit Blitzſchnelle durch alle Länder; ſie wurde überall mit ungeheuerm Beifalle aufgenommen, und wird noch jetzt an den erſten Bühnen, und nie zum Schaden der Caſſen gegeben. Die wildluſtige, ſtürmiſche, freudelnde Arie „Fin ch'an dal vino“ machte die Reiſe um die Welt.

Einen noch ſchlechtern Text, das italieniſche komiſche Singſpiel „Così fan tutte oder die Schule der Liebenden“ mußte Mozart im Jahre 1789 in Muſik ſetzen. Niemand konnte begreifen, wie ein ſo großer Geiſt ſeinen Reichthum an göttlichen Melodien

an ein ſo erbärmliches, zuſammengeleimtes Machwerk verſchwenden konnte, und doch begriff es ſich leicht; es ſtand nicht in ſeiner Gewalt den Auftrag abzulehnen, und der Text war ihm aufgetragen. Daß die Oper demungeachtet gefiel, bewies noch deutlicher den unerſchöpflichen Klangſchatz des großen Tondichters, aber auch die Wahrheit der freilich viel angefochtenen Meinung vieler Kunſtkenner, Mozart habe die Anſicht Gluck's über das lyriſche Drama nicht immer rechtgläubig im Auge, im Ohre gehabt.

Um dieſe Zeit unternahm er eine Kunſtreiſe über Dresden und Leipzig nach Berlin. Die Senſation, welche ſein Erſcheinen im Berliner Operntheater erregte, und die hundertfach variirte Anekdote über das Dis-Greifen, ſind zu bekannt, als daß ich ſie meinen Leſern nochmals auftiſchen möchte. Der König von Preußen, dieſer große Freund der Tonkunſt, nahm Mozart gaſtfreundlich auf, und gab ihm wiederholte Beweiſe ſeiner hohen Achtung. Daß das letzte Beiwort ein richtig Gewähltes ſei, bekundet die königliche Großmuth, mit welcher dieſer Monarch ſpäter die Witwe des Künſtlers in Berlin empfing und unterſtützte. Mozart war nach Wien zurückgekehrt; er befand ſich in einer höchſt mißlichen Lage. Er hatte keine Anſtellung, alſo kein fixes Einkommen, und mußte daher trotz den beträchtlichen Honoraren bei den häufigen Kinderbetten und langwierigen Krankheiten ſeiner Gattin in einer Stadt wie Wien, deren Pflaſter man ſchon damals in Vergleich mit andern deutſchen Städten ein theueres nannte, im eigentlichſten Sinne des Wortes darben. Scheint es doch, als lebten Plutus und die Muſen in uralter, nie zu ſühnender Zwietracht! Wie Tag und Nacht flieht der Herr des Geldes vor den Kindern mit den Silberſtimmen, und umgekehrt. Gameeus, Gameeus! biſt du Rhaever und Proteus zugleich und kehrſt wieder in tauſend neuen Geſtalten!

Mozart beſchloß daher die undankbare Kaiſerſtadt zu verlaſſen, und nach London zu gehen, wo ſich ſein Freund und Lehrer Haydn bereichert hatte. Schon war alles zur Reiſe gerüſtet, als ihm Kaiſer Joſeph den Titel eines kaiſerlichen Kammercomponiſten mit einem Jahrgehalte von 800 fl. und der Zuſicherung ertheilte, daß auf ihn in der Zukunft Bedacht genommen werden würde. Der genügſame, beſcheidene Mozart hatte kaum das vom 17. Dec. 1787 datirte Decret erhalten, als er ſich auch entſchloß zu bleiben. Mozart hatte keinen Fehler, man mußte nur ſeinen Abſchen, ſeine Ver-

achtung gegen alle Kriecherei und Schmeichelei dafür nehmen, und ſo iſt es unbegreiflich, wie man ſein hohes Verdienſt ſo lang überſehen konnte. Man muß aber ja nicht glauben, daß es ihm an wahren, hochgeſtellten Freunden fehlte. Ich will nur Einen nennen, dem auch Haydn ſehr viel zu verdanken hatte. Der berühmte Staatsmann Baron van Swieten war ein hoher Bewunderer des genialen Künſtlers, wie es nachſtehender Originalbrief beſtätigen dürfte. Er hat auf jene köſtlichen Privatconcerte Bezug, welche Swieten in ſeinem Palais gab, und in welchen namentlich die Meiſterwerke Händel's aufgeführt wurden, welche Mozart durch die Gluth ſeiner Empfindung zu beleben und durch die Magie ſeines Inſtrumentalſatzes für ſein Zeitalter genießbar zu machen wußte. Der Brief lautet:

21. März 1789.

Ihr Gedanke, den Text der kalten Arie in ein Recitativ zu bringen, iſt treflich, und in der Ungewißheit, ob Sie wohl die Worte zurückbehalten haben, ſchicke ich ſie Ihnen hier abgeſchrieben. Wer Händel ſo feierlich und ſo geſchmackvoll kleiden kann, daß er einerſeits auch den Modegecken gefällt, und doch andererſeits in ſeiner Erhabenheit ſich zeiget, der hat ſeinen Werth gefühlt, der hat ihn verſtanden, der iſt zu der Quelle ſeines Ausdruckes gelanget, und kann und wird ſicher daraus ſchöpfen. So ſehe ich dasjenige an, was Sie leiſteten, und nun brauche ich von keinem Zutrauen mehr zu ſprechen, nur von dem Wunſche, das Recitativ bald zu erhalten.

Swieten.

Demungeachtet, ich meine, trotz der Bewunderung, die hochgeſtellte Gönner unſerm Wolfgang zollten, blieb ſeine pecuniäre mißliche Lage dieſelbe. Der im Türkenkriege erfolgte Tod des edelſten Monarchen raubte Mozart die feſteſte Stütze ſeiner Hoffnungen auf die Zukunft; er blieb Capellmeiſter mit 800 fl., und hatte keinen Wirkungskreis, die Welt durch neue Meiſterwerke in gerechtes Erſtaunen zu ſetzen.

Doch ihn ſelbſt umſchwirrte bereits der blaſſe Todesengel, der im Jahre 1791 die furchtbare Beſtimmung hatte, die edelſten und größten Herzen zu brechen. Dieſes Jahr iſt aber nicht blos durch ſeinen Tod, es iſt auch durch drei der größten Schöpfungen Mo-

zart's merkwürdig und in den Annalen der Tonkunſt mit goldenen Lettern eingeſchrieben.

Den ſüßeſten Duft verhauchen Nelken
Nur in der Stunde, wo ſie verwelken.

So tönte die Harfe, welche die Natur in ſein Herz gelegt, in ſeinem letzten Lebensjahre am lauteſten, ſo ſang er wie ein Schwan — ſein eigenes Sterbelied. Er componirte für ſeinen alten, in Schulden gerathenen Freund Schikaneder die berühmte Oper „die Zauberflöte," welche wie „Adelie" und der „Dorfbarbier" am öfteſten über die Breter ging, und überall gefiel. Es hieße Eulen nach Athen tragen, Waſſer in den Ocean gießen, oder will man ein neues Bild, Roſen parfümiren, wollte der Schreiber dieſer Zeilen umſtändlich erzählen, wie die Zauberflöte ein wahres Zauberinſtrument vom Grabe des großen Magiers Isman wurde, und wie ein Magnet die Bewohner Wiens in das damalige großartig geleitete Theater an der Wien zog. Genug, ſie wurde unzählige Male gegeben.

Die Geſchichte des Entſtehens der berühmten Seelenmeſſe war lange Jahre in ein myſtiſches, faſt ſchaurig wunderſames Dunkel gehüllt, und erſt in unſern Tagen wurde der myſteriöſe Schleier gelüftet. Kurz vor der Krönungszeit des Kaiſers Leopold wurde ihm ein Brief ohne Unterſchrift von einem unbekannten Boten überreicht, deſſen geheimnißvoller Schreiber Mozart unter ſchmeichelhaften Lobſprüchen erſuchte, ein Requiem gegen ein von ihm ſelbſt zu beſtimmendes Honorar zu ſchreiben. Mozart willigte ein, und in kurzer Zeit erſchien der räthſelhafte Bote, brachte das bedungene Honorar, und verſchwand ſpurlos, wie er gekommen. Mozart ſah ihn noch ein Mal wieder. Gerade als er mit ſeiner Frau in den Reiſewagen ſtieg, um nach Prag zur Krönung zu reiſen, ſtand der Unbekannte wie ein Geiſt an ſeiner Seite, zupfte ſeine Gattin bei dem Rocke, und frug ganz ängſtlich: Wie wird es nun mit dem Requiem? Mozart erſuchte den Geheimnißvollen bis zu ſeiner Rückkunft zu warten; er werde dann die Seelenmeſſe ſchreiben. Dieſer willigte ein, entfernte ſich eilig, und meldete ſich erſt nach Mozart's Tode. Die Witwe übergab ihm das Requiem, und ſah ihn dann mit keinem Blicke wieder. Die Zeit, die alle Räthſel löſt, hat auch das ſchauerliche Dunkel erhellt, in welches ſich dieſer geheimnißvolle Bote verhüllte. Er war niemand anderer

als der Kammerdiener Leutgeb des Grafen Walsberg, eines gro-
ßen Verehrers der Tonkunſt und insbeſondere Mozart's. Warum
der Graf und ſeine nächſte Umgebung die Auflöſung des myſtiſchen
Räthſels ſo lange verſchob, dürfte ſeine beſte Erklärung in dem menſch-
lichen Hang zum Wunderglauben finden, der uns umgekehrt ſo oft
zu dem Wunſche verleitet, unſere Nebenmenſchen an Wunder glauben
zu machen. Die böhmiſchen Stände hatten zur Krönung des Kaiſers
Leopold bei Mozart eine Oper beſtellt. Dieſe Arbeit für ſeine
Prager war die letzte Freude ſeines Lebens. Er begann die Oper
auf ſeiner Reiſe, und vollendete ſie in der faſt fabelhaften Zeit von
achtzehn Tagen zu Prag. Sie führte den Titel „La Clemenza di
Tito“ und erregte denſelben Enthuſiasmus wie ſeine frühern Werke.
Die Lorbeern, welche ihm damals gewunden wurden, waren leider
die Letzten, welche ſeine bleiche Stirne ſchmücken ſollten. Der To-
desengel ſtand ſchon dicht an ſeinem Nacken, und ich möchte faſt
glauben, daß der Mitleidloſe damals zuerſt zitterte und bebte, als
er die Senſe um das Haupt des großen Nachfolgers Gluck's ſchwang.
Und weinte auch Freund Hein nicht, ſo war doch auf dem Par-
naſſe tiefe Trauer, und Euterpe weinte ſich die unſterblichen Augen
roth und halb blind. War dies Letztere vielleicht die Urſache, daß
Mozart's Nachfolger einen ſchwachen Blick hatten, und den Pfad
nicht mehr finden konnten, welchen der pfälziſche Ritter in die Un-
ſterblichkeit bahnte?

Schon in Prag kränkelte Mozart unaufhörlich, und die Heil-
tränke, welche ihm die Schüler Äskulaps reichten, hätten als
Deviſe den alten Römerſpruch tragen dürfen: **nulla herba
contra mortem!** Nach Wien zurückgekehrt nahm er ſogleich
die Seelenmeſſe vor, aber ſeine Unpäßlichkeit nahm furchtbar zu,
ſein Geſicht war blaß und eingefallen, und die Augen blickten müde
wie Wächter, die ihres langen Dienſtes überdrüſſig geworden. Ich
komme nun zu einer furchtbaren Anklage, welche damals die Menſch
heit gegen einen ſeiner Todfeinde und Rivalen, wenn auch nur im
Stillen erhob, ohne ſie beweiſen zu können. Möglich, daß ſie irrte;
die Zeit wird kommen oder vielmehr enden, und mit ihrem Ende
das nierenprüfende Gericht beginnen — wehe dem, der dann auf
der linken Seite des Herrn zu ſtehen kommt! Möge der Todfeind
der Angeklagte unter der Schaar der Erwählten aufgerufen werden!
Wäre er ſchuldig, müßte ja die Schale der Vergebung bis zum ley-

ten Himmel ſtiegen, ſtürzten doch in die Schale der Sünde die tauſend Nachtigallen und der Liederlenz, welche mit Mozart's jungem Herzen ſtarben! Doch ich ſpreche vielleicht für manchen Leſer in Räthſeln? So möge Nachſtehendes die Auflöſung geben. Mozart fuhr während ſeiner bedenklich zunehmenden Unpäßlichkeit mit ſeiner beſorgten Gattin in den Prater, und als ſie dort einſam ſaßen, ſtieg in ſeiner zum Tode betrübten Seele die fürchterliche Ahnung auf, das gedachte Requiem ſei ſein Schwanenſang, für ihn ſelbſt beſtimmt. Er äußerte ſie auch gegen ſein entſetztes, todbleiches Weib, und ſchloß mit Thränen in den Augen mit den Worten: Ich fühle mich zu ſehr; mit mir dauert es nicht mehr lange. Gewiß, man hat mir Gift gegeben! Ich kann mich von dieſem Gedanken nicht loswinden. Conſtanze war außer ſich, und fühlte ſich nicht im Stande, ihm das Grundloſe, Geſuchte ſeiner düſtern Vermuthung auszureden. Sie brachte den Kranken mühſam nach Hauſe, ſchickte nach dem Arzte, und nahm im Einverſtändniß mit dieſem, in der Meinung, daß die Compoſition der Seelenmeſſe ſeine gereizten, leidenden Nerven zu ſtark angreife, die Partitur derſelben hinweg. Leider theilte die Welt die Ahnung Mozart's, und es gab an ſeinem Sterbetage nur wenig Herzen, welche nicht im gerechten ſtillen Zorne gegen den des Giftmordes Beſchuldigten ungeſtüm pochten, und die Rache des Himmels auf ſein ſchuldiges Haupt herabriefen. Zur Ehre der Menſchen will ich hoffen, daß ſie irrten!

Mozart's Geſundheit beſſerte ſich zwar, und er war ſogar im Stande eine Cantate, welche eine Geſellſchaft für ein Feſt beſtellt hatte, zu componiren, deſſen gelungene Aufführung ſeinem Geiſte die alte Schnellkraft zu geben ſchien, und ihn bewog die Seelenmeſſe fortzuſetzen. Allein dieſe Beſſerung war von kurzer Dauer; nach wenigen Tagen kehrte die alte Schwermuth und ihre Mutter die Schwäche zurück, er ſank auf das Krankenlager und verließ es nur als Leiche. Er war als ein Engel der Melodie durch dieſes ſtummbewegte Leben gezogen, und ſeine Engel leiht der Himmel nicht gern, nicht lange aus. Vielleicht wurde dort drüben der edelſte Monarch zum Heiligen gekrönt, und wollte dabei die Klänge ſeines Wolfgangs nicht miſſen, und da ſandten ſie den Sänger dem Kaiſer nach.

An ſeinem Todestage ließ er ſich die Partitur an ſein Bett bringen, und ſprach mit Thränen in dem Auge: „Habe ich es nicht

geſagt, daß ich dieſes Requiem für mich ſchreibe! Eben jetzt ſoll ich fort, da ich ruhig leben würde. Jetzt meine Kunſt verlaſſen, da ich nicht mehr als Sclave der Mode, nicht mehr von Speculanten gefeſſelt, den Regungen meiner Empfindungen folgen, frei und unabhängig ſchreiben könnte, was mein Herz mir eingibt. Ich ſoll fort von meiner Familie, von meinen armen Kindern in dem Augenblick, da ich im Stand geworden wäre, beſſer für ihr Wohl zu ſorgen."

Um dieſen Ausbruch von Troſtloſigkeit zu verſtehen, muß man wiſſen, daß Mozart um dieſe Zeit das Anſtellungsdecret als Capellmeiſter in der St. Stephanskirche mit allen Emolumenten erhalten hatte, daß ihm dieſe Bedienſtung allein ein ſtilles Leben ohne Nahrungsſorgen, ohne ſonſtige Daſeinsabgeſchmacktheiten ſicherte, abgeſehen von den vielen Beſtellungen und Accorden auf periodiſche Lieferungen beſtimmter Compoſitionen, welche ihm aus Ungarn und Amſterdam zugeſandt wurden.

Doch der Ärmſte ſollte den Lohn ſeines jahrelangen Strebens nicht genießen. Er hatte ſich blutig verletzt an den Dornen auf dem Pfade der Kunſt, aber er ſollte die Roſen nicht pflücken; er hatte mühſam den Samen des Schönen geſäet, aber er ſollte die Ernte nicht erleben! Er ſtarb in der Nacht am 5. December 1791, und mit ihm „der verletzte Ritter" für den Roman der Tonkunſt, welchen der Pfälzer gepredigt hatte. An ſeiner Leiche floſſen unzählige Thränen; und Gluck ſprach trauend an ſeinem Grabe:

Hier ſchweigt des Künſtlers Mund, der Schönheit hat gelebt,
Zu eifrig für die Kunſt ſich ſelbſt zu früh verzehrt;
Sein blaſſes Weib, ſein Kind, die Freundſchaft, ja ganz Wien,
Die Poeſie, die Kunſt, die Tugend weint um ihn!

Erſt in ſpätern Tagen, als der Bruch zwiſchen den zwei griechiſchen Schweſtern, der ernſten Poeſie und der ewig heitern Harmonie, ein faſt unheilbarer geworden, ward Mozart's voller Werth anerkannt; erſt nach der Reſtauration der geiſtesarmen Maestri dachte man bewundernd an die verſunkene Kaiſerzeit und ihren großen Tonhereen, der die Worte des Dichters in die Weltſprache der Muſik übertrug, und die Wahrheit des Ausdruckes als das erſte Gebot im Talmud der Tonkunſt verkündigt hatte.

Wien und Prag wetteiferten in der Trauer um ſeinen Verluſt, in dem edelmüthigen Beſtreben, durch Concerte und Theatervorſtel-

lungen ſeine bleiche, troſtloſe Witwe zu unterſtützen. Einer ihrer erhabenſten Gönner war der erlauchte Kaiſer Leopold, bei welchem ſie ihren vielfach verleumdeten und verketzerten Mann in einer Audienz mit nachſtehenden Worten rechtfertigte: „Euer Majeſtät, jeder Menſch hat Feinde; aber heftiger und anhaltender iſt noch Niemand von den ſeinigen verfolgt und verleumdet worden als mein Mann, blos weil er ein ſo großes Talent war! Man hat es gewagt, Euer Majeſtät viel Unwahres über ihn zu ſagen, man hat ſeine hinterlaſſenen Schulden zehnfach vergrößert. Ich ſtehe mit meinem Leben dafür, daß ich mit einer Summe von ungefähr dreitauſend Gulden alles bezahlen könnte, was er ſchuldig iſt. Und dieſe Schuld iſt nicht muthwillig gemacht worden. Wir hatten keine ſichern Einkünfte; häufige Kindbetten, eine ſchwere und koſtbare Krankheit von anderthalb Jahren, die ich auszuſtehen hatte, werden bei dem menſchenfreundlichen Herzen meines Monarchen zur Entſchuldigung dienen.“ In Folge dieſer Audienz erhielt ſie, obgleich Mozart erſt drei Jahre angeſtellt, und ſeine Witwe daher nicht penſionsfähig war, eine Penſion von 260 fl.

Mozart hinterließ von mehreren Kindern nur zwei Söhne, wovon der Jüngere etwa einen Monat alt war, als der Vater ſtarb. Er heißt Wolfgang wie ſein Erzeuger, und iſt ein tüchtiger Capellmeiſter geworden. Von den vielen von ihm geſetzten Liedern führen wir vorzugsweiſe das Gedicht an Emma von Schiller an, in welcher Compoſition die Repetition der zweiten Strophe:

Deckte dir der lange Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu,
Dich beſäße doch mein Kummer,
Meinem Herzen lebteſt du!

als Schlußſtrophe von überraſchender Wirkung iſt, und den Beweis liefert, daß der Sohn das tiefe Eingehen und Verſtändniß des Werkdichters von ſeinem unſterblichen Vater erblich überkommen habe.

Nach ſeinem Tode wetteiferten alle Lande, den großen Dichter des „Don Juan“ zu ehren, zu bewundern. Frankreich und England hielten mit Deutſchland gleichen Schritt, und ſelbſt das toneiferſüchtige Italien blieb nicht weit zurück. Daß ſich Mozart wirklich einen weltbiſtoriſchen Namen erſungen habe, dürfte das Zeugniß des Böhmiſer Häuſle, eines gebornen Böhmen, beweiſen, welcher auf den

philhrmoniſchen Inſeln die Klänge des ſalzburgiſchen Schwanes vernahm.

Mozart, der ſeinem Vater ſehr ähnlich ſah, war von kleiner Statur und angenehmer Geſichtsbildung, hatte aber in ſeiner Phyſiognomie nichts Ausgezeichnetes bis auf das große feurige Auge, aus deſſen Blicken die Sonnengluth des Genies ſtrahlte. Die Hindus haben die herrliche Sage, daß ihre Götter, wenn ſie ſich in Menſchen verwandelten, an den unbeweglichen Augen erkannt würden. Iſt doch das Auge der Spiegel der Seele, und daher konnte Wolfgang nur göttlich blicken, obgleich ſein Blick im Leben unſtet und zerſtreut war, und nur wenn der Künſtler am Flügel ſaß, ſein angeſtammtes Feuer leuchten ließ. Er beſaß zarte, kleine Hände, welche mit ſo unnachahmlicher Grazie über die Taſten gleiteten, daß ſich das Auge daran nicht minder als das Ohr an den Tönen ergötzte. Sein kleiner Wuchs dürfte wohl von der frühen Geiſtesanſtrengung herrühren, welche in der ſpätern Zeit den ſchwächern Organismus aufrieb. Wenn jener Verdacht der Vergiftung nicht wäre, möchte ich faſt glauben, er ſei in Töne zerfloſſen, oder er habe ſich, wie die Undine den Geliebten zu Tode weinte, zu Tode geſungen, gedichtet *).

Sein Spiel auf dem Clavier war zu ſeiner Zeit ein Wunder der Zeit, und erregte, wo er ſich hören ließ, jenes fabelhafte Verwundern und Erſtaunen, das in unſern Tagen dem klangreichen Ungar mit den dichten Locken und den zwanzig Fingern zu Theil wurde. Eine unendliche Geſchwindigkeit der Hand, namentlich der linken, Feinheit und Zartheit, der ſchönſte, ſprechendſte Ausdruck, und ein Gefühl, das unwiderſtehlich zum Herzen drang, waren die Vorzüge ſeines Spieles, welche mit ſeiner Gedankenfülle und tiefen Kenntniß der Compoſition nach dem Ausdrucke Nemetſchek's den Hörer in die Feſſeln des Entzückens ſchlugen. Derſelbe äußerte ſich über das eigentliche Weſen, den namenloſen Zauber des Mozart'ſchen Talentes beiläufig wie folgt. Der feinſte, echt dramatiſche, an Shakeſpeare mahnende Sinn, den Charakter jeder Perſon, Lage und Empfindung zu treffen

*) Das beſte, ja einzig ähnliche Porträt Mozart's wurde von Poſch gemalt, von Mannsfeld 1789 geſtochen, welches aber bereits vergriffen, im Handel nicht mehr zu haben iſt. Alle ſpäter erſchienenen ſind nur mehr oder weniger grinzgene Copien deſſelben.

„reddere convenientia cuique.“

Die Verbindung der höchſten Compoſitionskunſt mit altgriechiſcher Anmuth, antiker Lieblichkeit, eine vor ſeiner Zeit unbekannte Art, die Blasinſtrumente zu brauchen und wirken zu laſſen, die geniale reizende Einfachheit in dem Satze des Geſanges für die menſchliche Stimme, welche zur Klippe für alle wälſchen bravourarienverderbenden, roulabenausgeſungenen Kehlen wurde, oder kurz geſagt, die Natur, freilich poetiſch verklärt, in Allem was er dichtete, ſo daß man ſagen möchte: „Seine Muſik ſpricht,“ gaben ihm das volle Anrecht, eine der erſten Stellen unter allen Genies aller Zeiten, Völker, Zonen und Künſte einzunehmen. Die berühmteſten Tonkünſtler erkannten und würdigten ſein Talent. Haydn äußerte ſich ſchon im Jahre 1785 gegen Wolfgangs Vater: „Ich ſage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componiſten anerkenne, von dem ich nur immer gehört habe; er hat Geſchmack und beſitzt die gründlichſte Kenntniß in der Kunſt der Compoſition.“

Eben derſelbe ſchrieb im December 1787 an ſeinen Freund in Prag, den Herrn Roth, Proviantoberverwalter, der ein Singſpiel von ihm verlangte, nachſtehenden Brief:

„Sie verlangen eine Opera buffa von mir; recht herzlich gern, wenn Sie Luſt haben, von meiner Singcompoſition etwas für ſich allein zu beſitzen. Aber um ſie auf dem Theater zu Prag aufzuführen, kann ich Ihnen dieſfalls nicht dienen, weil alle meine Opern zuviel auf unſer Perſonale — zu Eſterhazy in Ungarn — gebunden ſind, und außerdem nie die Wirkung hervorbringen würden, die ich nach der Localität berechnet habe. Ganz was Anders wäre es, wenn ich das unſchätzbare Glück hätte, ein ganz neues Buch für das daſige Theater zu componiren. Aber auch da hätte ich noch viel zu wagen, indem der große Mozart ſchwerlich jemanden Andern zur Seite haben kann. Denn, könnte ich jedem Muſikfreunde, beſonders aber den Großen die unnachahmlichen Arbeiten Mozart's ſo tief und mit einem ſolchen muſikaliſchen Verſtande, mit einer ſo großen Empfindung in die Seele prägen, als ich ſie begreife und empfinde: ſo wür-

den die Nationen wetteifern, ein ſolches Kleinod in ihren Ringmauern zu beſitzen. Prag ſoll den theuern Mann feſthalten — aber auch belohnen; denn ohne dieſes iſt die Geſchichte großer Genies traurig, und gibt der Nachwelt wenig Aufmunterung zum fernern Beſtreben, weswegen leider, ſo viele hoffnungsvolle Geiſter darniederliegen. Mich zürnt es, daß dieſer einzige Mozart noch nicht bei einem kaiſerlichen oder königlichen Hofe engagirt iſt. Verzeihen Sie, wenn ich aus dem Geleiſe komme: ich habe den Mann zu lieb.

Ich bin

Joſeph Haydn.

N. S. An das Prager Orcheſter und die daſigen Virtuoſen mein ergebenſtes Compliment."

Dieſelbe Anſicht theilten Cherubini und Naumann. Auch Gluck behandelte ihn als einen Ebenbürtigen, und blickte ſtolz auf ihn, wie ein zärtlicher Vater auf ſeinen gefeierten Sohn. Der erſte und letzte lyriſche Dramatiker mochte ahnen, daß mit dem Tode ſeines Nachfolgers ſein mühſam gegründetes Reich zuſammenſtürzen werde. Ein nicht unberühmter Tonſetzer in Wien äußerte ſich gegen einen Andern bei der Nachricht von Mozart's Tode: „Es iſt zwar Schade um ein ſo großes Genie, aber wohl uns, daß er todt iſt. Denn würde er länger gelebt haben, wahrlich! die Welt hätte uns kein Stück Brot mehr für unſere Compoſitionen gegeben!"

Ein beſonderes Merkzeichen dieſes Genies war die Leichtigkeit, mit welcher Mozart dichtete. Ich erinnere nur an die herrliche Ouverture zum Don Juan, dieſes Meiſterſtück, welches die Kunſtkenner nur der wundervollen Sinfonie in der Zauberflöte nachſetzen, und das in einigen Stunden verfertigt wurde, obgleich E. T. A. Hoffmann dieſe Sage in ſeinen „zerſtreuten Gedanken" oder Apherismen auf eine höchſt geiſtreiche Art widerlegt.

So ſchrieb er die köſtliche Oper: „La Clemenza di Tito" in achtzehn Tagen; ſo wurde ein paar Tage vor der erſten Aufführung der Zauberflöte, welche am 30. September 1791 Statt fand, die beſte aller Ouverturen und der Prieſtermarſch zum Anfange des zweiten Actes geſetzt. Daß übrigens ſein ungeheurer Fleiß dem Talente zu Hülfe kam, habe ich bereits erwähnt, und glaube, dieſe

Erwähnung durch nachſtehende Äußerung Mozart's bewahrheiten zu können. Er ſagte nämlich in Prag zu dem damaligen Orcheſter-Direktor Kucharz, einen trefflichen Schüler Seegert's, als ihm dieſer ſeine Bewunderung der Oper Don Juan in den ſchmeichelhaften Ausdrücken bekannte: „Ihre Verſicherung beruhigt mich, ſie kommt von einem Kenner. Aber ich habe mich Mühe und Arbeit nicht verdrießen laſſen, um für Prag etwas Vorzügliches zu leiſten. Überhaupt irrt man, wenn man denkt, daß mir meine Kunſt ſo leicht geworden iſt. Ich verſichere Sie, lieber Freund, niemand hat ſo viel Mühe auf das Studium der Compoſition verwendet als ich. Es gibt nicht leicht einen berühmten Meiſter in der Muſik, den ich nicht fleißig, oft mehrmal durchſtudiert hätte *)."

So groß Mozart als Künſtler war, ſo liebenswürdig gab er ſich als Menſch. Er ſammelte ſchon in früher Jugend beträchtliche Kenntniſſe in verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaft und Kunſt. Über ſein mathematiſches Talent haben wir bereits geſprochen. Er ſprach außer ſeiner Mutterſprache franzöſiſch, engliſch und italieniſch. Die lateiniſche Sprache lernte er erſt in ſpätern Jahren, und gerade ſo viel, als er zum Verſtändniſſe vom Kirchentexte nöthig hatte. Er hatte viel geleſen, und machte oft ſelbſt Verſe, namentlich bei ſcherzhaften Gelegenheiten, z. B. bei dem Tode eines Staares, ſeines Lieblinges, dem er, wie er überhaupt Thiere, beſonders Vögel liebte, in ſeinem gemietheten Garten ein Grabmahl mit Inſchrift errichtete.

Der moraliſche Character war bieder und die Liebenswürdigkeit ſelbſt; ſeine Laune drollig und die Mutter köſtlicher, höchſtkomiſcher Einfälle. Beſcheidenheit war nicht ſeine letzte Tugend. So äußerte er ſich bei der Aufführung eines neuen Werkes von Joſeph Haydn, als K. K., ein eingebildeter Tonſetzer, bei einer Stelle ſelbſt-

*) Der bereits genannte Herr Aloys Fuchs beſitzt einen reichen copirten dicken Band in Folio, in den nur canoniſche und contrapunctiſtiſche Studien eingeſchrieben ſind, welche ſich Mozart notirte. Ebenſo beſaß Herr Fuchs ein von Mozart ſelbſtgeſchriebenes Buch mit 23 verſchiedenen Kirchencompoſitionen von Eberlin und M. Haydn. Ferner kennt er einen 3. Band contrapunctiſtiſcher Studien. D. R.

gefällig meinte, er hätte dies nicht gethan: „Ich auch nicht; aber wissen Sie warum? Weil wir es beide nicht so gut getroffen hätten.“ Ach hätte er es in der Menschenkenntniß eben so weit gebracht wie in der Bescheidenheit, er hätte in dem Kampfe, dem er endlich physisch unterlag, nicht mit so vielen Feinden zu ringen gehabt. Verstellung und Schmeichelei waren aber seiner Seele fremd, und manches rasche Wort rächte sich bitter an dem, der es gesprochen hatte. In der Ehe war er ein treuer, aufrichtiger Gatte, ein wahrhaft zärtlicher Vater. Musik war selbst in freien Stunden sein größtes Vergnügen; die Schönheit der Natur im Lenze und Sommer machte tiefen Eindruck auf sein gefühlvolles Herz, er glaubte die Blumen singen, die Vögeln sprechen zu hören, und miethete daher fast alle Jahre ein kleines Gärtchen in der Vorstadt. Das Billardspiel war eine seiner liebsten Unterhaltungen; er hatte ein eigenes Billard zu Hause, auf dem er sich täglich mit seiner Frau schlug. Zeitweise kam er auch in das Kaffehhaus in der Neffranogasse unfern des Lerchenfeldes, welches jetzt die Witwe Kohl hält.

Die übrige Zeit, d. h. den größten Theil des Tages und der Nacht, brachte er am Schreibtische oder am Flügel zu. Nur so erklärt sich die Menge seiner Werke.

Bedenkt man, daß trotz dieser unglaublichen Menge von Musikstücken aller Art, auf Mozart dennoch der Vers anzuwenden wäre, den ich an Uhland schrieb:

„Und jedes Lied war eine Nachtigall,“

dann wird man den tiefen Schmerz erst in seiner ganzen Größe ermessen können, der bei der Kunde seines frühen Todes durch die Herzen aller Kunstkenner und Kunstliebhaber zog, hier die Thräne der Wehmuth entlockte, dort manche Stirne sich zornig furchen machte. Was hätte dieser Titanengeist noch Schönes, Großes ins Leben gezaubert! Ach! daß er in der Blüthe seiner Tage in das unbekannte Jenseits hinübergerufen wurde, daß der Blitz die Palme brach, als sie am höchsten ragte, daß die Nachtigall starb, als sie eben am schmelzendsten sang! Auf Erden gab es damals tiefe Trauer, und als die Seelenmesse, das Schwanenlied des großen Tonkünstlers, erklang, weinten tausend Augen, und wollten lange nicht trocken werden; aber im Olympe war große Freude, und Apollo selbst stieg vom Throne, als der große Deutsche sein Knie

hengen wollte, drückte ihn an die Bruſt, und ſprach: An meiner linken Seite ſollſt du ſtehen, und deine Seele an den himmliſchen Muſenchören erquicken! Von der rechten Seite des älteſten, mythiſchen Sängers lächelte ein großer, hagerer Mann freundlich herüber, und that bekannt und herzlich wie alte Freunde, die ſich nach Jahren wiederſehen und ergötzen in der Erinnerung ſchöner vergangener Tage. Wolfgang erkannte ihn nicht gleich, denn ſeine Seele dachte noch trauernd der verlaſſenen, irdiſchen Liebe; da ſäuſelte der Hagere:

„Che faro senza Euridice,
Che faro senza mio ben?“

und da ſtürzte Mozart an ſeine Bruſt — es war ja ſein Vorgänger, der erſte lyriſche Dramatiker, der Pfälzer Gluck!

H. Ritter von Levitſchnigg.

Nachtrag
zur
Biographie W. A. Mozart's.

Von
August Schmidt.

In allen, bisher über Mozart erschienenen biographischen Werken und Tonkünstler-Lexikon's wird die vollständige Aufzählung der sämmtlichen Werke dieses Tonmeisters schwer vermißt, und nur der fleißige Gerber gibt in der „Fortsetzung seines Tonkünstler-Lexikons“ unter dem Artikel „Mozart“ ein Verzeichniß seiner Werke, bei welchem aber die Total-Übersicht dadurch bedeutend erschwert wird, daß bei jedem Originalwerk gleich die verschiedenen Arrangements und Verleger mit angeführt werden; und endlich abgesehen hievon, dasselbe auch bei weitem nicht vollständig ist.

Ein möglichst erschöpfendes Verzeichniß der Mozart'schen Compositionen zu liefern, dürfte nur Jenem unermüdet thätigen Verehrer Mozart's möglich seyn, welcher mit den nöthigen musikalischen Kenntnissen ausgerüstet, die Mozart'schen Werke in ihrer ursprünglichen Gestalt (d. h. so wie sie der Verfasser niederschrieb) gesammelt hat und die unter Mozart's Namen verbreiteten — öfters sogar gedruckten) — unechten und unterschobenen Stücke zu erkennen und auszuscheiden im Stande ist.

Diese Eigenschaften finden sich vereinigt in der Person des Herrn Alois Fuchs in Wien — welcher seine überaus große Verehrung für diesen Componisten dadurch an den Tag gelegt hat, daß er durch 25 Jahre hindurch mit der größten Aufopferung die sämmtlichen Werke Mozart's gesammelt, und nunmehr dieselben in einer Vollständigkeit besitzt, die — unsers Wissens — ihres Gleichen sucht. Ein besonderer Vorzug dieser Sammlung liegt eben darin,

daß Hr. Andre alle Werke in der Originalgeſtalt, und der mehrſtimmigen durchaus in ſchönen und correcten Partituren beſitzt, welches er dadurch zu erreichen wußte, daß jede viele ſeiner Abſchriften ganz getreu von Mozart's Originalhandſchrift (Autograph) genommen hat, bei den übrigen Werken aber die größte Sorgfalt angewendet wurde, ſolche vorher von den entſtellenden Zuſätzen oder Auslaſſungen oder ſonſtigen Veränderungen zu reinigen, und auf diese Art in ihre urſprüngliche Geſtalt zurückzuführen. Hr. Andre ſoll bei dieſer Gelegenheit Entdeckungen gemacht haben, die den augenſcheinlichſten Beweis liefern, wie durch dieſe Verſtümmlungen viele der herrlichſten Werke Mozart's in einer Geſtalt circuliren, welche ganz unwürdig iſt, einen ſolchen Namen an der Stirne zu tragen.

Nun aber weiß man, daß Herr Hofrath A. Andre (vormals Chef der bekannten Kunſthandlung in Offenbach a/m) im Jahre 1799 den ganzen muſikaliſchen Nachlaß Mozart's von deſſen Witwe käuflich an ſich gebracht, in welchem eine große Anzahl Compoſitionen aller Gattungen ſich befanden, welche gänzlich unbekannt waren, und bis zur Stunde auch geblieben ſind. Herr Andre hat wohl während dieſer 42 Jahre Einiges durch den Druck veröffentlicht, allein die Geſammtzahl wird ſich kaum auf 20 Stücke belaufen. Nachdem ſich Herr Andre unter keiner Bedingung zu irgend einer Mittheilung der gänzlich unbekannten Stücke herbeiließ, ſo iſt es natürlich, daß dieſe Letzteren auch in der Sammlung des Hrn. Aucks fehlen, obſchon er ein thematiſches Verzeichniß derſelben beſitzt, und daher in der genauen Kenntniß Alles desjenigen iſt, was Mozart überhaupt geſchrieben hat. Durch die Unterſtützung dieſes eifrigen Sammlers alles deſſen — was auf Mozart Bezug hat, ſind wir auch in die angenehme Lage geſetzt worden, den Verehrern des größten Tondichters ein ſyſtematiſch geordnetes ſummariſches Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen muſikaliſchen Schöpfungen hiermit vorzulegen, wie ſolches bisher noch nirgends geliefert wurde.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß alſo zuerſt dasjenige angeführt wird, was ſich in der Sammlung des Hrn. Aucks in Wien befindet, wo nämlich alle geſtochenen Werke, und ein großer Theil blos im Manuſcript vorkommen, ſodann aber bei jeder Gattung angegeben wird, wie viel Stücke hievon noch

als ganz unbekannt in Mozart's Nachlaß bei Andre in Offenbach enthalten ſind, beides zuſammen genommen gibt alsdann das vollſtändige Verzeichniß von W. Amad. Mozart's ſämmtlichen Compoſitionen.

I. Abtheilung.

Vocal-Muſik.

A. Compoſitionen für die Kirche.

1. Ganze Meſſen für 4 Singſt. und Instr. Begleitung
   und zwar: { 8 Stück aus C-dur, 1 „ „ B-dur, 1 „ „ D; 1 Stück aus F-dur, 1 „ „ G } 12 Stücke
2. Einzelne Kyrie für detto . . . . . 3 —
3. Große Litaneien für detto (B-dur — Es) . . 3 —
4. detto Vespern detto (C-dur) . . . 2 —
5. Einzelne Vesper-Pſalmen: Dixit Dominus . . } 2 —
   Laudate Domine . .
6. { Offertorien, Gradulien / Motetten, Hymnen } von Mozart als ſolche componirt, nicht von Verlegern arrangirt 4 —
7. Regina Coeli, für 4 Stimmen mit Instr. . . 2 —
8. Te Deum laudamus detto . . . 1 —
9. Tantum ergo etc. detto . . . 3 —
10. Salve Regina detto . . . 1 —
11. Requiem für detto . . . 1 —
12. Oratorium: Davide penitente . . . 1 —

Dieſes Stück iſt von Mozart, aus einzelnen Stücken (Kyrie und Gloria) ſeiner unvollendet gebliebenen C-moll-Meſſe, und Hinzufügung zweier neuen Arien zuſammengeſtellt worden. (1783.)

B. Opern.

1. **Mitridate, Re di Ponto (in 3 Atti). 1770. Milano.**
2. **Ascanio in Alba. Serenata in 2 Atti. 1771. detto.**
3. **Lucio Sylla. Drama in 3 Atti. 1772. detto**
4. **La finta giardiniera. Opera buffa in 3 Atti.** (München.)
5. **Idomeneo, Re di Creta. Seria in 3 Atti.**
6. Die Entführung aus dem Serail.
7. Der Schauſpieldirecter. Singſpiel in 1 Act. 1786.
8. **Figaro. Opera buffa in 2 Atti.**
9. **Don Giovanni, Op. semiseria in 2 Atti.**
10. **Così fan tutte. Op. buffa.**
11. Die Zauberflöte, in 2 Acten. Wien 1791.
12. **La Clemenza di Tito. Opera seria in 2 Atti.** Wien 1791.
13. **Zaide.** (Unvollendet.)

C. Einzelne Stücke, zu keinen Opern nicht gehörig:

1.	Ein Quartett zur ital. Operette: „La villanella rapita“	
2.	Ein Terzett } Es — Ag	
3.	Ein Duett in F für Sopran und Baß (für Schikaneder — zum Stein der Weisen — componirt).	
4.	Concert-Arien mit ital. Text für Sopran — mit Orch.	16 St.
5.	dette für Tenor Es . . .	1 —
6.	dette . Baß (Es, F, Bg) .	4 —
6½	Chöre zum Schauspiel: „König Thamos von Ägypten“	5 —
7.	Drei Maurer-Cantaten	4 —
8.	Dreistimmige Gesänge mit Clavier-Begleitung .	6 —
9.	Eine Auge für 3 Singstimmen	1 —
10.	Lieder für 1 Singstimme mit Clavierbegleitung .	33 —
11.	Canon's für mehrere Stimmen	23 —

II. Abtheilung.

Instrumental-Musik.

D. Sinfonien fürs ganze Orchester 23 Stücke,

(und zwar nach Tonarten zusammengestellt).

9	Stück aus	Bg	2	Stück aus	F-dur
5	— —	C-dur	1	— —	Ag
2	— —	B-dur	2	— —	Gg
2	— —	G-moll	2	— —	Es.

E. Stücke für's ganze Orchester:

1.	Mauriſche Trauer-Muſik	1 St.
2.	Introduction und Auge fürs Orcheſter . .	1 —
3.	Original-Märſche für's Orcheſter	6 —
4.	Menuetten ſammt Trios und Coda 10 Lieferungen	
5.	Deutſche dette 6 . .	—
6.	Contra-Tänze . . . . 2 . .	—

F. Serenaten oder Parthien für Blasinſtrumente.

1	Stück für 13	Blasinſtrumente . .	B-dur .	1 Stk.
3	Stk. für 8	dette	Es . .	3 —
6	Stk. für 6	dette	B, F, Es . .	6 —

G. Concerte für verſchiedene Inſtrumente:

1.	Für die Flöte mit Begleitung des Orcheſters		(Gg C)	2 Stk.
2.	Für die Clarinette	dette	Ag	1 —
3.	Für den Fagott	dette	B-dur	1 —
4.	Für's Horn	dette	Es-dur	3 —
5.	Für die Violine	dette	(Bg — Es-dur) .	2 —
6.	Einzelne Rondo's für die Violine mit Begleitung			3 —
7.	Für's Clavier mit Orcheſterbegleitung . .			21 —

8.	Für zwei Claviere mit Orcheſterbegleitung (Es)	1	St.
9.	Für drei Claviere dette (F-dur)	1	—

H. Quintetten für verſchiedene Inſtrumente:

1.	Für zwei Violinen, zwei Violen, Violoncell (in B)	2	—
2.	Für dette (in C-moll)	1	—
	(Urſprünglich eine Partbie für 10 Blaſeinſtrumente.)		
3.	Für zwei Viol. 2 Alt Violzll (G-moll)	1	—
4.	Für dette (Es)	1	—
5.	Für dette (C-dur, B)	2	—
6.	Für Clarinett. 2 Viol. Viola, Baß (As)	1	—
7.	Für oblig. Horn und dette (Es)	1	—
8.	Für Clavier, Oboe, Clarin., Horn, Fagott (Es)	1	—
9.	Für Harmonika und Blaseinſtrument (C-moll)	1	—

I. Quartetten für verſchiedene Inſtrumente.

1.	Für 2 Violinen, Viola, Violoncell	25	St.
2.	Für Flöte, Violin, Viola, Cello (Ges As)	2	—
3.	Für Oboe dette (F-dur)	1	—
4.	Für Clavier, Viol., Viola, Celle (G-moll, Es)	2	—
5.	Nocturnen für Streich Quartett (und 2 Corni)	3	—

K. Trio's und Duo's.

1.	Für Clavier, Violin, Violoncello	7	St.
2.	dette Clarinette, Viola (Es)	1	—
3.	Divertimento für Violine, Viola, Cello (oblig.)	1	—
4.	Duetten für Violine und Viola (oblig.)	3	—

L. Stücke für's Clavier mit und ohne Begleitung.

1.	Sonaten für Clavier mit Violine	42	St.
2.	Variationen für dette	2	Hfte.
3.	Sonaten für's Clavier allein	19	—
4.	Kleinere einzelne Stücke für dette	15	Ste.
5.	Variationen für's Clavier allein	18	—
6.	Stücke für's Clavier zu 4 Händen	8	—
7.	Stücke für 2 Claviere	2	—

Unter Mozart's Nachlaß

(vormal im Beſitz des Herrn Hofrathes Andre)

ſind folgende,

gänzlich unbekannte Werke vorhanden.

Ad A.

1. Vollſtändige Meſſen für 4 Singſtimmen und Inſtr.	6	St.
2. Einzelne Kyrie detto	3	—
3. Vollſtändige Litanei für detto .	1	—
4. Einzelne Fugen zu Litaneien a detto . .	3	—
5. Motetten, Hymnen, Gradulien ꝛc. a detto .	7	—
6. Geiſtliche Oratorien für Singſt. und Inſtr. .	3	—

Ad B.

1. Ganze vollſtändige Opern (italieniſch) . .	5	St.
2. Unvollendete Opern	2	—
3. Terzett	1	—

Ad C.

1. Arien für Sopran mit Orcheſterbegleitung .	13	St.
2. detto Alt	1	—
3. detto Tenor	4	—
4. detto Baß	3	—
5. Lied mit Mandoline-Begleitung . . .	1	—

Ad D.

Sinfonien für's Orcheſter (aus früherer Zeit) 21 Stück.

Ad E.

1. Entre-Acts zum „König Thamos" . . .	4	St.
2. Original-Märſche für's Orcheſter . . .	7	—
3. Verſchiedene Tanz-Muſik: als Menuetten, Deutſche, Quadrillen	12	Hefte

Ad F.

Serenaten-, Divertimento's für Blasinſtrumente . 6 St.

Ad G.

1.	Concerte für Clavier mit Orchester . .	4	St.
2.	detto für die Orgel mit Instrumentbegleitung	14	—
3.	detto für die Violine detto	4	—
4.	detto für Harfe und Flöte . . .	1	—
5.	detto für die Oboe detto . .	1	—
6.	detto fürs Horn detto . .	1	—

Ad H.

Große Divertimenti für Streich- und Blasinstrumente	7	—
1 Marsch für 5 Instrumente	1	—

Ad I.

Quartetten für 2 Violinen, Viola, Basso . .	3	—
Ein Notturno fürs 4fache Quartett und 8 Corni.		

Ad K.

Trio für 2 Violinen und Baß	1	St.

Ad L.

Sonate für Clavier zu 4 Händen	1	St.

JÄGER'S QUAL

Gedicht von Joh. Gab. Seidl

Musik von L. Hoven.

Allegro moderato.

Singstimme.

Horne in F.

Pianoforte.

Più lento

a tempo

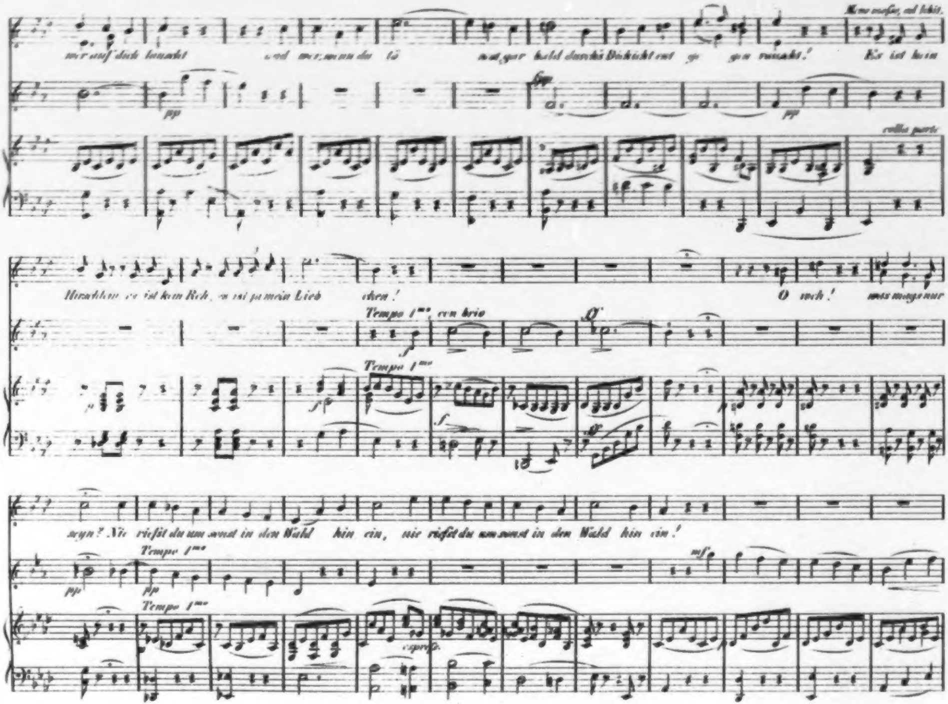
dolce

ten staccato

Auf, klinge, mein Horn durch den Wald, du weißt schon

stringendo

ri tar dando


Tempo 1mo, con brio
Tempo 1mo
colla parte
O weh!
seyn? Wie riefst du umsonst in den Wald hin ein, wie riefst du umsonst in den Wald hin ein!
espress.

Auf, klinge, mein Horn! hat vielleicht der Wind vor trü gen den

klang? und hat sie der Ton nicht er reicht, auf den sie schen harret, so bang?

Meno mosso, ad lib.

Vorbey du Hirschlein, vorbey du

colla parte

Reh; ich wart auf mein Lieb chen!

ritard.

Meno mosso ad lib.

O weh! was mag's nur seyn? Nie

Tempo 1mo

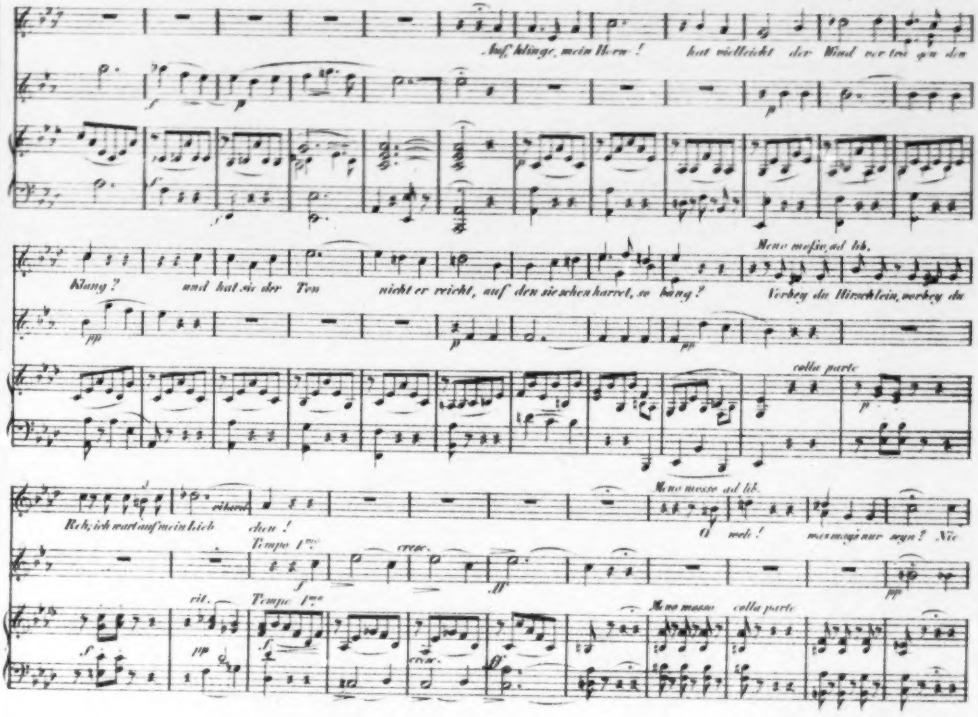
cresc.

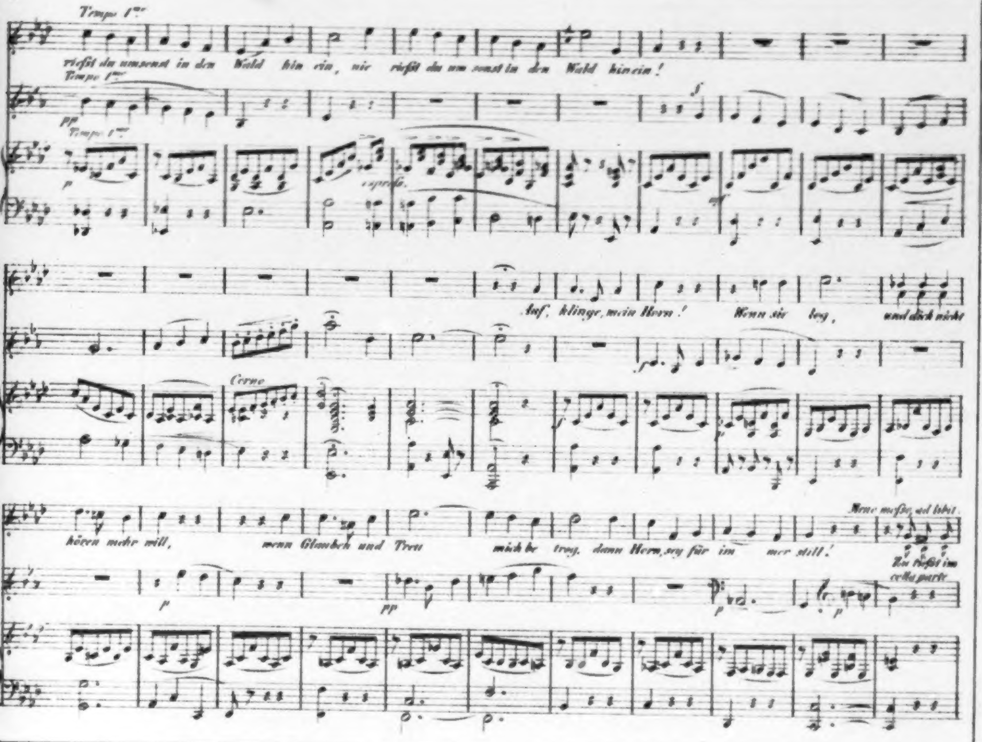
rit.

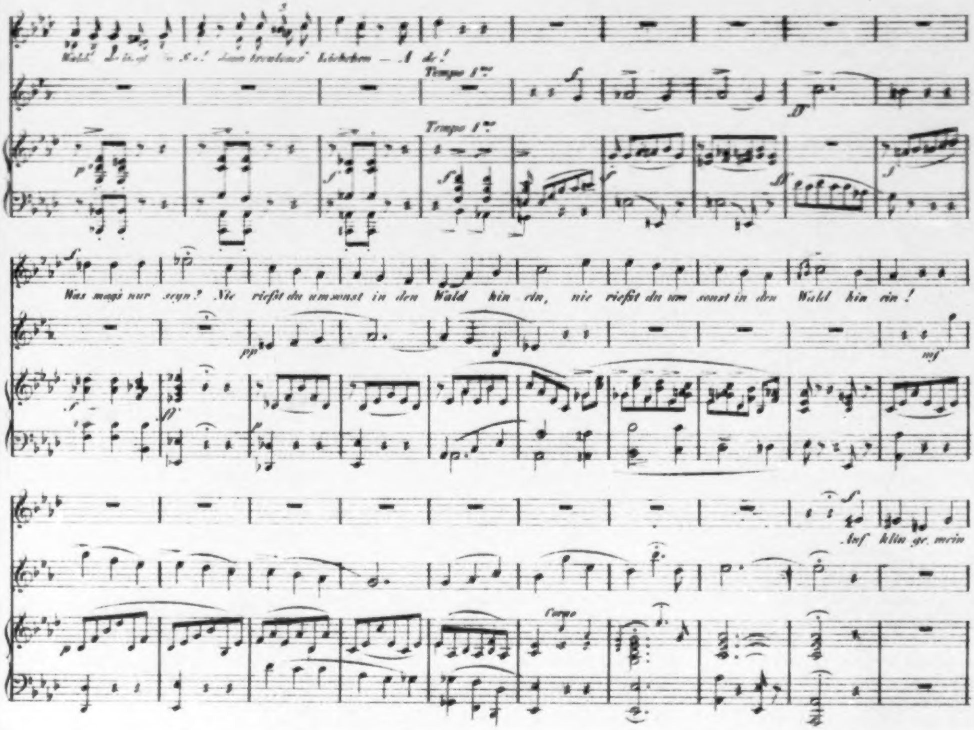
Tempo 1mo

cresc.

Meno mosso colla parte




Tempo Imo
riefst du umsonst in den Wald hin ein, wie riefst du um sonst in den Wald hinein!
pp
p
espress.
Auf, klinge, mein Horn! Wenn sie log, und dich nicht
Corno
hören mehr will, wenn Glauben und Treu mich be trog, dann Horn, sey für im mer still!
Meno mosso, ad libit.
pp


Tempo Imo
Tempo Imo
Was mag nur seyn? Nie riefst du umsonst in den Wald hin ein, nie riefst du um sonst in den Wald hin ein!
Corno

Horn durch den Wald! Horch, horch, was tö net zu rück? Es ist ih re Stim

me, die schallt! nicht täuschet mich Herz und Blick! Es ist kein Hirschlein, es ist kein Reh, es ist ja mein Lieb

ad lib.

cresc.

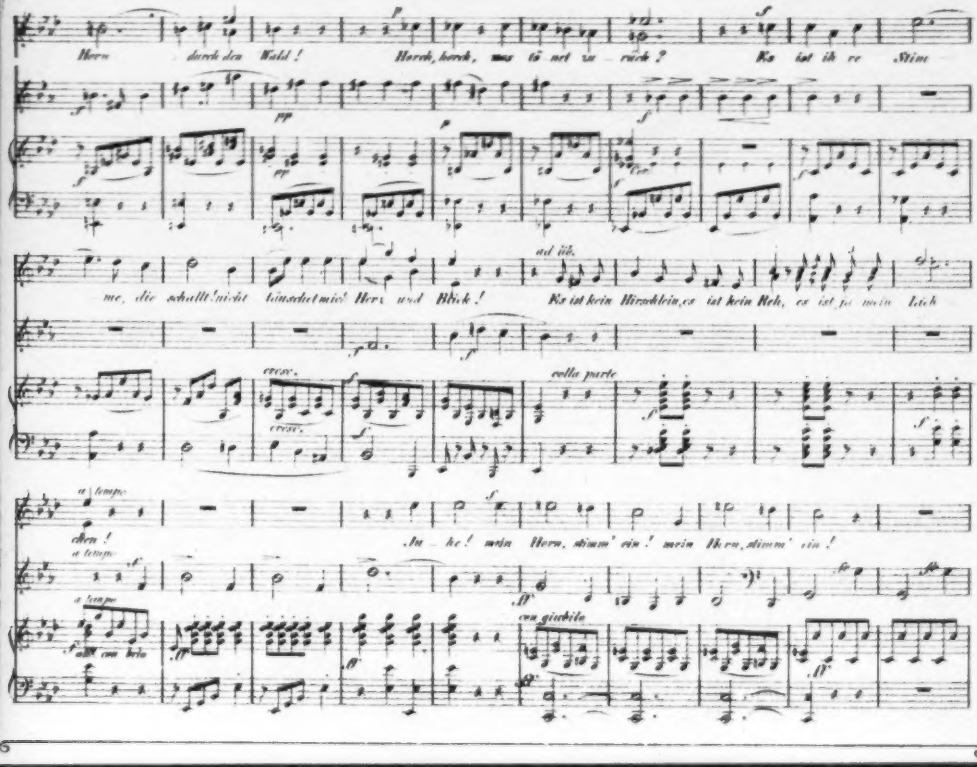
colla parte

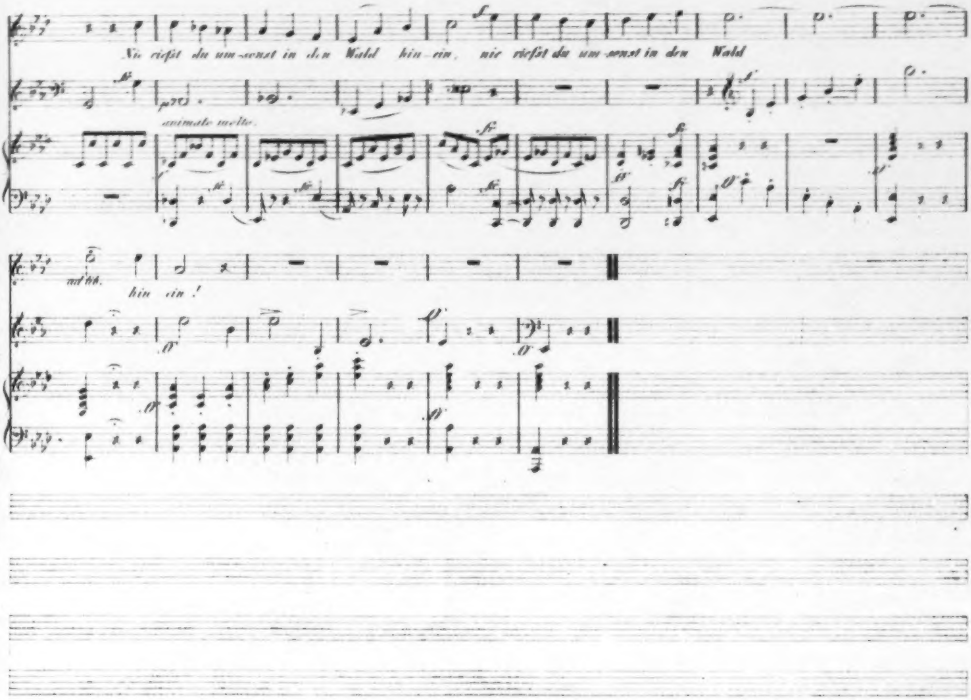
a tempo

chen! Ju he! mein Horn, stimm' ein! mein Horn, stimm' ein!

a tempo

con giubilo

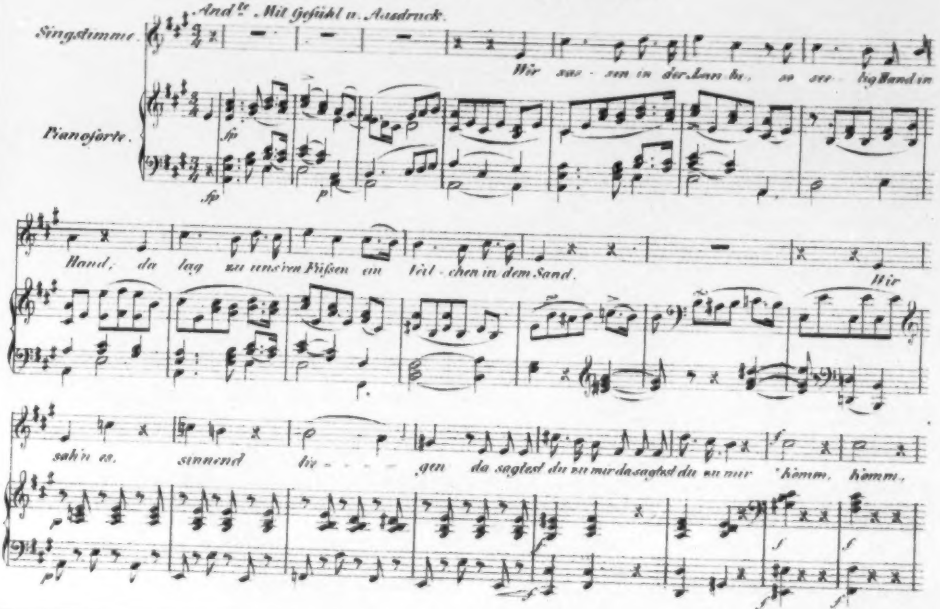


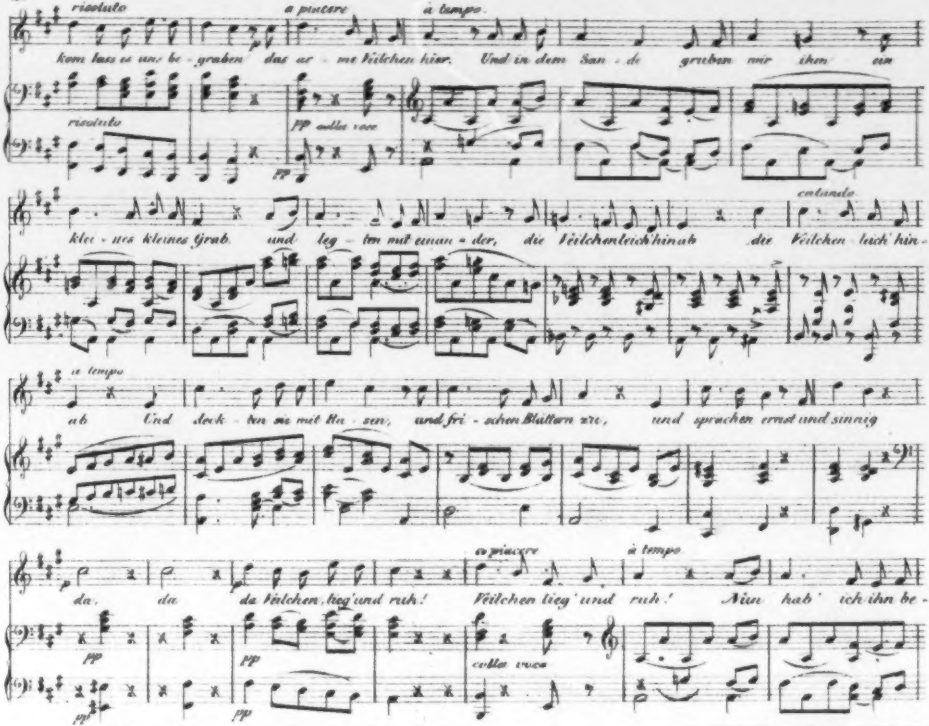

Nie riefst du um-sonst in den Wald hin ein, nie riefst du um-sonst in den Wald
animato molto.
rit tto.
hin ein!

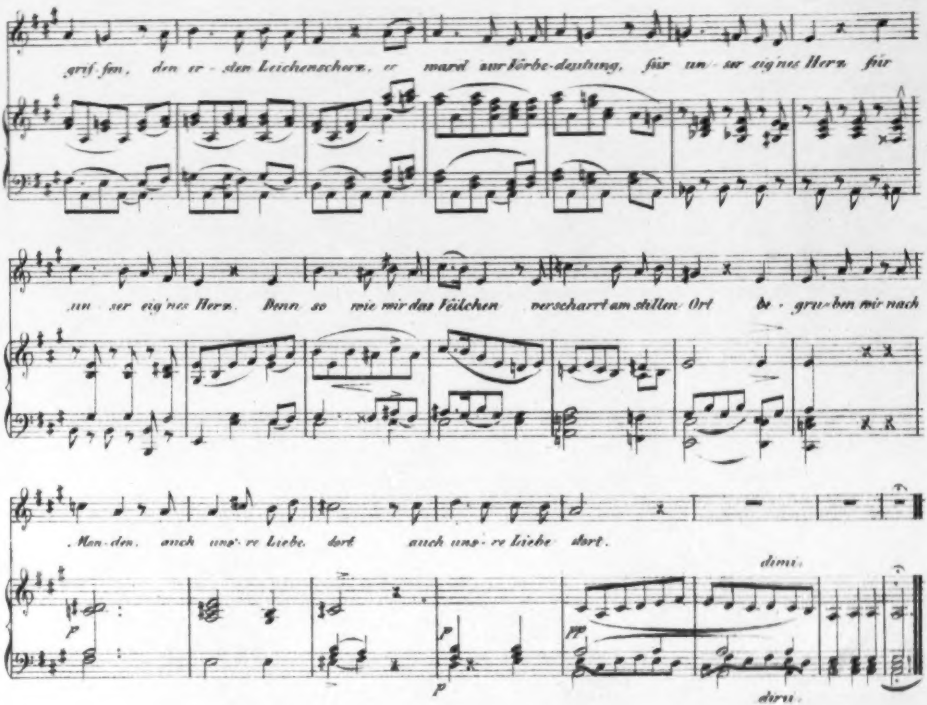
DIE VEILCHEN-LEICHE,

von J. G. Seidl.

Musick von Franz Seraphicus Holzl




risoluto
a piacere
à tempo.
kom lass es uns be - graben das ar - me Veilchen hier. Und in dem San - de gruben wir ihm ein
risoluto
pp colla voce
pp
klei - nes kleines Grab. und leg - ten mit einan - der, die Veilchenleich' hinab die Veilchen leich' hin -
calando.
a tempo
ab Und deck - ten sie mit Ra - sen, und fri - schen Blättern zu, und sprachen ernst und sinnig
p
da, da da Veilchen, lieg' und ruh! Veilchen lieg' und ruh! Nun hab' ich ihn be -
a piacere
à tempo
pp
pp
colla voce
pp
pp

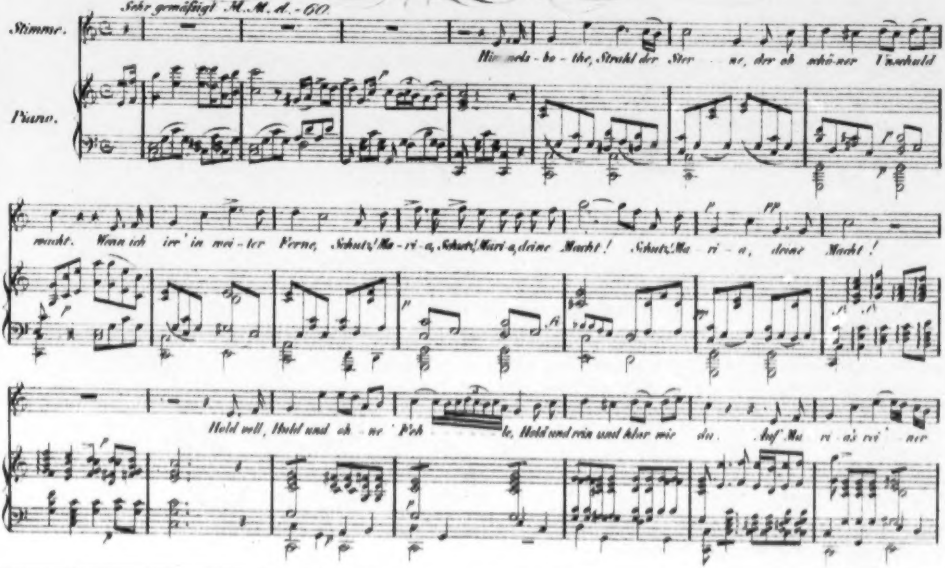

grif-fen, den er-sten Leichenscherz, er ward zur Vorbe-deutung, für un-ser eig'nes Herz für
un-ser eig'nes Herz. Denn so wie wir das Veilchen verscharrt am stillen Ort be-gru-ben wir nach
Man-den, auch uns're Liebe dort auch uns're Liebe dort.

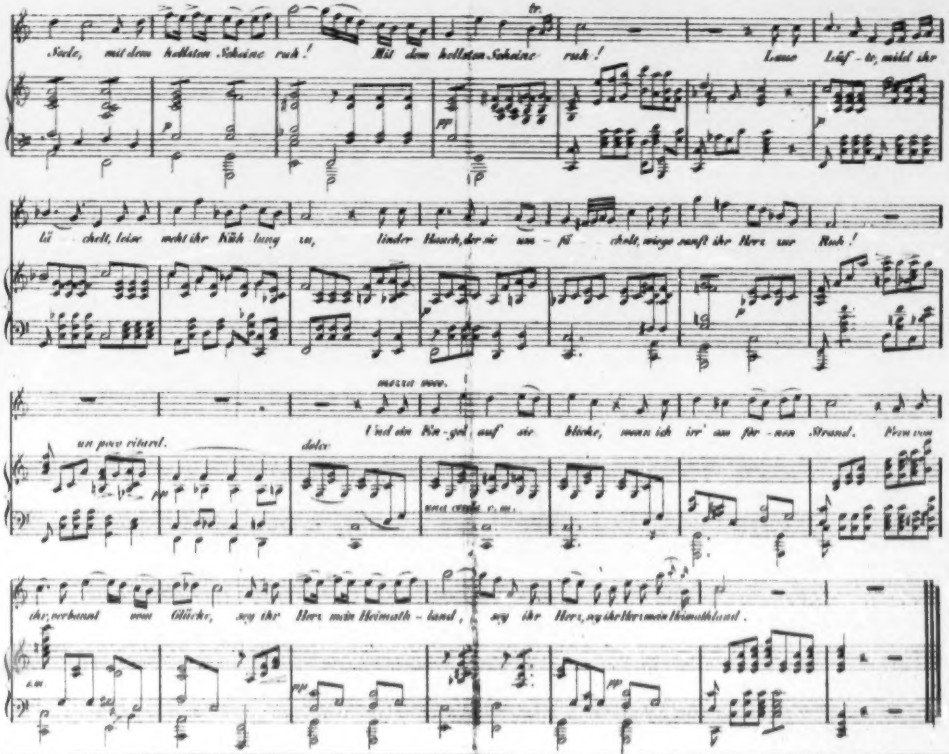
Beitrag für den Orpheus, 1842.

FÜR MARIA

Gedicht von Robert Burns.

Musik von Anton Hackel.





Seele, mit dem hellsten Scheine ruh! Mit dem hellsten Scheine ruh! Laue Lüf - te, mild ihr

lä - chelt, leise weht ihr Küh - lung zu, linder Hauch, der sie um - fä - chelt, wiege sanft ihr Herz zur Ruh!

mezza voce.

Und ein En - gel auf sie blicke, wenn ich irr' am fer - nen Strand. Fern von

un poco ritard. dolce

una corda c. m.

ihr, verbannt vom Glücke, sey ihr Herz mein Heimath - land, sey ihr Herz, sey ihr Herz mein Heimathland.

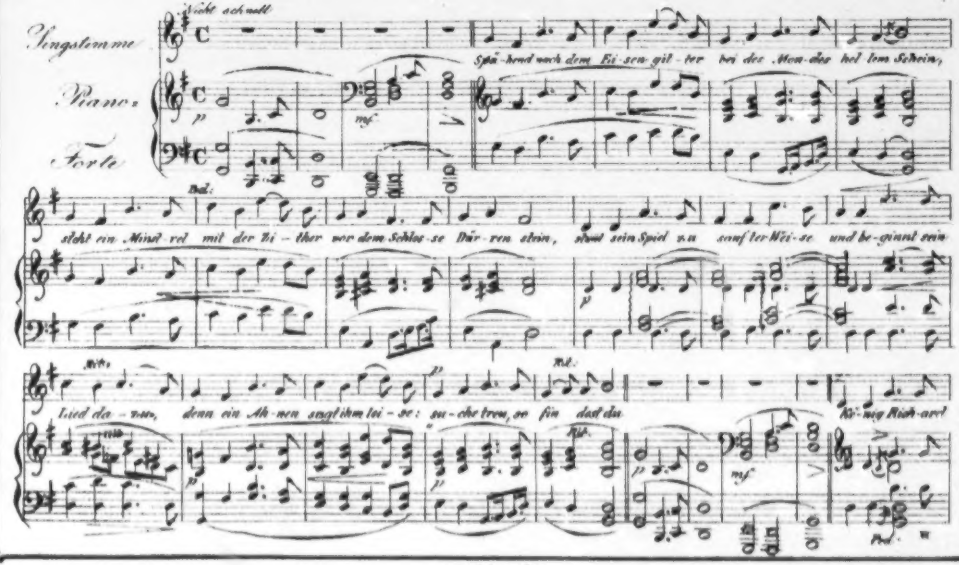
c. m.

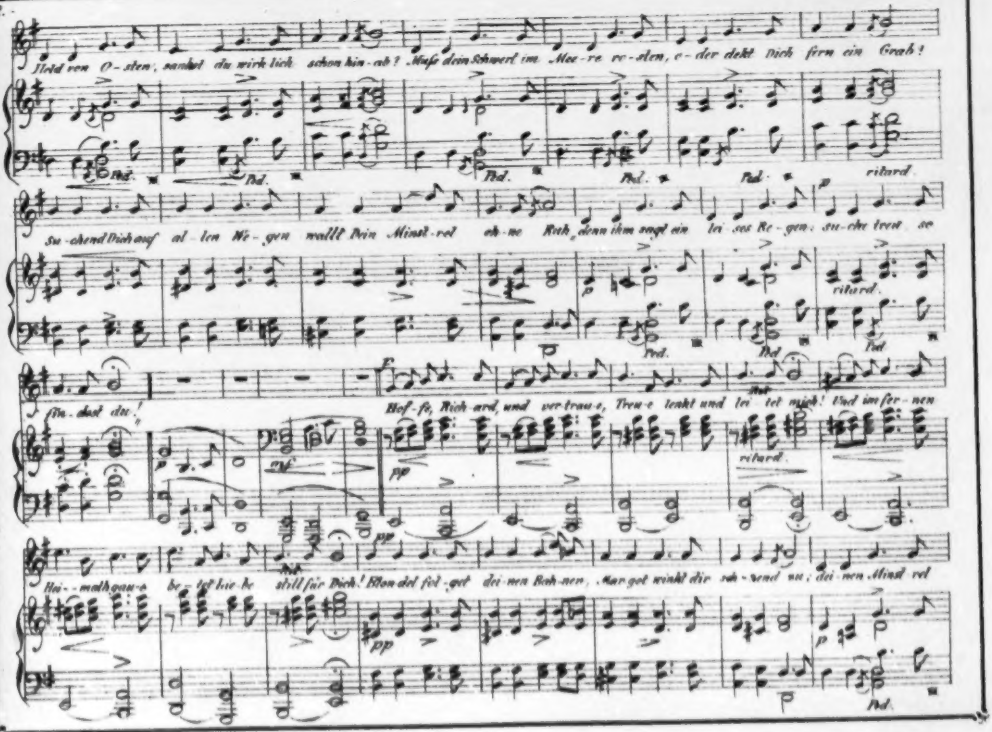
Beitrag für den Orpheus 1842

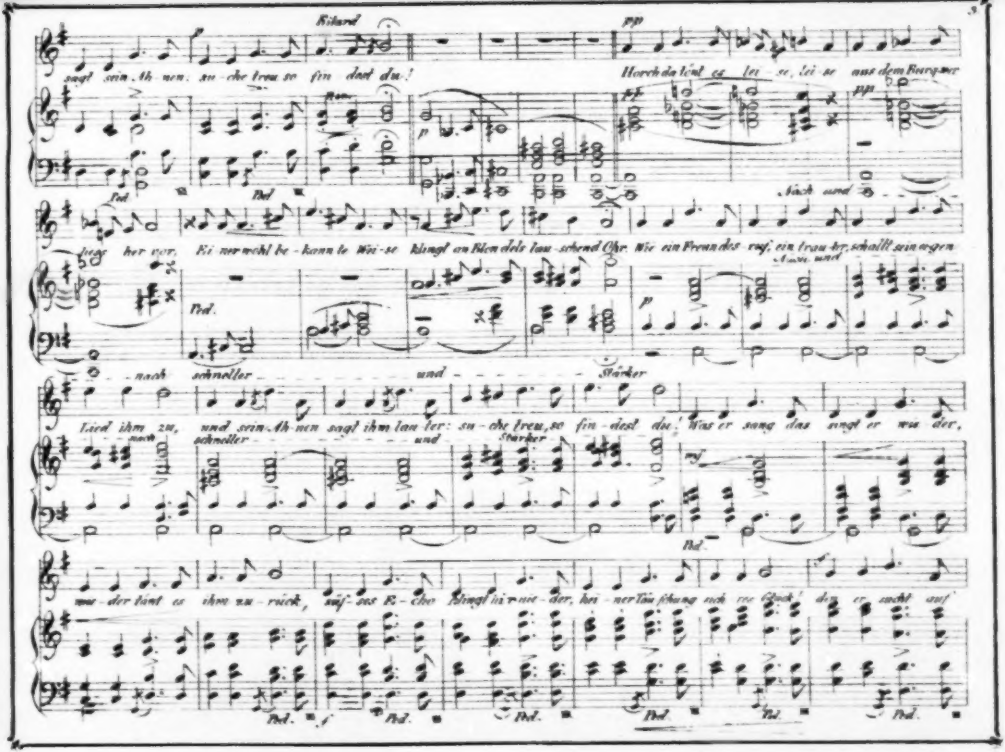
Blondels Lied

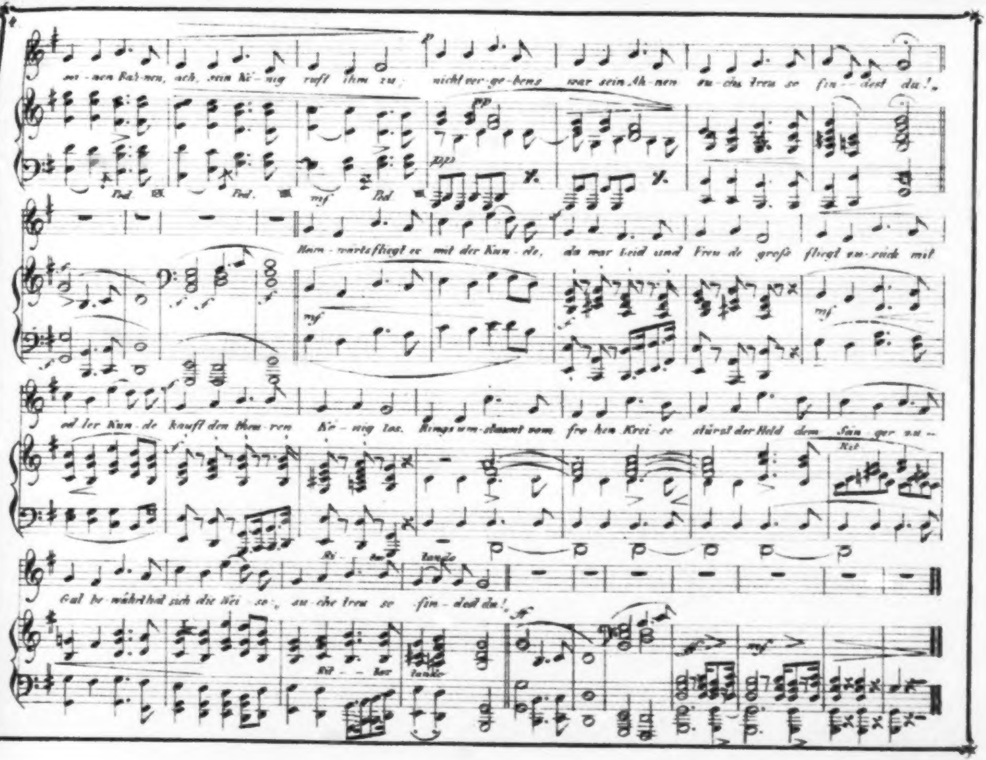
von J. G. Seidl.

Musik von Robert Schumann.




2.
Held von O-sten, sankst du wirklich schon hin-ab? Muß dein Schwert im Mee-re ro-sten, o-der dekt Dich fern ein Grab!
Su-chend Dich auf al-len We-gen wallt Dein Minst-rel ohne Ruh, denn ihm sagt ein lei-ses Re-gen: su-che treu, so
fin-dest du!
Hof-fe, Rich-ard, und ver-trau-e, Treu-e lenkt und lei-tet mich! Und im fer-nen
Hei-math gau-e be-tet Lie-be still für Dich! Blon-del fol-get dei-nen Bah-nen, Mar-got winkt dir sch-wend nu; dei-nen Minst-rel
ritard.
Ped.


Ritard
pp
sagt sein Ah nen: zu - che treu so fin dest du!
Horch da klingt es lei se, lei se aus dem Berg er
pp
Ped
Ped
p
Stark und
dring her vor. Ei wer wohl be - kannte Wei - se klingt an dem edle lau - schend Ohr. Wie ein Freundes ruf, ein trau - ter, schallt sein ergen
Stark und
Ped.
p
- nach schneller und Stärker
Lied ihm zu, und sein Ah nen sagt ihm lau ter: zu - che treu, so fin - dest du! Was er sang das singt er wie der,
nach schneller und Stärker
ruf
Ped.
wie der tönt es ihm zu - rück, auf - jau chzt Echo klingt hier wie - der, hin - ter Tür schung sich ver Glück, dem er sucht auf
Ped. f Ped. Ped. Ped. Ped. Ped.

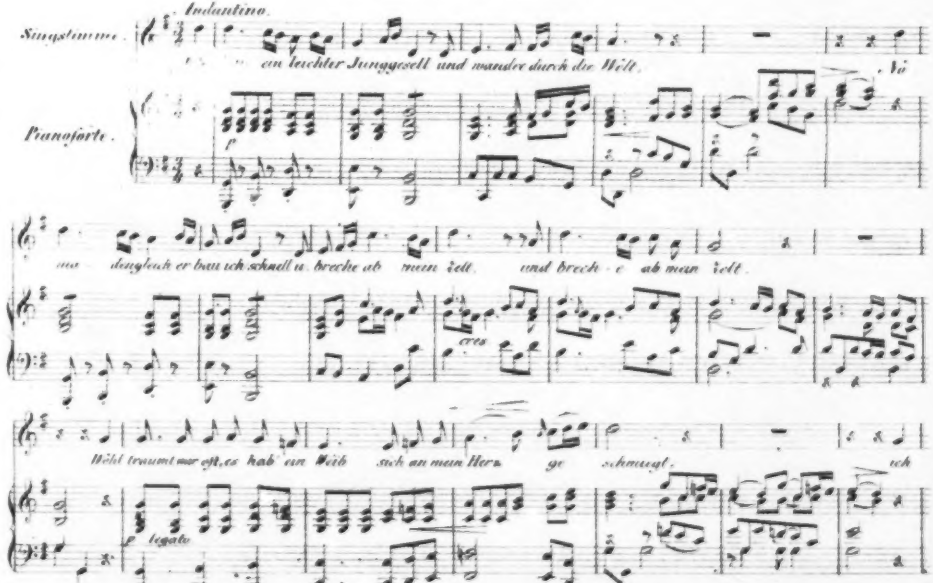


8
...nen Bahnen, ach, sein König ruft ihm zu; nicht vergebens war sein Ahnen suche treu so findest du!
Heimwärts fliegt er mit der Kunde, da war Leid und Freude große fliegt zurück mit
edler Kunde kauft den theuren König los. Rings umsäumt vom frohen Kreise stürzt der Held dem Sänger zu –
Gut bewährt hat sich die Weise, suche treu so findest du!
Ped.
mf
pp
Rit.
Ritardando
ff

DER JUNGGESELL.

von Gustav Pfizer.

Componirt von Lorme.



hab im süßen Zeitvertreib ein holdes Kind ge wiegt. Doch weg den Traum ich

a tempo

rit.

dim

bin er wacht! er hat gar lang ge währt. so lang, daß er bei Tag und Nacht mir

espressivo

ritard

p a tempo

im mer wiederkehrt mir im mer wiederkehrt mir im mer wie der-keht. der Ausgang liegt mir stets im

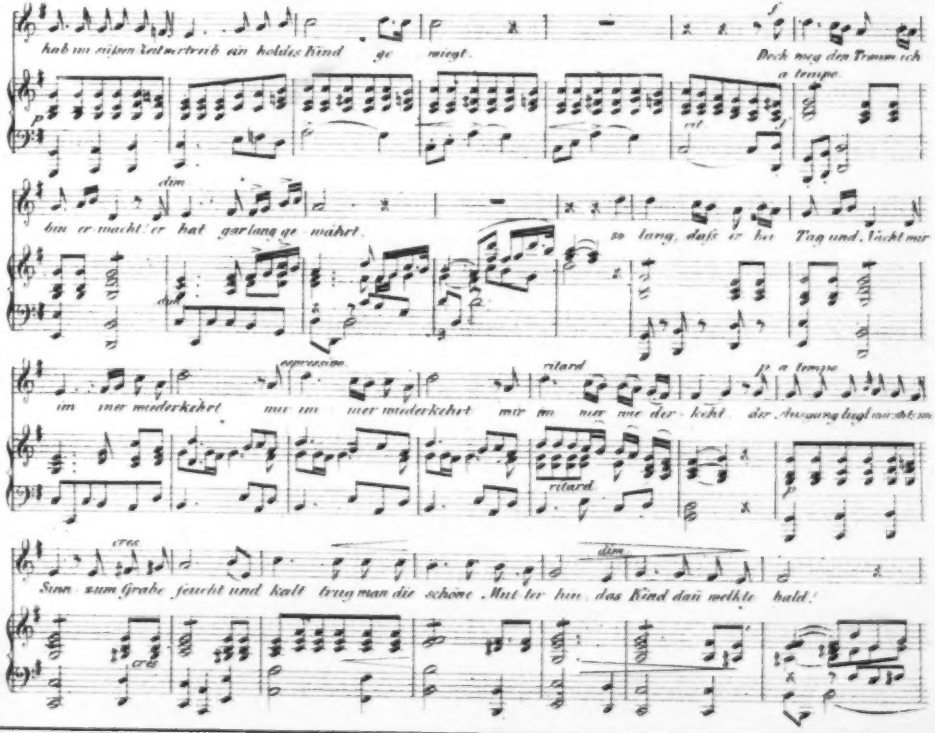
ritard

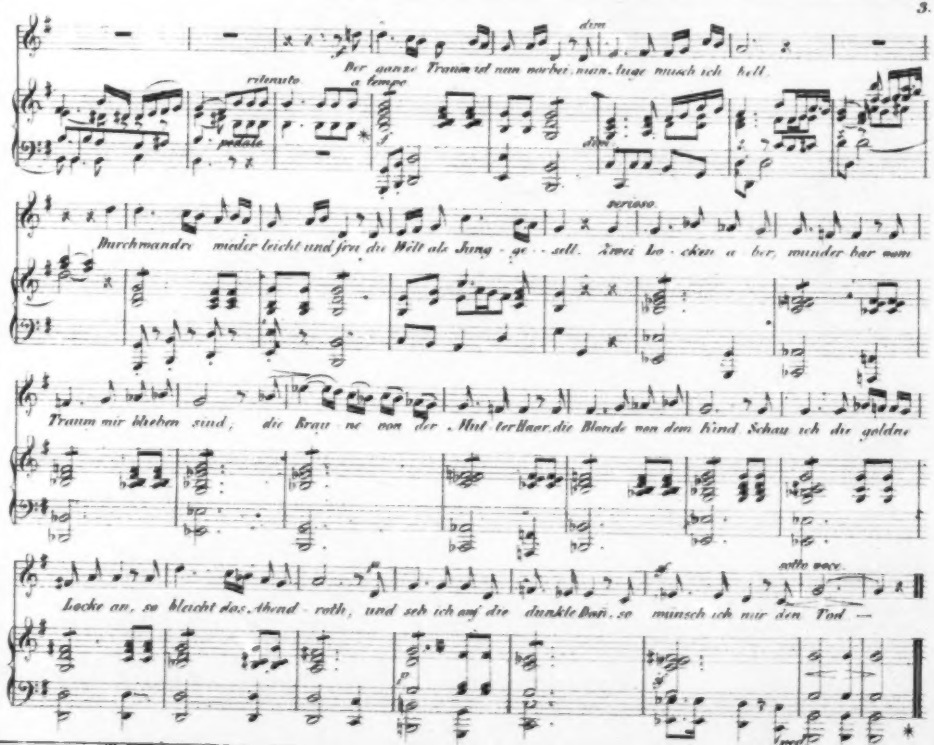
cres

dim

Sinn zum Grabe feucht und kalt trug man die schöne Mut ter hin, das Kind dau welkte bald!

cres



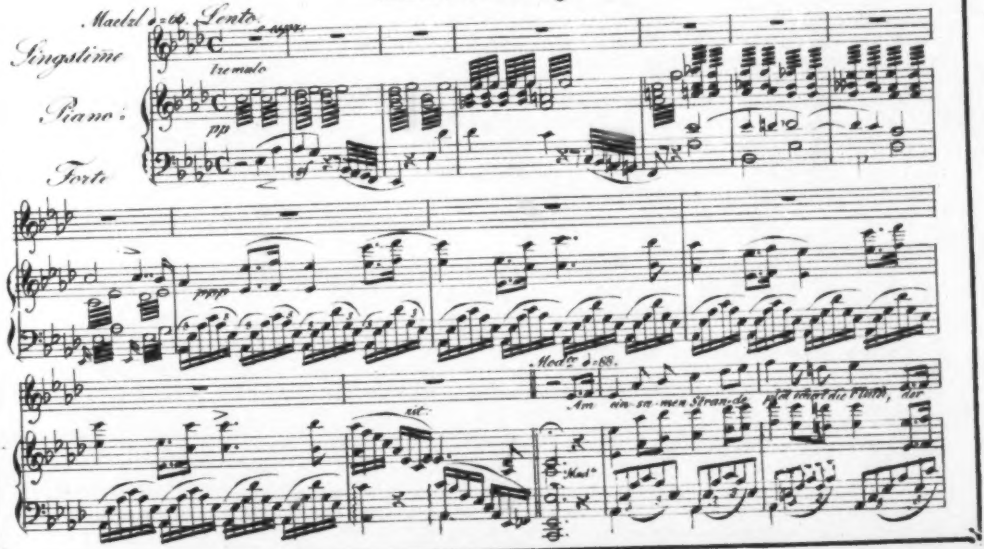

dim
Der ganze Traum ist nun vorbei, nun luge musch ich hell.
ritenuto
a tempo
pedale
dim
serioso
Durchwandre wieder leicht und frei die Welt als Jung - ge - sell. Zwei Lo - cken a - ber, wunder bar vom
Traum mir blieben sind; die Brau - ne von der Mut - ter Haar, die Blonde von dem Kind. Schau ich die goldne
sotto voce
Locke an, so bleicht das Abend - roth, und seh ich auf die dunkle Dan, so wünsch ich mir den Tod —

Beitrag für den Orpheus 1842.

DIE NIXEN.

Gedicht von H. Heine.

Musik v. C.G. Reifsiger.



Gedr. bei M. Trenn in Wien.

Mond ist auf - ge - - gan - - gen, auf weis - ser Hü - ve der Rit - ter ruht von süs - sen Träu - men um -

fan - - gen

colla

pp

Ped. ppp

ritard.

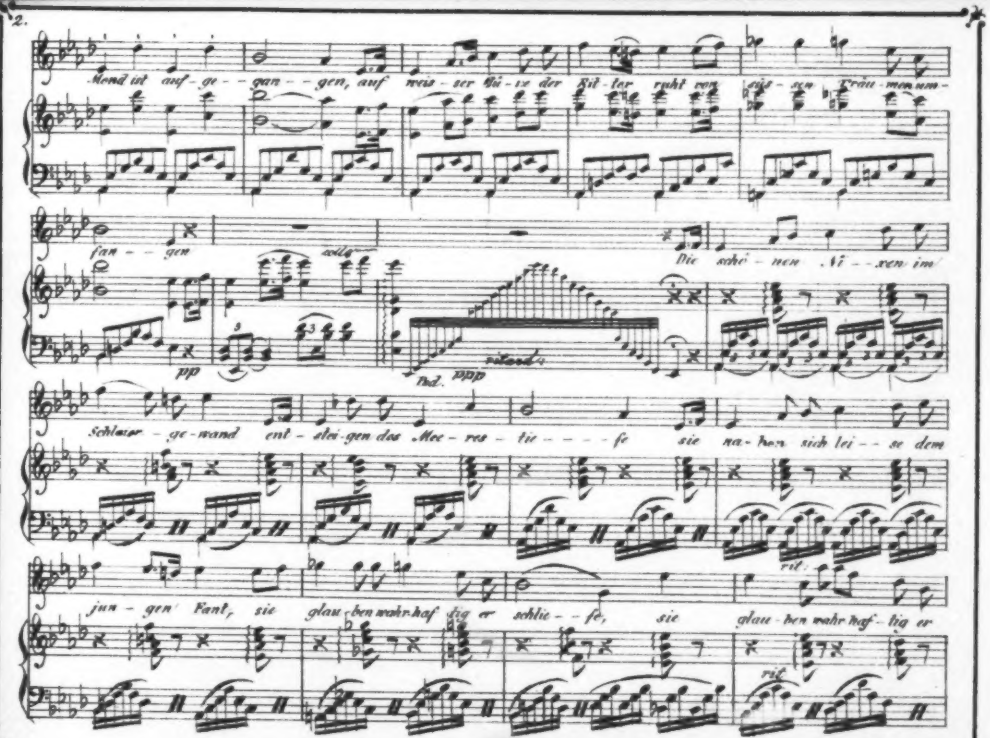
Die schö - nen Ni - - xen im

Schleier - ge - wand ent - stei - gen des Mee - res - tie - - - - fe sie na - ben sich lei - - se dem

rit.

jun - gen Fant, sie glau - ben wahr - haf - tig er schlie - - fe, sie glau - ben wahr - haf - tig er

rit.



All° mod^to ♩ = 72.

schlie - - - - - - - - - - - fe die ei - ne be - tas - tet mit Neu - be - gier die

ritard: decres: pp

Fe - dern auf sei - nem Ba - ret - te, die an - de - re nes - telt am Ban - de - lier

und in der Waf - fen - ket - te

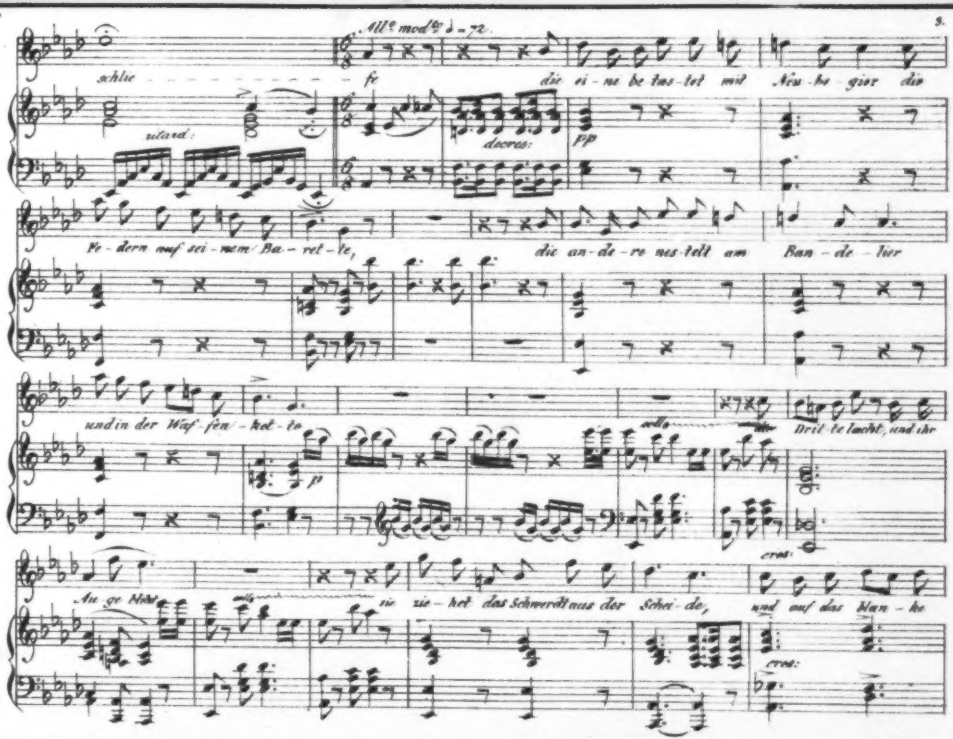
p

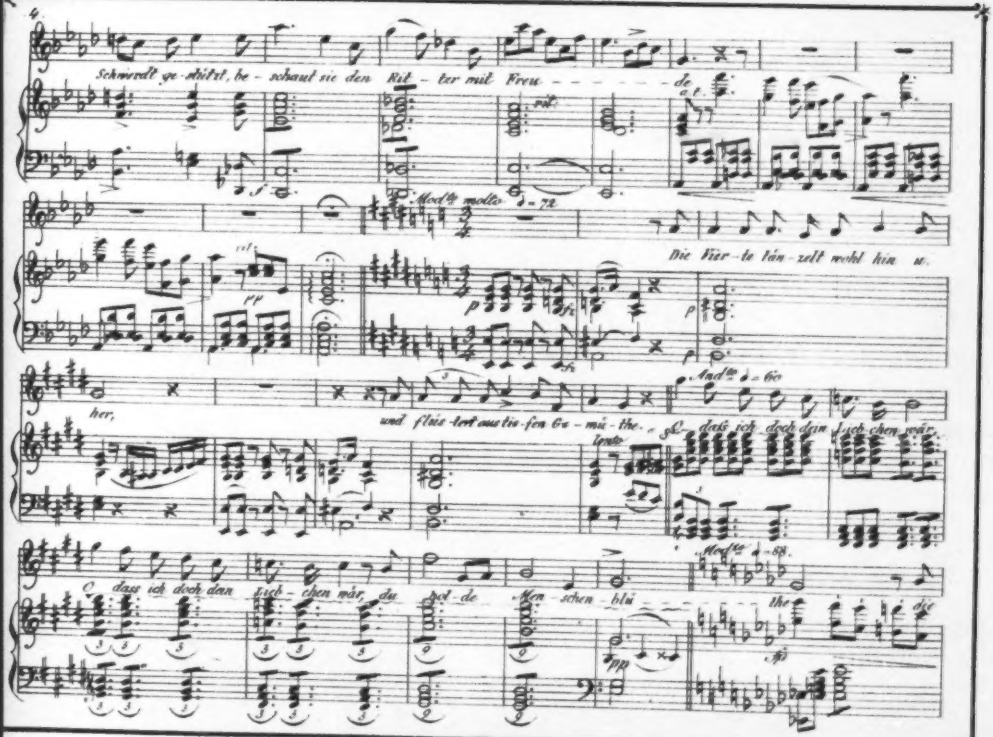
Drit - te lacht, und ihr

cres:

Au - ge blitzt sie zie - het das Schwerdt aus der Schei - de, und auf das blan - ke

cres:





Schwerdt ge-stützt, be-schaut sie den Rit-ter mit Freu - - - - - - - de

rit.

a t.

Mod^to molto ♩= 72

Die Vier-te tän-zelt wohl hin u.

rit.

pp

p

fz

her,

und flüs-tert aus tie-fen Ge-mü-the.

lento

Andte ♩= 60

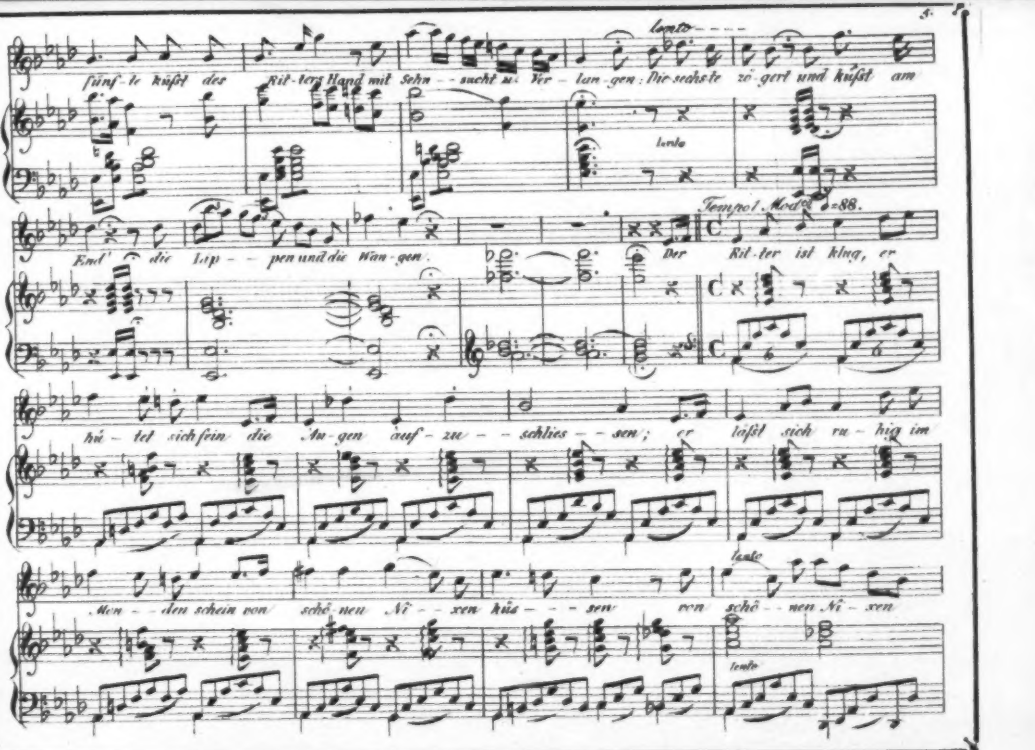
O dass ich doch dein Lieb-chen wär,

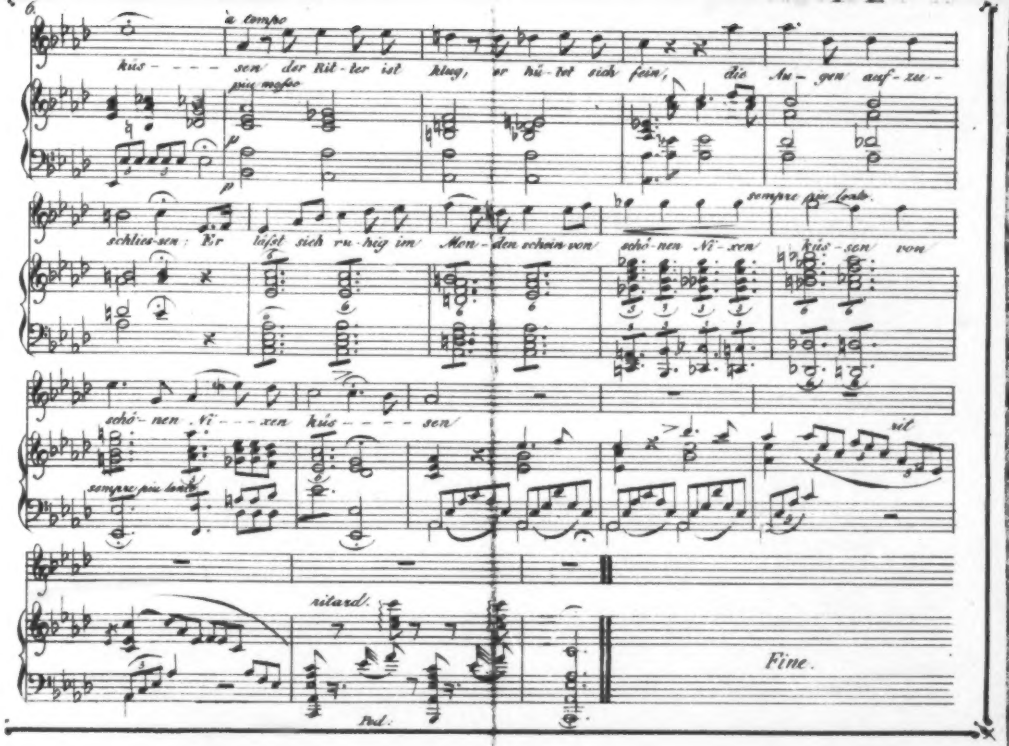
Mod^to ♩= 88.

O dass ich doch dein Lieb-chen wär, du hol-de Men-schen-blü - - - - - - - the die

pp

fp


lento
fünf-te küßt des Rit-ters Hand mit Sehn-sucht zu Ver-lan-gen: Die sechs-te zö-gert und küßt am
lento
Tempo I. Moderato ♩=88.
End' die Lip-pen und die Wan-gen.
Der Rit-ter ist klug, er
hü-tet sich fein die Au-gen auf-zu-schlies-sen; er läßt sich ru-hig im
lento
den schein von schö-nen Ni-xen küs-sen von schö-nen Ni-xen
lento


à tempo
küs - - - - sen der Rit - ter ist klug, er hü - tet sich fein, die Au - gen auf - zu -
più mosso
p
p
schlies - sen: Er läßt sich ru - hig im Mon - den schein von schö - nen Ni - xen küs - sen von
sempre più lento
schö - nen Ni - - - xen küs - - - - sen
sempre più lento
rit
ritard.
Fine.
Ped.